Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertachtundsechzigster Band

43. Jahrgang : 1919 : Januar – März

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. J. Steinacker. | München — Berthold Sutter. | Berlin W. 10 | Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. | Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. | Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. | Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zurich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 168. Bandes: Januar / Februar / März 1919

Seite

Seite

Gedichte:

Rundschauen:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

NORD UND SÜD

Oskar Vogt

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des
Professors Dr. Oskar Vogt.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig
E. F. Steinacker.

München
Berthold Sutter.

Berlin W. 10

Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Kopenhagen
Erslev & Hasselbalch

Stockholm
C. E. Fritze, Librairie Royale.

Christiania
Jacob Dybwad Buchhdlg.

Konstantinopel
Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 168. Heft 532. Januar 1919.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Die europäische Staatengesellschaft.

Unter krampfhaften Zuckungen windet sich die europäische Staatengesellschaft zum Licht empor. Ihre Ideologie weist tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein. In meiner Schrift „Das Ideal des ewigen Friedens und die soziale Frage" vom Jahre 1896 habe ich die Logik der sozialen Entwicklung zu kennzeichnen versucht, die langsam und auf scheinbaren Umwegen dem Endziele einer friedlichen Verständigung unter allen Kulturvölkern des Erdenrundes entgegenstrebt. Die Logik der Geschichte, die sich jetzt unserem Auge offenbart, zeigt ein offensichtliches Lossteuern auf einen kommenden dauernden Völkerfrieden auf, wie ich S. 13 der genannten Schrift einläßlich dargetan habe.

Neben den indirekten Anzeichen eines sich allmählich vorbereitenden Völkerfriedens treten vom 17. Jahrhundert an umfassend angelegte Pläne zum bewußten Ausbau des ewigen Friedens hervor. Weltreligion, Weltmoral und Weltrecht arbeiten je in ihrer Weise nur mittelbar diesem Plane vor, sofern sie auf dem Umwege der Kanzeln, Katheder und Parlamente auf die denkende Menschheit erziehlich einwirken, um dieser nach und nach durch kirchliche Dogmen, philosophische Lehrmeinungen und soziale Gesetzgebung den Gedanken des ewigen Friedens zu suggerieren. Lauter und eindringlicher indes ist die Sprache der geschichtlichen Tatsachen. Politische Konstellationen der Völker vermögen unter Umständen der Menschheit mit einem einzigen gewaltigen Ruck Wahrheiten urplötzlich zum Bewußtsein zu bringen, zu welchen sie auf dem Umwege der Religion, Moral und des Rechts vielleicht erst nach jahrhundertelanger Erziehung gelangt wäre. Ein Alexander, Cäsar, Konstantin, Karl der Große u. a. vollziehen in den Anschauungen ihrer Mitwelt plötzliche Wandlungen, welche die stille Maulwurfsarbeit abstrakter Theorien im günstigsten Falle erst nach Generationen zu vollbringen vermöchte.

So hätten die in einsamer Denkerklause entstandenen Kriegs- und Völkerrechtsgedanken eines Gentilis und Grotius wohl kaum die Welt so schnell erobert, wenn nicht die Logik der politischen Tatsachen ihnen zu Hilfe gekommen wäre. Der Dreißigjährige Krieg, unter dessen erschütternden Wehen das Völkerrecht geboren worden ist, sollte sogleich die Probe auf das von Grotius aufgestellte Exempel geben. Denn der Westfälische Friede, den die materiell und geistig erschöpften Völker geschlossen, ist, völkerpsychologisch verstanden, nichts Geringeres, als der erste Versuch einer europäischen Staatengesell-

schaft. Daß dieser erste Versuch auf die Dauer gescheitert ist, ändert an der Tatsache nichts, daß in diesem Friedensschluß das politische Modell eines die gesamte Christenheit umfassenden, den ewigen Frieden der christlichen Völker bewußt anstrebenden Bundes enthalten ist.

So brüchig und unhaltbar bei dem damaligen Stand der politischen Erziehung der Völker dieser Friedensschluß auch gewesen sein mag, so hat er doch schon durch seine bloße Existenz die theoretischen Erörterungen über die Möglichkeit eines Weltfriedens mächtig gefördert. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist es bereits zum Lieblingsthema juristischer Disputationen geworden, ob und durch welche Mittel man den jetzigen Landfrieden der einzelnen Staaten zu einem alle christlichen Völker umfassenden Weltfrieden ausweiten könnte. Wie tief der Gedanke des ewigen Friedens im 17. Jahrhundert bereits Wurzel gefaßt hatte, erhellt u. a. aus dem grandios angelegten Weltfriedensplan, den man an der Schwelle des 17. Jahrhunderts bereits Heinrich IV. angedichtet hat. Danach habe Heinrich IV. nichts Geringeres beabsichtigt, als „die christlichen Gemeinwesen Europas — vorerst mit Ausschluß Rußlands — in den Rahmen von sechs erblichen Monarchien, sechs Wahlreichen und drei Republiken zu einem unauflöslichen Staatenbunde zu vereinen und die so geschaffene „générale république très chrétienne" der Oberleitung eines Bundesrates zu unterstellen." Ja, man traute ihm sogar zu, er habe Freiheit und Gleichheit als die erste Grundlage einer dauernden Verständigung erkannt und daher eine gleichmäßige Duldung aller christlichen Konfessionen vorgesehen, sowie die Herstellung eines ungefähren Machtgleichgewichts der europäischen Staaten ins Auge gefaßt.

Ob diese Friedensideen von Heinrich IV. wirklich konzipiert worden sind — eine Tradition, die man noch im vorigen Jahrhundert ohne jeden kritischen Skrupel hinnahm — oder ob sie ein bloßes Hirngespinst seines Ministers, des Herzogs von Sully, ist, wie man heute seit den Forschungen Moritz Ritters, Philippsons und Kükelhaus' anzunehmen geneigt ist, ändert an der Tatsache nichts, daß das Problem des ewigen Friedens schon im 17. Jahrhundert in der Luft lag. Hat Heinrich IV. diesen Plan auch nicht gehegt, so hat doch die unmittelbare Nachwelt an diesen seinen angeblichen Plan treuherzig geglaubt und ihn dafür in Sage und Dichtung mit dem Glorienschein eines Friedensheiligen umgeben. Wie reif muß also dieser Gedanke im geistigen Milieu des 17. Jahrhunderts bereits gewesen sein, wenn man da den Plan eines ewigen Friedens nicht etwa als Ausgeburt von Fieberphantasien — Thomas Münzer und Johann von Leyden redivivus — verlachte, sondern als hehre Offenbarung eines begnadeten Kopfes verherrlichte. Es verschlägt dabei wenig, daß dieser Plan vielleicht in seinem ganzen Umfange nur dem Kopfe des Herzogs von Sully entsprungen zu sein scheint. Schon daß ihn dieser fassen konnte, ist Beweis genug, daß die geistige Atmosphäre in der ersten Hälfte des 17. Jahr-

hunderts nicht bloß geeignet war, solche Pläne zu zeitigen, sondern daß sie die denkende Menschheit bereits soweit bearbeitet hatte, diese an die Möglichkeit der Verwirklichung eines so kühnen Planes glauben zu machen.

Fügen wir noch hinzu, daß die Memoiren Sullys 1634, also ein gutes Jahrhundert nach den irenischen Schriften des Erasmus, ein Jahrzehnt nach dem Grundwerk von Grotius und fast ein halbes Jahrhundert nach dem des Gentilis erschienen sind, so glauben wir die Erklärungsgründe aufgedeckt zu haben, auf welchem Wege Sully zu seinem Plane gelangt sein mag, und weswegen er eine gläubige Leserschaft für diesen Plan bereits vorgefunden hat.

Der angebliche Weltfriedensplan Heinrichs IV. verschwindet nicht mehr von der literarischen Tagesordnung. So veröffentlicht der Engländer William Penn im Jahre 1693 seine Abhandlung über den gegenwärtigen und künftigen Frieden in Europa. Und an der Schwelle des 18. Jahrhunderts — nach dem Abschlusse des Utrechter Friedens — läßt der Abbé de St. Pierre sein bekanntes dreibändiges Werk unter dem Titel „Entwurf zur Herstellung des ewigen Friedens" erscheinen, nachdem es bereits einige Jahre vorher als Manuskript von Hand zu Hand gewandert war.

Daß auch der ehrwürdige Abbé sich veranlaßt findet, seinen Weltfriedensplan Heinrich IV. in den Mund zu legen und das plumpe Märchen zu erfinden, er habe die Denkwürdigkeiten Heinrichs IV., zufällig im Garten grabend, in einem Bleikasten verschlossen aufgefunden und nur wenig aus Eigenem hinzugefügt, weist zur Genüge, daß die Legende vom Weltfriedensplan Heinrichs IV. noch im 18. Jahrhundert verbreitet genug war, um dem vorsichtigen Abbé als Rückendeckung zu dienen.

Aus den grundlegenden 12 Friedensartikeln des Abbé St. Pierre seien hier diejenigen herausgegriffen, die auch unabhängig von Ort und Zeit ihrer Entstehung, Geltung haben.

1. Sämtliche christliche Staaten Europas vereinigen sich zu einem ewigen Friedensbunde unter wechselseitiger Garantie ihrer Territorial-Rechte und in dem Bestreben, womöglich auch mit dem mohamedanischen Fürsten ein dauerndes Offensiv- und Defensivbündnis herbeizuführen. Dieser Bund wird durch einen ständigen Senat oder Kongreß in einer freien Stadt vertreten sein.

2. Der Bund mischt sich nicht in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Mitgliederstaaten ein, außer zur Aufrechterhaltung der Verfassungsform und zur Niederwerfung von Aufständischen, die mit Todesstrafe und Vermögensentziehung zu belegen sind.

4. Alle Gebietsveränderungen sind in Europa für die Zukunft vollkommen ausgeschlossen, und zwar nicht bloß als Folge von Eroberungen, sondern auch von Schenkungen, freiwilligen Abtretungen, Erwählungen und Erbschaften innerhalb der beteiligten Dynastien.

7. Die Bundesvertretung sorgt für den Abschluß allgemeiner und besonderer Handelsverträge unter den Nationen und errichtet in den hauptsächlichsten Verkehrsplätzen Handelskammern und internationale Handelsgerichte zur Entscheidung aller Streitsachen über zehntausend Franks. Die Ausrottung von gefährlichen Gaunern, Dieben, Seeräubern wird nötigenfalls mit gemeinsamen Mitteln und auf gemeinschaftliche Kosten betrieben.

8. Kein Souverän ergreift die Waffen, außer zur Bekämpfung derjenigen, die als Feinde der europäischen Gesellschaft geächtet wurden. Alle Staatsstreitigkeiten werden durch Schiedsgerichte beigelegt. Wer sich weigert dem Friedensbunde beizutreten, nachdem derselbe eine Mitgliederzahl von vierzehn Staaten erreicht hat, wird als Feind der europäischen Sicherheit so lange mit Krieg überzogen, bis er entweder in den Bund eintritt oder depossediert wurde.

10. Die Kosten des Bundes werden durch Matrikularbeiträge im Verhältnis zu den Staatseinkünften der einzelnen Länder aufgebracht.

12. Die Grundartikel dieses Staatsvertrages können durch Stimmenmehrheit geändert werden.

Das große Werk St. Pierres, aus welchem dieser später einen für die breiteren Massen berechneten Auszug veranstaltete, ist eine Offenbarung zu nennen. Gewiß verliert es sich vielfach ins Spielerische und Phantastische. Sicherlich haften ihm untilgbare Schlacken jener unhistorischen Auffassungsweise an, welche St. Pierre mit seinem ganzen Zeitalter teilt; aber bei aller Überschwänglichkeit und Schwarmgeisterei finden sich in diesem ersten, weitausgreifenden, von großen Gesichtspunkten ausgehenden Plan eines dauernden Weltfriedens wahre Goldkörnchen an kristallklarer Einsicht und prophetischer Voraussicht. Die vulgären Einwürfe gegen den Gedanken eines ewigen Friedens, wie sie heute als abgegriffene Gemeinplätze von Hand zu Hand gehen, hatte er selbst in den 70 von ihm aufgeworfenen Gegengründen gegen sein Projekt nicht bloß in ihrer ganzen Schärfe und Tragweite erkannt, sondern mit einem Aufwand von bestechendem dialektischen Scharfsinn und herzerfrischender Advokatenberedsamkeit widerlegt. Nicht leicht wird einer aus der Tagesliteratur für und wider den ewigen Frieden ein Argument herausfischen, das nicht schon der Abbé St. Pierre tiefer erfaßt und schärfer beleuchtet hätte.

Ob einzelne Fürsten des 18. Jahrhunderts den kühnen Plan des Abbés in ernstliche Erwägung gezogen haben, steht dahin; Fürsten des Geistes haben es jedenfalls nicht verschmäht, sich mit diesem abenteuerlichen Friedensprojekt kritisch auseinander zu setzen — abgesehen davon, daß auch ein so kompetenter Beurteiler wie Franz von Holtzendorff findet: „Dieses Projekt des Abbé von St. Pierre ist nach verschiedenen Richtungen hin von hohem Interesse. Man wäre versucht zu behaupten, sein Urheber habe eine historische Ahnung von der 1815 für Deutschland beschlossenen Bundesorganisation gehabt. Sein Plan grenzt in Wirklichkeit ziemlich genau den Boden ab, auf welchem sich, zumal seit

dem Ende des vorigen Jahrhunderts, die Diskussion über die Möglichkeit des ewigen Friedens der Hauptsache nach bewegt hat."

Haben doch auch einzelne Geistesgrößen des vorigen Jahrhunderts vom Range eines Leibniz, Voltaire, Rousseau und Herder es für angezeigt gehalten, dieses Projekt kritisch zu würdigen. Der Umstand, daß St. Pierre seinen Plan als in unmittelbarer Zukunft realisierbar hingestellt hatte, reizte freilich die Bedächtigen zu grausamem Spott. So hechelte Leibniz in einem Briefe an Grimarest dieses Projekt mit den Worten durch: „Ich erinnerte mich dabei irgend einer Aufschrift über einer Kirchhofspforte, welche lautete: ‚Ewiger Friede'. Denn freilich die Toten schlagen sich nicht mehr, die Lebenden aber sind in anderer Stimmung, und die Mächtigsten unter ihnen zollen den Aussprüchen der Gerichtshöfe gar keine Achtung. Alle diese Kriegsherren müßten erst fein bürgerlich Kaution stellen, die Könige von Frankreich zum Beispiel hundert Millionen Taler in die Kasse des allgemeinen Schiedsgerichts hinterlegen — der König von England verhältnismäßig den entsprechenden Betrag, um die Vollziehung im Fall ihrer Widersetzlichkeit gegen Schiedssprüche durch ihr eigenes Geld sicherzustellen. Meine Meinung ist, man sollte dies Schiedsgericht in Rom einrichten und den Papst zum Gerichtspräsidenten machen, wie er ja ehemals auch als Schiedsmann zwischen christlichen Fürsten gewirkt hat."

An die Spottworte Leibnizs gemahnt ja übrigens auch der einleitende Satz von Kants Abhandlung „zum ewigen Frieden": „Ob diese satyrische Überschrift — zum ewigen Frieden — auf dem Schilde jenes Gastwirts, worauf ein Kirchhof gemalt war, die Menschen überhaupt . . . oder wohl gar nur die Philosophen gelte, die jenen süßen Traum träumen, mag dahingestellt sein." Ob und in welchem Umfange dieser Spott zutrifft, werden wir in einem späteren Zusammenhange zu untersuchen haben. Daß Voltaire, der in seiner Henriade den Kriegshelden in Heinrich IV. besungen hatte, den Abbé St. Pierre, der den Kriegshelden Voltaires zu einem weichseligen Friedensapostel umstempeln wollte, mit einem bitterbösen Epigramm bedacht hat, darf uns nicht wundernehmen. Der Einwand Rousseaus aber gegen das von ihm einläßlich besprochene Projekt St. Pierres hält durchaus nicht Stich.

Rousseau hält nämlich den europäischen Staatenbund wesentlich darum für nicht wünschbar, weil er nur durch eine Weltrevolution hergestellt werden könnte, deren unheilvolle Folgen nicht einmal in Jahrhunderten friedlicher Arbeit wettzumachen wären. Für undurchführbar hält Rousseau den europäischen Staatenbund darum, weil die unumschränkte Fürstengewalt sich niemals einem über ihr stehenden Völkerareopag unterordnen würde. Die Befürchtungen und Voraussetzungen Rousseaus sind inzwischen von der Geschichte in ihrer Richtigkeit aufgedeckt worden. Der politische Entwicklungsprozeß unserer Zeit zeugt eben für St. Pierre gegen Rousseau.

Lola Landau:
Gedanken über Religion und Menschheit im Kriege.*)

Vier Kriegsweihnachten läuteten die Glocken aller europäischen Kirchen ihre klingenden Gebete. Es läutete hell jede kleine Dorfkirche in Deutschland, ebenso wie die dröhnenden Stimmen in den mächtigen Glockentürmen der französischen Dome; es läutete das fein abgestimmte Kirchenspiel auf einem Rathausplatz in Belgien, wie die seltsamen Melodien in dem halbasiatischen Kuppelbau von Moskau. Soviele Glockenklöppel schwangen zwischen Himmel und Erde, daß man hätte glauben müssen, es wäre eine heilige, himmlische Musik über die Welt gezogen. Aber es war kein himmlisches Konzert. Disharmonisch gellten die verschiedenen Zungen gegeneinander, riefen im Namen des gemeinsamen Gottes ihre eigenen nationalen Götter zur gegenseitigen Vernichtung an.

Hier also im Kriege wird der barbarische Rückfall in eine überwundene, primitive Gottesverehrung deutlich, hier wird die Verzerrung der unsichtbaren Heiligkeit in den blutigen Siegeswünschen schon Gotteslästerung. Denn nicht nur fordert man gleich den Urvölkern in kindisch selbstischer Weise den weltlichen Lohn von seinem Fetisch, man verkleinert und verengt sich auch die weite Unendlichkeit des Göttlichen zu einem nationalen Schutzgeist. Erhabene Religiosität aber ist niemals national. Sie hat die Grenzenlosigkeit des Geistes, den sie anbetet. Greift schon das Judentum über seine ursprünglich nationalen Anfänge im Prophetismus weit hinauf zu dem absoluten Gottesbegriff, so wollen auch alle verwandten Religionen Buddhismus, Mohammedanismus, Christentum die gleiche, reinigende Verbrennung alles Einzelhaften und Zerstreuten in den Erscheinungen, bis der schlackenlose reine Kristall der Seele erscheint, unverbrennbar, selbst von göttlichem Geiste. Und auch das nationale Gewand ist ihnen nur eine der vielen irdischen Staubhüllen, hinter denen sich die blanke Unmittelbarkeit des Menschen erst verbirgt. Indem also die Religion alle Menschen als Kinder Gottes umfängt, steht sie wie die allwärmende Sonne über der Erdkugel hoch über den Nationen und weltlichen Grenzen. Deshalb liegt auch der Krieg als eine durchaus weltliche Irrung tief unter ihr; er ist ein Abfall, ein Niedersturz aus dem Strahlenäther ihres Geistes, in dem jedes Lichtkorn des Lebens, alles Bestehende sich mit der großen Lichtquelle vereinigt.

Gewiß ist jedes Einzelwesen erstmalig und einmalig eine kleine rollende Welt für sich, und die Ausprägung einer Nation ein solches Wunder der Schöpfung.

*) Geschrieben Herbst 1915.

Gewiß ist jede Nation in diesem Sinne nicht nur irdische Staubhülle, sondern ein neuer Gedanke Gottes. Gewiß braucht sie, um zu atmen, Licht und Luft. Muß sie aber gleichzeitig ihrer Nachbarnation einen ebenso heiligen Gedanken Gottes von diesem Himmelslichte absperren, das allen scheinen sollte, ihn vernichten, um selber zu leben? Liegt dies in dem Überwillen? Bekriegen sich also diese Gedanken eines Vaters, so scheint der göttliche Geist mit sich selbst im Widerstreite und Gott selbst ein ewiges, ruheloses Chaos. Die Religion aber lehrt Gott als Vollendung und Einheit.

Jedoch es ist ein viel tieferer Grundzug, der den Krieg immer wieder dem religiösen Empfinden nahe bringt, und dies ist das Erlebnis des Todes. Was die Religion in der seligen, schmerzlosen Auflösung alles Seienden im All ersehnt, die Überwindung des Todes, scheint sich in dem großen Vaterlandssterben zu erfüllen. Der Untergang des Einzelnen in der Gesamtheit, der lautlose Fall der Namenlosen in verbindender Einheit ähnelt der mystischen Erlösung. Aber hinter der Ähnlichkeit liegt sogleich die Trennung. Hier im Kriege ist es bewußt oder unbewußt, freiwillig oder gezwungen, der Tod der Kreatur für die Rasse, des Individuums für den Stamm, des Kräftigen für das leibliche Erbe seiner Nachkommenschaft. Es ist dies ein Tod so unerhört widerspruchsvoll, weil er das Leben, nur das irdische Fortleben innerhalb der Nation als Zweck und Ziel erkennt und gewissermaßen in diesem leidenschaftlich geliebten Leben das Blut seiner Kinder als sein Blut körperlich weiterströmen fühlt. Seine letzten Gedanken kreisen um die Gestaltung der Welt. Ja, dieser Kriegstod ist beim Abschied vom Leben noch verzehrende Sehnsucht nach dem Leben und deshalb im letzten Augenblick noch ungläubig an die eigene Vernichtung. Er verneint sich selber, und entbehrt er auch nicht der tragischen Größe, so ist er doch Irrtum für den Sterbenden, der nicht eigentlich stirbt, nicht sterbensreif und -willig ist. Hingegen ist der Tod, den die Religion meint, ein letztes Ausklingen in eine andere, weltenferne Ewigkeitsmelodie und die wahrhafte Auflösung des heißen Lebenswillens in dem großen Nirvana. Es ist die vollständige Versöhnung des Lebens mit dem Tode. Allerdings muß das Leben, bevor es sich selber in dem Maße überwinden kann, in sich vollendet und gesättigt sein. Es muß über seine verschiedenen Stufen emporgeklommen sein, um auf die Höhe des sanften Verzichts zu gelangen. Ein solcher Tod ist das mystische Ende Tolstois.

Dort im Kriege ist der Tod gewaltsam. Es fallen die Unvollendeten, die Jüngsten, Hoffnungsvollsten. Sie gleichen Ungeborenen, da sie die vielfache Geburt und Wiedergeburt, die das Leben am Menschen hervorbringt, haben versäumen müssen, und sie sind deshalb nicht reif zum Tode. Der Tod ist bei ihnen ein jäher, stürmischer Untergang. Der gesegnete Tod aber ist ein Übergang und eine Rückkehr von Urtiefen zu Urtiefen.

In der Religion sind Leben und Tod Eines, gleich heilig wie Nacht und Tag

eines höheren Tages. Im Kriege wird in einem fast krampfartigen Überschreien des wilden Abschiedsschmerzes der Hymnus des Todes und die Verächtlichkeit des Lebens besungen. Man denkt hierbei an die niederen Formen des Lebens, an seine rohe Notdurft, an seine Gier und Gemeinheit. Die fromme Ehrfurcht aber kniet vor dem Leben wie vor dem Tode. Die Geburt ist ihr ein ebenso großes Mysterium wie das Verlöschen. Wer in das Morgenzwielicht des Lebens einmal hineingeworfen, wandert in einem ebenso rätselhaften, geheimnisvollen Reiche wie in dem undurchdringlichen Dunkel des Todes. Das heilige Staunen ist sein Gebet, die heilige Freude an den Wundern der Schöpfung seine Lobpreisung, und während sich sein Schauen verdichtet zum Schaffen, schlägt er mit dem göttlichen Hammer erst sein Leben zum Werk. Hier blitzt wieder in goldenen Lettern ein Name auf, Goethe, der Lebensheilige.

Wem aber rauschte diese Frömmigkeit im Blute, wenn nicht der Frau, der Mutter, die an ihrem eigenen Leibe das Wunder der Menschwerdung erlebt. Sie, die das Leben aus dem todähnlichen Nichts emporquellen spürt, die es hegt und trägt in geduldigen Tagen, bis sie es der Weltsonne entgegenhalten darf, die dann seinen Augen das Hell und Dunkel und seinem Munde die ersten Laute des Weinens und Lachens lehrt und ihm ein Nest baut aus unendlicher Liebe, sie, die Mutter, ist sie nicht die wahrhafte Trägerin, die Madonna des Lebens selbst? Alle Frauen und Mütter, inniger als andere dem Kosmos, der Urerde verbunden, sind einander verwandt. Sie reichen sich über alle Grenzsteine und Mauern hinweg die Hände. Gemeinsam ist ihnen die Erbfeindschaft gegen den Krieg, den Vernichter des Lebens. Sie hassen den gewaltsamen, unnatürlichen Tod, der ihre Söhne, viele noch aus dem schlafenden Kindtum ihres Lebens hinausschleudert. — Möchten sie doch alle mit einem gemeinsamen Willen wie ein Heer zusammenstehen. Wenn sie gerechterweiser als Teil der Menschheit auch ihre Stimmen bei den großen Entschlüssen der Menschheit sprechen lassen dürfen, dann werden sie als die Ersten mithelfen, die furchtbaren Blutmauern niederzulegen, die die Nationen zwischen sich aufgetürmt haben.

Mütterlichkeit, des Lebens Wurzel, zeugt auch zugleich für Menschheit und Menschlichkeit. Was damals das morgenwache 16. Jahrhundert als Humanismus verkündete, was später die französische Revolution als Brüderlichkeit hinausschrie und was deutsche Geister als Weltbürgertum empfanden und lebten, das war in allen seinen Verwandlungen und Neugeburten immer der gleiche Trieb. Menschheit! — Man hat sie heute unter der nationalen Sturzwelle mit Taten und Worten zu verschütten gesucht, sie als das blutlose, leere Skelett eines Begriffes beiseite geworfen. Aber ihre Lebendigkeit bleibt darum unversehrt.

Von drei Festen soll hier erzählt werden, von drei Festen der Menschheit, die unsere Zeitwende feierte. — Ein hoher Konzertsaal mit dem gedämpften Licht blinkender Kronleuchter! Auf den Rängen, in den Logen und im Parkett

Menschen verschiedenster Herkunft und Sprache, ein Gewirr heller und dunkler Nationalitäten. Eine Symphonie wird gespielt. In ihr donnert und rollt die Weise des Lebens. Es wächst und türmt sich wie ein Gewitter empor. Posaunen des Jüngsten Gerichts rufen dazwischen, bis die Verklärung ewige Harmonien aufschweben läßt wie weiße, ruhige Wolken nach dem Sturm. Chöre, Engelchöre! Die Menge ist stumm. Alle die nördlichen und westlichen Mienen haben den gleichen Ausdruck. Jeder kleine Eigenlaut, jede Eigengebärde ist zurückgesunken in das große Schweigen der Tausende. Mit göttlichem Atem hat die Musik eine neue, einzige Seele in die Vielheit hineingeblasen, die Seele der Menschheit.

Ein anderer Schauplatz! Ein weites Gelände unter freiem Himmel. Auf dem Wiesenplan plaudernde, erregte Menschengruppen. Wohl stehen sie meist gesondert nach ihrer Landeszugehörigkeit. Aber durch alle läuft doch dieselbe, große Erregung der Stunde zitternd hindurch. Ein Mensch soll fliegen! Wird es gelingen? Die Schwerkraft der Erde stampft er nieder. Ein Welttraum wird Wahrheit. Jetzt, jetzt! Auf dem eisernen Vogel hebt er sich, reißt sich los von der Erde, die Luft trägt ihn. Ein Jubel bricht los wie aus einer einzigen dröhnenden Riesenstimme. Prometheus siegt! Sieg der Menschheit! Fest der Menschheit!

Ein drittes Bild! Wieder der freie Himmel als Kuppeldach. Aber darunter eine Arena wie der Rundbau eines griechischen Amphitheaters. Unendlich viele Köpfe dicht nebeneinander gedrängt. Überall andere Augen, in denen sich deutlich die verschiedenen Himmel ihrer verschiedenen Heimatländer spiegeln. Und doch ist das Schauen jetzt in allen Blicken das gleiche, die wundervolle, angespannte Freude des Schauens. In der Mitte auf dem freien Rasenplatz ist Wettlauf von zwei Jünglingen. Herrlich, wie sie dahinfliegen, zwei jungen Rossen ähnlich in schäumender Kraft! Schönheit und Kraft liegt in den schmiegsamen und straffen Gliedern, Schönheit und Kraft auch in der Beherrschung ihrer Glieder. Hellas scheint auferstanden. Edel ist die Seele; aber edel ist auch der Leib und ein Instrument der Seele. Laut rauscht die Zeit über die Arena! Es ist ein großes Fest.

Drei Feste der Menschheit sind uns geschenkt worden, das Fest der Kunst, das Fest der neuen Tat und das Fest, in dem der besondere Rhythmus unseres Lebens ausklang. Bei diesen Feiern fühlte sich die Menschheit als eine Nation, als Untertanen in dem allumfassenden, lebendigen Reiche derselben Zeitepoche. Als Genossen der Welt bewegt von den Luftströmen des gleichen Jahrhunderts, sind wir eine Gemeinsamkeit von besonderer, nie wiederkehrender Art. Indem wir die Geschenke unseres Jahrhunderts darbringen, verbrüdern wir uns vergangenen und nächsten Jahrhunderten. Das Volk der Menschheit ist eine Lebendigkeit, die fortlebt.

Man setze auch nicht für Menschheit das Wort Internationalismus. Menschheit ist eine Synthese, Internationalismus eine Analyse. Denn die Zwischenstaatlichkeit beschäftigt sich, wie schon der Ausdruck besagt, mit allen Begeben-

heiten und Möglichkeiten zwischen den Staaten. Zwischen den Staaten, das ist eigentlich auch außerhalb des innersten Bezirkes der Staaten und Nationen. Zwischenstaatlichkeit umfaßt also ein drittes, neutrales Gebiet, das keine bestimmte Prägung und Färbung hat. Dazu gehört beispielsweise Weltmarkt, Verkehr, Postwesen. Der Internationalismus ist von politischem Geiste. Nimmt er Ideen in sich auf, so ist auch dort seine Grundbasis die politische, d. h. interessierte Verständigung von Parteien und Gruppenbildungen. Die Internationale des Sozialismus nimmt allerdings in dieser Beziehung eine eigentümliche Stellung ein. Auch der Sozialismus wird getragen von dem gemeinsamen Schutz- und Interessenbündnis, das seine praktischen Bestrebungen vertritt. Er ist in dieser Hinsicht ein durchaus politischer Zusammenschluß. Jedoch schafft darüber hinaus ein innerstes Wesensmoment mehr als eine bloße Zweckvereinigung. Die allgemeine Idee der Arbeit, möge sie in Fabriken oder Kohlengruben, an Bahnstrecken, Straßenbauten oder in Werkstätten hämmern, diese Arbeit, die wie ein eisernes Gebet der Neuzeit alle die starken Rücken krümmt, sie schweißt den Sozialismus zusammen zu einer Art Blutgemeinschaft. Und hier führt die Brücke von dem organisierten Internationalismus hinüber zur pulsierenden Menschlichkeit, zum Übernationalismus. Das Versagen des sozialen Bundes, der an die Spitze seines Programms die Weltfriedensidee gestellt hatte, war bei Kriegsausbruch eine der schwersten Enttäuschungen. Vielleicht lag eine der tieferen Ursachen eben darin, daß das bloße Interessenbündnis vor dem hochreißenden Schwung des Nationalgefühls auseinanderfallen mußte, und daß zugleich der Zug des Übernationalismus noch zu unlebendig und unausgereift war, um nicht vor den triebhaft starken Heimatempfindungen zu verblassen. Denn leider gilt immer noch Menschheit als ein dem Vaterländischen fernliegender, wenn nicht widerspruchsvoller Sinn. Was der Übernationalismus aber gerade will, ist ja die Erhaltung und Stärkung der nationalen und staatlichen Eigenarten in einer neuen, lebensbreiteren Welt, in der eine Schlichtung der prallen Gegensätze ohne ihre Abstumpfung möglich sein wird. Wie Deutschland seine verschiedenartigen und einst sich befehdenden Stämme unter sich vereinigt hat, so will Menschheit ihre Fahne über allen Staaten flattern lassen.

Die Tatsache, daß alle mühevollen Versuche der Friedensarbeit wiederholt verschüttet worden sind, und daß sich dann stets neue Probleme wie Labyrinthe ohne Zugang und Horizont eröffnen, zeigt, daß wir erst am jüngsten Anfang einer neuen menschlichen Entwicklung stehen. Aber dieser Anfang gerade beweist sein Recht, das Lebensrecht alles Beginnenden. Eine unverdrossene Zukunftsfreudigkeit tut not!

Es falle doch der fatalistische Glaube von uns ab, daß der Strom der Geschichte uns blindlings treibt. Wir selbst sind Bildner der Geschichte. Jeder Einzelne trägt die Verantwortung, ist mitbestimmend an dem Werden der Welt.

Und wenn der große Neubau wieder und wieder zusammenstürzt, einmal werden doch die Pfeiler, Steinquadern und Türme in einer mächtigen Fuge zusammendröhnen gleich jener antiken Säule, die begann zu singen, weil sie erfüllt war von göttlicher Harmonie.

Paul Sorgenfrei: Vox populi vox dei.

Solange es Staatenwesen gibt, ja, man kann wohl sagen, solange die Welt besteht, gibt es Regierende und Regierte. In welcher Staatsform es solche gibt, ist eine andere Frage. Aber jedenfalls gibt es Regierende und Regierte in jeder Staatsform, in der republikanischen sowohl wie in der monarchischen. Welche ist nun von diesen beiden Staatsformen die bessere?

Wie die Weltgeschichte lehrt, ist in den hauptsächlichsten Kulturstaaten das monarchische Prinzip das vorherrschende gewesen. Es mag in früheren Zeiten ein Stück Patriarchismus in solchen Monarchien gesteckt haben, und in kleineren Monarchien ist noch heutzutage ein solches Patriarchentum zu finden. Anders in größeren Reichen. In den kleinen Monarchien spielt die große Politik keine Rolle, denn sie treiben keine eigene Politik. Hierin liegt ein Hauptgrund für das oft so patriarchalische Verhältnis zwischen Herrscher und Volk. Wenn man sagt — und zwar mit Recht —, daß Politik den Charakter verdirbt, so trifft dies zweifellos auf alle größeren Staaten zu. Beweis: der Weltkrieg. Allerdings sind an diesem zwei große Republiken beteiligt. Die Beweggründe, die Frankreich und Amerika in den Krieg getrieben haben, sind hinlänglich bekannt, sie zeigen aber, daß auch das Republikanertum nicht vor Kriegen schützt. Regierende sind es hier wie da, die den Krieg entfesseln, die „hohe Politik" ist es, die sie dazu treibt. So war es zu allen Zeiten und so wird es auch jederzeit bleiben, mag man noch so sehr nach einer Formel suchen, die den sogenannten Weltfrieden sichern soll. Solange die gesamte Welt nicht einen einzigen Staat — Monarchie oder Republik, das ist ganz gleich, es ist aber natürlich ein Nirwana — bildet, so lange treiben früher oder später die verschiedenen politischen Interessen, auch volkswirtschaftlichen, zum Kriege, an dem und durch den eben diese Interessengegensätze ihren Ausgleich mit Gewalt suchen. Dies wird kein Mensch, auch ein Wilson nicht, aus der Welt schaffen.

Die Weltgeschichte lehrt aber ferner, daß Kriege notwendig sind: sie gehören zu den vielen „notwendigen Übeln" dieser irdischen Welt! Und weiterhin lehrt die Weltgeschichte, daß jedes Reich einen Aufgang und einen Niedergang zu verzeichnen hat, verlorene und gewonnene Kriege, die jeweils eine Um-

gestaltung der politischen Verhältnisse nach innen wie nach außen mit sich brachten. Das alte Rom und das alte Griechenland sind Zeugen solcher Umwälzungen: das Königtum und das Republikanertum waren abwechselnd Sieger. Lehrt nun auch die Geschichte, daß etwa das Republikanertum „besser" gewesen wäre als das Königtum? Lehrt dies etwa die neueste Geschichte? Die größte Republik der Welt gibt gewissermaßen ein abschreckendes Beispiel einer mehr als monarchisch regierten Republik. Hat je ein Monarch eine derart umfassende persönliche Gewalt gehabt wie der Präsident Wilson? Und müßten die von Wilson geforderten „Reformen" nicht auch in Wilsons eigenem Lande einmal durchgeführt werden, ehe sie in anderen Ländern eingeführt werden sollen? Von den europäischen Staaten ist es einzig das alte Rußland gewesen, das in seiner usurpatorischen Machtbefugnis des Zaren mit der Wilsonschen Herrschergewalt vergleichbar ist.

Präsident und Monarch berufen sich in ihren Handlungen oftmals auf das Volk. Aber wer ist das „Volk", auf das sie sich stützen? Es beschränkt sich nur auf einen verhältnismäßig sehr kleinen Kreis von Personen. Und wenn einmal scheinbar das ganze Volk, wie es heißt, hinter seinem Monarchen oder Präsidenten steht, dann entspringt dies einem momentanen Seelenzustand, einem Zustand, in den das „Volk" künstlich „hypnotisiert" wird, teilweise durch das Medium der Begeisterung, teilweise durch dasjenige der Furcht und Angst. Es ist dies ein Stück Volkspsychologie, die zu ergründen außerordentlich schwierig ist. Die wahren Beweggründe zu einem Kriege erfährt das zeitgenössische Volk nie oder nur unvollkommen, die erfahren erst die späteren Geschlechter durch die — Geschichte. Wohl herrscht in jedem Volke gegen ein anderes eine gewisse Antipathie, wie sie z. B. zwischen dem deutschen und englischen Volke unleugbar besteht. Aber bei weitem nicht in allen Volkskreisen! Wie sehr gerade gewisse deutsche Volkskreise, selbst bis in die höchsten Kreise hinauf, mit England sympathisierten, ist bekannt. Und noch heute sind die unnatürlichen Sympathien trotz aller Kriegserfahrungen nicht ganz verschwunden.

Die „Erfahrung" hat sich übrigens im Kriege als ein schlechter Lehrmeister gezeigt. Man vertraute allzusehr den fürchterlichen modernen Mordwaffen, und was haben sie geleistet? Unermeßliches Leid, Tod und Verwüstung; ein Wetteifern im gräßlichsten Massenmord. Vor Gift und Dolch schreckten die Kulturvölker Europas nicht zurück! Und ist um dies alles das „Volk" gefragt worden? Das monarchisch oder republikanisch regierte Volk trat nur als Zuschauer und als „Mittel zum Zweck" auf den Plan. Wo man noch keine Wehrpflicht kannte, wurde sie — mit dem Willen des „Volkes"? — eingeführt. Dies war selbst in der größten Republik möglich! Das Volk aber, das eigentliche Volk hatte zu schweigen, aber nur so lange, bis sich die Wahrheit des alten Wortes durchbrach: vox populi vox dei. Und dieser Zeitpunkt ist nun gekommen. Mag man noch so sehr das gesinnungslose Ubi bene ibi patria ver-

dammen, es bleibt doch ewig in Geltung! Und wem es gut geht, und wer dort, wo ihm dies Wohlergehen zustatten kommt, gerade sein Vaterland hat, hat ja auch keine Ursache, einer etwaigen Unzufriedenheit Ausdruk zu geben, denn: ubi bene, ibi patria! Aber selber zu hungern und zu darben und die Seinigen mithungern und mitdarben zu sehen, das hat noch kein Volk auf die Dauer ausgehalten: auch das lehrt die Geschichte. Wohl ist ein Volk zu Opfern bereit, aber diese dürfen nicht zur Selbstaufopferung werden, denn dies wäre ja ein Sichselbstaufgeben, eine Negation der eignen Daseinsberechtigung! In den Freiheitskämpfen von 1813 handelte es sich nicht um ein jahrelanges schweres Opfer, wie es der jetzige Weltkrieg gefordert hat. Das „Volk" hat sicher getan, was es konnte, aber auch seine Leistungsfähigkeit kennt eine Grenze, die da zu ziehen ist, wo es sich um die Existenz handelt, d. h. um die individuelle Existenz. Wo soll der menschliche Organismus seine Leistungsfähigkeit hernehmen, wenn ihm das Nötigste: die Nahrungsmittel fehlen? Eine Zeitlang vermag zwar der Körper zu widerstehen, aber die Natur ist stärker als alle menschlichen, monarchischen oder republikanischen, Forderungen. Die Natur verlangt ihr Recht! Daß dieses Verlangen bis zur Gewalttätigkeit sich steigern kann, das haben die russischen Zustände bewiesen, das zeigt auch Österreich-Ungarn, das im Zerfall begriffen ist, das zeigt auch Deutschland, das vor gewaltigen Umwälzungen steht. Hätte man hier je einmal an solche „Exzellenzen" geglaubt? Und glaubt man wirklich, mit diesen Umwandlungen noch zu retten, was man für rettbar hält? Das Prinzip ist im Grunde genommen dasselbe: ob Monarchie oder Oligarchie: es wird stets Regierende und Regierte geben, und wenn die letzteren unzufrieden sind, dann kommt eben das Vox populi vox dei und Ubi bene ibi patria zur Geltung: beides pflegt, wie auch die Geschichte lehrt, zu einem Umsturz zu führen. Wo wird in Deutschland, das sich jetzt in diesem Stadium seiner Geschichte befindet, der Umsturz aufhören? Die nächste Zeit wird auf diese Frage Antwort geben.

Hans Brecht:
Völkerdämmerung.

Eine Tragödie, wie sie niemals vorher sich gezeigt! Hannibal hatte römische Fluren verheert, die Römer Karthago vernichtet, Alexander eine halbe Welt erobert, und bei Chäronea wurde Griechenlands Blüte dahingerafft. Christus, der Schöpfer eines neuen Evangeliums, wurde gekreuzigt, und Rom, auf der Höhe seines Glanzes, empfand in verhärteten Herzen nicht eine Regung des Mitleids für jene Unseligen, so als Opfer ihrer Überzeugung starben — als Brandfackeln in Neros Gärten! Aber jenes göttliche Gesetz der rächenden Nemesis

strafte den unerhörten Frevel, suchte unerbittlich, mit grausamer Härte, das längst gesunkene Volk heim: Barbarenhorden brachen von Norden herein, plünderten die Fluren Italiens, zerstörten Rom und erschlugen die Frevler. Ein neues Zeitalter brach an. Mit dem Schwerte wurde das Christentum erkämpft. Ströme von Blut mußten fließen, ehe es siegte und für ein Jahrtausend die Welt beherrschte. Die Völker des Südens hatten aufgehört, welthistorisch bedeutsam zu erscheinen, der europäische Norden wurde der Schauplatz künftiger Geschehnisse. Völker von verwandter Rasse schlossen sich zusammen, gründeten Staaten, Königreiche, Republiken. Kriege hörten nicht auf, verloren aber allmählich ihren religiösen Charakter und wurden nationaler Ideale oder wirtschaftlicher Zwecke wegen geführt. Stämme verschiedener Rasse wurden oft wieder, infolge dieser Kriege, zum Beispiel durch Annexion, gewaltsam zusammengeführt und bildeten so die Ursache zu neuen Kriegen. Die Menschheit näherte sich dem Zeitalter der Aufklärung. Großmächte waren entstanden; mit wechselvollem Geschick wurden die Begriffe vom monarchischen, republikanischen und demokratischen Ideal — dieses erst in jüngster Zeit — ausgespielt. Mit Napoleon begann der Kampf um die Hegemonie in Europa und hat in der Gegenwart seine höchste Steigerung erfahren. Gleichzeitig wuchs die Demokratie zu einem neuen und starken Machtfaktor in allen europäischen Staaten heran, als notwendiges Gegengewicht zu einem reaktionären Despotismus. Und diese Völkertragödien aller Zeiten, diese Ideale von Demokratie, Monarchie und sonstigen Staatsformen, deren Verwirklichung nie ohne Kampf erreicht ward, oder summarisch betrachtet und über den Parteien stehend: diese Irrungen und Wirrungen der Menschenseele, deren Lösung stets Kriege waren, Kriege aus tausend fragwürdigen Gründen, notwendig erfolgt oder willkürlich vom Zaune gebrochen — was bedeuten sie gegen diesen Krieg aller Kriege, der 1914, von einem Staate ausgehend, sich epidemisch über den europäischen Kontinent verbreitete und nunmehr den ganzen Erdball ergriffen hat? Wer findet den Terminus für diese Ausartung des Krieges in Massenmord, in pathologische Auffassung von Freiheit, Recht und Menschlichkeit? Wer findet aus dem Wust von Meinungen und Überzeugungen das Richtige heraus, es klar den erhitzten Geistern vor Augen haltend und sie zur Ruhe zwingend? Wer besitzt das Vertrauen aller Völker der Erde, wer wagt es vor sie hinzutreten, die Lüge zu entlarven, die finsteren Mächte zu stürzen und die Menschheit wieder versöhnend einander zu nähern? Ich bin mir wohl bewußt, daß dieser Ruf fast ungehört verhallt. Aber es leben, trotz ungezählter Skeptiker, noch immer einige Optimisten in Europa und anderwärts, mit gesundem und starkem Glauben, denen meine Fragen vertrauter klingen dürften.

Erschüttert und doch unfähig zu mildern, erleben wir die Folgen dieser furchtbaren, großen Tragödie, betrauern tief die ungeheuren Verluste von kostbarem Menschenleben — Väter und Söhne aller Vaterländer! — schmerzlich

bewegt von der Gewißheit, daß hier der Geschichte Lauf abschwenkte von gewohnten Bahnen, hinunter in eine Hölle von Blut, Haß und Wahnsinn, von Menschengeist gewollt und von Menschenhand gegraben. Wir bestreiten zwar nicht die Notwendigkeit des Krieges an sich, aber wir bestreiten die Notwendigkeit des gewaltsamen Niederganges ganzer kultivierter Völker, die Vernichtung ihrer Kultur, des Untergrabens der Sittlichkeit. So betrachten wir es als unsere edelste Aufgabe, für ein beschleunigtes Ende dieses grausigen Blutvergießens zu wirken, indem wir versuchen, auf Grund ehrlichster Überzeugung, eines bestimmten psychologischen Wissens, reinsten Wahrheitstriebes und unterschiedsloser Liebe zu allen Gleichen an die Stimme der Vernunft zu appellieren.

Andererseits bemerken wir, wie hinter der Front, dort, wo Haus und Hof vom Kriege unberührt geblieben, mit erstaunlicher Behäbigkeit über Dinge geredet und geurteilt wird, die nur mit Hingabe, tiefstem Miterleben, ja einer gewissen *Leidenschaftlichkeit* behandelt werden sollten. Wir hören auf die Stimmen der Zeit und wundern uns, mit welcher „Objektivität" Polemik getrieben wird, wie sachlich und kühl angesichts dieses katastrophalen Niedergangs über Schlachten und militärische Operationen geschrieben wird, in welch' engen Grenzen sich die Politik bewegt, ohne wahrhaft große, glückliche Erfolge zu erzielen. Wir vermissen leider einen innigeren Kontakt mit dem Erleben an der Front.

Ein in normalen Grenzen bleibender Krieg gleicht einem ritterlich geführten Duell, während der Völkerkrieg, wie er sich seit 1914 entwickelt hat, mit vollem Recht Massenmord oder Selbstzerfleischung genannt wird; in letzterem Ausdruck liegt gleichzeitig der Vorwurf der Unvernunft eines solchen Beginnens, die Mahnung, im Interesse höchster Werte und Ideale den Kampf nicht bis zur völligen Selbstvernichtung fortzusetzen. Und gebieterisch erhebt sich sogleich die Frage nach der *Schuld* an diesem Unglücke: war es der Wille der *Massen* oder der Wille *einzelner Persönlichkeiten*, der zum Kriege trieb?

Der aufgeklärte Politiker, der mit den geheimsten staatlichen Geschäften vertraute Diplomat wird, entsprechend seiner Erfahrung und seinem Wissen, uns nicht mehr, wenn er aufrichtig ist, die Behauptung streitig zu machen versuchen, daß dieses frevelhafte Zerstörungswerk lediglich von gewissen Kreisen annexionistisch gesinnter, kapitalistisch interessierter Persönlichkeiten ausging. Die an sich durchaus lobenswerten patriotischen Instinkte eines Volkes wurden nicht nur für den bevorstehenden Kampf geweckt, sondern später in rücksichtslosester Weise *ausgenutzt* und bis zur Erschöpfung aufgepeitscht. Man opferte fast restlos die für das soziale Wohl so unbedingt erforderlichen unteren und mittleren Gesellschaftsschichten, riß unterschiedslos die tiefsten Lücken in die Reihen der Intelligenz, benutzte die Presse zu unlauteren Propagandazwecken. Die freie Meinung wurde unterdrückt, die Lüge triumphierte. Selten war ein versöhnlicher

Ton zu hören, die Verdienste des Gegners wurden ins Gegenteil verkehrt, aufrichtige Friedensbestrebungen verdächtigt. Es liegt mir fern, aus ebensolchen Gründen all' diese Vorwürfe und Anklagen auf hüben oder drüben anzuwenden, weil die Zeit hierfür noch nicht gekommen, aber ein gewisses Verlangen, die nackte Wahrheit zu sagen, sollte befriedigt werden.

Aus diesen Andeutungen schon ergeben sich für die Philosophie höchst ehrenvolle Aufgaben. Sie wird auf das Gebiet der Politik übergreifen, neue Gesetze einer, sagen wir politischen Ethik zu schaffen haben. Das Verantwortungsbewußtsein derer, von deren Entschluß das Geschick eines ganzen Volkes abhängt, bedarf einer gründlicheren psychologischen Schulung wie bisher. Wir setzen den kategorischen Imperativ: Wenn du zu herrschen wünschest, so erfülle die ersten unerläßlichen Bedingungen hierfür! Studiere das Leben aller sozialen Klassen, nicht nur in Büchern, sondern in direktem Verkehr mit ihnen, versuche in ihrem Geiste zu denken, um über sie urteilen, ihren Wünschen gerecht werden zu können. Richte dein Augenmerk auf das Gesamtwohl deines Volkes, verfolge unablässig die soziale Entwicklung und ziehe deine Konsequenzen aus ihr. Versäume nicht, dich auch in die Psyche fremder Völker zu versenken, würdige ihre Verdienste, fessele sie in aufrichtiger Freundschaft an dich und dein Volk. Fördere die Wissenschaft der Nationalpsychologie in gleicher Weise wie die Völkerpsychologie . . .

Die soziale Evolution wird zeigen, ob mein Postulat Beachtung findet oder ob die Geschichte noch ein Jahrhundert reaktionären Verharrens zum Schaden der Menschheit verträgt. Jedenfalls erlebt, wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, das grandioseste Schauspiel der Weltgeschichte. Anarchismus, revolutionäre Ideale, Autokratismus, Imperialismus, Sozialismus und Demokratismus ringen auf Leben und Tod um die Macht. Die jüngsten politischen Vorgänge in Deutschland liefern den Beweis für die Möglichkeit notwendiger, durchgreifender Staatsreformen selbst hierzulande. Der revolutionäre Gedanke, von Rußland ausgehend, dringt unaufhaltsam nach Westen vor, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird er am Ende des Krieges triumphieren, als Ausklang einer der vielen Geschichtsepochen und Übergang zu einer neuen Weltordnung. Anzeichen, die zu denken geben, Vorgänge, die nur bestimmte Schlüsse zulassen, mehren sich von Tag zu Tag. Die Kornkammern Europas sind, in Anbetracht des riesenhaften Bedarfs, bald nahezu erschöpft, die Blockade der Mittelmächte trägt das ihrige dazu bei; die Handelsflotten der Alliierten werden durch Angriffe deutscher Unterseeboote dezimiert, die für die Volksernährung wichtige überseeische Zufuhr infolgedessen empfindlich unterbunden. Arbeiterunruhen brechen aus; verfehlte wirtschaftliche Maßnahmen erregen den Unwillen der Bevölkerung — kurz, jeder einzelne Faktor erhöht nur die allgemeine Spannung, und wenn es nicht in letzter Stunde gelingt, die Hauptübel zu beseitigen, bricht unvermeidlich die Nacht der Revolution über Europa herein.

So leben wir in der lichtlosen Zeit einer Völkerdämmerung, wie sie so bald nicht wieder die Erde heimsuchen wird. Unsere erhabenste Aufgabe jedoch bleibt, wie gesagt, unentwegt für das Wohl der Menschheit zu wirken in Wort, Schrift und, wenn erforderlich, auch in der Tat. Sofern aber Gedanken Taten gebären, mögen diese Ausführungen in verwandtem Sinne betrachtet werden. Eine alte Mahnung sagt, man dürfe den Glauben an die Menschheit nicht verlieren!

H. Wega:
Was tut die Schule für unser Glück?

Eine zeitgemäße Betrachtung*).

Die Hälfte unserer Kindheit verbringen wir in der Schule oder mit Arbeiten für dieselbe. Es wäre also notwendig, uns zu fragen, was sie uns mitgibt ins Leben an Glück, an Kenntnissen und innerm Reichtum?

Ich fürchte, herzlich wenig. Fast alle Menschen sprechen von ihrer Schulzeit als von etwas, das überwunden werden mußte. Einzelne Stunden, einzelne Lehrer, der Umgang mit Gleichaltrigen blieben ihnen in angenehmer Erinnerung. Aber das Ganze? Der Geist der Schule? Die Art des Unterrichts? Der Lernzwang? Machte sie uns reicher? Glücklicher? Erzog sie uns zu fertigen Menschen?

Zögernd antworten wir mit einem „ja" auf alle diese Fragen. Sie sollte wohl, aber sie erfüllt ihre Aufgabe nur unvollkommen. Sie hätte alle Machtmittel dafür, aber sie nützt sie nicht aus.

Viele meinen, die ganze Art, wie heute der Schulunterricht gehandhabt wird, müßte ausgerottet, der Lehrplan individueller gestaltet werden. Das ließe sich natürlich immer nur bei kleineren Klassen durchführen und muß ein schöner Traum bleiben, so lange wir gezwungen sind, bis zu fünfzig Schüler gemeinsam zu unterrichten. Eine Änderung würde sich zu teuer gestalten, wir sind nicht imstande, in einem dichtbevölkerten und kinderreichen Staate, — wie Deutschland es nach dem Krieg wieder werden sollte, — kleine Klassen mit den entsprechenden vielen Lehrkräften zu unterhalten. Das würde entweder den Staat zu sehr belasten und müßte an andern, wichtigeren Dingen wieder eingespart werden, oder es würde für die Familie den Schulunterricht verteuern und unter Umständen Beschränkung der Kinderzahl zur Folge haben.

*) Aus dem noch unveröffentlichten Werk: „Wege zum Glück".

Das aber sollte durchaus vermieden und eher darauf hingearbeitet werden, die Schule immer mehr zu verbilligen, damit der kinderreiche Familienvater entlastet wird.

Ich bin jedoch der Überzeugung, daß mit kleinen Klassen, Wahlstunden und dergleichen noch nicht alles gebessert wäre, was wir heute mit Recht oder Unrecht der Schule vorwerfen. Es gilt andre Dinge, die sich leichter ändern ließen, und die trotzdem nicht geändert werden.

Fangen wir mit den Lehrkräften an! Warum wird jemand Lehrer wie ein andrer Kaufmann, ohne innern Drang, ohne pädagogische Begabung, ohne Liebe zur Jugend? Nur aus irgendwelchen praktischen Erwägungen heraus: sichres Brot, angenehme Arbeitszeit, — viel Ferien? Das ist eine schwere Versündigung an unsern Kindern, die sich bitter rächt. Denn ein einziger Lehrer, der von seiner hohen Aufgabe nichts versteht, kann viel Unheil stiften, viel bösen Samen in Kinderherzen legen und wertvolle Kräfte vernichten, die für das spätere Leben so wichtig gewesen wären.

Vom Lehrer sollen wir nicht nur Kenntnisse fordern, denn totes Wissen imponiert der Jugend erst dann, wenn es ihr in menschlich-warmer, lebendiger Form übermittelt wird, — sondern alle jene Dinge, die auch der natürliche Erzieher braucht: Liebe zur Sache, erzieherische Begabung, Güte mit Strenge gemischt, Gerechtigkeit, Menschen- und Seelenkenntnis, Freude an seinem Beruf. Wer die nicht besitzt, kann gute Früchte kaum erwarten; weder wird sein Beruf ihn befriedigen, noch wird er die, an denen er sich übt, glücklich machen.

Nun könnte jemand erwidern, daß man auch in andre Berufe hineingeht ohne innern Drang und schließlich doch Vorzügliches leistet. Man wird Anwalt, weil der Vater es ist und einen in die gute Praxis hineinsetzt. Kaufmann, um das Geschäft des Onkels zu übernehmen.

Aber es ist denn doch ein gewaltiger Unterschied, ob wir einen Beruf haben, der von unserm innern Menschen nicht viel verlangt, bei dem es höchstens uns selber etwas schadet, wenn wir ihn schlecht ausüben, — indem wir dann weniger verdienen, — oder ob wir die Verpflichtung auf uns nehmen, Kinder zu lebenstüchtigen Menschen heranzubilden, mit Kenntnissen zu versehen, die ihnen ihr Fortkommen erleichtern. Das dürfte in einem Atem überhaupt nicht genannt werden. Und wenn jemand sich damit entschuldigt: „Warum sollte ich nicht Lehrer werden? Ich fühlte ja für alle andern Berufe auch keine Begabung.“ Dann hätte er eben jeden andern, nur nicht den Lehrberuf ergreifen dürfen.

Bei unsern weiblichen Lehrkräften macht sich glücklicherweise schon seit langem der Wunsch nach pädagogischer Vertiefung breit, ebenfalls bei unsern Volks- und Mittelschullehrern. Der studierte Lehrer hat sich von diesen Bestrebungen leider immer abseits gehalten. Ihm galt von jeher das gründ-

liche Wissen mehr als die gründliche erzieherische Durchbildung, sehr zum Schaden unsrer höheren Schulen, an denen in den oberen Klassen fast nur akademisch gebildete Lehrkräfte unterrichten. —

Wenn wir nun unter guten Lehrern solche verstehen, die Freude am Umgang mit der Jugend und Einfluß auf sie haben, so wird man ruhig sagen können, daß nicht bei dem am meisten gelernt wird, der selber am meisten weiß, sondern bei dem, der eine sympathische Persönlichkeit mit in die Wagschale zu werfen hat. Für den „guten" Lehrer lernt das Kind ganz ohne Zwang. In seinen Stunden paßt es auf, auch wenn es das Unterrichtsfach nicht mag. Disziplin ist selbstverständlich bei ihm.

Der „schlechte" Lehrer, — um mit der Jugend zu reden, — verdient es nicht besser, als daß man sich für seine Stunden nicht vorbereitet, unaufmerksam ist, daß man ihn zu kränken und zu ärgern versucht, wo es geht. Kinder sind boshaft und fühlen alle Schwächen eines Menschen mit grausamer Schärfe heraus. Wehe dem Lehrer, der sich eine Blöße gibt! Man wird ihn damit zur Verzweiflung treiben.

Auch allzu große Güte kann als Schwäche gedeutet und gemißbraucht werden. Nur geistige Überlegenheit und volle Beherrschung der Situation wird dem Lehrer bei einer Schar von etwa fünfzig Kindern mit ihrem kaum zu bändigenden Lebensüberschwang helfen.

Leicht ist also der Lehrberuf nicht, dafür verspricht er aber reichen Lohn, wenn jemand ihn richtig anpackt. Bewunderung, Liebe, heiße Freude an dem behandelten Stoff, kindliches Vertrauen in all den jungen Augen zu sehen, die sich auf den Lehrer richten, und zu wissen, daß man ihre Herzen — oft auch ihr künftiges Geschick — in Händen hält, nach Gutdünken gestalten darf, das ist etwas Wunderschönes, Großes, und verdient volle Hingabe. So ausgeübt, wird der Lehrberuf den Lehrer befriedigen, und dieser wird glückliche Menschen heranbilden. Anders aufgefaßt, ist er ein Zerrbild, das genug Unheil bei unsern Kindern schon gestiftet hat und noch immer stiftet. —

Mir also erscheint der Lehrer die Hauptsache, erst dann käme der Lehrstoff in Betracht, der Unterrichtsplan. Es ist kaum zu umgehen, daß uns bei einem Massenunterricht Kenntnisse übermittelt werden, die wir im späteren Leben mit Anstand wieder vergessen dürfen, da sie uns zu nichts nützen. Doch scheint mir von manchen Dingen, die wir so stark verurteilen, noch garnicht einmal erwiesen, ob sie dem Menschen nicht früher oder später zugute kommen. Viele von uns Älteren haben es zum Beispiel als bittres Unrecht empfunden, daß wir im französischen Unterricht fünf „Ploetze" in uns aufnehmen mußten, ohne dadurch nur ein bißchen Konversation zu lernen.

Aber wenn man dann im Lande selber war, merkte man den Vorteil. Vielleicht drückte man sich nicht gleich so geläufig aus wie andre, die weniger

Grammatik und mehr Konversation gelernt hatten. Doch sprach und schrieb man richtiger, kam vermöge seiner bessern grammatikalischen Kenntnisse schneller in das Wesentliche der fremden Sprache hinein. —

So ist nicht alles Schulwissen zu verwerfen, das uns im Augenblick als toter Ballast erscheint. Ich glaube sogar, wir rennen ganz zu Unrecht Sturm gegen unsre klassische Bildung, die den Deutschen immer mehr als andre Völker befähigt hat, diesen gerecht zu werden. Aber daneben fehlen Unterrichtsfächer, die zum späteren Leben gehören, die interessanter und notwendiger sind als andre: zum Beispiel Religion. Der heute in den Schulen übliche Religionsunterricht macht die Kinder nicht gläubig und nicht besser in sittlicher Beziehung, sondern er verleidet ihnen unsern Glauben und alles, was damit zusammenhängt. Ist das nötig? Und woran liegt es?

Erstens fangen wir zu früh damit an und hören zu spät damit auf. Der Stoff ist nicht so groß, daß er für acht bis zehn Jahre immer etwas Neues zu bieten hätte. Religionsgeschichte läßt sich nicht dehnen wie die der Völker, — das Dogma, unser Katechismus, artet in ein unwürdiges Nachplappern aus, wenn man es immer und immer wiederholt. Die Bibelsprüche in ihrer schwülstigen Sprache, aus dem Zusammenhang gerissen, sagen dem natürlich empfindenden Kinde gar nichts oder stoßen es sogar ab. Und was das Schönste ist an der Bibel, die hohe und reine Sittenlehre des Heilands, sein Leben und Wirken, die ungeheure Beeinflussung, die unsre Ethik durch ihn erfahren, — das wird der Jugend durch den Religionsunterricht durchaus nicht klar.

Nun wollen ihn viele ganz aus der Schule verbannen. Das wäre ein Radikalmittel von zweifelhafter Wirkung. Der Mensch, besonders der junge, braucht etwas, das sein Gemüt beschäftigt, seiner Seele Nahrung gibt, ehe sie vom Eignen zehren kann. Wenn wir heute den obligatorischen Religionsunterricht verdammen, handeln wir genau so undankbar, als wenn wir den Impfzwang verwerfen, der doch schließlich unser Land freigemacht hat von schlimmen Seuchen. Wir können den Glauben nicht entbehren, wenn wir innerlich ruhig leben wollen, denn wenige Menschen besitzen eine so große Festigkeit in sich, daß sie in allen Lebensstürmen keiner Hilfe bedürfen. Wer diese aber braucht, kann sie nur in einem übernatürlichen Wesen finden, das frei ist von menschlicher Kleinheit, menschlichen Schwächen.

Wir brauchen den Glauben, um Leben und Tod ertragen zu können. Ohne ihn würden all die Rätsel, die dazwischenliegen, uns zu Boden drücken. Und wenn er uns später abhanden kommt, ist das traurig genug für uns selber. Trotzdem haben wir kein Recht, unsern Kindern die Möglichkeit zu nehmen, ihn zu suchen und zu finden. Es sei denn, daß wir Besseres an seine Stelle zu setzen hätten.

Als Besseres bezeichnet man vielfach den „Moralunterricht". Ich lasse ihn gelten, aber grade für diesen scheint mir die schönste Grundlage die Religion. Wie herrlich läßt sich auf Jesu Wort eine Ethiklehre aufbauen! Haben wir irgendwo einen festeren Boden? Gründen nicht all unsre sittlichen Anschauungen sich mehr oder weniger darauf?

Aber auch der Moralunterricht könnte, falsch angefangen, zum Unsegen werden für unsere Jugend, die so leicht verstimmt und voller Widerspruch ist, wenn sie die Absicht merkt. Eine Stunde, die „Moralunterricht" hieße, wäre fast unmöglich. Unter dem Deckmantel der Religion, anknüpfend an die ewig Geltung behaltenden Lehren der Bibel, ließe sich das viel leichter einrichten.

Ich denke mir den Religionsunterricht ungefähr so:

Während des ersten Schuljahres nur Gebete, die sich dem kindlichen Geist leicht einprägen, keine Sprüche und Choräle.

In den beiden folgenden Jahren Religionsgeschichte, in der Weise, wie die klassischen Sagen behandelt werden. Wenn das ermüdende Auswendiglernen von einzelnen Bibelversen fortfällt, ist diese durchaus interessant und geeignet, die Jugend zu fesseln.

Dann müßte während der nächsten drei Jahre das Neue Testament, das Leben und die Lehre Jesu, vor den Kindern aufgerollt und ihrem Verständnis nähergerückt werden. An der Hand von Beispielen aus dem heutigen Leben ließe sich leicht ein „Moralunterricht" daran knüpfen. Einzelne geistliche Lieder mit einfachem Text, — aber auch nur solche! — kämen in Betracht.

Zwischen dem zwölften und vierzehnten Jahr, — also kurz vor der Einsegnung, — mag den Kindern der Katechismus eingeprägt werden; nicht so, daß man die Hauptstücke ständig wiederholt, bis das Kind sie mechanisch nachplappert, sondern so, daß man sie erst einmal begreifen lehrt, was darin steht, mit schlichten Worten ihnen erklärt, was in der Katechismussprache so schwer verständlich ist. Dazu Kirchengeschichte, Choräle. Auf keinen Fall jedoch dürfte der Religionsunterricht mehr als eine Stunde in der Woche umfassen. —

Nach der Einsegnung könnte er ganz fortfallen, es müßte aber den Schülern Gelegenheit gegeben werden, sich hin und wieder über Lebensfragen, ethische und religiöse Bedenken, mit dem Lehrer auszusprechen. Diese Stunde sollte auch nicht „Moralunterricht" heißen, was bei unserer Jugend Vorurteile hervorrufen würde, sondern vielleicht „Lebenskunde".

Gleichzeitig wäre sie geeignet, das vertrauliche Band zwischen Lehrer und Schüler fester zu knüpfen, den jungen Menschenkindern in den Jahren des Ringens und Stürmens einen festen Halt zu bieten. Wie oft strecken sie heute vergeblich die Hand danach aus! Daheim niemand, der sie versteht, und in der Schule dasselbe Schweigegebot. Man möchte irgend jemand

sein Herz öffnen, und alle weisen ihn entrüstet zurück. Behalte das für dich! Über so etwas spricht kein anständiger Mensch! Aber ich bin der Überzeugung, daß keine Erklärung, sei sie noch so schroff und ernüchternd für das Kind, ihm derart zu schaden vermag, wie Zweifel und heimlich an ihm nagende Bedenken. Wahrheit und Offenheit können niemals Böses erzeugen, da sie an sich gut sind. Heimlichkeit und Unaufrichtigkeit treiben faule Blüten, lasten unnütz schwer auf der Seele des heranwachsenden Menschen. —

Viel, viel zur Klärung jugendlicher Gemüter könnte auch der richtig gehandhabte Naturgeschichtsunterricht beitragen. Sexuelle Aufklärung hin und sexuelle Aufklärung her, — sie wäre ganz zu entbehren, wenn wir uns dazu entschließen könnten, in Geschlechtsfragen ohne Lügen zu arbeiten und dem harmlosen Kinde in aller Natürlichkeit die Dinge zu zeigen, wie sie sind. Je früher wir damit anfangen, desto besser. Das kleine Kind, dem der Akt des Gebärens als etwas Selbstverständliches hingestellt wird, denkt über Einzelheiten gar nicht nach. Es lebt sich mit den Jahren immer mehr in die Tatsache hinein und braucht keine weiteren Erklärungen.

Statt dessen gehen wir um diese Frage herum wie die Katze um den heißen Brei. In der Naturgeschichtsstunde gilt der Mensch als „Säugetier", und Säugetiere bringen lebende Junge zur Welt. Trotzdem schwebt über der Geburt des Menschen noch, geheimnisvoll seine Herkunft verschleiernd, das Märchen vom Storch und ähnlichen Dingen. Und jener Zehnjährige, der, zuhaus an keine Lüge gewöhnt, einfach aufstand und in die Klasse hineinrief:

„M i c h hat meine Mutter aus ihrem Leibe geboren!" wurde nicht nur von s e i n e m, sondern sicher von der Mehrzahl der Lehrer als „unanständig" verurteilt. —

Fühlen wir selber nicht frei und rein genug, daß wir mit unsern Kindern über solche Fragen reden könnten, so sollen wir wenigstens der Schule freie Hand lassen. Statt dessen sind manche Eltern empört, wenn ihre Sprößlinge in der Naturgeschichtsstunde eine Weisheit aufschnappen, die ihnen nach ihrer Meinung noch nicht zukommt. Wer über geschlechtliche Dinge nicht die Wahrheit reden will, soll auch keine U n wahrheit sagen, die sich später immer rächt. Eine hinausgeschobene Auseinandersetzung wird peinlicher mit jedem Tage. Schon die e r s t e Frage des Kindes sollte uns gerüstet und bereit finden, ihm eine seinem Denkvermögen angepaßte Erklärung zu geben. —

An eine Naturgeschichtsstunde in diesem Sinne könnten sich bei den älteren Schülern nach dem vierzehnten Jahr, deren Körper die große Wandlung vom Kinde zur Jungfrau oder zum Jüngling schon durchgemacht hat, gut einige geschlechtliche Belehrungen knüpfen. Für beide, Mädchen wie Knaben,

wäre es von ungeheurer Wichtigkeit, aus berufenem Munde und in wissenschaftlicher Form Aufklärung darüber zu erhalten, was sie sich selber als Geschlechtswesen schuldig sind. Auch diese Aufgabe käme wohl in erster Linie der Familie zu, aber leider ist sie oft ebenso unwissend wie das Kind oder — befangen. Der Lehrer steht über der Sache, für ihn müßte es leichter sein, das rechte Wort für die jugendlichen Gemüter zu finden.

Und wieviel Unheil ließe sich dadurch verhüten! Wieviele Menschen werfen sich nur deshalb weg, weil niemand ihnen den Wert dessen klarmachte, was sie zerstörten! Wieviel reines menschliches Glück könnte ihnen durch rechtzeitige Aufklärung erhalten bleiben! —

Über andre Unterrichtsfächer will ich mich nicht auslassen. Es ist meines Erachtens für die Gestaltung des innern Menschen fast ohne Belang, ob er mehr alte oder mehr neue Sprachen, mehr Bürgerkunde oder Geschichte, mehr Praktisches als Wissenschaftliches lernt. Der äußere Rahmen muß ein geschlossener und der Lehrplan so sein, daß er jeder Begabung etwas gibt. Nur der Geist, der in der Schule herrscht, die Stellung, die der Lehrer den Schülern gegenüber einnimmt, und die Behandlung der beiden größten und wichtigsten Lebensfragen: Religion und Geschlechtswissenschaft, — kommen für mein Thema in Betracht.

Bessern könnte man hier vieles zum Heile unsrer Jugend, die während bestimmter Jahre eines Haltes bedarf und ihn leider an den beiden berufenen Stellen, in der Familie und in der Schule, — heute noch so selten findet.

Nun wird man mir ganz richtig entgegenhalten, daß von der Schule immer zuviel verlangt wird, und daß die Familie, wenn Neuerungen auf diesem oder jenem Gebiet eingeführt werden, ihnen systematisch entgegenarbeitet. Ich erinnere zum Beispiel daran, daß man in einer Mädchenschule Säuglingswäsche nähen ließ, und daß daraufhin besorgte Mütter, für die „Unschuld“ ihrer Töchter fürchtend, von der Lehrerin energisch verlangten, wieder zu den „anständigen“ Frauen- und Männerhemden zurückzukehren. —

Auch Neuerungen auf religiösem Gebiet finden nicht gleich Anklang bei den Eltern. Immerhin hat die Schule die größere Macht, und wenn sie etwas Gutes will, mag sie den Kampf nicht scheuen. Der Sieg muß dann schließlich auf ihrer Seite sein. Und die Früchte erntet unsre Jugend, die wir nicht etwa von Arbeit und Mühen fernhalten und dadurch seelisch verweichlichen sollen, der wir aber doch manche unnütz bittre Stunde ersparen und manche gar zu teuer — oft mit ihrem Lebensglück — bezahlte Erfahrung abnehmen könnten.

Rektor P. Hoche, Lichtenberg: Euckens Weltanschauung.

Wie im geistigen Leben überhaupt, so gibt es auch auf dem besonderen Gebiete der modernen Pädagogik eine Anzahl verschiedener Strömungen, die alle um die Oberherrschaft ringen und die doch alle, wenn sie den endgültigen Sieg davontrügen, zu einseitigen Bildungsidealen hinführten.

Da herrscht in unseren Schulen etwa seit einem Jahrhundert, seit der Begründung durch Hegel, der Intellektualismus, der die logische Schulung und das Gedächtniswissen zum Bildungsziele machte. Mit weniger Erfolg suchte die Sozialpädagogik den Menschen so zu erziehen, daß er sich in erster Linie als Glied der Gesamtheit fühlte; sie übersah dabei aber das eingeborne Recht der Persönlichkeit. Diesen Mangel suchte der Individualismus auszugleichen. Nur ging er den Irrweg, ausschließlich eine ursprüngliche Güte in der Menschennatur anzunehmen und zu glauben, es müßten die idealen Persönlichkeiten heranreifen, wenn man die Natur des jungen Menschen, seine Anlagen, seine Neigungen ohne jeden Zwang sich entfalten lasse. Seit dem philosophischen Begründer Nietzsche und seiner Interpretin auf dem Felde der Pädagogik, Ellen Key, hat der Individualismus einen wahren Siegeszug durchlaufen. Neben vielen Vorzügen hat er aber auch den großen Nachteil gezeigt, daß er zum Genußleben erzog, die Menschheit verweichlichte, die Auslebetheorie in ihrem berüchtigten Sinne vielfach verwirklichte.

Es tat daher eine Reaktion not. Dieser Rückschlag erfolgte mit der voluntaristischen Pädagogik der heutigen Zeit. Die heutigen Willenspädagogen, allen voran der treffliche Züricher Fr. W. Förster (Schulen und Charakter), stellten den Primat des sittlichen Willens wieder auf, forderten mit Recht: weg mit der weibischen Verweichlichung, mehr Festigkeit und männliches Wesen in die Erziehung hinein! Um ein Extrem zu besiegen, ist es vielleicht zweckmäßig, den Gegensatz davon recht schroff, recht entschieden zu betonen. So verstehen wir auch die Herbheit, die in Försters Forderungen liegt, die fast zu große Feindschaft und Nichtachtung, die er dem Individualismus entgegenbringt.

Alle die hier angedeuteten pädagogischen Strömungen, und wir könnten als letzte und jüngste noch die heutige Bewegung für Körperkultur hinzurechnen, haben zu Einseitigkeiten hingeführt. Obwohl alle großen Pädagogen das Ideal der harmonischen Ausbildung in ihr Erziehungsprogramm aufgenommen haben, wird in der Praxis eine unausgeglichene Bildung erstrebt und die Gegenwart ist von einem einheitlichen Bildungsideal weiter entfernt als je. Da berührt es um so wohltuender, in dem Philosophen Eucken einen Pädagogen zu finden, der sich freihält von Einseitigkeit, der eine Weltanschauung begründet, der auch der

moderne Pädagoge freudig zustimmen kann, ja muß. Sie tritt besonders hervor in seinen so anziehend geschriebenen Schriften Geistige Strömungen der Gegenwart, Der Sinn und der Wert des Lebens und Vom Wahrheitsgehalt der Religion.

Eucken wendet sich insonderheit scharf gegen eine bloß naturalistische Weltanschauung, wie sie durch das Aufblühen der Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert veranlaßt wurde. Der Mensch ist ihm nicht nur bloßes Naturwesen. Das Geschehen der Natur verläuft in reiner Tatsächlichkeit, es kann über sein Dasein hinaus nichts bedeuten und erstreben, es lehnt alle Beurteilung, alle Wertschätzung von außen her ab, es kennt kein Gut oder Böse; hier gilt kein anderer Unterschied als der eines Mehr oder Minder der Kraft. Ist der Mensch auch nur ein Stück Natur, dann ist natürlich alles das, was wir als wirklich hohe Werte zu betrachten gewöhnt sind, wie Religion, das Gute, die Kunst hinfällig. Alles ist ohne Wert, was über den natürlichen Verlauf unseres Geschehens hinausgeht. Aber wir können doch denken; und im Denken stellt sich der Mensch der Natur gegenüber, sucht sie in ein Ganzes zu fassen und erwägt sein Verhältnis zu ihr; wer das tut, der ist mehr als bloße Natur, und der kann nicht zufrieden sein, ein Stück ihres Mechanismus zu werden. Und wie das Denken über das Einzelne hinaus auf das Ganze geht, so stellt es vor den sinnlichen Eindruck eine geistige Tätigkeit, und von ihr aus verwandelt es alles, was von draußen dargeboten wird. Erhöbe sich der Mensch als Geisteswesen nicht über die Natur, so hätte nach Eucken die ganze Kultur gar keinen Sinn. Er ruft aus: So viel Verwicklung und Umständlichkeit in Erziehung und Bildung, in staatlicher Ordnung und sozialem Aufbau, und das alles nur, damit wir schließlich dasselbe erreichen, was das Tier so viel leichter erreicht?

Das ist eben der große Irrtum des Naturalismus, daß er eigentlich nur eine Außenwelt anerkennt. Demgegenüber betont Eucken mit größtem Nachdruck, daß es jenseits der natürlichen Vorgänge eine ewige und zusammenhängende g e i s t i g e Welt gibt (eine geistige Substanz, ein seelischer Bestand); es ist hinter der Welt der Erfahrung eine höhere Wirklichkeit anzunehmen, in der das Geistesleben in der Form der Einheit und Ewigkeit fortbesteht. Entweder, so behauptet Eucken, hat man das Geistesleben als eine flüchtige Erscheinung, als Anhängsel der materiellen Natur zu betrachten oder man muß annehmen, daß es an sich schon eine große Totalität bildet und eins ist mit dem innersten Kerne des Daseins: Der Mensch muß entweder zur bloßen Natur zurückkehren und alles Streben eigentümlicher Art als einen schweren Irrtum bekennen, oder er muß mutig vorwärtsgehen und dem neuen Streben auch eine neue Welt sichern.

Jedenfalls ist es klar, erwiesen aus unserm Schicksal wie aus der Menschengeschichte, daß es eine selbständige Geisteswelt gibt, daß dem Seelenleben des Menschen eine sein Schicksal bestimmende Selbständigkeit zukommt. Wesentlich für die Bildung dieser Geisteswelt ist die Religion. Eucken hält sich selbst für einen religiösen Sucher, und er fühlt die Sehnsucht unserer Zeit nach der Religion,

die aus der Kleinheit und Enge des Alltags den Blick in die Unendlichkeit eröffnet und doch auch wieder die Wirklichkeit der Gegenwart mit ihrer Weltüberlegenheit sieghaft zu überwinden weiß. Er ist davon überzeugt, daß es ohne Religion für das Geistesleben keine Wahrhaftigkeit und keine innere Größe für den Menschen gibt. Im Gegensatz zur universalen nennt er die historischen und positiven Religionen die charakteristischen. Auch sie weiß der Philosoph — und besonders die christliche — zu schätzen. Sie entspringen aus großen Persönlichkeiten und erheben sich über alle Volkskultur als eine unmittelbare Äußerung des innersten Wesens des Geisteslebens.

Auch den Wert der Kunst für den Aufbau der Innenwelt weiß Eucken sehr wohl zu würdigen. Es ist die Phantasie, die der Einzelne wie das Volk bedarf, die ihm Idealbilder seines Strebens schaffen muß, die ihn über die träge Routine des Alltags erheben soll.

Den rechten Maßstab zeigt der Philosoph auch, wenn er den Wert der Wissenschaft für das Leben betont, die imstande ist, gegenüber der Laune der Individuen sachliche Notwendigkeiten durchzusetzen. Trotzdem darf das Leben aber nicht im Erkennen und Wissen aufgehen. Wir müssen uns daher gegen den so herrschenden Intellektualismus wenden. Aber zu einem vollen Siege wird solcher Kampf schwerlich gelangen ohne ein Zurückgehen auf die Wurzel des Wissens und den Aufweis seiner Gebundenheit an das Ganze des Lebens. Durch solche Gebundenheit mag es scheinbar verlieren, in Wahrheit gewinnt es.

Euckens gesamte Philosophie hat einen starken ethischen Einschlag. Das zeigt er auch in seiner Stellung zum Individualismus. Eucken betont die Bildung des Einzelnen zur rechten Persönlichkeit. Er denkt dabei aber nicht an die heutige neue, an die Freiheitsethik, spricht nicht der Auslebetheorie das Wort, sondern hat Persönlichkeiten im Sinne, die fest gegründet stehen in den sittlichen Werten der Geisteswelt. Ganz und gar im Sinne Euckens bemerkt Budde, ein begeisterter Interpret des Philosophen: Diese Persönlichkeitsbildung darf aber nicht auf Stimmungen und subjektiven, willkürlichen Launen sich gründen wollen — man lebt sich nimmer aus zur Persönlichkeit —, sie muß vielmehr wurzeln in absoluten ethischen Werten einer selbständigen Geisteswelt, in Normen, die der Lebensprozeß der Menschheit im Laufe von Jahrtausenden herausgearbeitet hat und die ihren Ewigkeitswert erwiesen haben gegenüber allem Wandel der Zeiten.

Aus der bisher angedeuteten Weltanschauung Euckens ist es nicht schwer die Folgerungen zu ziehen, die sich für das Gebiet der Pädagogik ergeben. Wie schon erwähnt, erklärt sich Eucken mit Entschiedenheit gegen die heute in der Jugenderziehung so beliebte Freiheitspädagogik, die nichts wissen mag von der ernsten Zucht, die die Wörter „gehorchen" und „müssen" ganz aus dem Wörterbuche der Erziehung streichen möchte. Sehr richtig bemerkt der Philosoph in den Geistigen Strömungen: Nur ein grenzenloser, man möchte sagen, kindlich naiver Optimismus, den man liebenswürdig nennen möchte, wenn er nicht mit seiner halb-

gebildeten Flachheit gefährlich wäre, kann wähnen, daß man den Menschen nur schrankenlose Freiheit zu gewähren brauche, um das Leben in seliger Harmonie zu führen. Gewiß eine scharfe Absage an die Extreme des Individualismus! Dabei ist auch Eucken für die Heranbildung von Persönlichkeiten. Aber ihre Wurzel muß in den sittlichen Kräften der Innenwelt ruhen, darf nicht in der Hauptsache durch Dinge der Außenwelt bestimmt sein. Wie einst Paulsen sich gegen die Entwicklung geradliniger Normalität erklärt, so wünscht auch Eucken einen maßvollen Individualismus, so will er die Eigenart des Schülers beachtet wissen, sonst erhalten wir leicht konventionelle Gestalten, typische Menschen, Exemplare einer bloßen Gattung, während die Ausbildung individueller Art unterdrückt wird und damit etwas verloren geht, dessen die Aufrechterhaltung innerer Selbständigkeit dringend bedarf. Das sind Worte, die für die sittliche Persönlichkeitsbildung von Bedeutung sind und in einer Zeit Beachtung verdienen, die die Pflicht hat, nicht nur für die Schwachen so viel zu tun, sondern auch den gut oder einseitig Begabten mehr als bisher die Bildungswege zu ebnen.

Daraus, daß Eucken neben der Außenwelt eine besondere Innenwelt anerkennt, ja sie am höchsten wertet, geht hervor, daß der Einzelne so erzogen werden muß, daß sie bestimmend für sein Leben wird. Der Bildung dieser inneren Geisteswelt, diesem Lebenskern und Quell des Menschen, gilt daher die Hauptarbeit der Erziehung. Alle Kräfte der Seele müssen zu diesem Ziel hin mobil gemacht werden.

Damit sind auch gewisse Forderungen der Schulbildung festgelegt. Das Aufblühen der Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert hatte das Interesse für die Natur mächtig erhoben. Es wurde betont, die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer in den Vordergrund des Lehrplans zu rücken. Wenn der Geisteswelt des Menschen aber die höchste Bedeutung zukommt, dann geht daraus hervor, daß auch die Geisteswissenschaften die zentrale Stellung im Unterrichte einnehmen, daß die sogenannten Gesinnungsfächer in erster Linie gepflegt werden müssen. Weil der Naturalismus nur eine Außenwelt anerkannte, hielt er auch die Realien so hoch, so spielte als weitere Folge das utilitaristische Prinzip eine so große Rolle. Gewiß können wir uns mit jenem Verlangen, alles, was keinen Lebenswert hat, aus dem Stoffplan auszuscheiden, nur einverstanden erklären; aber wir dürfen bei dem Begriffe Lebenswert auch nicht nur an den gemeinen Nutzen denken, sondern auch an die höheren Seelenwerte, die im letzten Grunde Erfolg und Glück unseres Lebens wesentlich bestimmen. Es ist daher gut, wenn in unserer materialistisch gesinnten Zeit wieder ein Prophet aufsteht, der uns ein Kompaß zu den ewig gültigen Bildungszielen ist.

Wie schon angedeutet, wendet sich Eucken auch entschieden gegen die einseitige Wertschätzung des Intellektualismus. Der Erkenntnis, dem Verstande darf nicht die erste Stelle im Leben eingeräumt werden, zum mindesten haben alle anderen Seelenkräfte, vor allen Dingen Wille, Gemüt und Phantasie ein Recht auf Ausbildung. Mit dieser Forderung geht Eucken einem Grundübel unserer

Zeit an die Wurzel. Denn seitdem Hegel den Intellektualismus philosophisch begründete, ist dieser in unsere Schulen eingezogen und hat sie oft zu bloßen Stätten der Erkenntnis und des Wissens gemacht. In den Sprachen ging man weniger darauf aus, den Schüler in die Gedankenwelt anderer Völker und großer Männer einzuführen, als sie zum Gegenstande, zum Probierfelde formaler Bildung zu machen. Selbst die Fächer, die wie Religion und Deutsch in erster Linie gesinnungsbildend, gemütbefruchtend wirken sollten, wurden hauptsächlich der logischen Schulung, dem Erwerb von Wissen, dem Gedächtnisdrill dienstbar gemacht. Diesem Irrtum gegenüber betont Eucken, ohne die Verstandesbildung zu unterschätzen, daß Denken und Wissen doch nie allein die innere Geisteswelt aufbauen können, daß der einseitige Kultus des Geistes zu einer Bildungseinseitigkeit führt und daß das Ziel der harmonischen Menschenbildung ebensosehr die Berücksichtigung aller andern Seelenkräfte erfordert.

Es fehlt heute nicht an Männern, die der Erziehung ein heißes Interesse zuwenden. Auf keinem andern Gebiete versucht man ja so viel herumzureformieren wie auf dem der Schule. Aber man kann so häufig die Beobachtung machen, daß von den Neuerern der Blick auf irgend ein einseitiges Ziel gelenkt wird, daß die beabsichtigten Reformen nicht selten in Übertreibungen und Irrtümer auslaufen. Da berührt es um so wohltuender, in Eucken nicht nur einen Philosophen, sondern auch einen Pädagogen kennen zu lernen, der den Blick aufs Ganze gerichtet hält, dem wir bei vernünftiger Prüfung eigentlich in allen Punkten zustimmen müssen, der einen hohen deutschen Idealismus vertritt und der im Wirrwarr der vielen streitenden Meinungen der deutschen Erziehung gangbare und untrügliche Wege weist.

Martin Winkler:
Iwan Turgenew.

(Zum 100. Geburtstage am 9. November/28. Oktober 1918.)

Es ist ein Dreigestirn von russischen Dichtern, das uns in die Probleme des Ostens einführt und in die Anschauungen und Verhältnisse des zarischen Rußlands, in Probleme, die wir leider vor dem Kriege so sehr vernachlässigten: Iwan Turgenew, Feodor Dostojewski, Leo Tolstoi. Das sind die drei größten, die das Rußland des 19. Jahrhunderts kennt. Denn den bei uns so viel gelesenen Maxim Gorki kann ich unmöglich den Dichtern zugesellen, der ein aus dem niedersten Stande emporgekommener Chronist der entsetzlichen Verhältnisse unter dem Zarentum, aber kein Dichter ist.

Heute nun zu Iwan Turgenew.

Jahrzehnte hindurch war er uns Deutschen der russische Dichter schlechthin und selbst heute noch wird er wohl als Romanschriftsteller am höchsten geschätzt und am meisten gelesen, wenn er auch, oder wohl besser: weil er gerade der unrussischste der drei ist. Nicht der Dramatiker Dostojewski mit seinen nach Weltanschauung ringenden Personen kann uns Deutsche ganz befriedigen, ja wird bis zu einem gewissen Grade schwer ungenießbar sowohl durch die ungesunde Länge der wertvollsten gerade seiner Werke als auch durch die bei ihm so oft zutage tretenden asiatischen Seiten des russischen Lebens. Aber auch nicht der breite Epiker Tolstoi, der seine sozialistischen Phantasien uns in Romangewand bietet, dessen Sozialismus uns aber doch als das Theaterspiel eines reichen Gutsbesitzers bei näherem Hinblicken anmutet, kann uns wahrhaft poetisch beglücken. Wir haben weniger Freude an der barbarisch-asiatisch ungezügelten Kraft, mit der Dostojewski arbeitet, als an der gebändigten Form eines Turgenew. Zügellos in seinen Charakteren, zügellos aber auch schon in der Form seiner meisten Werke ist Feodor Dostojewski, so daß viele von uns sich nur schwer durch seine Werke durchringen können und, da wir Deutsche meist mit ihm unsere Kenntnis russischer Literatur beginnen wollen, an ihm scheitern, wiewohl auch in seinen Werken manche Schönheit und viele tiefe Gedanken liegen. Und das, was Dostojewski so sehr fehlt: die Ruhe, die Ausgeglichenheit, die vollendete Form, ist es wohl gerade, was Turgenew in so reichem Maße besitzt und zu ihm hinzieht. Er hat das Maßvolle des Westeuropäers und versteht es doch so gut, in die uns so sehr fremde Welt einzuführen. Und das andere, wodurch er auch wieder uns Deutschen so nahe steht, ist, daß er zum Lyriker geboren ist. Wie wundervoll vermag er die Stimmungen der Natur zu schildern, sodaß er hinter den besten deutschen Dichtern kaum zurücksteht. Und dennoch hat er seine Schaffenskraft nicht in Gedichten betätigt, bis auf wenige Ausnahmen, und auch von diesen wollte er später nicht gern mehr etwas hören. Seine Lebenskraft widmete er ganz dem Roman und den Novellen und daneben, aber mit weniger Erfolg, dem Drama und Lustspiel, die uns aber, wie zum Beispiel „Die Provinzialin", auch sehr gut in das russische Leben um 1850 einführen. Sein großes weites Vaterland, das dem einfachen Muschik kein Ende zu haben scheint, das er so liebt und um dessen politische Zustände er sich so bangt, das will er besingen und schildern. Und das Land, das eine solche kraftvolle, wahre Sprache hat, meint er, kann ja doch nicht untergehen. Damit stärkt er seine Hoffnungen auf eine bessere Zukunft für Rußland. Und in dieses so liebenswerte Land mit all den einfachen, einfältigen Muschiks führt er uns schon in seinem ersten größeren Werke, das auch seinen Ruf begründete, in den „Erinnerungen eines Jägers". Es ist wohl das einfachste und anspruchsloseste unter seinen Werken, das das Verhältnis der Herren zu den Knechten auf dem Lande schildert, und zwar in objektiver, nicht von einem Parteistandpunkt beeinflußter Weise, ein Thema, das nun alle russischen Dichter variieren sollten und das damals besonders die Tagesfrage in Rußland bildete. Selbst den Russen

seiner Zeit machte das Werk einen ungeheuren Eindruck durch die Weise, in der es den Grund legte zu allen politischen Diskussionen der Zeit. Die unendliche Liebe des einfachen Mannes zur angestammten heiligen russischen Scholle, zu deren Bebauung der russische Bauer von dem Herrgott selbst für würdig gehalten wird, zu dem Lande, das die ganze Welt auszumachen scheint für seine Bewohner, durchzieht dieses Werk. Es strömt die ganze Melancholie der einförmigen und doch so schönen russischen Landschaft und des Lebens in ihr unter dem Schutze dieser Natur aus ihm hervor. Und die Menschen, Chor und Kalinytsch — nach denen zuerst das Buch benannt war, sie lassen uns das einfache russische Landvolk der Zeit vor Aufhebung der Leibeigenschaft so gut verstehen. Gerade die einfache, schlichte Schilderung, der die Ironie eines Gogol völlig fehlt, bringt uns das Werk so nahe.

Zu dem Verständnis der Mehrzahl der späteren Werke des Dichters möchte ich nun etwas ausführlicher auf einen Vortrag aus dem Jahre 1860 eingehen: Hamlet und Don Quichote, der uns theoretisch mit dem Problem bekannt macht, das Turgenew in den bedeutendsten Hauptgestalten seiner Werke immer wieder variiert hat. Leider ist dieser Vortrag bisher meines Wissens nicht in das Deutsche übersetzt worden und deshalb der Mehrzahl von uns unerschlossen. Turgenew ist dabei zu dem Resultat gekommen, daß man die Menschheit nach zwei Extremen hin scheiden kann in 1. solche, die ihr Ideal in sich selbst tragen, und 2. solche, die das Ideal außerhalb ihrer selbst in der Welt suchen. Zwischen diesen beiden äußersten Polen ist die ganze, regenbogenartig schattierte Welt der Menschen zu finden. Und als ihre Vertreter in der Literatur betrachtet der Dichter Hamlet und Don Quichote.

Den Don Quichote kennzeichnet nun, sagt Turgenew, insbesondere ein unbeschränkter Glaube an etwas Ewiges, Wahres, das er in der Welt zu suchen auszieht. Dafür selbst sein Leben zu opfern, ist ihm nicht zu viel. Er hat nach seiner Ansicht gar kein Recht, für sich selbst zu leben, sondern der Zweck seines Lebens ist eben der Kampf gegen die den Menschen feindlichen Kräfte zur Rettung seiner Brüder. Furchtlos in diesem Kampfe macht ihn sein wankelloser Glaube, läßt ihn sich begnügen mit geringster Nahrung und Kleidung. Und dieser Glaube läßt ihn ebenso wenig an seiner Bestimmung wie an seinen physischen Kräften zweifeln. Er ist so felsenfest, daß die Wirklichkeit ihm schwindet, er begeistert ihn in solchem Grade, daß er starrköpfig festhält an der Idee, der er dient.

Ganz anders Hamlet. Er ist der Egoist, der an nichts glaubt, an allem, sogar an sich selbst zweifelt. Aber er kennt sich und das gibt ihm immerhin Kraft und gerade diese Selbsterkenntnis führt zu seiner bitteren Ironie. Er verachtet sich zwar, aber dennoch lebt er gerade von dieser Verachtung seiner selbst. Er ist nicht wie der Held des Cervantes sich klar, warum er eigentlich lebt, und weiß nicht, was er will. Er denkt deshalb wohl an Selbstmord, meint Turgenew, aber er hat doch nur soweit Kraft, sich „mit dem zweischneidigen Schwert der Analyse

zu verwunden": Don Quichote ist zwar komisch, ist nicht eine so blendende Erscheinung wie Shakespeares Held. Aber gerade das Komische versöhnt uns mit ihm und wirkt befreiend auf uns. Denn: Über wen man lacht, dem hat man meist schon vergeben, ja den beginnt man zu lieben.

Zu Hamlet fehlt uns das versöhnende Lachen. Und doch merkwürdig: Jeder freut sich wohl, meint der russische Dichter, ein Hamlet genannt zu werden, und würde es als Beleidigung empfinden, ein Don Quichote genannt zu werden. Jeder hat Mitgefühl mit dem dänischen Königssohn und sieht in ihm verwandte Züge, aber bis zu Liebe kann sich keiner aufraffen. Don Quichote aber versöhnt uns dadurch, daß er es, wenn er auch Torheiten macht, doch stets gut meint. Und überdies: Wer sich opfern will, darf an die Folgen nicht denken. Hamlet würde selbst, wenn es Riesen gäbe, nicht an sie glauben, würde sie auch nicht bekämpfen. Er zweifelt an allem. Selbst wenn die Wahrheit vor ihm stände, würde er doch auch noch an ihr zweifeln. Denn vielleicht gibt es, wie keine Riesen, so auch keine Wahrheit. „Wir lachen über Don Quichote, aber wer von uns vermag es, nachdem er sich ehrlich selbst, seine vergangenen und gegenwärtigen Überzeugungen befragt hat, wer wagt es, zu behaupten, daß er immer und in jedem Falle ein zinnernes Barbierbecken von einem goldenen Zauberhelm unterscheiden wird und unterschieden hat?.. Darum scheint es mir, daß es vor allem auf die Aufrichtigkeit und Kraft der Überzeugung ankommt, — das Resultat aber liegt in der Hand der Vorsehung. Sie allein kann uns zeigen, ob wir mit Schemen oder mit wirklichen Feinden gekämpft haben und mit welchen Waffen wir unser Haupt geschützt haben. Unser Teil ist es aber, uns zu wappnen und zu kämpfen."

Den Polonius und Sancho Pansa erklärt Turgenew als die Vertreter des Volkes den extremen Individualitäten gegenüber. Polonius sieht in Hamlet nicht so sehr den Wahnsinnigen als vielmehr ein Kind, ein völlig nutzloses Geschöpf. Und er hat darin recht: Die Hamlets sind für die große Masse unverständlich und nutzlos. Don Quichotes Schildträger dagegen weiß sehr gut, daß sein Herr verrückt ist, aber dennoch verläßt er dreimal Haus, Weib und Kind, um dem Wahnsinnigen zu folgen, und ist ihm bis zum Tode ergeben. Er stellt nach Turgenews Anschauung die blindergebene Masse in ihrer uneigennützigen Hingabe, ihrer Verachtung persönlicher Vorteile dar.

„Die Masse der Menschen folgt schließlich immer in schrankenlosem Vertrauen denen, über die sie gelacht hat, ja die sie sogar verflucht und verfolgt hat, und die dennoch ohne Furcht vor ihren Verwünschungen oder Verfolgungen oder sogar ihrem Lachen unentwegt vorwärts gehen und ihren Blick auf ein nur ihnen sichtbares Ziel richten, die da suchen, fallen, und sich wiedererheben und endlich finden . . . und mit Recht: Denn nur der findet, der vom Herzen geleitet wird. Les grandes pensées viennent du coeur, sagt Vauvenargues. Die Hamlets aber finden nichts, ersinnen nichts, hinterlassen keine Spur hinter sich außer der der eignen Persönlichkeit; lassen nach sich keine Taten zurück. Sie

lieben nicht und glauben nicht. Was können sie also finden? Sogar in der Chemie — nicht zu sprechen von der organischen Natur — braucht man die Vereinigung zweier Materien, um einen neuen Stoff zu erzeugen; die Hamlets aber sind nur mit sich allein beschäftigt, sie sind einsam und daher unfruchtbar."

Auch in der Jagd des spanischen Ritters nach seiner Dulcinea ist nichts anderes als das ewige Suchen nach einem Ideal, das es gar nicht gibt. Und als nun Don Quichote die Dulcinea trifft, sie aber nicht seinen Erwartungen entspricht, hält er sie für verzaubert, da er nicht glauben kann, daß es sein Ideal nicht geben sollte. Einen Hamlet dagegen hält der Dichter auch nicht der Liebe zu einer Frau fähig.

Die Hamlets bringen die Menschen nicht vorwärts. Sie scheitern an ihrem Zweifel, der auch das Gute für Böse hält. Die Don Quichotes dagegen bringen die Menschen vorwärts und nützen ihnen schließlich doch, weil sie nur den einen Punkt, ihr Ideal, vor Augen haben, wenn es auch in Wirklichkeit nie so ist, wie sie es zu erkämpfen dachten. Und diese beiden Typen, die die zentripetale und die zentrifugale Kraft in der Natur darstellen, stammen nicht umsonst von einem Nordländer und einem Südländer her.

„Sowohl Hamlet als auch Don Quichote sterben ergreifend. Aber wie verschieden ist ihrer beider Ende. Herrlich sind die letzten Worte Hamlets. Er wird ruhig, still und befiehlt dem Horatius zu leben . . . Aber der Blick Hamlets richtet sich nicht nach vorwärts... der Rest ist Schweigen, sagt der sterbende Skeptiker — und verstummt tatsächlich auf ewig. Der Tod des Don Quichote versenkt unsere Seele in unaussprechliche Rührung. In diesem Augenblick wird die ganze hohe Bedeutung dieser Persönlichkeit einem jeden klar. Als sein einstiger Waffenträger mit dem Wunsche, ihn zu trösten, ihm sagt, daß sie bald von neuem zu Rittertaten ausziehen werden, antwortet der Sterbende: Nein, alles dies ist auf immer vorbei, und ich bitte alle um Vergebung; ich bin nicht mehr Don Quichote, ich bin wieder Alonso der Gute, wie man mich einst nannte — Alonso el Bueno . . ." Und Turgenew schließt: „Nur die guten T a t e n werden nicht wie Rauch vergehen; sie sind langlebiger als die strahlendste Schönheit: „Alles wird vergehen, nur die Liebe wird bleiben", sagt der Apostel."

Wenn wir diese theoretische Erörterung des Dichters kennen, können wir nun mit weit größerem Nutzen an das Lesen seiner Werke gehen. Es liegt hier bis zu einem gewissen Grade der Schlüssel zum Eindringen in die Psychologie der Hauptgestalten vor uns, die mehr oder weniger einem dieser beiden Extreme zuneigen, nur daß die im Leben nicht auftretenden Extreme gemildert, zur Wirklichkeit gedämpft und abgeschliffen sind. Es mag sein, daß uns manches, wie zum Beispiel die Einführung der Personen durch eine breite, äußerst sorgfältige Beschreibung, altertümlich erscheint. Aber gerade damit malt er uns die ganze Geruhsamkeit und Spießbürgerlichkeit der russischen Provinzialstadt aus und schildert ganz vortrefflich die russischen Großgrundbesitzer der Mitte des vergangenen Jahr-

hunderts. Besonders kennzeichnet er in den drei Werken: Erinnerungen eines Jägers, Väter und Söhne, Neuland (oder neue Generation, wie es teils übersetzt worden ist) die Entwicklung, die das Verhältnis von Herr und Knecht in dieser Zeit nahm, und die Gegensätze zwischen alter und neuer Generation.

Doch was war nun Turgenew selbst für ein Mensch? War er ein Hamlet oder ein Don Quichote? Antwort auf diese Frage können wir wohl besser als aus seinen dichterischen Schriften aus seinem politischen Verhalten bekommen. Er wuchs in einer Zeit in Rußland auf, als die Erinnerung an die Dekabristen-Verschwörung noch frisch war, als Herzen und Ogareff mit ihrem Kreis die öffentliche Meinung beschäftigten, kurz am Vorabend der Aufhebung der Leibeigenschaft. Da kann es uns denn nicht wundern, daß Turgenew selbst mit seinem ganzen Interesse teilnahm an der Lösung dieser letzteren Frage. Wie oben gesagt, geben die drei Hauptbilder Zeitbilder der verschiedenen Phasen des Weges zur Lösung der Frage und daneben können wir besonders aus seinem Briefwechsel mit Alexander Herzen erkennen, wie regen Anteil der Dichter an den Geschicken der schwer bedrückten Heimat nahm. Denn er selbst lebte, nach zweijähriger Verbannung auf seinem Landgute in Rußland, fast immer von 1855 ab im Auslande, meist bei Paris oder in Baden-Baden. Aber trotzdem er eine durchgreifende Reform Rußlands wünschte, war er doch nicht stark genug, sich offen zu der Partei der Westler zu bekehren, d. h. zu der Partei, die, im Gegensatz zu den Slawophilen, die Rettung Rußlands von Westeuropa erwartete. Er findet nicht den Mut, bis zu den letzten Konsequenzen seine innerste Überzeugung zu vertreten, weder im Handeln noch in den Personen seiner Werke. Er leugnet in wichtigen Augenblicken Äußerungen, die er früher getan. So erzählt der Historiker Dragomanow, ein Mann, der auch für die Neuerungen in Rußland eintrat, aber dem Radikalismus, besonders in der Frage der Berechtigung des Zarenmordes gänzlich abhold war: „Ich sah nie einen Menschen mit einer so weiten und freien Denkweise, mit einer solchen Verschiedenartigkeit der Interessen . . . Ungewöhnlich war auch die Güte Turgenews, der beständig irgend jemandes Angelegenheiten ordnete, oft die solcher Personen, die kein Recht darauf hatten. Aber dort, wo es sich darum handelte, irgendwie Charakterstärke, Kühnheit der politischen Überzeugung sogar dem ersten besten gegenüber, der Turgenew anschrie oder jemanden auslachte, zu dem Turgenew anscheinend in den nahesten Beziehungen stand, zu zeigen, da „paßte" Turgenew und sagte sich von seinen Meinungen, Ansichten, Beziehungen los." Aber selbst in seinen Werken können wir schon davon Spuren finden. So ist der Dichter selbst erschrocken über die Folgen, die sich aus den nihilistischen Anschauungen seines Helden Basarow in „Väter und Söhne" ergeben und bricht deshalb den Roman ab, ehe die Theorien in die Tat umgesetzt werden können, und läßt den Nihilisten ganz plötzlich an einer Infektion zugrunde gehen, die er sich bei einer Typhusleiche zugezogen hat. Der Dichter entgeht auf diese Weise, wie er hofft, allen Angriffen, die ihm gemacht werden

könnten, wenn er die radikalen Pläne ausführen würde. Auf diese Weise bekommt er nun die Gegenpartei zu Gegnern, die ihm vorwirft, daß er den Basarow überhaupt stiefmütterlich behandelt habe. In dem Briefwechsel mit Herzen finden wir nun seine Verteidigung, in der er diese Angriffe abweist. Ich erkläre, „daß ich, als ich den Basarow schuf, nicht nur nichts gegen ihn, sondern sogar eine gewisse Hinneigung, eine Art von Schwäche für ihn hatte, so daß Katkow — einer der Hauptslawophilen und Reaktionär, Redakteur der Moskauer Zeitung — in ihm die Apotheose des Zeitgenossen erblickte und erschrak ... Es ist der Triumph des Demokratismus über die Aristokraatie. Ich konnte ihn nicht mit einer unnützen Anmut ausstatten ... Wenn man ihn nicht lieb gewinnt, so wie er ist, mit allen seinen Häßlichkeiten, so trage ich die Schuld daran, denn ich konnte den von mir gewählten Typus nicht bewältigen." Und trotz dieser Hinneigung zu seinem Helden fand er eben doch nicht den Mut, der Welt auch nur in seinem Werk seine Stellung offen zu bekennen. Das ist ein Erbteil seiner Heimat. Er ist der weiche lyrische Sänger des Leidens seines Vaterlandes, nicht der tatkräftige Dramatiker. Und diese zartnervige Dichterhand, die in den „Erinnerungen eines Jägers" so fein den Griffel geführt hatte, um liebevoll den ihm heiligen russischen Boden zu zeichnen, sie kehrt noch einmal wieder, besonders in einem der letzten seiner Werke, in den Gedichten in Prosa. Mit wenigen Strichen wirft er hier Bleistiftskizzen hin, die sich in ihrer tiefinnerlichen Wahrheit mit den größten Werken der russischen, ja der Weltliteratur ruhig messen können. Es sind Bilder, genommen von der Straße, aus dem täglichen Leben eines jeden von uns, ohne große Effekte, ohne große Handlungen, feine Skizzen, die in ihrer Einfachheit, ihrer Schlichtheit zu uns sprechen in den wärmsten Tönen, die ein Mensch finden kann, der zugleich ein gottbegnadeter Dichter ist.

Aus den Gedichten in Prosa von Iwan Turgenew.

Übertragen von Martin Winkler-Leipzig.

Der Bettler.

Ich ging dahin auf der Straße ... da hielt ein Bettler mich an, ein elender Greis.

Entzündete, tränende Augen, blaue Lippen, zerfetzte Lumpen ... Gott! wie zehrte die Armut an diesem unglücklichen Geschöpf.

Er streckte mir seine rotgeschwollene, schmutzige Hand entgegen ... und stöhnte und flehte um Hilfe.

Alle meine Taschen durchwühlte ich ... kein Portemonnaie, keine Uhr, auch kein Tuch ... Nichts hatte ich bei mir.

Der Bettler wartete... und streckte mir seine zitternde, bebende Hand entgegen.

Verloren, verwirrt drückte ich heftig diese schmutzige, zitternde Hand... „Sei mir nicht böse, Bruder: Ich habe gar nichts bei mir, Bruder."

Und der Bettler richtete seine geschwollenen Augen auf mich, seine blauen Lippen verzogen sich ein wenig und er drückte nun seinerseits meine erkalteten Finger.

„Was, Bruder!" lispelte er, „auch dafür schon Dank! — Auch das ist ein Geschenk, Bruder."

Da erkannte ich, daß auch ich ein Geschenk von meinem Bruder empfangen hatte.

Der Hund.

Wir sind zu zweit im Zimmer; mein Hund und ich... auf dem Hofe heult heftiger Sturm.

Der Hund sitzt vor mir — und blickt mir gerade in die Augen.

Und auch ich sehe ihm in die seinen.

Er will mir gleichsam etwas sagen. Doch er ist stumm, wortlos, er versteht sich selbst nicht — aber ich verstehe ihn.

Ich verstehe, daß in diesem Augenblick in ihm und auch in mir nur das eine Gefühl lebt, daß zwischen uns kein Unterschied ist. Wir sind gleich; in jedem von uns brennt und leuchtet ein und dasselbe zitternde Flämmchen.

Der Tod wird herbeifliegen, wird winken mit seinen kalten breiten Flügeln . . .

Und dann ist es zu Ende!

Wer wird dann herausfinden, was für ein Flämmchen in jedem von uns brannte?

Nein, nicht Mensch und Tier tauschen hier Blicke.

Diese zwei Paare gleichartiger Augen richten sich aufeinander.

Und in jedem von diesen Paaren, bei dem Tier wie bei dem Menschen, drängt sich ein und dasselbe Leben furchtsam zum andern.

Wir wollen noch kämpfen!

Was für eine lächerliche Kleinigkeit kann manchmal den ganzen Menschen ändern!

In Gedanken ging ich einmal auf einer Landstraße.

Schwere Ahnungen bedrückten mein Herz und Niedergeschlagenheit hatte sich meiner bemächtigt.

Ich hob den Kopf . . . Vor mir, zwischen zwei Reihen hoher Pappeln, verlief die Straße pfeilgerade in die Weite.

Und auf ihr, auf dieser selben Straße, 10 Schritt vor mir, hüpfte, ganz

vergoldet von der grellen Sommersonne, im Gänsemarsch eine ganze Schar von Sperlingen, hüpfte unternehmungslustig, drollig, selbstbewußt.

Besonders einer von ihnen sprang frech dahin, querfeldein, reckte seinen Hals vor und piepste übermütig, gleichsam als ob der Teufel sein Bruder wäre. Jeder Zoll ein Eroberer.

Aber inzwischen kreiste hoch am Himmel ein Habicht, dem es vielleicht beschieden war, gerade diesen Helden aufzufressen.

Ich schaute zu, lachte, schüttelte mich zurecht — und die grauen Gedanken flogen sogleich davon; ich fühlte wieder Entschlossenheit und Lebenslust.

Mag auch über mir *mein* Habicht kreisen . . .

Wir wollen noch kämpfen, der Teufel hol' es!

Die russische Sprache.

In den Tagen des Zweifels, der schweren Bedenken an den Geschicken meines Vaterlandes, — bist Du mir allein eine Stütze und Hilfe, Du mächtige, kraftvolle, wahre, freie russische Sprache. Wärest Du nicht — wie sollte man da nicht in Verzweiflung geraten beim Anblick alles dessen, was geschieht? — Aber man kann nicht glauben, daß eine solche Sprache nicht einem großen Volke gegeben ist!

Professor Paul Sickel: Das Problem der Form in der deutschen Kultur.

Das Problem der Form in ihrem Gegensatz zu einem vorausgesetzten Stoff oder Inhalt hat das Denken der Menschheit von früh an bewegt. Man zerlegte die gegebene Wirklichkeit in einen ganz unbestimmten, eigenschaftslosen Stoff, die Materie, und bestimmte Formen, die allein dem menschlichen Verstande erkennbar seien. Von diesem Standpunkte der antiken und mittelalterlichen Philosophie wurde das Problem durch *Kant* auf die Stufe kritischer Betrachtung emporgehoben. Nach *Kants* Lehre sind die Formen nicht den Dingen anhaftende Eigenschaften, sondern es sind Betätigungsweisen, Funktionen des menschlichen Geistes, durch welche dieser allein zu einer Erkenntnis der Dinge gelangt. Die Formung des uns durch die Sinne Gegebenen zu einer geordneten gesetzmäßigen Welt ist ein Erzeugnis des menschlichen Geistes, eine stets *werdende Schöpfung*, also ethisch gewandt: eine *Aufgabe* des Menschen. Sie besteht darin, der Welt des naturhaften Seins eine der Vernunft entsprechende Form zu geben, die *Natur* zur *Kultur* zu steigern.

Ist dies die Aufgabe der Menschheit, so kann die Frage gestellt werden, wie die einzelnen Völkerindividualitäten sich dem Problem der Form gegenüber verhalten haben. Tatsächlich liegen bei den wichtigsten Kulturnationen ganz verschiedene Lösungen vor.

Eine kurze psychologische Überlegung wird das für die uns zunächst berührenden Völker erkennen lassen.

Alle geistige Sonderart beruht letzthin darauf, wie der Geist auf die Eindrücke der Außenwelt zurückwirkt, wie sich Vorstellungen und Gedanken zu verwirklichen streben. Denn jede Vorstellung, jede Idee ist an sich mit dem Triebe verbunden, in irgend einer Weise zum Ausdruck zu gelangen. Dieses Wirklichkeitsbestreben des Gedankens kann nun entweder zu einer Ausdrucksform im engeren Sinne oder zu einer Zweckhandlung führen. Dem ersteren Falle liegt eine Weltanschauung zu Grunde, die sich als ästhetisch bezeichnen läßt und ihre Ausbildung bei den romanischen Völkern erhalten hat. In dem zweiten Falle, wo der Gedanke unmittelbar auf eine zweckmäßige Handlung hinzielt, erkennen wir leicht die praktische Lebensgestaltung der angelsächsischen Rasse. In beiden Kulturformen ist die lastende Schwere des Gedankens gewissermaßen abgeschüttelt; dort löst er sich in ein angenehmes, gefälliges Formenspiel auf, hier geht er in nutzbringende Tätigkeit über und findet darin seine Befriedigung. Diese beiden realistischen Lösungen des Lebensproblems erscheinen als die einfacheren und — zunächst wenigstens — günstigeren gegenüber einer dritten Möglichkeit. Statt nämlich alsbald in einer äußeren Wirklichkeit Form zu gewinnen, kann der Gedanke auch in seiner eigenen geistigen Bedeutung verfolgt und vertieft werden, so daß die ästhetischen und praktischen Strebungen mehr zurückgehalten werden. Es entsteht so der Versuch, sich des eigentlichen Sinnes und der inneren Bedeutsamkeit des Gedankens zu bemächtigen, ohne unmittelbare Rücksicht auf eine mögliche Verwirklichung. Dabei werden besonders Gefühlsmomente eine Rolle spielen, die ja häufig einen hemmenden Einfluß auf die Tätigkeit in der Außenwelt haben. Es scheint, daß diese idealistische Geisteshaltung zu den Volksanlagen der Germanen gehört. Finden wir demnach bei den romanischen Völkern das Streben nach Form, nach fester, leicht verständlicher Gestaltung des Daseins und andererseits bei den Angelsachsen die Herrschaft des Nützlichen und Praktischen, so überwiegt bei den Deutschen die Idee, der abstrakte Gedanke, der theoretische Begriff, oft in inniger Verbindung mit Gefühlserlebnissen. Allgemeiner ausgedrückt: das Innerliche erhält eine sehr starke Betonung gegenüber dem Äußeren. Und damit hängt es zusammen, daß die Formung irgend welcher Lebensinhalte dem Deutschen ebenso schwer geworden ist wie die praktische Bewältigung der Lebensaufgaben. Innerlichkeit ist unzertrennlich von einem starken Gefühl. Gefühl aber ist an sich Formlosigkeit.

So wird die Form gerade für den Deutschen zu einem Problem, mit dem er von jeher schwer zu ringen hatte, und damit ist unmittelbar gegeben, daß der

germanische Formbegriff sich wesentlich von dem romanischen unterscheidet. Nach Friedrich Hebbel ist Form ein harmonisches Verhältnis zwischen Individuellem und Allgemeinem, zwischen Freiheit und Notwendigkeit. Liegt in diesem Verhältnisse der Schwerpunkt in dem Allgemeinen und Notwendigen, so entsteht die autoritative Form, die als geltende Anerkennung fordert, und der sich die Inhalte anzupassen haben. Dies ist das Wesen der romanischen Form. Sie beherrscht das religiöse Leben in der typischen Gestalt des Katholizismus; sie offenbart sich in der Kunst eines Raphael, der seine Madonnenbilder der feststehenden Form des Dreiecks anpaßt; sie zeigt sich auch auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Verkehrs. Dieser gewissermaßen äußeren Form gegenüber erstrebt der deutsche Geist die innere, freie, individuelle Form. Sie ist nicht eine fertige, überkommene, der sich auch der neue Inhalt anzubequemen hat; sondern der Inhalt soll hier nach seiner Eigenart die ihm angemessene Form aus sich erzeugen. Freilich ist dieser Gegensatz nur im Sinne ursprünglicher Geistesrichtungen zu nehmen, denen die tatsächlichen historischen Gestaltungen in der Kultur oft wenig entsprechen. Denn einerseits wird die äußere Form viel leichter gewonnen als die innere und führt daher in vielen Fällen zu einer freien, gewandten Beherrschung der Kultur- und Lebensinhalte, wie sie die französische Kultur uns zeigt, während hinwieder das Ringen nach der individuellen Form den Eindruck geistiger Unfreiheit macht, wofür etwa an die Reformationszeit in Deutschland zu erinnern ist. Ferner darf nicht vergessen werden, daß die Gegensätze der inneren und äußeren, der individuell-freien und der zwangsweise-autoritativen Form durchaus relativ sind. Insbesondere gibt es eine absolut individuelle Form überhaupt nicht. Denn insofern die Form das an dem Gegenstande Verständliche, Begreifliche, ja letzthin Geistige ist, hat sie immer das Gepräge eines Allgemeinen. Das schlechthin Individuelle, keiner Form Unterworfene ist für uns das Unbegreifliche, Irrationale. Also auch die innere Form, die aus dem individuellen Inhalte selbst geboren ist, strebt auf etwas Allgemeines, Geltendes hin.

Es ist keine Frage, daß dem deutschen Volksgeiste infolge seiner Richtung auf Verinnerlichung wenigstens die Anlage zur Gestaltung der inneren Form innewohnt. Unsere Geschichte aber hat dafür gesorgt, daß diese uns gestellte Aufgabe durch Hemmnisse aller Art erschwert worden ist. Ja, es kann fast als tragisch bezeichnet werden, daß dasjenige Volk, dem die Natur freie Entwickelung aus dem Inneren seiner Volksseele vorgeschrieben hat, durch niederdrückende äußere Geschicke immer wieder der Nachahmung fremder Formen, die ihm doch im Grunde wesensfern sind, verfallen ist. Weil wir selbst nicht zu den unserer Art angemessenen Formen gelangen konnten, entlehnten wir sie andern Völkern, oft in kritikloser Bewunderung.

Allerdings erstreckt sich die Übernahme fremder Form bezeichnender Weise hauptsächlich auf die Gebiete äußerer Kultur, wie Mode und gesellschaftliche Ver-

hältnisse. Hier sind wir bis zur Gegenwart noch nicht zu der Sicherheit der Lebensführung gelangt, die den Menschen wie etwas Angeborenes triebmäßig leitet, sondern schwanken oft zwischen Formlosigkeit und Überschätzung der Form. Es ist uns nicht gelungen, die Lebensformen aus unserem eigenen Wesen zu entwickeln. Die lange Abhängigkeit vom Auslande brachte uns fremde Gewohnheiten nahe, die willig angenommen wurden, da man sich einer überlegenen Kultur gegenübersah. Unserer Kleinstaaterei und „Vielherrlichkeit" verdanken wir die starke Betonung der Rang- und Standesunterschiede und das damit verknüpfte Titelunwesen. Die hohe Bewertung solcher Äußerlichkeiten widerspricht jedem Streben nach innerer Form. Freilich schlägt der Pendel des Lebens vielleicht nirgend so weit aus zwischen himmelstürmender Genialität und behaglich engem Philistertum wie auf deutschem Boden; und aus solchem seelischen Reichtum den einheitlichen Lebensstil zu gewinnen mochte hier eine schwierigere Aufgabe sein als bei anderen Völkerrassen.

Je höher wir jedoch zu dem Bereiche der eigentlichen Geisteskultur emporsteigen, desto deutlicher zeigt sich die Fähigkeit, den Stoff in eigenartiger Weise zu gestalten.

Es sind vornehmlich drei Gebiete, auf denen der deutsche Geist zu ganz selbständigen Schöpfungen gelangt ist: philosophisches Denken, Musik und Lyrik. Man erkennt sofort, daß es sich in allen drei Fällen um die Formung reiner Gedanken- und Gefühlserlebnisse, nicht aber um die Gestaltung der Wirklichkeit handelt. Nun mag man den Wert unserer großen metaphysischen Systeme als „Gedankendichtungen" für den Fortschritt der Erkenntnis bezweifeln; jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß sich in ihnen ein wesentlicher Zug deutscher Geistesart äußert. In dem großzügig entworfenen, aber wenig ausgeführten Systeme L e i b n i z', der als der erste bedeutende deutsche Philosoph zu gelten hat, ist der Versuch gemacht, die ganze Summe des damaligen Wissens und die verschiedensten Denkrichtungen auf Grund eines persönlichen kraftvollen Lebensgefühls zur Einheit zu formen. Dem unpersönlichen Pantheismus S p i n o z a s gegenüber symbolisiert L e i b n i z in dem Begriffe der Monade die Bedeutung und den unverletzlichen Wert des Einzelindividuums, das die ganze Möglichkeit seines Wirkens in sich selbst enthält. Aber durch den poetischen Gedanken einer vorherbestimmten Harmonie wird die unendliche Mannigfaltigkeit aller Einzelwesen doch wieder zu einem großen, einheitlichen Ganzen verknüpft. Sehr bezeichnend ist es dann, daß nach der kritisch-zergliedernden Arbeit K a n t s, die doch auf die Vernichtung aller ontologischen Denkungsweise zielte, ja gerade im A n s c h l u ß an Kant wieder eine Hochflut metaphysischer Systeme einsetzte. Der Einheitstrieb des Deutschen, der eine letzte Zusammenfassung aller Denkinhalte fordert, widersetzte sich bald der sichtenden und trennenden Erkenntnistheorie des Kritizismus. Und in unseren Tagen erleben wir es, daß die Metaphysik, von der sich die eigentlichen Philosophen meist vorsichtig zurückhalten, gerade bei Naturwissenschaftlern wie

Haeckel und Ostwald neue und seltsame Blüten treibt. Die Neigung zur Synthese, d. h. zu einer einheitlichen Form unseres gesamten Weltwissens, kurz zur Bildung einer Weltanschauung, ist dem deutschen Wesen unausrottbar eingepflanzt.

Mit ähnlicher Sicherheit hat der Formensinn sich bei der eigentlichen Gefühlskunst, der Musik, geoffenbart. Daß die bedeutendste rein musikalische Form, die der Symphonie und Sonate, deutschen Ursprungs ist, besagt schon viel. Immerhin läßt sich hier noch von äußerer Form sprechen. Dagegen ist die musikalische Ausdrucksweise innerhalb dieser größeren Formen eigenstes Erzeugnis der deutschen Kunst. Hatte die italienische Musik im Palestrinastil die einzelnen Stimmen zu zwar selbständigen, aber doch unpersönlichen Gliedern eines Ganzen gemacht und mit der Oper die moderne Melodie erfunden als eine dem Ohr schmeichelnde, leicht faßliche, rythmisch bewegte Tonlinie, der sich das übrige als „Begleitung" unterordnete, so strebte die deutsche Musik darnach, den einzelnen zusammenerklingenden Stimmen die Bedeutung individueller Persönlichkeiten zu geben. Schon bei Bach macht sich dieser Persönlichkeitscharakter der Themen geltend, allerdings noch durch die strenge Polyphonie der Gebilde verdunkelt. Wie bei Leibniz, dessen Zeitgenosse Bach noch teilweise war, werden die selbständigen Elemente wie durch eine Art vorher bestimmter Harmonie äußerlich verknüpft. Ganz von innen heraus gestaltet dagegen Beethoven. Die äußere Form, die Haydn geschaffen hatte, behält er bei; aber er erfüllt sie mit einem ganz persönlichen Leben. Der Schwerpunkt liegt in der Persönlichkeit des Künstlers; die ganze leidenschaftliche Erlebniskraft des Schöpfers geht unmittelbar in sein Werk ein. Und jener Trieb, den überquellenden Reichtum der Gefühle ganz zur Darstellung zu bringen, der Beethoven zuletzt zur Erweiterung und Auflösung der symphonischen Form führte, wirkte sich in anderer Richtung noch lebhafter in Richard Wagners Gesamtkunstwerk aus, das nichts anderes erstrebt, als eine einheitliche zusammenfassende Form aller künstlerischen Ausdrucksmittel.

Es erscheint gewagt, diesen gewaltigen Offenbarungen einer Kunst, die auf das Größte, Weltumspannende gerichtet ist, eine so bescheidene Form wie das lyrische Gedicht an die Seite stellen zu wollen. Und doch bildet die Lyrik neben jenen Erzeugnissen des musikalischen und philosophischen Genies eine urdeutsche Schöpfung, deren Keime wir im Volkslied erkennen. Auch hier liegt ja die Formung eines reinen Gedanken- und Gefühlsinhaltes vor; denn im echt lyrischen Gedicht löst sich der Wirklichkeitsgehalt in Gefühlseindrücke auf. Erscheinungen wie Goethes und Mörickes Lyrik läßt sich nichts in fremden Literaturen vergleichen. Ihre Eigenart tritt besonders stark hervor, wo der Gefühlsgehalt durch die Vertonung gewissermaßen Körper gewinnt; und diese Schöpfungen eines Schubert und Schumann erschienen dem französischen Geiste so fremdartig, daß man sie mit Worten der eigenen Sprache gar nicht bezeichnen konnte, sondern dafür das deutsche „Lied" übernahm.

Ein ganz anderes Bild zeigen uns diejenigen Schöpfungen der Poesie, wo es sich mehr als in der Lyrik um dichterische Gestaltung einer Wirklichkeit handelt. Hier hat der deutsche Genius mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, um dem überreichen Gedankeninhalt Form zu geben. Nachdem der Dreißigjährige Krieg die gesamte deutsche Kultur bis auf wenige Reste vernichtet hatte, schien kein anderes Rettungsmittel zu sein, als sich auch in der Literatur an französische Vorbilder anzulehnen. Den Bemühungen Lessings und Winckelmanns gelang es zwar, an die Stelle des französischen Einflusses den der Antike zu setzen. Aber den Weg zum deutschen Wesen fand erst Herder, der deshalb auch eine nachhaltigere Wirkung auf die deutsche Poesie ausgeübt hat als der verstandesschärfere und bedeutendere Lessing. Herder besaß eben eine tiefe Innerlichkeit des Gemüts; er bemerkte, daß die Sehnsucht, die über alle beschränkende Form der Gedanken hinausstrebt, zum Volkscharakter der Deutschen gehöre. Auch erkannte er das wahre Wesen der Dichtung in ihrer Wirkung auf Phantasie und Gefühl. Was Poesie ist, wußte er wie wenige; aber die formbildende Kraft war ihm nur im geringen Maße verliehen. Sein Schaffen ging daher weniger darauf aus, formvollendete Kunstwerke zu gestalten, als vielmehr vom Verständnis des Poetischen aus eine große Welt- und Lebensanschauung aufzubauen, die ihren Gipfelpunkt in der Idee edler, freier Menschlichkeit fand. Damit kündigt sich in Herder jene Auffassung der Dichtung an, die unsere gesamte klassische Periode beherrscht. Bei unseren großen Dichtern überragt die Dichterpersönlichkeit die Dichtung; der ganze menschliche Gehalt erschöpft sich nicht in dem Werke. Goethe und Schiller sind als Persönlichkeiten mehr als ihre Werke. Ihr dichterisches und schriftstellerisches Schaffen ist ihnen nur Mittel zu einem höheren Zwecke: der Entwickelung ihres Wesens aus tiefster Innerlichkeit zu reinem, hohem Menschentum. Sie suchen weniger die vollendete Form des Kunstwerkes als die harmonische Formung des Lebens. Vor allem fehlt daher — zumal bei Goethe — die Rücksicht auf das Publikum in weitgehenderem Maße, als es in anderen Literaturen der Fall ist. Nach einer Bemerkung Brunetières ist die französische Dichtung vom Mittelalter bis heute dadurch gekennzeichnet, daß sie für die Gesellschaft und im Hinblick auf Leser und Zuschauer geschaffen ist. Das Werk soll etwas in sich Fertiges, leicht Faßliches, Angenehmes sein, dem man die Spuren seiner Entstehung und seiner subjektiven Verursachung nicht mehr ansieht, wie etwa eine fein ausgearbeitete Plastik, die man mit einem gewissen sinnlichen Wohlgefühl in der Hand hält und betrachtet. Im schärfsten Gegensatze zu solcher Kunstauffassung will Goethe nur sein Inneres geben, sich von der drückenden Last des Lebens befreien, indem er das subjektive Erleben im Dichterwerke vergegenständlicht und so von sich loslöst. Wie ein Naturereignis entströmt das Werk seiner Seele, und sorglos schreibt er Gedichte nieder, die ohne Kenntnis der veranlassenden Umstände kaum zu verstehen sind. Goethe erstrebt übrigens bewußt dasjenige, was er selbst die

innere Form nennt. Daß dies in der Lyrik gelang, wurde erwähnt. In größeren Werken, wie in den früheren Dramen, dem Faust und den Romanen sprengt dagegen die Überfülle der Gedanken die feste Form. Welch seltsames Gebilde sind doch die Wanderjahre, wo dem bedeutenden Inhalte zuliebe die Form ganz vernachlässigt wird. Es ist nun bemerkenswert, daß sowohl Schiller wie Goethe auf dem Gipfel ihrer Kunst sich wieder antiken Formen und Anschauungsweisen zuwenden. Man könnte darin fast das Eingeständnis sehen, daß sie es für unmöglich hielten, aus sich zu einer inneren Form des Dramas zu gelangen. Werke wie Iphigenie und Braut von Messina mag man als Dichtwerke und auch in ihrer allgemeinen Kulturbedeutung sehr hoch einschätzen; vom Gesichtspunkt einer wirklich national-deutschen Kunst bleibt es doch vielleicht zu bedauern, daß damit die ursprüngliche Richtung unserer großen Dichter aufgegeben war.

Zweifellos bedeutet der Übergang zur Romantik das Erwachen nationaler Regungen gegenüber der mehr weltbürgerlichen Neigung der Klassiker. Zugleich aber löst sich das klassische Formenideal auf; an Stelle der Bindung tritt Ungebundenheit und Freiheit, die bis zur Zügellosigkeit in Denken, Schaffen und Leben führt. Die subjektive Innerlichkeit des Ich, die schrankenlose Sehnsucht, die „überschüssige Seele" des Deutschen (Bogumil Goltz) will sich ungehindert ausleben. Ein starker Individualismus verbindet sich mit einem unendlichen Lebensgefühl. Bei solchem Streben in mystische Ferne, bei solchem Gemütsüberschwang, der sich nach Friedrich Schlegels drastischem Ausdruck bis zur „knolligen Verliebtheit ins Universum" steigert, kommen diese Dichter schwer zur Gestaltung. Wiederum ist es ein schier unfaßbarer Inhalt, der sich nicht zur Form verdichten kann. Wieviel lebt denn heute noch von den Werken der Schlegel, Tieck, Novalis? Verschwindend wenig im Verhältnis zu der Bedeutung, die sie für die deutsche Geistesgeschichte gehabt haben. Wenn Goethe dem Persönlichkeitsgehalte seiner Werke einen überragenden Wert zuerkannte gegenüber dem objektiven Sinn des Kunstwerks als einer in sich abgeschlossenen, für sich daseienden Lebensdarstellung, so wird das von den Romantikern auf die Spitze getrieben. „Ich behandle meine Schriftstellerei nur als Bildungsmittel", erklärt Novalis und bezeichnet es als höchstes Ziel der Bildung, sich seines transzendentalen Ich zu bemächtigen, d. h. die letzte, geheimnisvolle Tiefe seines Innenlebens zu ergründen. Um sich den Gegensatz zu einer anders gearteten, rein literarischen Romantik klar zu machen, denke man an Victor Hugo: wie weit bleibt bei ihm die Persönlichkeit hinter den Werken zurück! Die subjektive Geistesfreiheit, die in scharfem Widerstreit zur Formenbindung steht, erhält ihren letzten Ausdruck in der sog. romantischen Ironie. Sie ist nichts anderes als die Freiheit des schöpferischen Geistes, der sich als unendlich empfindet im Vergleich zu dem Werke, das doch nur einen endlichen, beschränkten Wert hat. Besteht Form in der Einheit von Individuellem und Allgemeinem, so ist hier das Individuelle, das freilich das Unendliche, Allgemeine in sich einschließen soll, bis zur Einseitigkeit betont. Die

Selbstherrlichkeit des schrankenlosen Ich gegenüber dem Werke ist bis zum Äußersten gesteigert. Friedrich Schlegel sagt: „Wir müssen uns über unsere eigene Liebe erheben und, was wir anbeten, in Gedanken vernichten können: sonst fehlt uns, was wir auch für andere Fähigkeiten haben, der Sinn für das Weltall." —

Der Kampf zwischen Inhalt und Form ließe sich leicht durch die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts weiter verfolgen. Überall, wo die deutsche Dichtung auf höhere Ziele ausgeht, da entsteht ein Ringen mit Welt, Leben und Kunst, wie es die Persönlichkeit eines Hebbel oder Otto Ludwig mit so erschütternder Deutlichkeit uns vor Augen stellt. Gerade bei Hebbel spielt der Begriff der Form in seiner weitesten Anwendung auf Dichtung und Leben eine hervorragende Rolle. Wollen wir uns aber diese Seite des deutschen Wesens in recht lebhaften Farben vergegenwärtigen, so denken wir an Jean Paul, den Bogumil Goltz den „seltsamsten und gleichwohl normalsten Deutschen" nennt. Hier sieht man, wie ein ungeheurer, chaotischer Gedankenreichtum vor beständigem Zeugen und Neuschaffen gar nicht zur Form werden kann.

Die Eigentümlichkeit des Deutschen, daß es ihm mehr um das Aussprechen der ihn bewegenden Gedanken als um gewinnende Form zu tun ist, tritt nun besonders stark in der bildenden Kunst hervor. Denn wenn es sich hier durchaus um die Formung und Gestaltung äußerer Wirklichkeit handelt, so erwächst daraus dem Germanen in ganz anderer Weise ein Problem als dem Romanen, der in der angenehmen Darstellung der Außenseite des Lebens eher Genüge findet.

Am leichtesten konnte sich Gedankentiefe, Gemütswärme und phantastisches Wesen in der Malerei ausleben. Und schon in der Kunst des Mittelalters zeigt sich überall mehr das Streben nach Ausdruck des Innenlebens als nach harmonischer, wohl abgewägter Form. Was könnte auch dem Künstler, der sich bemüht, den Gehalt der Seele selbst auf die Tafel zu bannen, die äußere Form noch bedeuten! Wie abgeklärt nehmen sich die Fresken eines Giotto und Masaccio mit ihrem bewußten kühlen Realismus gegen die aus überschwenglicher Phantastik und herbem Naturalismus gemischten Werke gleichzeitiger deutscher Maler aus! Schon die Stoffwahl ist bezeichnend. Während in Italien die Darstellung der Jungfrau Maria zur Herausbildung eines weiblichen Schönheitsideals und zugleich einer formsicheren symmetrischen Gruppe führt, vertieft man sich im Norden in das unaussprechliche Glaubensgeheimnis, das Leiden des Gottessohnes. Statt auf das formal Schöne ist man hier auf das Charakteristische gerichtet, und in der Sucht, möglichst starken seelischen Eindruck zu machen, verfällt man allzu leicht ins Formlose, Häßliche, Verzerrte. Wenn Dürer mit den Geheimnissen der Apokalypse ringt, so versucht er eigentlich, das Undarstellbare sinnlich darzustellen. Man könnte mit einer gewissen Übertreibung sagen: Dürer will gar nicht wie Rafael und der von ihm so hoch geschätzte Bellini ein „schönes" Kunstwerk gestalten; er fühlt nur zu deutlich, daß ihm darin die Italiener überlegen sind.

Aber in gewissem Sinne kann er, ja muß er mehr leisten: er muß sein eigenes Innenleben in seinen Werken offenbaren. Gerade bei Dürer bestätigt sich, was wir als eine Eigenart des deutschen Genies erkannten. Auch Dürers Persönlichkeit wird von seinem Werke nicht verzehrt, sondern ragt darüber hinaus. Allerdings hat auch er dem starken Einfluß romanischer Form nicht widerstehen können. Und eine gewisse Seite des deutschen Kunststrebens tritt vielleicht noch ursprünglicher in Matthias Grünewald hervor, dessen Isenheimer Altar in seiner dämonischen Phantastik, der mystischen Lichtwirkung und dem übersinnlichen Gehalt so recht wie die innerste, freie Offenbarung einer gewaltigen Künstlerseele anmutet. Man hat vor manchen Bildern deutscher Maler das Gefühl, daß sie eigentlich von der Kunst mehr verlangen, als diese durch ihre Mittel, durch Form und Farbe, zu geben vermag. Und dieser Trieb wohnt mit unverminderter Kraft auch der späteren Kunst inne; das zeigen die Namen Rethel, Schwind, Böcklin, Thoma, Uhde. Keiner von ihnen sucht die „reine" Schönheit; keiner begnügt sich mit der naturalistischen Wiedergabe der Erscheinung; sie alle wollen hinter die Erscheinung greifen. Denn Böcklin, bei dessen Bildern man vom eng malerischen Standpunkt aus nicht ganz mit Unrecht von „schlechter Malerei" sprechen konnte, will nicht Landschaften malen, sondern die Natur selbst in ihrem ewigen Leben und Weben zur Darstellung bringen. Er ist ein Maler-Poet. Und ein Poet ist auch Max Klinger; daneben noch Philosoph, der uns tiefsinnige Ideen übermitteln will und seine künstlerischen Gesichte, wie in der Brahmsphantasie, aus musikalischen Eindrücken schöpft. Auch äußerlich bekundet die Vielseitigkeit Klingers als Maler, Bildhauer, Radierer dieses nach allen Seiten gerichtete Streben. Statt einer scharfen Trennung der künstlerischen Formen der Malerei und Plastik tritt vielmehr eine Vermischung ein: seine Malerei ist plastisch empfunden, seine Bildhauerwerke wirken malerisch. Überall scheint hier der technisch-formale Standpunkt zugunsten einer tieferen, inhaltlichen Lebensbeziehung zurückgedrängt.

Was aber, so müssen wir schließlich fragen, ist denn dem Deutschen die Kunst, wenn er von ihr mehr verlangt, als bloß den holden Schein der Wirklichkeit, die gefällige, verständliche Form? Um es mit einem Worte zu sagen: dem Deutschen ist die Kunst in letzter Hinsicht ein Element der Lebensdeutung, der Weltanschauung. Deshalb auch erschöpft sich die Bedeutung unserer großen Dichter und Künstler nicht in ihren Werken. Deshalb sind Dürer, Bach, Goethe, Schiller, Beethoven, Brahms in erster Linie sittliche Persönlichkeiten und ihre Werke nur als mehr oder weniger fragmentarische Äußerungen ihrer gewaltigen Lebensarbeit anzusehen. Nicht die Formung der einzelnen Kunstwerke ist das Ziel ihres Lebens, sondern das Leben selbst soll nach einem Worte Hebbels Form gewinnen.

Wenn wir nun mit einem kühnen Sprunge von den idealen Geistesschöpfungen zu dem Gebiete der Politik übergehen, so ist dabei der Gedanke maß-

gebend, daß sich die bisherigen Ergebnisse, falls sie allgemeine Geltung haben sollen, auch bei ganz anders bedingten Kulturerscheinungen bewähren müssen; sind wir doch der Überzeugung, daß wie bei der Einzelpersönlichkeit so auch bei Völkerindividualitäten alle Lebensäußerungen aus einer gemeinsamen Quelle, eben der Volksnatur, stammen. Nur muß daran erinnert werden, daß das Streben des deutschen Volksgeistes nach innerer, freier Form um so stärkeren Hemmungen ausgesetzt ist, je mehr wir von den Höhen reiner Geisteskultur in die Niederungen des praktischen und vorwiegend materiell bestimmten Lebens hinabsteigen.

Die politische Verworrenheit, die unsere Geschichte so sehr zu ihrem Nachteile von derjenigen unserer westlichen Nachbarn unterscheidet, beruht nicht allein auf den ungünstigen äußeren Verhältnissen, unter denen Deutschland sich entwickelte. Auch die Volksanlage, in der ein edler Freiheits- und Unabhängigkeitssinn mit dem natürlichen Autoritätsbedürfnis im Widerstreit liegt, hat ihren Anteil daran, daß es bei uns weit schwerer war, das Viele, Mannigfaltige einer großen Nation durch eine einheitlich politisch-soziale Form zu bewältigen. Während Frankreich und England früh zu festen, staatlichen Bildungen gelangten, zeigte das Deutsche Reich vom Mittelalter bis in die Gegenwart ein sehr loses Gefüge. Das Recht der Person und der kleineren staatlichen Verbände hatte gegenüber der Einheit des Gesamtreiches bis in die neueste Zeit das Übergewicht. Im Mittelalter war das Streben nach persönlicher Macht schlechterdings die Triebfeder für alle politischen Bewegungen. Die Fürsten suchten ihre Macht gegenüber dem König zu erhalten und zu vergrößern. Der Fürst aber war in seinem Handeln wieder beschränkt durch die Vornehmsten seines Landes, ohne die er keine Ordnungen und kein neues Recht erlassen konnte. Die Einheit des Reiches, im Grunde mehr eine glanzvolle Idee als eine Wirklichkeit, war wesentlich mit dem römischen Kaisertum und seiner nahen Beziehung zu der universellen Kirche und dem Papsttum verknüpft. Fast nur die Romzüge der Kaiser waren eine allgemeine nationale Angelegenheit; und gerade sie wirkten der politischen Einigung entgegen. Das Ideal des Augustinischen Gottesstaates hat manchem mittelalterlichen Geiste vorgeschwebt, wenn es auch nach Karl dem Großen wohl von keinem Kaiser mehr bewußt erstrebt worden ist. Auch das Lehnswesen, das die eigentliche soziale Organisation des Mittelalters darstellt, zeigt einen ähnlich ideellen Charakter, dem doch die tatsächlichen Verhältnisse wenig entsprechen. Der Idee nach war es eine staatlich-gesellschaftliche Verwirklichung des Begriffssystems der antik-mittelalterlichen Logik. Jeder nahm gewissermaßen an der Macht und dem Besitz des ihm übergeordneten und schließlich des obersten Lehnsherrn teil. Tatsächlich aber bedeutete es nur die „Zerstückelung der Staatsgewalt in private Einzelgewalten". (Karl Lamprecht.) Die öffentliche Verpflichtung wird in eine private umgewandelt. Und noch ein innerlich persönliches Verhältnis spielt hinein, das Gefühl der Treue, die ja nach volkstümlicher Auffassung als eine besondere Eigenschaft des deutschen Wesens gilt. Zweifellos offenbart sich in ihr ein Gemütsbedürfnis

und eine ethische Anschauung. Sie enthält den Gedanken einer freiwillig übernommenen Verpflichtung, die dann aber als unbedingt bindend angesehen wird. Anstelle der äußeren auf Zwang beruhenden politischen Form tritt hier auf einer verhältnismäßig niederen Kulturstufe der sittliche Trieb einer freiwillig anerkannten Pflicht. Aber gerade das Gefühl der Treue ist vorzugsweise an die engere Heimat, den Stamm, den Territorialherrn, dessen Wirken man unmittelbar erfährt, gebunden und mußte bei der lockeren Fügung des Reiches die partikularistische Gesinnung noch verstärken.

Wir sehen demnach, daß die an sich so wertvolle Naturanlage des Deutschen, sein Individualismus, sein Freiheitsdrang und das Bestreben, die Form des Daseins von innen her zu gewinnen, für eine machtvolle politische Einigung nicht förderlich sein konnte. Es ist hier nicht der Ort, diese „Krankheitsgeschichte" (Hebbel) des Reiches zu verfolgen. Nur das sei besonders betont, daß bei all der politischen und religiösen Entzweiung unseres Volkes neben der gemeinsamen Sprache allein die einheitliche Geisteskultur den Gedanken der nationalen Zusammengehörigkeit aufrecht halten konnte. Die politische Einigung aber, wie sie heute als Tatsache besteht, ging nicht von innen, d. h. von einem alten deutschen Stammlande aus, sondern von einer Grenzmark, die zu den älteren Kulturstätten West- und Süddeutschlands ursprünglich geradezu im Gegensatz stand. Brandenburg-Preußen entwickelte ein Machtstreben und eine vereinheitlichende Kraft, wie sie den deutschen Stämmen sonst nirgend eigen war. Die Beimischung des slawischen Blutes brachte hier gegenüber der Zerfahrenheit und dem nach außen strebenden Sinn des übrigen Deutschtums beharrende, festigende Elemente und zugleich eine Art sozialer und politischer Gefügigkeit hervor. Ein neuer, allerdings in gewisser Beziehung beschränkter Formbegriff, der sich schlechthin als staatliche Organisation bezeichnen läßt, wurde durch Preußen in das deutsche Leben eingeführt. Die Form autoritativer Bindung, der das deutsche Wesen ursprünglich in zu weitem Maße widerstrebte, und die zur Bildung eines großen staatlichen Verbandes nun einmal unumgänglich notwendig ist, wurde durch die politische Überlegenheit allmählich auch auf die anderen deutschen Stämme übertragen. Auf dem Gebiete der Politik kam also die Form sozusagen von außen. So notwendig es nun auch war, daß der Geist straffer, zusammenhaltender Zucht die übrigen Teile des Reiches beeinflußte, ja innerlich durchdrang, so wichtig war es doch andererseits, daß sich neben diesem Machtstreben ein allgemein-deutscher Nationalgedanke erhob. Es ist nun ungemein bezeichnend, „daß unsere neue deutsche Nationalität", wie Windelband sagt, „zuerst eine Wirklichkeit war in der Sprache und in der Literatur, daß ihre Substanz in dem ästhetisch-philosophischen Bildungssystem bestand, das seinem eigensten Wesen nach allgemein menschlicher, kosmopolitischer Natur war . . . Dieser Nationalitätsgedanke war so tief sittlich begründet und gefühlt, daß er sich nicht im geringsten auf die Bedürfnisse eines nationalen Egois-

mus, auf die Befriedigung von Macht- und Ehrgelüsten bezog, sondern vielmehr wesentlich auf dem ethischen Pflichtgefühl der Humanitätsidee beruhte und in ihr beschlossen blieb. Das war seine sittliche Größe und seine politische Schwäche." Wir stehen daher vor der eigentümlichen Tatsache, daß die vaterländischen Ideale des Deutschen unpolitischen Ursprungs sind. Und es ist natürlich, daß, als 1870 durch die Realpolitik Bismarcks die endgültige politische Form des Reiches auf preußischer Grundlage geschaffen wurde, diese mit dem idealen Nationalitätsgedanken nicht sofort verschmelzen konnte.

Nach der politischen Seite kann das deutsche Leben demnach nur dann Form gewinnen, wenn es gelingt, staatliche Bindung und freiheitliche Selbstbestimmung, die geschichtlich aus verschiedener Quelle unserer Volkheit stammen, zur Einheit zu verbinden. Wir müssen dazu kommen, jene straffe Organisation des Staates nicht lediglich als äußeren Zwang zu empfinden, sondern sie als Bestandteil und zugleich als Forderung unseres eigenen Wesens aufzufassen und dementsprechend von innen, d. h. vom Geiste aus zu beleben.

Aber noch eine andere Bindung des Individualismus hat sich neuerdings vollzogen, die gerade für das deutsche Wesen von ganz besonderer Bedeutung geworden ist: die wirtschaftliche Organisation, die weit über die eigentlichen industriellen und gewerblichen Kreise hinaus bis auf die freien geistigen Berufe gewirkt hat. Nun kann es nicht zweifelhaft sein, daß der Mensch, sofern er sein Leben durch eine feste Organisation bestimmt weiß, dadurch ein eigenartiges Lebensgefühl und damit auch eine besondere Lebensform erhält; und zwar verwächst dieses Bewußtsein, ein „organisierter" Mensch zu sein, auf wirtschaftlichem Gebiete viel enger mit seiner ganzen Persönlichkeit als auf staatlichem, weil die Einordnung hier mehr oder weniger freiwillig, dort dagegen zwangsweise geschieht. Es ist hier vielleicht ein neuer Lebenstypus im Entstehen begriffen, den der deutsche Kulturgeist in die Weltentwickelung einführt.

Um nur ein Beispiel für die Einwirkung der staatlichen wie der Berufs-Organisation anzuführen, sei auf die Wandlung hingewiesen, die der höhere Lehrerstand in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat. Während der höhere Lehrer sich früher in erster Linie als Lehrender und Erzieher, ja als selbständiger Gelehrter fühlte, hat sich allmählich mehr und mehr das Lebensgefühl des Beamten und des „Standesgenossen" entwickelt.

Die moderne Organisation tritt also dem früheren Lebenstypus als etwas Neues entgegen, ohne daß eine Versöhnung zwischen beiden schon stattgefunden hätte. Denn Organisation, sei sie politisch oder wirtschaftlich, ist Bindung der individuellen Triebkräfte, Rationalisierung des öffentlichen Lebens, insbesondere der Tätigkeit. Sie bedeutet die Überwindung des Individualismus von sozialwirtschaftlichen Beweggründen aus. Wo bleibt da noch Platz für eine freie Entfaltung der Persönlichkeit? Der Mensch scheint wirklich zu dem zu werden, als

was die klassische Nationalökonomie ihn in falscher Abstraktion ansah: zu dem unpersönlichen Elemente eines staatlich-wirtschaftlichen Mechanismus. Es droht die Gefahr eines alles beherrschenden Industrialismus, wie ihn bezeichnenderweise ein englischer Denker, Stuart Mill, unverblümt als Lebensideal aufgestellt hat.

Damit aber würde das deutsche Volk seinem eigenen Wesen untreu werden; es würde aus dem verrufenen Zustande des Träumens und Denkens in den entgegengesetzten eines maschinenmäßigen Arbeitens übergehen und dadurch in schroffen Widerspruch mit seiner Vergangenheit treten, deren hohen Wert wir niemals verkennen dürfen. Das Problem der deutschen Lebensform besteht also für die Gegenwart darin, das individuelle, persönliche Geistesleben, wie es sich in Kunst, Wissenschaft und in politischen und wirtschaftlichen Ideen entwickelt hat, in Ausgleich zu bringen mit der unpersönlichen Organisation, die uns als Erzeugnis und Forderung der Gegenwart entgegentritt. Wiederum erkennen wir hier als Ziel aller Lebensgestaltung die Vereinigung des Individuellen mit dem Allgemeinen.

Dieser Ausgleich kann nur auf einem Gebiete stattfinden, das ebenso der Sphäre des Persönlichen wie der Organisation angehört; dies ist das Gebiet der Tätigkeit. Und zwar muß er wesentlich von der Seite der Persönlichkeit in Angriff genommen werden. Diese muß die Organisation, die immer zum toten Mechanismus zu erstarren droht, von innen beleben und durchgeistigen; denn nur mit einer lebendigen und geistigen Organisation kann die einzelne Persönlichkeit sich eins fühlen und gewissermaßen in ihr aufgehen, ohne seelisch zu verkümmern. Die Organisation muß imstande sein, den minderbegabten Geist anzuregen, hervorragende Fähigkeiten zu steigern und jedenfalls nicht zu lähmen.

Jener ursprüngliche Gegensatz der unpersönlich geforderten und der persönlich gewollten und geleisteten Arbeit aber wird schließlich versöhnt durch die Erhebung zur überpersönlichen Tätigkeit. Erst in ihr wird der Dualismus von Organisation und Ich überwunden. Die im tiefsten Sinne persönliche Arbeit, die nicht durch den äußeren Erfolg bestimmt ist, sondern dem inneren Schaffensdrange und Pflichtbewußtsein entspringt, ist durch sich selbst auf dauernde, allgemeine Werte gerichtet. Solche Tätigkeit ist im höchsten Grade sachlich, d. h. um ihrer selbst willen. Sie geht daher über das Persönliche hinaus. So widerspruchsvoll es auf den ersten Blick erscheinen mag: die schlechthin persönliche Arbeit wird durch sich selbst zur überpersönlichen Tätigkeit, d. h. schafft dauernde Werte für die Menschheit. So finden Individuum und Allgemeinheit ihre endgültige Harmonie in der Form der überpersönlichen, rein sachlichen Tätigkeit.

Noch eine letzte Deutung läßt sich dem hiermit aufgestellten idealen Begriffe geben. Auf der Beziehung meiner persönlichen Tätigkeit zu allgemeingültigen,

„ewigen" Werten beruht diejenige Auffassung des Lebens, die man als die Dauerform bezeichnen kann. In seinem Werke leben, dem Dasein über die dahinschwindende, stets ungreifbare Zeit Bestand geben, dem Augenblicke Dauer verleihen — das sind Ausdrücke, in die sich diese letzte Sehnsucht des Menschen, sein geistiges Sein zu erhalten, kleidet. Was damit gemeint ist, tritt noch klarer hervor, wenn man die entgegengesetzte Augenblicksform betrachtet, nach der das Leben in eine Kette aufeinanderfolgender Augenblicke zerfällt, ohne daß ein überzeitlicher Gehalt des Lebens erkannt noch erstrebt wird. Ihr gehören alle jene Daseinsgestaltungen an, die sich vorwiegend auf Sinnlichkeit gründen, sei es die verfeinerte Sinnlichkeit einer äußerlichen Kunst, sei es die gröbere des körperlichen Wohlbehagens und Genusses. Daß die Wirklichkeit uns diese beiden Typen niemals in solcher begrifflicher Schärfe gesondert vor Augen führt, bedarf kaum der Erwähnung. Auch können wir der ganzen Tiefe des Problems hier nicht nachgehen. Ist aber nach allem, was wir über deutsche Wesensart gesagt haben, die Behauptung zu kühn, daß die Dauerform des Lebens als Ideal in der deutschen Volksseele angelegt ist? Weist darauf nicht auch jene dem deutschen Gemüte so eigene „Sehnsucht" hin? Wenn man dem aber zustimmt, so ergibt sich die unausweichliche Folge, daß die Dauerform auch zum bewußten Ziel aller Lebens- und Kulturtätigkeit werden muß. Will die deutsche Seele ihr eigenstes Wesen entfalten, so muß sie über sich selbst hinaus wachsen. Sie muß erfüllt sein von ernstem, reinem Streben nach den idealen Gütern. „Nur der Ernst, der heilige, macht das Leben zur Ewigkeit." (Goethe.)

Lenken wir nach diesen hohen Aufblicken unsere Gedanken zurück zur gegenwärtigen Lage, so scheinen zwei Umstände uns zu berechtigen, für die Zukunft der deutschen Kultur einen günstigen Verlauf zu erhoffen. Einmal die erhöhte Selbstsicherheit, die wir errungen haben, und das Bewußtsein, ganz auf uns selbst gestellt, das Höchste leisten zu können. Dann aber — und dies geht das Problem der Form im eigentlichsten Sinne an — die verheißungsvollen Ansätze, die sich in der künstlerischen Kultur der letzten Jahrzehnte allenthalben bemerkbar machten. Hier sind wir auf dem besten Wege, zu einer echt deutschen Form zu gelangen, wie insbesondere Baukunst und Kunstgewerbe zeigen; denn die hier entwickelte Form ist echt, sachlich und innerlich empfunden, eben jene „innere Form", die dem Deutschen allein genügen kann. Daß sich in dieser ästhetischen Bewegung eine tiefere, allgemeine Strömung der Zeit zuerst Bahn brach, unterliegt keinem Zweifel. Und so ist zu hoffen, daß die hier gegebenen Anregungen auf weitere Kulturgebiete wirken werden; auch wäre es nicht das erste Mal in der Geschichte, daß ein Umschwung der ästhetischen Anschauungen eine Umwälzung der gesamten Kultur ankündigte. Gerade die starke Lebensbeziehung der deutschen Kunst wird es ihr erleichtern, die in ihr herrschende ideale Richtung auch auf andere Gebiete zu übertragen. Das freie Kunstschaffen bildet den Gegenpol zu der im äußersten Sinne mechanisierten Arbeit der Organisation. Es ist zugleich

aber auch das Vorbild für jede persönliche Tätigkeit. Eine Befruchtung der organisierten Arbeit durch den Geist des freien künstlerischen Schaffens wäre also ein Schritt zu dem Ziele der Vereinigung des Individuellen mit dem Allgemeinen, des Ich mit der Organisation. Was hier auf einzelnen Gebieten der Kunst durch den Vorgang begeisterter und tatkräftiger Männer gelungen ist, muß in der ganzen Breite unseres Kulturwesens in Angriff genommen werden. An dieser Aufgabe hat jeder Gebildete, ja jeder Schaffende mitzuwirken; denn es handelt sich ganz allgemein um die Gewinnung einer deutschen Form des Lebens.

H. Rimpler:
Die Seele des Wissenschaftlers.*)

1. Genie und Wissenschaft.

„Ich überzeuge mich immer mehr," sagte Tolstoi einmal, „daß eine große Gelehrsamkeit sich nicht mit Originalität der Gedanken verträgt." Man ist leicht geneigt, diesem Urteil unbedenklich zuzustimmen. Bei längerem Nachdenken aber kann man die Einseitigkeit des hier vertretenen Standpunktes nicht übersehen. Er gilt offenbar nur für eine gewisse Klasse von Gelehrten, deren Hauptarbeit und Lebensziel es ist, einen möglichst großen Vorrat von Wissen aufzuspeichern, der ewig totes Kapital bleibt, da den glücklichen Besitzern dieser Schätze die Gabe fehlt, sie fruchtbringend zu verwerten. Diese Handlanger der Wissenschaft können allerdings keinen originellen Gedanken hervorbringen, da sie vollständig in ihrer engumgrenzten Kleinarbeit aufgehen. Über ihr Studienobjekt gebeugt verlieren sie bald den Kontakt mit dem Leben, werden körperlich und geistig kurzsichtig und sterben allmählich für die Außenwelt ab, so daß sie bald nicht mehr imstande sind, neue Eindrücke in sich aufzunehmen und zu verarbeiten.

Diese Gelehrten können unmöglich als typische Vertreter der Wissenschaft gelten. Denn alle Wissenschaft ist im steten Fortschreiten begriffen, und ein jeder Fortschritt — es sei auf welchem Gebiete auch immer — ist nur durch das Genie denkbar, das heißt durch schöpferische Originalität. Diese muß sich aber wohl mit der Gelehrsamkeit vertragen, wenn man überhaupt zugibt, daß sich die Wissenschaft in aufsteigender Linie entwickelt. Lessing hält indes das Wissen für durchaus nebensächlich: „Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrat seines Gedächtnisses, sondern das, was er aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht seinen Reichtum aus." Und die Tatsachen scheinen ihm recht zu geben: Newton wurde von seinen Lehrern für einen Dummkopf gehalten; ebenso trug

*) Vgl. Juliheft 1918. S. 25 ff. (H. Rimpler: Die Seele des Künstlers).

Liebig auf der Schule, wo es bekanntlich nur auf rezeptive Fähigkeiten ankommt und nicht auf produktive, gerade in Chemie eine schlechte Note davon. Robert Mayer, kein Professor der Physik, sondern ein einfacher Arzt, entdeckte das epochemachende Gesetz von der Erhaltung der Kraft, und viele andere wichtige Entdeckungen wurden von Laien und nicht von Fachmännern gemacht. Man kommt also logischerweise zu dem Schluß, daß alle welterschütternden Entdeckungen nicht *wegen*, sondern vielmehr *trotz* der Gelehrsamkeit der Forscher zustande kamen. Fördernd kann das aufgespeicherte Wissen nur insofern wirken, als es dem genialen Menschen erst die Lücke zeigt, die durch eine Entdeckung ausgefüllt werden soll, und von der der ungebildete Laie auch nicht einmal eine Ahnung hat. Denn wer das Problem nicht sieht, der kann auch nicht an seiner Lösung arbeiten. Nur dadurch erklärt es sich, daß dennoch die meisten Neuerungen von Fachgelehrten ausgingen, eben weil sie die einzigen sind, die das gesamte Gebiet und alle verfügbaren Hilfsmittel zu überblicken vermögen.

Das, was den Wissenschaftler zu neuen Entdeckungen führt, ist nichts anderes, als volle Selbständigkeit des Denkens, die er indes nur durch Emanzipation von allem Erlernten und von sklavischem Festhalten am Autoritätsglauben erreichen kann. Die Gelehrsamkeit ist in der Tat ein Hindernis, das aber vom Genie stets siegreich überwunden wird. Ihm wurde die Gabe der unbefangenen Beobachtung, daß heißt der freie Blick für das Wirken der Natur und die Fähigkeit, selbständig daraus Schlüsse zu ziehen. Aber er muß auch imstande sein, in jedem Einzelfall das Allgemeine zu erkennen: er muß abstrahieren können. Wer diese Gabe besitzt, dem wird beim Anblick der schwingenden Kirchenlampe plötzlich jenes Gesetz klar, das für *alle* Pendel gilt, wie dem Galilei; oder er beobachtet wie Papin einen Kessel mit kochendem Wasser, um aus dem sich hebenden Deckel auf die Expansionskraft des Dampfes zu schließen.

Es ist unmöglich an dem Genie solcher Männer, in denen Beobachtungsgabe und Abstraktionsfähigkeit zu wichtigen Entdeckungen führen oder neue fruchtbare Ideen hervorrufen, zu zweifeln. Und doch teilt selbst Kant das Vorurteil Tolstois gegen die Wissenschaft und ihre Vertreter, in denen er nur Nachahmer, aber keine Originale sieht. Die betreffende Stelle steht im § 47 der „Kritik der Urteilskraft" und lautet: „Wenn man aber auch selbst denkt oder dichtet, und nicht bloß, was andere gedacht haben, auffaßt, ja sogar für Kunst und Wissenschaft manches erfindet, so ist doch dieses auch noch nicht der rechte Grund, um einen solchen (oftmals großen) *Kopf* ein *Genie* zu nennen; weil eben das auch hätte *können* gelernt werden . . . So kann man alles, was Newton in seinem unsterblichen Werke der Prinzipien der Naturphilosophie, so ein großer Kopf auch erforderlich war, dergleichen zu erfinden, vorgetragen hat, gar wohl lernen; aber man kann nicht geistreich dichten lernen, so ausführlich auch alle Vorschriften für die Dichtkunst und so vortrefflich auch die Muster derselben sein mögen. Die Ursache ist, daß Newton alle seine Schritte, die er von den ersten Elementen der Geometrie an

bis zu seinen großen und tiefen Erfindungen zu tun hatte, nicht allein sich selbst, sondern jedem anderen ganz anschaulich und zur Nachfolge bestimmt vormachen könnte; kein Homer aber oder Wieland anzeigen kann, wie sich seine phantasiereichen und doch zugleich gedankenvollen Ideen in seinem Kopfe hervor und zusammen finden, darum weil er es selbst nicht weiß, und es also auch keinem anderen lehren kann. Im Wissenschaftlichen also ist der größte Erfinder vom mühseligsten Nachahmer und Lehrlinge nur dem Grade nach, dagegen von dem, welchen die Natur für die schöne Kunst begabt hat, spezifisch unterschieden."

Auch die größten Geister sind Irrtümern unterworfen, und mit einem solchen haben wir es hier offenbar zu tun. Kant selbst sagt zu Anfang des erwähnten Paragraphen: „Darin ist jedermann einig, daß Genie dem Nachahmungsgeiste gänzlich entgegenzusetzen sei." Nun — was wir an den großen Männern der Wissenschaft alter und neuer Zeit in so hohem Maße bewundern, ist ja gerade der freie Geist, der mit den Vorurteilen der Vergangenheit, mit jedweder Überlieferung rücksichtslos bricht, um das Neue und Bessere an Stelle des Alten, Morschen und Abgelebten, das sich nur durch die stumpfsinnige Gewohnheit der Nachahmung erhalten konnte, zu setzen. Der Geist des Fortschritts aber ist von der Originalität der Ideen und damit auch vom Genie, das sie hervorbringt, nicht zu trennen.

Der Unterschied, den der große Kant zwischen der Erlernbarkeit der Kunst und der Wissenschaft macht, beruht auf einem Denkfehler, und zwar ist hier produktive und reproduktive Geistestätigkeit verwechselt worden. Ich bin ebensowohl imstande, die Verse eines Gedichts wie die Lehrsätze der Mathematik in mein Gedächtnis aufzunehmen. Dagegen ist es mir unmöglich, dem Dichter die Geheimnisse seines Schaffens derart abzulauschen, daß ich in der Lage wäre, etwas gleichwertiges hervorzubringen. Darin hat Kant ganz recht. Aber befähigt mich das erworbene Wissen etwa, selbstschöpferisch Neues zu entdecken? Gibt es nicht vielmehr auch in der Wissenschaft den Gegensatz zwischen Lernen und Schaffen? — Wenn wir diese Frage bejahen — und wir können nicht anders —, dann müssen wir den Geniebegriff abweichend von Kants sonderbarer Einschränkung unbedingt auch auf den Wissenschaftler ausdehnen.

Man kann in der Wissenschaft leicht zwei typische Forschungsmethoden unterscheiden: die zerlegende oder analytische und die kombinierende oder synthetische Methode. Die erstere gründet sich auf den menschlichen Scharfsinn und den kritischen Geist. Sie vertritt im wesentlichen das materialistische Prinzip. Sie hofft die Geheimnisse der Natur zu entschleiern, indem sie alle Dinge in ihre Urbestandteile zerlegt. Dazu dient ihr das Messer des Anatomen, das Mikroskop des Biologen, das Fernrohr des Sternkundigen sowie die mannigfaltigsten Apparate der Physiker und Chemiker. Der Analytiker arbeitet nach einer Methode der Sinne: er muß sehen und betasten können, was er erforscht.

Der Synthetiker gibt sich mit den durch Analyse gewonnenen Resultaten nicht zufrieden. Als Vertreter des geistigen Prinzips in der Wissenschaft empfindet er das Bedürfnis, das getrennte zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Er ist bestrebt, die verborgenen Zusammenhänge in der Natur aufzudecken, so daß die Vielheit der sinnlich wahrnehmbaren Dinge vermöge der bindenden Idee als wirkliche Einheit vom Verstande begriffen werden kann. Die Idee bildet die positive Ergänzung zu der negativen analytischen Forschungsmethode.

Die synthetische Idee ist das eigentlich Geniale beim Manne der Wissenschaft, weil sie ein reines Produkt des Geistes ist. Sie ist nicht das einfache Ergebnis bloßer Naturbeobachtung, noch viel weniger oft wiederholter Versuche, sondern sie entspringt einzig und allein der schöpferischen Phantasie des Wissenschaftlers. Durch eine einzige fruchtbare Idee ist die Wissenschaft mehr gefördert worden, als durch hundert Einzelergebnisse analytischer Gelehrter zusammengenommen. Es ist unendlich gleichgültig zu wissen, wieviele Haare das Fell eines bestimmten Tieres zählt oder welches Gewicht dieser oder jener Planet hat, solange der Blick auf diese Einzelheiten beschränkt bleibt. Erst die Idee, die die nötigen Verbindungen zwischen den analytisch gewonnenen Tatsachen herstellt, kann wahrhaft befruchtend auf die Wissenschaft wirken.

Die Idee ist stets der Vorläufer zu einer wissenschaftlichen Entdeckung. Sie kommt plötzlich und unerwartet, oft durch kleine, unscheinbare Zufälle auf die Seele des Wissenschaftlers einwirkend, die indes durch anhaltende und intensive Beschäftigung mit dem betreffenden Gegenstande vorbereitet sein muß. Es verhält sich damit ähnlich wie mit der Inspiration des Künstlers. Beide Male ist die Phantasie aufs höchste angeregt; nur daß der Künstler den Plan seines Werkes in konkreter Deutlichkeit vor Augen sieht, während die Idee des Wissenschaftlers mehr einen abstrakten Charakter trägt und eigentlich nur in einem allgemein gültigen Gedanken besteht. Dieser Gedanke ist im Augenblicke der Konzeption nichts weiter als ein bloßer Glaube, von dessen Richtigkeit indes das Genie von vornherein innerlich überzeugt ist. Es handelt sich nun um nichts geringeres, als auch den anderen diese Überzeugung beizubringen, und das ist eine lange mühevolle Arbeit. Die Idee ist im Anfang stets subjektiv und deshalb keine Wissenschaft; es gilt jetzt, sie zu objektivieren und dadurch eine brauchbare Entdeckung aus ihr zu machen. Beweise müssen gefunden und mit emsigem Fleiße zusammengetragen werden. Der Glaube schwebt in der Luft und soll im Erdreich verankert, das unbewußt Empfangene ins helle Licht des Bewußtseins gestellt werden. Es ist für das wissenschaftliche Genie eine harte Geduldsprobe, sich einer mühevollen Arbeit zu unterziehen, nur um seinen Mitmenschen das, was stets als felsenfeste Überzeugung in ihm lebte, zu beweisen. Daß dies nötig ist, zeigt uns die Tatsache, daß fast alle Erfinder anfangs für Narren und Phantasten gehalten wurden, bis sie die Welt von der Richtigkeit ihrer Ideen zu überzeugen vermochten. Der wahrhaft

geniale Mensch kümmert sich nicht um Unverständnis und Verfolgung; er erledigt seine Arbeit mit dem Gefühl, der Menschheit diesen Dienst nur seines bloßen Daseins willen schuldig zu sein, und entwickelt dabei eine oft ans Übermenschliche grenzende Ausdauer. So stark ist der Einfluß der treibenden Idee. „Wo das Genie nur wirklich eingetreten, da findet sich der Fleiß von selber und vermehrt sich in steter Steigerung, und treibt den angehenden Gelehrten unaufhaltsam fort zu seiner Vollendung; wohingegen der Fleiß sich nicht findet, da war es nicht das Genie und der Antrieb der Idee, welche zum Vorschein kamen, sondern etwas höchst Gemeines und Unwürdiges an seiner Stelle." (Fichte, Über das Wesen des Gelehrten.)

Laplace, selbst ein Entdeckergenie, behauptet: „Les découvertes consistent dans de pareils rapprochements d'idées susceptibles de se joindre et qui étaient isolées jusqu'alors." Aus diesem Grunde nannte ich die Idee kombinierend oder synthetisch; und es ist deshalb stets von Vorteil für das wissenschaftliche Genie, wenn es die Theorien seiner Vorgänger kennt, wenn auch andererseits zugegeben werden muß, daß eine allzu große Belastung des Gehirns mit Gedächtniskram der Neuschöpfung nicht förderlich ist.

Wie eine Entdeckung zustande kommt vom ersten Aufkeimen der Idee an bis zum wissenschaftlich exakten Beweise, dafür bietet die Auffindung des Gravitationsgesetzes durch Isaac Newton ein lehrreiches Beispiel. Der kosmische Umlauf war durch Kopernikus entdeckt worden; über die Schwerkraft hatte Galilei eingehende Untersuchungen angestellt. Kein Mensch aber war je auf den Gedanken gekommen, beide Tatsachen in einen inneren Zusammenhang zu bringen: das war Newtons Tat. Lange hatte er darüber nachgegrübelt, welche Kraft es wohl sei, die die Gestirne in eine bestimmte Bahn zwingt. Da kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Ein ganz kleines, unbedeutendes Ereignis war es, das in seine wohl vorbereitete und empfängliche Seele fiel und dort leicht Wurzel faßte. Er sah einen Apfel zur Erde fallen, und sofort trat mit zwingender Notwendigkeit die lange vergeblich gesuchte Idee vor sein geistiges Auge. Dieses intuitive Erfassen der Idee war nichts anderes als ein abgekürztes Schließen. Versuchen wir es, zu analysieren: Ich sehe den Apfel zur Erde fallen. Ich abstrahiere von allen besonderen Eigenschaften des Apfels und erhalte einen senkrecht fallenden Gegenstand. Frage: Warum fällt ein schwerer Gegenstand senkrecht? Warum nicht nach oben oder seitwärts? (Für den Forschenden gibt es keine Selbstverständlichkeiten!) Antwort: Es gibt eine besondere Kraft, die dem Erdplaneten innewohnt, so daß alle in seine Nähe kommenden Gegenstände von ihm angezogen werden. Was von der Erde gilt, wird höchstwahrscheinlich für alle Planeten, ja für alle Gestirne ohne Ausnahme gelten. Und von hier aus war es nur noch ein Kleines, den kosmischen Umlauf aus Zentripetal- und Zentrifugalkraft zu erklären. Die kombinierende Idee hatte eine überraschende Verbindung hergestellt zwischen den Fallgesetzen des Galilei und dem Weltsystem des Kopernikus: das Gravitationsgesetz war gefunden.

Natürlich vollzogen sich im Gehirne des Newton die Schlußfolgerungen mit einer so fabelhaften Geschwindigkeit, daß das Bewußtsein nicht zu folgen vermochte. Aber Newton glaubte an seine Idee und diese persönliche Überzeugung von der Richtigkeit seines Glaubens ließ ihn nicht eher rasten und ruhen, bis er sich und anderen die volle objektive Gewißheit verschafft hatte. Die Mathematik dünkte ihm der exakteste Nachweis zu sein. Und nun quälte er sich achtzehn lange Jahre seines Lebens damit ab, seinem Glauben eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Zuerst wollten die angestellten Berechnungen mit der Erfahrung und Beobachtung nicht übereinstimmen, bis er schließlich nach achtzehn Jahren in der Lage war, die Hauptergebnisse seiner mühevollen Arbeit der Royal Society vorzulegen.

Welche ungeheure Selbstverleugnung diese Arbeit im Dienste der Wissenschaft dem Genie kostet, davon kann man sich auch nicht annähernd einen richtigen Begriff machen. Das Genie aber leistet sie in dem Bewußtsein, nicht für sich selbst, sondern allein für die Menschheit und ihren Fortschritt zu leben. Von diesem Gesichtspunkte aus verstehen wir auch die Definition von Buffon: „Le génie n'est autre chose qu'une grande aptitude à la patience."

Etwa eineinhalb Jahrhunderte nach Newton wurde das Gravitationsgesetz auch historisch begründet: Laplace verfaßte seine Theorie von der Entstehung des Sternenhimmels. Diese Idee, die übrigens schon vorher von Kant intuitiv als richtig erkannt worden war, unterscheidet sich von der Newtons dadurch, daß sie die durch die Zeit hervorgerufenen Veränderungen betrachtet. Wir haben also zwischen Ideen zu unterscheiden, die ganz allgemein den räumlichen Zusammenhang der Dinge untereinander erkennen lassen, und solchen, die die zeitliche Aufeinanderfolge, die historische Entwicklung der Geschehnisse als organisches Ganzes zu fassen versuchen. Die räumlich bestimmte Idee geht der zeitlichen stets voran. Die Verwandtschaft aller Tiere und Pflanzen ist lange vor Darwin erkannt worden; doch erst diesem genialen Naturforscher war es vorbehalten, diesen inneren Zusammenhang unter dem Gesichtswinkel der Deszendenztheorie zu erfassen.

Ein weiterer bedeutsamer Unterschied der Ideen liegt in der Begründung, die entweder logisch-mathematisch oder auf Erfahrungstatsachen und Beobachtungen aufgebaut sein kann. Die Physik und Astronomie arbeitet meist mit der abstrakt-mathematischen Methode, die Naturwissenschaft mehr mit konkreteren Indizienbeweisen. Wertvoller, weil objektiver, ist offenbar der exaktlogische Beweis; wohingegen eine allein auf Beobachtung gestützte Begründung nie so überzeugend wirkt.

Die Idee ist stets abstrakter Natur, ein reines Produkt des Intellekts. Darum wird sich ihrer auch nur der Wissenschaftler mit Nutzen bedienen können, niemals aber der Künstler, den nur konkrete Gebilde der Phantasie zum Schaffen anzuregen vermögen. Die Idee, die man dessen ungeachtet in manchem großen Werke

zu entdecken glaubt, wird nur dem kritischen Geiste bewußt, doch nie dem Schaffenden. Sie ist ein Versuch des menschlichen Verstandes, sich das Unbegreifliche zu unterwerfen, so wie der Wissenschaftler sich der Natur durch seine Theorien zu bemächtigen versucht. Ein psychologischer Irrtum aber ist es, wenn man behauptet, der Dichter habe sein Werk auf eine vorgefaßte Idee aufgebaut. Goethe, den man besonders in dieser Hinsicht verdächtigt hat, äußerte einst zu Eckermann: „Die Deutschen sind wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig . . . Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem ‚Faust' zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! . . Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen . . . Das einzige Produkt von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine ‚Wahlverwandtschaften'. Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden; aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden wäre! Vielmehr bin ich der Meinung: je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser."

Dieses Zeugnis Goethes über künstlerische Produktion läßt uns den Gegensatz zum genialen Schaffen des Wissenschaftlers klar erkennen und ist gleichzeitig eine vernichtende Kritik über den Kunstwert der Arbeiten Zolas, Ibsens und ihrer Schüler. Man mag über ihren philosophischen und ethischen Gehalt denken, wie man will; vom Standpunkte der Kunst kann man sie nur als Verirrungen bezeichnen; denn sie wurden bewußt aus der Idee geboren und kamen nicht aus einem naiven Dichtergemüte. Der heutige Verfall unserer Dichtkunst — und sie ist gegenwärtig im Verfall begriffen — resultiert hauptsächlich aus diesem Eindringen des wissenschaftlichen Geistes in die Literatur.

Der wesentlichste Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft scheint mir darin zu bestehen, daß die eine auf das Sinnlich-wahrnehmbare, die Konkretion, die andere auf das Gedanklich-faßliche, die Abstraktion, abzielt. Den höchsten Grad der Abstraktion aber erreicht die Wissenschaft in der Philosophie. „Das naturwissenschaftliche Denken hat seine Grenze und reicht nicht aus, das Weltganze zu erklären." (R. Virchow.) Die Philosophie hilft da weiter, indem sie die einzelnen Disziplinen zu einem gewaltigen System harmonisch verbindet. Das philosophische System erst ist die vollendete Synthese, die das gesamte Weltall umfaßt.

Uns scheint die Abneigung, die manche Naturwissenschaftler gegen die Metaphysik hegen, auf einem Mißverständnis zu beruhen. Sie ist ebensowenig ein Hirngespinst wie das Gravitationsgesetz oder die Deszendenztheorie, sondern eine echt wissenschaftliche Idee, nur größer, geistiger und deshalb genialer. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß das einzig Geniale in der Wissenschaft die Ideen sind, auf Grund derer die phantasiearmen, rein intellektuellen Köpfe mit Erfolg weiter arbeiten können. Wer die Berechtigung der Metaphysik leugnet, der dürfte logischerweise auch keine Theorien in der Wissenschaft dulden. Ob man das unseren Materialisten jemals begreiflich machen wird? Ich zweifle daran und schließe mit jenem Ausruf Goethes, den er dem Mephistopheles in den Mund legt:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

2. Ecce philosophus!

In Nietzsches Aphorismensammlung „Menschliches Allzumenschliches" findet sich dieser Ausspruch: „Man vergebe es mir als einem alten Philologen, der von der Bosheit nicht lassen kann, auf schlechte Interpretations-Künste den Finger zu legen; aber jene Gesetzmäßigkeit der Natur, von der ihr Physiker so stolz redet, wie als ob — — besteht nur dank eurer Ausdeutung und schlechter Philologie, — sie ist kein Tatbestand, kein Text, vielmehr nur eine naiv humanitäre Zurechtmachung und Sinnverdrehung."

Dieses kritische Wort eines scharfsinnigen Philosophen sollte man wohl im Sinne haben, wenn man Haeckels unberechtigte Angriffe gegen die Metaphysik liest. Philosophie ohne Metaphysik ist undenkbar; und diese ist ebenso wenig und ebenso sehr „Hirngespinst' wie die Naturwissenschaft. Sobald letztere sich nicht nur auf Beschreibung beschränkt, sondern auch erklären will, wird sie metaphysisch. Die Theorien nämlich, die aus den beobachteten Tatsachen abgeleitet werden, sind keine unumstößlichen Wahrheiten, wie der Gelehrtendünkel so gerne meint. Als reines Geistesprodukt unterliegen auch sie dem Irrtum, dem sich kein Mensch gänzlich entziehen kann. Ehrwürdige Hypothesen, mit denen die Wissenschaft seit Jahrhunderten arbeitete, zeigen bedenkliche Risse, wenn einmal ein freier Geist an ihrem Bau rüttelt. Man denke an Johannes Schlaf und seine Kritik des kopernikanischen Weltsystems; oder an die Widerlegung von Darwins Zufallstheorie von Oskar Hertwig. Der Grund, weshalb sich offensichtliche Irrtümer so lange halten können, ist in dem unglaublichen Phlegma unserer Gelehrtenkaste zu suchen und in ihrem dogmatischen Glauben, wie als ob sie im

Alleinbesitz der absoluten Wahrheit wäre, und als ob der Ruf der Unfehlbarkeit geschädigt würde, wenn sie einen Artikel ihrer heiligen Überlieferungen einer neuen Entdeckung zuliebe preisgäbe. Nur das Genie setzt sich keck über die einengenden Schranken des Vorurteils hinweg. Sein Geist ist noch nicht durch Dogmen verknöchert, sondern stets empfänglich für neue Eindrücke; es hat den freien Mut, seine Meinung unbefangen zu äußern und mit seiner Persönlichkeit zu vertreten, auch wenn sie der herrschenden Ansicht stracks entgegenläuft.

Es ist also nur der geniale Forscher, der die Wissenschaft vor Stagnation bewahrt und einen lebendigen Fortschritt erzeugt, und zwar durch eine neue Idee, die als Hypothese oder Theorie schließlich von der Zunft anerkannt wird. Jede Idee ist aber letzten Endes Produkt des Denkens oder, wie Nietzsche sich ausdrückt: eine naiv humanitäre Zurechtmachung. Die Kluft zwischen Naturwissenschaft und Philosophie ist also nicht so beträchtlich, wie einige Gelehrte uns glauben machen wollen. Sobald die Wissenschaft über eine bloße Beschreibung der Erfahrungstatsachen hinausgeht und eine Erklärung derselben versucht, muß sie sich der Spekulation bedienen. Die reine Erfahrung ist das Chaos, erst das Denken bringt Ordnung hinein. Deshalb kann auch der exakteste Wissenschaftler der philosophischen Idee oder der Theorie nicht entbehren. Denn erst sie ermöglicht es ihm, die vielen Einzelheiten in ihrer Gesamtheit zu übersehen und systematisch zu verarbeiten.

Rudolf Virchow hat einmal mit schönem Freimut bekannt: „Das naturwissenschaftliche Denken hat seine Grenze und reicht nicht aus, das Weltganze zu erklären! Es bedarf zu seiner Ergänzung der Philosophie, die sich ihrerseits der Erfahrungswissenschaft bedienen muß, will sie nicht als haltloses Phantasiegebilde in der Luft schweben." „Die Unterschiede von Philosophie und Naturwissenschaft sind komplementärer, nicht antagonistischer Natur, und das Denken wird niemals fruchtbar sein, ehe sich nicht beide völlig vereinigt haben," sagt Th. H. Huxley in richtiger Erkenntnis der Sachlage.

Wenn schließlich die Materialisten sich auf ihre objektive Methode berufen, die Irrtümer ausschließe, weil sie mit der Erfahrung sofort in Widerspruch treten würden, während die Metaphysik nur eine Scheinwissenschaft sei, ohne alle feste Grundlage, so ist darauf zu erwidern: „Daß nur jene warmen Lobpreiser der Empirie, die sie auf Kosten der Wissenschaft erheben, dem Begriff der Empirie treu uns nicht ihre eigenen Urteile und das in die Natur Hineingeschlossene, den Objekten Aufgedrungene für Empire verkaufen wollten, denn so viele auch davon reden zu können glauben, so gehört doch wohl etwas mehr dazu, als viele sich einbilden, das Geschehene aus der Natur rein herauszusehen und treu, so wie es gesehen worden, wiederzugeben." Das sagte Schelling, den heute alle die am schnellsten abtun, die seine Werke nicht kennen.

Es hat also seine Schwierigkeiten, wahrhaft objektiv zu sein. Mit dem passiven Verhalten, die Dinge ruhig auf sich wirken zu lassen, ist es nicht getan;

bei der Wiedergabe aber wird das Bild immer subjektiv gefärbt sein. Absolute Objektivität ist selbst dem besten Wissenschaftler nicht erreichbar. Nur ein extramundanes Wesen könnte diesen Standpunkt einnehmen.

Aus demselben Grunde wird auch die letzte Wahrheit von den Philosophen, den berufenen Wahrheitssuchern, nie gefunden werden. Was ist Wahrheit? Lewes erklärt: „Die Wahrheit ist Übereinstimmung der Ordnung der Ideen mit der Ordnung der Phänomene, so daß die eine eine Wiederholung der andern ist, und daß die Bewegung des Gedankens der Bewegung der Dinge folgt." Diese Übereinstimmung zwischen Welt und Idee scheint in der Tat das einzige Kriterium zu sein. Die Philosophie wird sich demnach dem Stande der Naturerkenntnis jedesmal anpassen müssen. Das schließt indes nicht aus, daß gleichzeitig mehrere berechtigte Systeme der Philosophie bestehen können, da die Dinge, von verschiedenen Seiten betrachtet, ein anderes Ansehen gewinnen.

Das Streben nach unbedingter Wahrhaftigkeit ist das hervorragendste Kennzeichen des Philosophen; an seinem Willen zur Wahrheit ist kein Zweifel statthaft.

Man teilt die Philosophen, wie alle Wissenschaftler, in Analytiker und Synthetiker. Die meisten waren wohl beides zugleich; doch nur den letzteren war es vergönnt, Systeme aufzustellen. In der Seele des Systematikers bildet sich ein Abbild der Welt, die philosophische Idee, die er, wenn sie zu vollständiger Klarheit ausgereift ist, den Mitmenschen durch Deduktion mitteilt.

Jeder geniale Wissenschaftler verfährt deduktiv, indem er zuerst eine Idee faßt, beziehungsweise ein Naturgesetz intuitiv erkennt, das er dann hinterher zu beweisen sucht. Die philosophische Idee ist immer das Primäre. Es ist der Geist, der sich den Körper baut: auch den Weltkörper. Zwar sind alle aus dem Geiste geborenen Ideen und Systeme (ein System ist nichts anderes als eine ausgebaute Idee) letzten Endes aus der Erfahrung gewonnen; allein der Kristallisationsprozeß der Induktion vollzieht sich im Unbewußten. Wenn die Idee ins Licht des Bewußtseins tritt, hat sie schon die Reife eines neugeborenen Kindes und kann sich unter geeigneten Umständen zu einem vollständigen System auswachsen.

Wo immer man die induktive Beweisführung in der Naturwissenschaft oder Philosophie angewendet hat, kann es sich nur darum handeln, andere bewußt dahin zu führen, wohin sie selbst unbewußt gelangt sind. Wenn aber beispielsweise E. v. Hartmann glaubt, er sei durch sichere induktive Schlüsse zur Erkenntnis des „Dinges an sich" gelangt, so beruht das offenbar auf Selbsttäuschung. Auch hier ging die Idee des Unbewußten der induktiven Begründung zeitlich voraus.

Die Deduktion ist eigentlich die natürliche Methode der Philosophie, insofern sie von der Idee ausgeht. Von der Höhe des Geistes steigt das Denken herab zur Erfahrung.

Es gibt aber auch Philosophen, die von der Erscheinung der Welt ausgehen und sie in ihre Urbestandteile zu zerlegen suchen. Diese negative Arbeit ist oft nur eine notwendige Vorbereitung für den positiven Aufbau des Systems. Schiller sieht in dem synthetischen Denken ein wesentliches Kennzeichen des Genies, wenn er am 23. August 1794 an Goethe schreibt: „Diese (Philosophie) kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet."

In der Regel wird der geniale Philosoph durch die Analyse zur Synthese fortschreiten. Oft kommt der erste Teil dieses Denkprozesses unvollständig oder, wie bei Hegel, gar nicht zum Bewußtsein; dann tritt die Idee mit apodiktischer Gewißheit auf. Andere Denker, wie der Skeptiker David Hume, mußten auf halbem Wege stehen bleiben, weil es ihnen an Kraft gebrach, die Ergebnisse ihrer Analyse systematisch zusammenfassen.

Wir wollen im folgenden uns den Weg klar zu machen suchen, den der Philosoph zurücklegen muß, um zur höchsten und letzten Erkenntnis zu gelangen.

Philosophie ist die Frage nach dem letzten Grunde alles Seins. Um diese Frage stellen zu können, dazu bedarf es schon eines sehr hoch entwickelten Geistes. Auf niederen Stufen ist das Kausalitätsbedürfnis weit geringer.

Die erste Sprosse an der Leiter, die zur Erkenntnis führt, ist das Selbstbewußtsein. Das Gewahrwerden der Individualität gegenüber der Natur ist die Morgendämmerung des philosophischen Geistes. Der althebräische Schöpfungsmythus sieht in der Emanzipation des Menschen von der Natur, mit der er vorher eines war, die Sünde, ein Wort, das offenbar mit „Sonderung" eine gemeinsame Wurzel hat. In dieser naiven und schönen Sage ist es die Schlange, die die erste Frage stellt und damit den Zweifel erweckt: „Sollte Gott wirklich gesagt haben?" Die kindliche Unbefangenheit ist dahin, die Wißbegierde wird im Menschen lebendig, und verführt durch das Versprechen: „Eritis sicut deus, scientes bonum et malum!" trachtet er nach Erkenntnis. „Da wurden ihre Augen aufgetan." Zum ersten Male empfindet der Mensch den Unterschied zwischen Subjekt und Objekt. Diese Ent-zwei-ung ist die Folge seines Zweifels, seiner Schuld. Er hat den Zusammenhang mit der Natur, das „Paradies", verloren.

Durch das Denken ist der Gegensatz in die Welt gekommen; durch das Denken sucht der Mensch die Einheit wieder herzustellen. Jede Philosophie ist dualistisch, insofern sie hinter der Erscheinung die wahre Welt der Idee, das Ding an sich, sucht; sie ist monistisch, indem sie eines durch das andere bedingt erklärt und die Welt doch als eine große Einheit auffaßt, von der wir allerdings nur eine Seite wahrnehmen können. Der naturwissenschaftliche Monismus aber ist keine Philosophie, weil er das Problem gar nicht sieht und ganz naiv die Sinneswahrnehmungen mit der wirklichen Welt identifiziert. Glücklich, wer sich

damit zufrieden geben kann und kein Bedürfnis nach weiteren Fragen empfindet! Er nähert sich damit wieder dem Zustand „paradiesischer Unschuld" — aber auch der Tierheit. Der Mangel an metaphysischem Bedürfnis ist vielleicht ein psychischer Atavismus.

„Nur dem gedankenlosen Tiere", sagt Schopenhauer, „scheint sich die Welt und das Dasein von selbst zu verstehen: dem Menschen hingegen ist sie ein Problem, dessen sogar der Roheste und Beschränkteste in einzelnen helleren Augenblicken lebhaft inne wird, das aber jedem um so deutlicher und anhaltender ins Bewußtsein tritt, je heller und besonnener dieses ist und je mehr Stoff zum Denken er durch Bildung sich angeeignet hat, welches alles endlich in den zum Philosophen geeigneten Köpfe sich zu Platons mirari, valde philosophicus affectus steigert, nämlich zu derjenigen Verwunderung, die das Problem, welches die edlere Menschheit jeder Zeit und jedes Landes unablässig beschäftigt und ihr keine Ruhe läßt, in seiner ganzen Größe erfaßt!"

Nur dem Menschen, der sich verwundert, kann die Welt zum Objekt des Denkens werden. Er erkennt die Zweiheit zwischen dem Wahrnehmenden und dem Wahrgenommenen, und das Denken soll die verbindende Brücke schlagen. Herbart sieht in der zweifelnden Überlegung oder der Skepsis den Anfang der Philosophie. Und schon früher hat Aristoteles gesagt: „Wer recht erkennen will, muß zuvor in richtiger Weise gezweifelt haben." Und in demselben Sinne behauptet Cartesius: „Dubium sapientiae initium!" Der Zweifel ist der Weisheit Anfang; er gebiert die Frage, die zur Lösung, zur Entdeckung führt. So faßt Henry Thomas Buckle die Entwicklung des forschenden Geistes auf, wenn er mit lakonischer Kürze sagt: „First to doubt, then to inquire, and then to discover."

Zweierlei gehört zum eigentlichen Philosophen: einmal die Erkenntnis, daß überhaupt ein Problem da ist, und zweitens der innere Trieb, der ihm keine Ruhe läßt, so daß er unablässig an seiner Lösung arbeiten muß. Und in dieser geistigen Verfassung unterscheidet er sich am auffallendsten vom Dichter, dem künstlerischen Menschen, der die Schönheit der Welt unbefangen auf sein Gemüt wirken läßt, sich ganz naiv dem Genusse hingibt und nie ein Bedürfnis empfindet, nach dem Grund der Erscheinung zu fragen. Der Künstler will Schönheit, gleichbedeutend mit Illusion, der Philosoph aber Wahrheit um jeden Preis. Graf Gobineau hat diesen psychologischen Gegensatz in einem Gespräch seiner „Renaissance" treffend gekennzeichnet.

„R a f f a e l. Warum den Gründen nachgehen? Ist man weniger glücklich, wenn man sie nicht kennt?

D o n n a B e a t r i c e. Du hast es soeben gesagt. Ich bin eine Tochter Platos und gehe gerne dem Ursprung der ewigen Dinge nach.

R a f f a e l. Die Blumen sind mehr wert als die Keime, und die Früchte mehr als die Blumen.

Donna Beatrice. Ihr seid der Mann dessen, das erschlossen, das reif ist, das man sieht, kostet, daran man sich labt. Ihr bemüht Euch nicht, die Leier auseinanderzunehmen, um in ihrem klingenden Schoße genau den Ort zu finden, wo der Ton sich bildet.

Raffael. Es ist wahr. Der Himmel hat mir diese Aufgabe nicht zugewiesen. Trotzdem kannst du mir auch nicht vorwerfen, daß ich den Untergrund der Dinge mißachte. Wenn solche Wissenschaft dazu beiträgt, das Leben selbst zu entwickeln, so schätze ich sie nach Gebühr. Aber ich bin doch diesen dunkeln Studien nicht sehr zugetan, die bestimmt sind, Geheimnissen nachzugehen, deren endliches Erfassen nicht immer sonderlich nützlich ist. In der Tat, ich liebe das, waas der Sonne Licht trifft und badet; das andere ist mir nur von untergeordnetem Werte."

Ebenso lehnt Goethe als echter Dichter und Sinnenmensch ein tieferes Eindringen in die Weltprobleme ab: „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren; und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen: hier ist die Grenze." Es ist bezeichnend, daß unsere heutigen „Monisten" sich mit Vorliebe gerade auf Goethe berufen.

Shakespeare hat im Hamlet die Tragödie des Philosophen gestaltet. In dem Helden dieses Dramas lebt der Geist des Zweifels, der zersetzenden Skepsis. Es ist sein Schicksal, daß er sich keiner täuschenden Illusion hingeben kann; er muß den Dingen auf den Grund schauen. Und was er da sieht, ist höchst ekel, schal und unersprießlich. So verfällt er in Schwermut, die sein Handeln lähmt, ihn willenlos dem Fatalismus und der völligen Resignation in die Arme treibt.*)

Schluß folgt.

Arthur Silbergleit: Elegien.

I.

Liebende im Herbst.

Wir tragen durch die einsamen Alleeen,
Durch die das klare Gold des Himmels tropft,
Das graue Leid, daß wir in Nacht verwehen,
Eh' Herz an Herz in gleichem Klange klopft.

Der reiche Rausch gefüllter Rebenkrüge
Stillt unsern heißen Durst nach Leben nie.

*) Die ausführliche Deutung dieses tiefsten Dramas der Weltliteratur behalte ich mir in einem besonderen Aufsatze vor.

Uns dünken süßer unsre Atemzüge,
Die meine Liebe deiner Liebe lieh.

Und wenn die Winzer tanzen um die Keltern
Und ihre Trauben preisen königlich
Als Erdenkinder goldner Sonneneltern,
Tönt uns des Todes dunkler Geigenstrich.

Doch keine Wehmut tötet uns den Glauben,
Daß wir dereinst, zum Fest des Herrn geweiht,
In seinem Seelentraum als reife Trauben
Erglühn am Weinberg seiner Herrlichkeit.

II.

Einer Toten.

Dies sind die Hänge, die du einsam gingest,
Und dies die Bank, auf der du oft geruht.
Noch brennt auf jedem Blumenbeet dein Blut,
Das du in roten Rosenkelchen fingest.

Und deine Lustgespielen, deine Tauben,
Umschwirren noch wie einst ihr Sommerdach
Und girren dich aus tiefem Schlummer wach
Und träumen dich in deinen grünen Lauben.

Der alte Efeu reckt nach dir die Hände
Auf den geborstnen Gartengittern aus,
Und eine Amsel flötet dich nach Haus
Und singt dem Mond dein Leben als Legende.

Einst schwang die Luft von deinem süßen Hauche,
Nun hält in Blätterhüllen eingepreßt
Sie deinen Odem in den Knospen fest
Und schließt ihn auf in einem Blütenstrauche,

Will sich der Zephyr eine Huld erflehen,
Auf daß er ewig süß und singend sei. —
In jedem mondberauschten Seelenmai
Fühl' ich dich selig lächelnd auferstehen.

Felix Halle:
Auswärtige Politik.*)

Shakespeare läßt den sterbenden König Heinrich IV. seinem Sohne Heinrich, Fürsten von Wales, dem nachmaligen König Heinrich V., folgenden letzten Rat erteilen:

— — — „Darum, mein Heinrich,
Beschäft'ge stets die schwindlichten Gemüter
Mit fremdem Zwist, daß Wirken in der Fern'
Das Angedenken vor'ger Tage banne."

Diesen Vorschlag hat nicht nur der Sohn getreulich befolgt, sondern im Laufe der Jahrhunderte ist bis in die jüngste Zeit im Sinne dieser Aufforderung gehandelt worden.

Wer denkt nicht sofort an das zweite französische Kaiserreich Napoleons III., dem von einem großen, immer wachsenden Teil der Franzosen vorgeworfen wurde, daß er seinen Thron usurpiert hätte. Die grundlegende Richtlinie der kaiserlich französischen Politik war es, blendende Erfolge in den auswärtigen Angelegenheiten — auf Kosten fremder Völker zu erzielen, um dadurch die eigene Stellung im Innern zu behaupten. Aber nach anfänglichen Erfolgen verwickelte das kaiserliche Frankreich sich in das mexikanische Abenteuer und schließlich wurde der Kaiser durch die falsche Grundtendenz seiner Politik in den Konflikt mit Preußen gedrängt, dessen Gefahren er in seiner früheren Schrift (Des idées Napoléonniennes. Paris 1839) wohl erkannt hatte, und den er jahrelang zu vermeiden bemüht gewesen war.

Die russische Revolution 1905 kam erst nach dem japanischen Kriege zum Ausbruch. Die geöffneten Archive werden bald den urkundlichen Nachweis erlauben, daß die russische Regierung, als sie eine Politik trieb, die einen kriegerischen Zusammenstoß mit Japan in sich schloß, hoffte durch äußere Erfolge auf Kosten Chinas, Koreas und Japans eine gründliche Ablenkung der Interessen von den eigenen inneren Schwierigkeiten zu erreichen.

Es ist bezeichnend, daß die aus solchen Beweggründen unternommenen Kriege in der Regel dem Herausforderer statt der gewünschten Erfolge schimpf-

*) Nachstehender Aufsatz ist das zweite Kapitel aus der Arbeit: „Welche Richtlinien werden sich nach dem zu erhoffenden Friedensschlusse die einzelnen Staaten zu ziehen haben, um an ihrem Teil im internationalen Verkehr die Grundsätze der Gerechtigkeit, Menschenliebe und Duldsamkeit zur Geltung zu bringen?" von Felix Halle, die mit dem ersten Preise der Moritz Mannheimer-Stiftung 1917 von der Großloge für Deutschland ausgezeichnet wurde und die demnächst in Gemeinschaft mit drei weiteren Preisarbeiten über das gleiche Thema in einem Sammelbande: „Friedenspflichten der Nationen" im Verlage von Friedrich Andreas Perthes, Gotha erscheinen wird. Die Redaktion.

liche Niederlagen bringen, hauptsächlich deswegen, weil die Machthaber, die nach dem blendenden Glanz äußerer Siege trachten, die Zustände des Staates, auf dessen Kosten sie triumphieren wollen, nicht in der richtigen Weise erforscht haben. So haben sie weder für seine wirtschaftliche noch kulturelle Entwicklung Interesse und Verständnis; sie unterschätzen die militärische Stärke des Gegners, weil der selbstsüchtige Wunsch sie leitet und kein sachlicher Wille zur Erkenntnis.

Der gewissenhafte Staatsmann hat das fremde Reich als Subjekt vor seinem geistigen Auge. Er studiert die Lebensbedingungen der anderen Staaten, ihre Geschichte, ihre Wirtschaft, ihr Recht mit nicht geringerer Sorgfalt, als die Daten seines eigenen Landes. Aber nicht nur aus Büchern und Akten, sondern durch Aufenthalt im Auslande und im Verkehr mit den wichtigsten Persönlichkeiten der verschiedenen Berufe muß er die anderen Staaten und ihre Völker kennen lernen.*)

Die erfolgreichsten Staatsmänner kannten die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der anderen Staaten sehr gut und haben die Entwicklung richtig beurteilt. Graf Cavour kannte Frankreich besser als seine Heimat und hatte volles Verständnis für die Aufgaben des norddeutschen Staates weit jenseits der Alpen. Bismarck, der in seiner Jugend sich nicht dem diplomatischen Fach, sondern der Bewirtschaftung seiner Familiengüter gewidmet hatte, war als Bundesgesandter in Frankfurt mit den Zuständen der andern deutschen Staaten so vertraut, daß ihn der König von Hannover fragte, ob er bereit sei, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Hannovers zu übernehmen. Einige Jahre später glaubte der Zar, infolge eines Mißverständnisses, Bismarck wolle in den russischen Staatsdienst übertreten, wozu er denselben anscheinend für voll befähigt hielt. Bismarcks kongenialer Zeitgenosse Lord Beaconsfield, auch kein Diplomat von Beruf, kannte die europäischen Festlandsstaaten und ihre Bevölkerung, wie aus seinen Romanen hervorgeht, kaum weniger gut als die englischen Zustände. Nicht zum wenigsten hat sein feines psychologisches Verständnis es ihm ermöglicht, schon drei Jahrzehnte vor dem Zusammentreten der Haager Konferenz in einer der verwickeltsten politischen Konstellationen ein ungeheures Blutvergießen zu vermeiden und sich auf einer so hervorragenden Formel wie „Friede mit Ehren" mit seinen Gegnern zu vergleichen.

Bedeutende politische Persönlichkeiten waren sich bewußt, daß sie in ihrer hohen Stellung nicht nur für das Wohl und Wehe ihrer Mitbürger, sondern auch für das Schicksal von Millionen Menschen jenseits der Grenzen, wenn nicht formell, so doch in einem höheren Sinne verantwortlich seien. Dieses Verantwortlichkeitsgefühl für das Schicksal ihrer Mitmenschen muß für die kommenden

*) Die deutschen und österreichischen Bestimmungen für die Ausbildung der diplomatischen Beamten sind theoretisch nicht so unvollkommen, wie allgemein angenommen wird. Die unbefriedigenden praktischen Ergebnisse beruhen auf Ursachen, die wir hier nicht erörtern können.

Generationen der Staatsmänner so geschärft werden, daß schließlich niemand sich findet, der die Last eines Kriegsausbruches auf sich nehmen will. Wird auf allen Seiten der Grenzen mit gleichem sittlichen Ernst gearbeitet, dann werden sich auch bei den schwerwiegendsten Differenzen Ausgleichsmöglichkeiten finden lassen. Es muß die Überzeugung entstehen, daß man dem eigenen Staat am besten dient, wenn man in den anderen Staaten niemals Objekte der Ausbeutung, sondern gleichberechtigte Subjekte erblickt, deren berechtigte Interessen jederzeit unterstützt werden müssen.

Im Altertum waren die Staaten Raubstaaten. Der Stärkere verschlang seine Nachbarn, um wiederum von einem noch Stärkeren erobert zu werden, bis schließlich das römische Reich alle Länder — bis auf entlegene Randstaaten — der damaligen Welt unterwarf. Nach dem Zerfall des Römerreiches zeigt die Staatengeschichte ein ungeheures Auf- und Abwogen der Völker: Staaten entstehen und vergehen. Bis an die Schwelle der Gegenwart ergibt sich im Staatenleben das immer wiederkehrende Bild, die nationale Blüte wird errungen auf Kosten einer gewaltsam niedergeworfenen Nation.

Man denke an die Blüte der Maurenreiche in Spanien, ihre Niederwerfung durch Castilien, die nun folgende Blüte des katholischen Spaniens und Portugals, die zur vollen Entfaltung erst durch die Ausplünderung der neu entdeckten und eroberten indischen und indianischen Reiche gelangt. Der Abfall der Niederlande und der Krieg mit England führt zum Niedergange der iberischen Königreiche, auf deren Kosten nunmehr Holland und England emporsteigen. Seine Glanzperiode erreicht aber England erst, nachdem es Spanien, Portugal, Holland und Frankreich als See- und Kolonialmächte herabgedrückt und überflügelt hat*). — Im siebzehnten Jahrhundert triumphierte der Einheitsstaat Frankreich über das in einzelne Staaten zerrissene Deutschland und gliederte sich verschiedene Territorien an.

Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Der Reichtum, der sich in dem aufsteigenden Lande anhäuft, beruht zum größten Teile nicht auf eigener Arbeit, sondern entstammt der Kriegsbeute Es gibt in allen Ländern immer noch starke Bevölkerungsgruppen, die in diesen Geschehnissen den Lauf der Welt erblicken, den zu ändern gar nicht in der Macht der Menschen stände Wir halten diese Ansicht für irrig. Wie dem einzelnen Menschen, so steht auch der Gesamtheit der Weg zum Guten und Besseren jederzeit offen. Den kommenden Geschlechtern darf der Triumph und Reichtum der eigenen Nation, wenn er mit dem Elend eines anderen Volkes erkauft werden soll, nicht als erstrebenswert erscheinen. Der Aufstieg der eigenen Nation, die Entwicklung ihres Volkstums zur höchsten

*) Vergl. Resch, Peter, Die Aufeinanderfolge der Welthandelsherrschaften. 2. Auflage. Graz und Leipzig 1885.

Blüte und Vollendung bleibt ein hohes Ideal. Das gleiche Ideal muß aber jedes gesunde Volk erfüllen. Alle Völker streben aufwärts und wollen ihre Kräfte entfalten. Wir erblicken die Lösung des hieraus entstehenden Problems darin, daß die Nationen nicht gegeneinander und nacheinander eine Blütezeit erstreben dürfen, sondern miteinander müssen sie bewußt um eine gemeinsame Steigerung der menschlichen Kultur bemüht sein.

Im Verkehr der Staaten muß diese veränderte Auffassung bei Erledigung der Geschäfte sehr bald fühlbar werden. In der auswärtigen Politik war bisher ein Erfolg nur möglich auf Kosten einer anderen Macht; politischer Erfolg war bisher gleichbedeutend mit einem Siege, der die Niederlage des Gegners bedingte. Es war ein Spiel, in dem ein Gegner matt gesetzt werden mußte, wenn ein wirklicher Erfolg anerkannt werden sollte. Remispartien waren nicht beliebt, sie waren Zwischenspiele; sie betrafen entweder die Sachen untergeordneter Natur oder führten bei den großen Fragen nur zu einer Verschiebung der endgültigen Entscheidung.

Diese alte Art der Politik war das Durchsetzen des eigenen Interesses auf Kosten des Gegners. Die neue Form der Geschäftsabwicklung soll unter dem Zeichen des angestrebten Ausgleiches der Interessen stehen. Bei der bisherigen Methode hatte es bei dem Vertragsabschluß zunächst den Anschein, daß beide Teile befriedigt seien, daß also ein Ausgleich der Interessen erzielt sei. In Wirklichkeit hatte sich ein Teil als weitsichtiger gezeigt, besser kombiniert und triumphierte, während der kurzsichtigere oder leichtgläubigere Teil das Ergebnis als demütigend empfand und sich betrogen fühlte. Wir erinnern an den Chorus der französischen Presse am Ende der sechziger Jahre: „Herr von Bismarck hat den Kaiser der Franzosen düpiert. Ein Kaiser der Franzosen darf sich nicht düpieren lassen." Wenn nun die diplomatisch unterlegene Regierung glaubt, daß ihr Staat militärisch der stärkere sei, so sucht sie durch das Schwert die Lage zu wenden, so verfuhren Preußen 1806 und Frankreich 1870, aber in beiden Fällen folgte der diplomatischen Mattsetzung ein völliger militärischer Zusammenbruch.

Der neue diplomatische Vertrag soll einen tatsächlichen Ausgleich der Interessen herbeiführen. Es darf nicht in der Absicht der Vertragschließenden liegen, einander zu übervorteilen, sondern es soll die Lösung für ein gemeinschaftliches Problem gefunden werden: Das zu besiegende Objekt ist die zu regelnde Materie, nicht der Vertragsgegner.

Wir brauchen hier den üblichen Ausdruck Vertragsgegner, der in seiner sprachlichen Zusammenstellung trefflich die Unreife der heutigen Kultur verrät. Bei einem entwickelteren Rechtsempfinden und Sittenzustand wird man statt von einem Vertragsgegner von einem „Vertragsgenossen" oder „Vertragsfreund" sprechen müssen, denn Verträge beruhen auf Treu und

Glauben. Es ist das Unglück unserer Zeit, daß in allen Ländern noch so viele tausende Verträge in der Absicht geschlossen werden, sich auf Kosten eines Mitunterzeichners zu bereichern. Wir meinen nicht einmal den groben, strafrechtlichen oder zivilrechtlichen, sondern den nicht greifbaren, aber tatsächlichen Betrug, den Betrogene und Betrüger mit allen wirtschaftlichen Folgen spüren. Der moralische Schaden dieser formell korrekten, aber sittlich verwerflichen Handlungen ist sehr groß. Die Staatsverträge zwischen den Völkern spiegeln immer den Geist ihrer Epoche wieder. Die Gesamtheit muß sich bewußt werden, daß selbstsüchtige Verträge nicht nur dem Einzelnen und den Beteiligten, sondern der Allgemeinheit schaden. Das Übervorteilungsprinzip im Vertrag fördert den Krieg und gefährdet den Frieden.

In seiner Vorrede zum Antimachiavell schrieb der damalige preußische Kronprinz Friedrich, „daß die wahre Staatskunst der Könige, die einzig auf Gerechtigkeit, Klugheit und Güte beruhe, von jedermann dem abscheulichen System vorzuziehen ist, das Machiavell der Welt mit solcher Dreistigkeit vorlegte". Wir stehen heute dem Fürstenspiegel des Machiavell historisch wertend und nicht rein gefühlsmäßig gegenüber, wie der junge, begeisterte Thronerbe der Aufklärungszeit. Wir wissen auch, daß Friedrich der Große, in eine Welt von Feinden gestellt, jene virtù zeigte, die Machiavell von seinen Fürsten forderte, jene Tugend, die sich als bedenkenfreie Energie, als rücksichtslosester Wille zur Selbstbehauptung und Erhaltung der staatlichen Macht offenbart. Aus den Ausführungen, die sich im sechsundzwanzigsten und letzten Kapitel des Antimachiavell über die Schrecken des Krieges finden, können wir ermessen, was Friedrich unter der ihm vom Schicksal auferlegten Führung eines siebenjährigen Krieges gelitten haben muß. Ohne jene ideale Grundauffassung, die ihm eine Hoffnung auf eine bessere Zukunft gab, hätte Friedrich nicht durchhalten können. Wir wollen uns daher die Ideale des jungen Friedrich, daß wahre Staatskunst auf Gerechtigkeit, Klugheit und Güte beruht, nicht durch zeitliche Erscheinungen trüben lassen. Friedrich mußte seinem Zeitalter entsprechend handeln.*)

Trotz des gegenwärtigen Rückschlages besteht an einer dauernden Vervollkommnung der menschlichen Kultur, insbesondere des Völkerrechts, kein Zweifel. Wir werden uns im Laufe unserer Betrachtung des öfteren der trefflichen Ausführungen Fallati's über das geschichtliche Zeitmaß der Entwicklung erinnern müssen. „Allein es kann der Völkerverkehr dem gesellschaftlichen Leben der Einzelnen nicht bloß nicht voraneilen, er muß vielmehr ebensoweit hinter demselben zurückbleiben, als für das Leben der Menschheit ein anderes Zeitmaß gilt, denn für das innere Leben der einzelnen Staaten. Wie die Jahre der Menschen

*) Vergl. Friedrich der Große, Der Antimachiavell in einem Bande mit dem „Fürstenspiegel" des Niccolo Machiavelli, beide Werke übersetzt und eingeleitet von Friedrich von Oppeln-Bronikowski, Jena 1912.

Tage sind im Leben der Staaten, so sind die Jahrhunderte im Leben der Staaten mehr nicht als Jahre im Leben der Menschheit. Ohne Beachtung dieses Verhältnisses ist es unmöglich, einen klaren Blick in den Parallelismus der Erscheinungen des Lebens der Einzelnen im Staate und des gesellschaftlichen Lebens der Völker zu gewinnen; wird es aber betrachtet, so fällt uns nicht mehr schwer, das sonst auffallende Zurückbleiben des Völkerrechtes hinter dem Staatsrechte zu begreifen, und uns dem Fehlschlusse zu entziehen, den man so gerne und zu so großem Nachteile nicht nur der Wissenschaft des Völkerrechtes, sondern ohne Zweifel auch der Fortschritte des Völkerrechtes selbst, aus der verspäteten Entwicklung desselben auf die Unwahrscheinlichkeit seiner höheren Gestaltung, wenn nicht gar auf die Unmöglichkeit seiner Existenz gemacht hat."*)

Die Richtlinien des modernen Völkerrechts sind von Hugo Grotius in seinem unter dem Einfluß der Bedrängnisse des Dreißigjährigen Krieges entstandenen Werke „De jure belli ac pacis libri tres 1625**)" und etwas später von Samuel Pufendorf in seinem Werk „De jure naturae et gentium", Lund 1672 gezogen worden. Schon mit sechsundzwanzig Jahren hatte Grotius in seiner Schrift „Mare liberum seu de jure quod Batavis competit ad Indica commercia 1609" den Grundsatz der Freiheit des offenen Meeres gegenüber den Eigentums- und Hoheitsansprüchen der Seemächte vertreten. Fast ein volles Jahrhundert haben die Arbeiten Grotius' nur für die Wissenschaft Bedeutung gehabt. Erst im Laufe des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts sind Grotius' und auch Pufendorfs Theorien durch praktische Anwendung der Staaten positives Recht geworden.

Kant sagt, daß es nicht möglich wäre, die Ehrlichkeit als die beste Politik zu bezeichnen, aber er fügt sogleich hinzu, daß Ehrlichkeit besser als alle Politik sei. In diesem Sinne stellen wir unsere Richtlinie für die auswärtige Politik auf: „Die Beziehungen der Staaten müssen den unreinen Elementen der Gewalt und List, den Bestrebungen eines rein subjektiven Egoismus immer mehr entzogen und der höheren Sphäre des Rechtes angenähert und schließlich in diese aufgenommen werden."

---

*) Vergl. Fallati, Die Genesis der Völkergesellschaft. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Band I, Tübingen 1844.

**) Neueste lateinische Ausgabe: Washington 1913 (The Classics of international law 3). Herausgegeben von der Carnegie Stiftung. Neueste deutsche Übersetzung: Drei Bücher über das Recht des Krieges und Friedens. 2 Bände. Leipzig o. J. Verlag Felix Meiner. Philosophische Bibliothek Band 31/32.

Von allen Fragen der auswärtigen Politik bewegt uns am meisten diejenige nach den Ursachen der Kriege und den Mitteln zu ihrer Verhütung. In früheren Jahrhunderten, als die europäischen Festlandsstaaten noch eine Agrarbevölkerung hatten, war das Ziel der Regierenden, ihren Landbesitz zu vergrößern und möglichst viel Gebiet und Leute an sich zu bringen. Das friedliche Mittel der Erwerbung war den Monarchien im Privatfürstenrecht durch Heiraten und Erbverträge gegeben. Die kleinen Differenzen waren damals Grenzstreitigkeiten, die großen Erbfolgekriege. Durch den Kolonialbesitz erstreckten sich die Kämpfe auch auf außereuropäische Gebiete. Erst das Ende des ancien régime in Frankreich brachte dem Festlande einen neuen Kriegsgrund: den Revolutionskrieg. Im neunzehnten Jahrhundert gab das erwachende Nationalbewußtsein der Völker und ihre Einheitsbestrebungen Anlaß zu schweren Kämpfen. Alle diese Kriege waren dem Grunde nach Eroberungs- und Annexionskriege, immer war, neben anderen Begleitursachen, ein Territorium das Streitobjekt.

Erst in den letzten Jahrzehnten bildete sich ein neuer Konfliktstoff heraus: den Gegenstand der Rivalität bildete nicht das Gebiet, das meistens einer dritten, militärisch schwachen Macht gehörte, umstritten wurden zunächst: Konzessionen aller Art zur wirtschaftlichen Erschließung von industriell unentwickelten Ländern: Bau- und Betriebserlaubnisse für Eisenbahnen, Hafenanlagen, Bergwerke, Bewässerungsanlagen und ähnliche Unternehmungen.

Der Wettstreit wurde nicht nur dadurch verschärft, daß die Kapitalistenstaaten die Bewilligung von Anleihen von der Erteilung solcher Konzessionen abhängig machten, sondern dazu übergingen, den gesamten Geldmarkt nach allgemeinen politischen Gesichtspunkten zu differenzieren. Das bedeutet nichts anderes, als daß die wirtschaftlichen Beziehungen, die am ehesten geeignet sind, die Völker einander näher zu bringen, benutzt wurden, um die vorhandenen Gegensätze auf das höchste Maß zu steigern. Die furchtbaren Folgen dieser Politik sind nicht ausgeblieben. Es gilt nun zu untersuchen, welche Lehren für die Zukunft aus diesen offensichtlichen Irrtümern der Vergangenheit sich aufstellen lassen.

Für unsere Betrachtung ergibt sich zunächst, daß es nicht genügt, allgemeine moralische Grundsätze aufzustellen, sondern wir müssen auch in praktischer Hinsicht die Richtlinien zeigen, nach denen sich die Regierungen betätigen sollen. Der einzelne Staat der Gegenwart ist zwar in erster Reihe berufen, an seinem Teil für die Verwirklichung von Gerechtigkeit, Menschenliebe und Duldsamkeit zu sorgen, da aber die großen Probleme wie z. B. die Friedensfrage über die Grenzen und die Macht des einzelnen Staatswesens hinausgehen, so kann der einzelne Staat seinen Pflichten in dieser Richtung nur durch Beteiligung an höheren Staatenverbindungen oder zwischenstaatlichen Organisationen genügen.

Dr. Felix Freudenthal, Amtsgerichtsrat a. D.: Braut- und Hochzeitsgeschenke.

Geschenke sind bekanntlich Zuwendungen, durch die Jemand aus seinem Vermögen einen Anderen bereichert, wenn beide Teile darüber einverstanden sind, daß die Zuwendung unentgeltlich erfolgt. Dieser Rechtssatz findet selbstverständlich auch auf Verlobte Anwendung, gleichviel ob nur der eine dem andern oder ob beide Teile sich gegenseitig Geschenke geben, oder ob dritte Personen, wie dies neuerdings in bemittelten Kreisen üblich geworden, anläßlich der Verlobung den Brautleuten, oder nur einem von ihnen, Präsente machen. Diese Gaben unterscheiden sich also von den eigentlichen Hochzeitsgeschenken, die gute Bekannte, Gäste, Verwandte, Geschäftsfreunde und sonstige Nahestehende den Neuvermählten verehren. Auf alle diese teils nützlichen teils überflüssigen Dinge finden die gesetzlichen Vorschriften über Schenkungen Anwendung, insbesondere daß die Geschenkgeber nur Vorsatz und grobe Fahrlässigkeit zu vertreten haben und daß Schenkungen, die einer auf den Anstand zu nehmenden Rücksicht entsprechen oder einer sittlichen Pflicht entsprechen, weder der Rückforderung noch dem Widerruf unterliegen. Schenkt also jemand dem Bräutigam, ohne ihm das nähere mitzuteilen, zur Hochzeit ein scharf geladenes Gewehr, so hat er für die etwa verhängnisvollen Folgen wegen grober Fahrlässigkeit ebenso einzustehen wie ein anderer, der vorsätzlich einen trichinenhaltigen Schinken zur Hochzeit darbringt. Dazu kann unter Umständen noch Ersatzpflicht gegen dritte und strafrechtliche Verantwortung treten. Verschweigt der Geschenkgeber arglistig einen Mangel im Recht oder einen Fehler der verschenkten Sache, so hat er dem Beschenkten den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen. Dritte Geschenkgeber können Verlobungsgeschenke widerrufen, wenn es nicht zur Ehe kommt oder wenn (was auch auf Hochzeitsgeschenke zutrifft) der Beschenkte sich gegen den Geber oder einen seiner nahen Angehörigen durch eine schwere Verfehlung groben Undanks schuldig macht. Ob derartige Voraussetzungen vorliegen, dies festzustellen bleibt im Einzelfall richterlichem Ermessen überlassen. Sie träfen zu, wenn z. B. die Eltern des Bräutigams eine herrliche Perlenkette der Braut verehren, deren geschlechtliche Bescholtenheit sich aber alsbald herausstellt. Der Widerruf ist indessen stets ausgeschlossen, wenn Verzeihung vorliegt, was im Bestreitungsfall der Beschenkte zu beweisen hat, oder wenn seit dem Zeitpunkt, zu dem die Geschenkgeber von dem Eintritt der Voraussetzung ihres Widerrufsrechts Kenntnis erlangt, ein volles Jahr verstrichen ist, ohne daß jenes Recht ausgeübt ist. Nach dem Ableben des Geschenknehmers ist der Widerruf nicht mehr gestattet, stirbt aber der Geschenkgeber ohne zu widerrufen, so können seine Erben nur unter Umständen das Widerrufsrecht ausüben. Auf dieses Recht kann auch verzichtet werden, jedoch erst wenn

der Undank der zum Widerruf befugten Person bekannt geworden ist. Unterbleibt die Eheschließung, so kann jeder Verlobte, wie es im Gesetz heißt, von dem andern die Herausgabe desjenigen, was er ihm geschenkt oder zum Zeichen des Verlöbnisses gegeben hat, nach den Vorschriften über die Herausgabe einer ungerechtfertigten Bereicherung fordern. Doch verjährt der Anspruch in 2 Jahren von der Auflösung des Verlöbnisses an.

Hat also beispielsweise eine steinreiche, aber etwas bejahrte Braut ihrem Auserwählten, einem jugendlichen Tenor, ein Landgut geschenkt, es kommt indessen nicht zur Ehe, so hat der Sänger das Gut an sie herauszugeben, weil der rechtliche Grund der Schenkung weggefallen bzw. der mit der Schenkung bezweckte Erfolg, nämlich die eheliche Verbindung, nicht eingetreten ist. Unser etwas leichtsinnig angelegter Tenor hat sogar die inzwischen von ihm gezogenen Nutzungen, sowie alles das, was er auf Grund seines erlangten Rechtes, oder als Ersatz für die Zerstörung, Beschädigung, oder Entziehung des Guts erworben, zu ersetzen, und ist er dazu außerstande, den Wert zu entrichten. Seine Verbindlichkeit ist nur insoweit ausgeschlossen, als er nicht mehr bereichert ist, was wohl nach Lage der Sache meist der Fall sein dürfte. —

Verlobte können Brautgeschenke nicht zurückfordern, wenn sie das Unterbleiben der Eheschließung selbst verschuldet, also zum Rücktritt des anderen Teils begründeten Anlaß gegeben haben, bzw. wenn sie ihrerseits ohne genügende Ursache ihr Wort zurückziehen. Im Zweifel ist endlich anzunehmen, daß die Rückforderung ausgeschlossen ist, wenn das Verlöbnis durch den Tod eines der Verlobten aufgelöst wird. Ist also der Bräutigam im Felde geblieben, so behält seine Braut, wenn nicht sonstige dagegen sprechende Gründe vorliegen, die Geschenke des Verstorbenen. Umgekehrt hätte ein Verlobter, dessen Braut nachgewiesenermaßen seiner Untreue wegen sich das Leben genommen, alle Geschenke an ihre Erben auf deren Verlangen herauszugeben.

Ist das Paar glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen, so fragt es sich weiter, wer Eigentümer der oft sehr kostbaren Hochzeitsgeschenke geworden ist. Das bürgerliche Gesetzbuch enthält über diese Dinge keine Vorschrift. Man wird demnach davon auszugehen haben, daß die Verkehrssitte und der deutlich ausgesprochene oder stillschweigend aus der Art des Geschenks zu entnehmende Wille des Geschenkgebers sowie seine nähere verwandtschaftliche, freundschaftliche, geschäftliche oder sonstige Verbindung zu einem der jungen Ehegatten den Ausschlag gibt. Was sich Ehegatten etwa gegenseitig zur Hochzeit verehren, hat nach der allgemeinen Anschauung nicht den Charakter eigentlicher „Hochzeitsgeschenke". Bringt jemand einem heiratenden Offizier zur Vermählung einen Degen oder Säbel dar, so will er offenbar nur ihm ein Präsent machen, und ein seiner Gattin geschenktes Spitzentaschentuch soll augenscheinlich ausschließlich ihr gehören. Nur wenn keinerlei Grund nachweisbar ist, daß die Gabe einem der Heiratenden allein gelten soll, wird man zutreffend annehmen, daß Mann und Frau je die Hälfte

zusteht. Immerhin gilt den Gläubigern des Mannes gegenüber die Vermutung, daß die in seinem Besitz oder im Besitz beider Ehegatten befindlichen beweglichen Sachen, demnach auch Hochzeitsgeschenke, dem Manne gehören. Nur für ausschließlich zum persönlichen Gebrauch der Frau bestimmte Sachen, insbesondere für ihre Kleider, Schmucksachen und Arbeitsgeräte ist diese freilich stets widerlegbare Präsumtion nicht vorhanden, sondern umgekehrt greift im Verhältnisse der Ehegatten zu einander und zu den Gläubigern die gesetzliche Vermutung durch, daß jene Sachen, unter denen natürlich auch Hochzeitsgeschenke sich befinden können, Eigentum der Frau sind.

Leben die Ehegatten in Verwaltungsgemeinschaft, also nach dem gesetzlichen Güterrecht, so haben die soeben bezeichneten rein persönlich der Ehefrau dienenden Präsente den Charakter des Vorbehaltsguts, alle übrigen unterliegen der Verwaltung und Nutznießung des Mannes. Bei Gütertrennung behält jeder Teil die ihm zugedachten Geschenke zur freien unbeschränkten Verfügung, die übrigen bleiben bis zur Auseinandersetzung ihr gemeinschaftliches Eigentum zu gleichen Teilen.

Bei den verschiedenen Arten der Gütergemeinschaft gehören sie, soweit nicht die Eigenschaft von Vorbehaltsgut anzunehmen, zum Gesamtgut, doch würde es zu weit führen, hier auf Einzelheiten und Sonderfälle einzugehen.

Wird die Ehe geschieden und ist ein Ehegatte allein für schuldig erklärt, so kann der andere Ehegatte Schenkungen, die er ihm während des Brautstandes (oder während der Ehe) gemacht hat, widerrufen.

Diese Befugnis steht ihm selbst dann zu, wenn jene Zuwendung einer Anstandsrücksicht oder einer sittlichen Pflicht entsprach, der Widerruf ist jedoch ausgeschlossen, wenn seit der Rechtskraft des Scheidungsurteils ein Jahr verstrichen oder wenn der Schenker oder der Beschenkte verstorben ist. Hat ein Ehepaar keine Abkömmlinge und stirbt ein Teil, dessen gesetzliche Erben (neben dem anderen Teil) seine Eltern und deren Abkömmlinge oder Großeltern werden, so gebühren dem überlebenden Ehegatten, außer seinem Erbteil und der Einrichtung, die Hochzeitsgeschenke als Voraus. Bei eintretendem Vermögensverfall eines oder beider Verlobten oder bereits Verheirateten, ebenso bei etwaiger Konkurseröffnung können Braut- und Hochzeitsgeschenke leicht in Mitleidenschaft gezogen werden und der Anfechtung nach Maßgabe der §§ 31 ff. der Konkursordnung und der §§ 3 ff. des Gesetzes betr. Anfechtung von Rechtshandlungen eines Schuldners außerhalb des Konkursverfahrens unterliegen. —

Im allgemeinen sind Prozesse über Braut- und Hochzeitsgeschenke nicht allzuhäufig Gegenstand richterlicher Entscheidung, einmal weil es sich doch meist um nicht allzu wertvolle Dinge handelt, sodann weil sich viele Leute scheuen, ihre einmal erwiesenen Aufmerksamkeiten bei Auflösung von Verlöbnissen und Ehebündnissen zu widerrufen, ferner weil in einer langjährigen Ehe derartige Geschenke wohl bereits ausnahmslos verbraucht sind, auch die Geber und die Art der

Herkunft der Geschenke, wenn sie nicht besonders eindrucksvoll, schließlich in Vergessenheit zu geraten pflegen.

Jedenfalls ist es empfehlenswert, über Hochzeitsgeschenke, soweit sie von größerer Bedeutung und Wichtigkeit sind, genau Buch zu führen, und damit dauernd zum Ausdruck zu bringen, von wem sie herrühren, ob sie nur einem Teil oder beiden Ehegatten zugedacht waren, und welchen Geldeswert, wenn eine Schätzung möglich, sie zur Zeit der Überreichung besaßen.

Alles dies kann bei späteren Auseinandersetzungen, Erbteilungen und sonstigen im bürgerlichen Verkehrsleben möglichen Vorgängen von Wichtigkeit sein, und dann sind Beweisstücke jeder Art, z. B. aufbewahrte Briefe und Karten der Geschenkgeber, die vielleicht selbst nicht mehr am Leben, doppelt willkommen.

Zum Schluß möchten wir noch darauf hinweisen, daß unter Umständen selbst bei so festlichen Veranlassungen, denen die oft erwähnten Präsente ihre Entstehung verdanken, der prosaische preußische Stempelfiskus ein Wörtchen mitsprechen kann, wenn nämlich ein schriftlicher oder öffentlich beglaubigter Schenkungsvertrag vorliegt und der Wert des Geschenks 150 Mark übersteigt.

Doch näher auf diese für alle Beteiligten, außer für die Staatskasse, wenig angenehme Überraschung hier einzugehen, verbietet der Papiermangel und die Rücksicht auf das schöne Geschlecht.

Oswald Brüll, Wien:
Rudolf Hans Bartsch.*) Studie.

Es ist eine der schwerwiegendsten Fragen, in welchem Sinne von einem Fortschritt der Menschheit von dem Augenblick an, da diese in die Geschichte eingetreten, die Rede sein könne; ob der Fortschritt, das Fortschreiten, sich auf die Gesamtheit beziehe oder auf die Einzelpersönlichkeit oder aber auf beide notwendig zugleich. In zwiefacher, gegensätzlicher Weise hat die Frage im neueren deutschen Geistesleben Beantwortung gefunden.

Die eine Meinung hatte Auge bloß für die Allgemeinheit, die Gattung, und konnte sich füglich ohne Einschränkung zu einem Preislied der neuen Zeit erheben; die ‚Wunder der Technik' zumal besang sie. In der Tat, wer könnte leugnen, daß wir uns heute mit besserem Recht als die alten Griechen etwa die Herren der Schöpfung nennen dürfen? Man besinne sich nur des einen: wir fliegen. Der Alten Mythus zwangen wir, Wirklichkeit zu werden. — Sehen wir die Dinge so

*) Dieser Aufsatz wurde im ersten Kriegswinter niedergeschrieben.

an: ja, dann steht zweifelsohne der Spruch „wie wir's zuletzt so herrlich weitgebracht", in Einklang mit dem, was ist; die Allgemeinheit, die Gattung hat es herrlich weitgebracht.

Dafür ist nun die andere Meinung auch nicht blind. Auch ihr entgehen die Vorteile der Gattung nicht; aber sie sieht sich vor allem das Individuum an, wirft die Frage nach dessen Höherentwicklung auf, und — stimmt keine Hymnen an. Sie konstatiert, daß Vorteil der Gattung und solcher der Einzelpersönlichkeit mit nichten gleichzeitig, noch weniger identisch sind.

Der erste und größte unter den deutschen Geistesheroen, welcher Tatsache und Ursache dieses eminent tragischen Verhältnisses „in Meistersätzen ans Licht gestellt" hat, war Schiller; in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Er meditierte: „Woher wohl dieses nachteilige Verhältnis der Individuen bei allem Vorteil der Gattung? Warum qualifizierte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, diesem der alles trennende Verstand seine Formen erteilten. Die Kultur selbst war es, welche der neueren Menschheit diese Wunde schlug." „Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß und, wenn es not tat, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstücklung unendlich vieler, aber lebloser Teile ein mechanisches Leben im ganzen sich bildet." „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschlichkeit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft." Er wird, würden wir mit der Terminologie des Maschinenzeitalters sagen, zu einem Fachmann. Er steht im Dienste der Menschheit, ohne, im klassischen Sinne, Mensch zu sein.

So liegen die Dinge. Aber es ist der schönste Beruf der Dichter, die Dinge anders zu legen, als sie liegen — wenn auch nur in der Welt des Scheins, über welche sie gebieten. Und so sehen wir, gleich Schillern, die Besten der heutigen Generation von dem Ideal des Vollmenschentums — dem „humanistischen Ideal" — erfüllt, sehen sie Wegen der Selbsterziehung nachsinnen, die dazu zurückführen, und sehen sie ihre Sehnsuchtserlebnisse gestalten.

* * *

Nun kann aber auch — ausnahmsweise — der Fall gegeben sein, daß ein Dichter es garnicht nötig hat, das Vollmenschentum erst mit den Klammern der Sehnsucht, geistiger Anstrengung an sich zu ziehen, aus dem einfachen Grunde: er trägt es in sich selbst, er dichtet es nicht bloß, sondern lebt es vor. Das ist der Fall von Rudolf Hans Bartsch.

Sein Künstlertum ist die Äußerung — wenn man will: das Ventil — eines Überschusses stärkster Vitalität; also gerade das Gegenteil von dem zeittypischen Künstlertum, wie es uns mit programmatischer Schärfe entgegentritt aus den Bekenntnisschriften Schillers, Grillparzers, Hebbels, Hauptmanns und Thomas Manns; der letztere erklärt an einer Stelle die Poesie als sanfte Rache des S c h w a c h e n am Leben. Kein Zweifel, daß auch Hofmannsthal und Schnitzler diese Deklaration unterschreiben könnten; kein Zweifel ferner, daß die Unterschrift aus Ferdinand von Saars Werken abgelesen werden darf.

Nein, das Künstlertum unseres Bartsch ist grundverschieden von jenem dieser Männer, ist nicht die Zu- und Ausflucht eines Menschen, dem ein geil wuchernder Intellekt die natürliche Lebensform zerstört hat und der nun aus den Fragmenten derselben allerhand köstliche, künstliche Dinge zusammensetzt.

* * *

Wem hat der Dichter sein ungebrochenes Menschentum zu danken? Ich antworte: seiner „pflanzenhaften" Naturseligkeit — obschon ich mir bei dieser Erklärung wohl bewußt bin, damit nicht mehr zu bewirken, als daß ich ein letztes Unerklärliches um ein kleines Endchen hinausschiebe; denn nicht unbillig wäre es, mir jetzt die neue Frage entgegenzuhalten: wem hat der Dichter seine Naturseligkeit zu danken? . .

Schier urgewaltig muß die Naturverbundenheit dieses Menschen vom Standpunkt seiner heutigen Artgenossen erscheinen, mit denen es ja in der Überzahl so bestellt ist, daß sie mit der Natur nur an Sonn- und Feiertagen — wenn es nicht regnet — zusammentreffen; zusammentreffen — nicht mehr. Und selbst wenn wir die d i c h t e n d e n Artgenossen ins Auge fassen —: wir haben und hatten sehr viele ausgezeichnete Natur b e t r a c h t e r in unserer Literatur (Adalbert Stifter kennzeichnet den Typus wohl am besten), gewissermaßen enthusiasmierte Botaniker, Mineralogen, Zoologen, aber ihnen allen, in den meisten Fällen auch Goethen, war die Natur doch nur ein verehrungswürdiger Gegenstand, Behälter menschlicher Gleichnisse, Antithese zu ‚Kultur', der Umgang mit ihr eine wichtige künstlerische Anregung, nicht jedoch Lebensnotwendigkeit. Und es hat gewiß nicht wenige Künstler gegeben, die sich im Grunde mit dem berühmten Wort eines berühmten Malers solidarisch erklärten: „Das Land ist für die Kühe." . .

Daß Bartsch's Naturvorstellung nicht im mindesten von abstrakten Schablonen geformt ist, wie dies mehr oder weniger der Fall der übrigen deutschen Autoren, erweist sich schon daraus, daß er niemals d i e Natur im Sinn — eigentlich in den Sinnen — hat wie etwa Novalis und die andern romantischen Naturschwärmer, sondern stets eine ganz bestimmte, sei es diejenige der steirischen Landschaft, in die er hineingeboren ist, sei es die Umgebung Wiens, das ihm zur zweiten Heimat ward, sei es sonst ein Stück Welt, das er mit Augen sah. Die größte Bedeutung behält aber unverändert die grüne Steiermark für ihn. Hier ist

sein Avalun, seine Insel der Seligen. Nicht wahr, ihr begreift alle, was damit gemeint ist? Jeder Mensch findet wohl in seinem Leben ein Fleckchen Erde, wo jeder Tag ein Feiertag zu sein scheint, im Zeitlosen schwebend . . .

Ein Naturgefühl von der Stärke, wie es Rudolf Hans Bartsch eignet, schließt die Fähigkeit zu jeder andern Gefühlshingabe in sich, der kein noch so mordlustiger Intellekt etwas anhaben kann. Und — Gefühl ist alles! Nur der Fühlende kann sagen: Homo sum! Und wer das sagen kann, der braucht kein humanistisches Ideal außerhalb seines Wesens suchen, er erfüllt es in sich selbst.

* * *

Naturselig — so haben wir des Dichters Verhältnis zur sichtbaren Welt charakterisiert; sein Verhältnis zur geistigen Welt ist ebenfalls mit lapidarer Kürze auszusprechen: er ist Schöngeist.

Schöngeist . . . den Begriff präzise klar zu stellen, würde schwer halten; man würde letzten Endes daran ebenso scheitern, wie an der Definition des Begriffes ‚romantisch‘ (von welchem wir ebenso im folgenden werden Gebrauch machen müssen). Nichtsdestoweniger hat der Gebildete von beiden Worten ein ziemlich bestimmtes Bild — und darauf kommt es ja vor allem an. Ich möchte hier das Wesen des Schöngeists aus ein paar Sätzen Georg Hermanns (im Vorwort zu „Henriette Jacoby") destillieren: „Nehmen wir die Dinge nicht so ernst. Nehmen wir Gewesenes und Seiendes für das, was es ist: für ein Spiel; traurig oder schön . . . immer nur für ein Spiel, dessen Sinn wir nicht kennen." Aber wir müssen der wundersamen Gefühlsspannung, die in diesen Sätzen schwingt, einiges von ihrer Passivität, ihrer Melancholie nehmen und durch kraftvolle Lebensfreude, die jedoch immerhin den Charakter der Spielfreude behält, ersetzen, um den Stimmungsuntergrund von Rudolf Hans Bartschs Menschen- und Künstlertum in richtiger Farbe vor unserem innern Auge erscheinen zu lassen.

Ich weiß sehr wohl, daß es heute eine verteufelt schlechte Empfehlung ist, einem Künstler — oder irgendwem sonst — nachzusagen, er bekenne sich zu einer schöngeistigen Weltauffassung. Bedenket indessen, daß es Schiller war, der gesagt hat: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt." Schiller hat drei Stufen des individuellen Menschentums angenommen: der sinnliche (nicht reflektierende) Mensch steht auf der ersten, der ästhetisch gestimmte auf der zweiten, der vernünftige, nurgeistige auf der dritten — und in wundervoll klarer Entwicklung hat Schiller dargetan, daß nur der auf der mittleren Stufe stehende „ganz Mensch" sei.

Und die vom Gefühl diktierte Philosophie Bartschs ist durchaus gleicher Meinung. Er hat sowohl ein „ästhetisch gestimmtes" Geschöpf wie ein Exemplar der reinen Vernunft in die Welt seiner Dichtung gesetzt — und wer abwägt, wieviel künstlerische Teilnahme er seinem Kapellmeister Himmelmayer gönnt, dem allzeit der Himmel voller Geigen und die Erde voller Mädchen hängt, und wieviel

dem störrischen Gedankenwälzer Cyrus Wigram — wer das abwägt, ist keinen Augenblick im Zweifel, auf wessen Seite die innerste Sympathie des Dichters ist.

Schöngeisterei ist natürlich an und für sich an keine Zeit gebunden; trotzdem hat sie zwei engere Heimatsbezirke in der Menschheitsgeschichte, Rokoko und Biedermeier. In beiden hat sich unser Dichter angesiedelt und mit Inbrunst ihre Atmosphäre ausgekostet. „Das sterbende Rokoko" und „Schwammerl" legen Zeugnis davon ab.

Schöngeisterei ist freilich in der Welt der Wirklichkeiten mehr ein Luxus- als ein Gebrauchsgegenstand, im Parfüm der Salons eher anzutreffen, als im Arbeitsdampf der Bauern- und Proletarierhausung oder selbst des kleinbürgerlichen Heims. Da ist es nun belustigend und beinahe rührend, wie der Dichter in seiner Stoffwahl unablässig zwischen „kleiner" und „großer" Welt pendelt — die eine steht ihm um seines starken Heimats- und Naturgefühls näher, aber die andere ist es erst, wo seine dort gesammelten Kräfte zum lebensfrohen Spiel freiwerden. Kein Wunder, daß er, bei diesem balancierenden Verhältnis, in der einen Welt Sehnsucht nach der andern bekommt und in der andern nach der einen . . .

Bartschs schöngeistige Veranlagung erhellt vielleicht am besten, wenn wir von seiner Art und Weise, erotische Angelegenheiten zu formen — und wo sieht er davon ab?! — einige Worte sagen. Da das Kriterium des Schöngeists ‚Spiel', das heißt Freiheit im Handeln ist, perhorresziert er die Unfreiheit grobsinnlicher Liebesverstrickung. Bartsch bevorzugt die Darstellung einer gewissen angenehmen Epidermiszärtlichkeit, die Ausmalung sozusagen vorbereitender Situationen . . ., aber er sieht es ungern, wenn es in puncto puncti zu jenem Letzten kommt, dem die unprüde Sprache des kanonischen Kirchenrechts den Namen copula carnalis gegeben hat. Ist es jedoch Ratschluß des Dichters, es bis zu jenem Letzten kommen zu lassen, so tritt er ab. Beileibe nicht aus muckerischen Rücksichten; aus Teilnahmslosigkeit. J e d e Erfüllung ist banal — sie erhöht unser Lebensgefühl nicht, sondern läßt es in sich zusammensinken.

* * *

Und ohne Grenzen ist das Dürsten dieses Dichters nach Lebensgefühl, nach „lebendigen Stunden", nach dem Augenblicke, zu dem man sagen kann: verweile doch, du bist so schön . . . Rudolf Hans Bartsch, meinten wir, sei im Grunde robusten Wesens, ein Starker. Ein Glücklicher! werden die Schwachen hinzufügen. Wer weiß . . . Auch ein Starker ist ja letzten Endes eben nur ein Mensch; bloß daß er Lust u n d Schmerz mit größerer Intensität erlebt; er vermag beglückter, aber auch unglücklicher zu sein als weniger vollblütige Temperamente, beides oft in demselben Moment: dann nämlich, wenn er sich seines Gefühlszustandes als eines „bittersüßen" bewußt wird. Vielleicht bedeutet solch bittersüßes Gefühl, das das Menschlein zwischen elementaren Gegensätzen (welcher Art immer) hin und her reißt, gerade den menschenmöglichsten Extrakt der Lebendigkeit — darum will

unser Dichter immer von neuem sich dazu anstacheln, sich und seinen Leser; nicht bloß in den „Bittersüßen Liebesgeschichten", nein, allerorts in seinem Schaffen. Es ist dieselbe zuckende Lebensgier, die sich in dem ‚Weiter, weiter' der Elisabeth Kött ausdrückt, und welche Schubert-Schwammerls Not war, der seiner Musik an einer Stelle die Verse unterlegte: „Dort, wo du nicht bist, ist das Glück . . ." So ist es Wahrheit (obschon es sich prätentiös anhören mag): das Verbindende von allen Hervorbringungen Bartschs ist ein der Kernidee von Goethes „Faust" nahe verwandter Gedanke.

* * *

Die Kennzeichnung unseres Dichters als eines Schöngeists haben wir durch Schillers erlauchte Philosophie gerechtfertigt, ohne sie zu erklären. Nunmehr erklären wir sie, ohne sie rechtfertigen zu wollen, indem wir eindringlicher auf des Dichters Herkunft verweisen — auf sein Österreichertum. Ich riskiere die These, daß noch jeder österreichische Ritter vom Geist ein Ritter vom schönen Geist gewesen ist; das ist lediglich eine erfahrungsgemäße Feststellung, die weder ein pauschales Lob noch einen pauschalen Tadel beinhalten soll. Man denke da vor allem an jene österreichischen Geistesheroen, die nicht in Worten, sondern in Tönen dichteten: man denke zuvorderst an Mozart — wo in aller Welt gibt es eine zutreffendere Verkörperung des ‚Schöngeists'? Rudolf Hans Bartsch, das ist ein Mozart der literarischen Kunst.

Zum Wesen des Österreichertums gehörte bis in die neueste Zeit eine vollkommene Gleichgültigkeit gegenüber politischen Problemen und jene Spezies des Österreichertums, die bloß Wienertum ist, hat sich darin auch in der neuesten Zeit nicht geändert. Es sind allein die provinzialen Talente, die in diesem Sinne Tätigkeit offenbaren, und Bartsch ist heute, nächst Rosegger und Adam Müller-Gutenbrunn, der regsamsten einer. Hat er doch einen ganzen Roman geschrieben, der sich in den Dienst politischer Agitation stellt, — „Das deutsche Leid" — und auch in andern Werken, schon in „Der letzte Student", dann in „Zwölf aus der Steiermark", „Die Haindlkinder", „Die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern" fehlt es nicht an zweckhaften Erörterungen inner- und außenösterreichischer Fragen. Und da ist es für ihn, der so sehr im Heimatboden wurzelt, außerordentlich charakteristisch, daß er sich kaum imstande zeigt, das gesamtösterreichische Problem zu übersehen. Er sieht recht eigentlich bloß die bedrohte Steiermark, sieht von der slawischen Frage nur die südslawische: das ist sein deutsches Leid. So nimmt die Nachricht nicht Wunder, daß sein neuestes Opus in unmittelbarster Anknüpfung an die Aktualität die Erlebnisse eines österreichischen Fliegeroffiziers auf dem serbischen Kriegsschauplatz zur Fabel hat.

Gewiß nicht unter politische Erwägungen fällt des Dichters streitbare Vorliebe für das Judentum (die bekanntlich im Vorjahr Anlaß zu einem unwürdigen Kessel-

treiben gegen ihn war). Es ist ja nur ein Segment des Judentums, das er meint — das aus dem Dunkel des eigenen Stammes in die Helle germanischer Weltfroheit strebende Judentum.

* * *

Überschuß an Lebenskraft, führte ich aus, sei die Triebfeder des Künstlertums von Rudolf Hans Bartsch. Ein Zuviel an Vitalität drängt zum künstlerischen Schaffen wie ein Zuwenig. Und jedes bringt seine besonderen Gefahren mit sich, das Zuviel wie das Zuwenig. Hier brauchen wir bloß den ersteren Fall ins Auge zu fassen — den Fall Bartschs, der den Überfluß seiner Lebensfülle in Formen der Phantasie auffängt.

Das Leidige nämlich ist, daß auch diese Formen überlaufen und die Konturen verschüttet werden, die sie in der ersten Konzeption doch wohl besessen haben müssen. Mit anderen Worten: Bartsch ist ein Mensch, aber betrübender Weise kein Menschenbildner (umgekehrt viele Moderne: sie selbst sind von allseitigem Menschentum weit entfernt, aber sie wissen, was dazu gehört, und wissen's zu gestalten). Seine Geschöpfe erscheinen uns unscharf, nebelhaft. Man behält oft nicht viel mehr als ihren gutklingenden Namen im Gedächtnis.

Sehen wir ab von den Zwölfen aus der Steiermark und auch von den drei Haindlkindern — hier hat sich der Dichter eine zu figurenreiche Aufgabe gestellt. Aber nehmen wir von Elisabeth Kött oder Schwammerl, von Frau Utta und dem Jäger, von Georg Botzenhardt und seinem Liebeskranz, von Hannerls und ihrer Liebhaber bittersüßer Geschichte mehr mit als einen gewissen Stimmungshauch — denselben Stimmungshauch?

Immerhin, auch das ist etwas. Ist darum etwas, weil wir, in unserm Innersten angeweht von diesem Hauch, nun doch eine Gestalt in leibhaftiger Erscheinung vor uns sehen. Aus jedem von des Dichters Büchern grüßt sie uns und findet unsern freudigen Gegengruß. Um dieser einen Gestalt willen, deren Bekanntschaft Rudolf Hans Bartsch durch das Medium der Dichtung Hunderttausenden vergönnt hat, während ohne sein künstlerisches Mitteilungsbedürfnis vielleicht nur hundert sie kennten und die andern sie entbehren müßten; um dieser einen Gestalt willen wird Rudolf Hans Bartsch seinen Platz in der deutschen Literatur behaupten. Ich glaube nicht, daß er, der ja des Lebens Mittagspunkt kaum erreicht hat, auch künftighin wird etwas Besseres zu geben haben als sich.

* * *

Das alles ist so wenig ein Novum in der Literaturgeschichte, daß sie hiefür sogar einen technischen Ausdruck bereit hat. Sie nennt romantisch ungefähr denjenigen Dichter, dessen Ich allenthalben ohne Spaltung oder Objektivierung, das heißt: unverhüllt in seinem Werk ist; denjenigen Dichter, der die größte Verwandtschaft zum Musiker und die geringste zum Plastiker hat. Romantik ist freies

Schweben der Persönlichkeit über den Dingen, Willkürherrschaft des Ichs. Wie erwähnt — das sind sehr beiläufige Definitionen, aber ein realer Vorstellungsinhalt steckt gleichwohl hinter ihnen, obschon schwer zu erfassen.

‚Romantisch' wirkt schon das typographische Bild eines Bartsch'schen Opus — unruhig, zappelig, beinahe jeder Absatz einen Schweif von lärmenden Gedankenstrichen nach sich ziehend.

‚Romantisch' erweist sich der Stil bei näherer Betrachtung — knapp dort, wo die Handlung vorwärts gebracht wird, weitschweifig in der Ausmalung des Zuständlichen, Stimmungshaften. Oft ist die Sprache wirklich blühend und naturfrisch, öfter aber monströs, mit bösartigen Neubildungen überwuchert.

‚Romantisch' ist die epische Komposition — womit wir eigentlich sagen wollen, daß überhaupt keine vorhanden sei, vielmehr die jeweilige Inspiration das Diktat hat. Gott verzeihe mir, ich habe wahrhaftig den Argwohn, daß Bartsch, wenn er an einem Roman zu schreiben anfängt, noch nicht über Tod oder Leben des Helden entschieden hat. Er tat sehr gut daran, sich ein und das andere Mal in die Zucht konzentrierender Novellenform zu begeben. Unzweifelhaft sind die Novellensammlungen „Das sterbende Rokoko" und „Bittersüße Liebesgeschichten" seine künstlerisch reifsten Produkte (menschlich spricht mich am stärksten an „Die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern"). Die Romane in der völligen Unverhältnismäßigkeit, mit welcher Unwichtiges so lange gestreckt wird wie Wichtiges, die ohne Anstieg und Abstieg, sondern uns in einemfort über Höhepunkte jagen, wären wohl dazu beschaffen, dem Dichter der „Madame Bovary" die Grabesruhe zu rauben . . .

Was würde Gustave Flaubert zu der Darstellungsweise unseres Dichters sagen, die unabläßig den Blickpunkt wechselt, mitten in naturalistische Wiedergaben Phantastisches hineinträgt; schon glaubt der Leser sichern Boden unter seinen Füßen, und auf einmal gerät er ins Wanken. Man muß nur als Österreicher die Annexionstage miterlebt haben (1908/09, das Vorspiel zum gegenwärtigen Weltgeschehen), man muß den Wiener Volksgarten und die Wiener Josefstadt kennen, und hernach die Hannerl-Geschichte lesen . . . und man wird den Kopf schütteln über diese kindliche Vermischung von Realität und Gehirnnebel . . . Seltsam! Dieser österreichische Offizier a. D. Rudolf Hans Bartsch steht zweifelsohne mit herzhafter Sicherheit im Leben drin . . . und wie unklar reproduziert er es — und einem schattenhaft wesenlosen, traumwandelnden Menschen wie dem Einsamen von Croisset war es gegeben, die unerhört plastische Welt, die „Salammbô" heißt, zu gestalten . . . Seltsam!

* * *

Man muß die Dinge nehmen, wie sie sind. Infolge seines Temperaments hat Rudolf Hans Bartsch eben nur die künstlerischen Mittel der romantischen Schaffensweise zu Gebot. Er ist ein vollkommenes Exemplar der romantischen Gruppe

unter den Dichtern und als solches sicher mehr wert als ein minderes von der entgegengesetzten Art, der unpersönlichen, objektivierenden nämlich. Aber den Vergleich mit einem vollkommenen Repräsentanten dieses letzteren Typus hält er nicht aus; dies ist meine innerste Überzeugung. Schließlich, wer heißt uns so fürwitzig sein und — vergleichen?! . .

Und immerhin, wir sagten es, in seiner Gattung ist Rudolf Hans Bartsch ein erster, und das dank seiner reiz- und kraftvollen menschlichen Persönlichkeit. Als romantischer Dichter hat er uns nur sein Ich zu geben, aber sein Ich entschädigt eben für jene artistischen Mängel, die hier freimütig aufgedeckt wurden.

So beruht sein Glück als Schriftsteller darin, daß er geradeswegs dem Rat entgegen handelt, den weiland Paul Heyse den Erzählern gab:

Was mußt du stets dein Ich dazwischenschieben
Und deines Helden Mentor sein?
Die Leserin will sich in ihn verlieben;
So laß sie doch mit ihm allein!

Denn die Leserin will sich in ihn verlieben — den Dichter nämlich. Und wahrscheinlich hat sie das bereits getan; und der Leser desgleichen. Man frage nur beim Verleger des Dichters an; er wird die Antwort höchst wohlgemut erteilen.

Else Nonne:

Nach dem Fest.

Wußt' ich doch, wie ich es finden würde,
Als ich nach dem Feste noch zurückging
In den Saal. Und dennoch überkam mich
Todesbang ein namenloser Schauder.

Denn der Saal, drin eine helle Weile
Hundert Geigen herzbewegend spielten,
Stumm und leer lag er, wie tot. Gehäuse
Für Gespenster bei erloschnen Lampen.

Fröstelten überlief mich, und doch freute
Ich mich leis', daß ich noch frösteln konnte,

Daß ich in der großen fremden Stille
Noch Musik vernahm, wenn auch verstummte.

Du mein Herz im Leibe, frischlebendig!
— Hundert Geigen musizieren drinnen —
Du, auch du wirst jäh dich wandeln müssen,
Leer und stumm sein bei erloschnen Lampen.

Der Schüler.

Wind, Regen, Sonne spür' ich
Und weiß, wie Armut tut.
Komm, heiliger Franziskus,
Ström' in mich Kraft und Mut!

Einst drängten sich die Bettler
Um deine Schwelle dreist:
„Gib! gib!" Du aber wußtest,
Was wahres Leben heißt.

Gabst hin, was sie begehrten,
Leuchtenden Angesichts.
Da sich die Truhen leerten,
Sagtest du: „Es ist nichts!"

Auf harter Erde tranfst du
Dir Himmelslust und Kraft
Mit Sonne, Wind und Regen
In freier Bruderschaft.

Wind, Regen, Sonne leid' ich,
Mensch bin ich und nicht Stein.
Ich leb' und — will mein Leben,
Und soll's auch Leiden sein!

O heiliger Franziskus,
Mein Heiliger bist du!
Und drängen sich die Bettler,
Ich dränge mich hinzu!

Nicht bitt' ich um ein Kleid dich,
Das rasch der Wind zerreißt,
Gib, heiliger Franziskus,
Geist mir von deinem Geist!

Schon fühl' ich, wie mich Freude
Und Liebe warm durchrinnt.
Bist du es, guter Meister,
Ist's Regen? Sonne? Wind?

Ernst Altkirch: Evremond und Spinoza.

Max Liebermann zugeeignet.

I.

Der Herr von Saint Evremond, der erst vor wenigen Stunden zu Schiff aus England in Amsterdam angekommen war, verließ den Kramladen eines portugiesischen Juden auf der Breiten Gasse, mit einem kostbaren Stock in der Hand. Der Trödler war ihm von Londoner Freunden empfohlen worden, und wirklich hatte Evremond bei edelgearbeiteten Degen einen ihm sehr teuren Gegenstand gefunden, das spanische Rohr mit in Gold gefaßtem Knauf aus Smaragd, das sein unglücklicher Freund Nicolas Foucquet täglich benutzt hatte, als er noch Finanzminister von Frankreich war.

Zu seiner Verwunderung sah Evremond die Gasse, die soeben noch von schreienden und sich drängenden Männern und Weibern erfüllt war, auf einmal leer. Er richtete einen fragenden Blick auf den Händler, der ihn zur Tür begleitet hatte. Dieser verneigte sich mit feierlicher Ruhe und sprach: „Der heilige Sabbat ist angebrochen."

Da es Mitte April war, senkte sich rasch der Abend. Aus den Häusern drang der Lichtschein der Sabbatkerzen.

Um den Fremdenhof, in dem er abgestiegen, schneller zu erreichen, durchschritt Evremond eine enge Quergasse. Darin begegnete ihm ein dürftig gekleideter Greis, schwer und mächtig, fast simsonisch von Gestalt. Sein silberweißes Haar, das sich wirr unter der Mütze hervordrängte, umrahmte ein breites, durchfurchtes Gesicht mit derber Nase, das wahrhaft häßlich gewesen wäre, wenn es nicht der tiefe Blick traumerfüllter Augen verschönt und beseelt hätte.

Der Greis richtete den Blick staunend wie ein Kind auf den stattlich und vornehm gekleideten Evremond, und als er dessen mit Diamanten besetzte Hutspange und den Stock in seiner Hand wahrnahm, schaute er wie gebannt auf die Kleinode, nicht als ob Habgier ihn erfaßt, sondern als ob der Glanz der Edelsteine und das Leuchten des Goldes Sinne und Seele gefangen genommen hätte.

Evremond fühlte sich bei dem Anblick des Greises seltsam ergriffen, und da durch die Stille der Gasse, als ob es aus dem Mund der Erde käme, ein Schluchzen an sein Ohr drang, erschauerte ihm das Herz.

In das Schluchzen mischte sich Gesang aus einem der schmalen, ärmlichen Giebelhäuser. Zuerst klang es für Evremond wie eine tief traurige, fremde Weise, danach flossen innige, heiterklare Töne und Worte zu ihm hin, und wie die Stimme immer mehr anschwoll, vernahm er das jubelnde Lied: „Preis und Ehre der Prin-

zessin Sabbat, die schöner noch als die Königin von Saba ist. Sie ist die Ruhe, lobpreist ihr zu Ehren, freut euch auf den Ruhetag!"

Auch der Greis verweilte und lauschte. Es war, als ergösse sich mit den feierlichen Tönen die Süße des Lebens über sein leidenvolles Angesicht; er stand wie in lauter Licht. Doch kaum war der Gesang verstummt, da kehrte er sich weg, die weißen Haarsträhnen schüttelnd, stampfte schwerfällig weiter und hatte sich nur ein paar Schritte geschleppt, als sein unbändiges Gelächter die Sabbatstille durchschnitt.

Bitter und grimmig war dies Gelächter, wovon der ganze Körper des Greises erbebte. Sein rechter Arm streckte sich dabei in die Höhe, und die nervige Hand ballte sich zur Faust, als verwünsche er jemanden.

Die Fenster der Häuser öffneten sich, verwunderte und erschrockene Menschen blickten auf die Gasse. Als sie den Greis gewahrten, drangen unwillige und zornige Worte aus ihrem Munde. Sodann fielen die Fenster polternd wieder zu. Nur eines blieb geöffnet; ein junges, blasses Weib, die schweren Zöpfe über der Brust geflochten, lehnte sich hinaus und warf dem Alten einen Strauß weißer Tulpen zu. Aber er hob ihn nicht auf, er schritt darüber hinweg.

Evremond wandte sich zum Gehen. Da trat ein Rabbi im feiertäglichen, pelzverbrämten Gewand aus seinem Hause, drohte dem Alten und schrie: „Schweig, Sabbatschänder!" Und zu dem Edelmanne sich wendend, rief er: „Verflucht ist dieser da, seit ihn sein Vater gezeugt hat."

Das junge Weib am Fenster aber neigte sich zu Evremond nieder, und ihre langen Zöpfe berührten fast seine Stirn. „O glaubt ihm nicht!" flüsterte sie. „Es ist Rembrandt, der Messiasmaler!"

Evremond überraschten diese Worte derart, daß er den Tulpenstrauß, nach dem er sich gebückt hatte, wieder fallen ließ. Dann trieb ihn eine Empfindung, sein Antlitz vor dem Weibe zu verbergen, und so eilte er ohne Gruß hinweg.

In der Kälberstraße kam ihm ein Haufe lärmender und erregter Menschen entgegen. Ausrufer, Abenteurer und Bettler erhoben ein wüstes Geschrei und belästigten die Vorübergehenden. Offiziere und Soldaten, die mit Trommeln und Pfeifen auf Wache zogen, wurden von schaulustigen Bürgern mit Hutschwenken begrüßt. Lachende und kreischende Weiber mit offener Brust drängten sich zu den Soldaten.

II.

Evremond verbrachte eine unruhige Nacht. Während er sich auf seinem Lager umherwarf, wurde er unablässig von Zweifeln gepeinigt. Hatte er wirklich recht getan, England zu verlassen, wo ihn die Güte gleichgestimmter Männer und Frauen hatte vergessen machen, daß er sich in der Verbannung befand?

Aus einer alten normännischen Adels- und Soldatenfamilie stammend, war Evremond ein tüchtiger, ja glänzender Offizier gewesen. Bei seinen großen Fähigkeiten hatte man ihm prophezeit, er würde mit fünfzig Jahren Marschall von Frankreich sein. Aber es geschah, daß nach Foucquets Sturz ein freimütiger Brief von Evremonds Hand des Königs Zorn erregte und ihn in Ungnade fallen ließ. Schwerer noch als das Leid um den eingekerkerten Freund ertrug er die Verweisung aus Frankreich; im übrigen hatte er sich mit seinem Schicksal abgefunden. Er überschätzte das Soldatenhandwerk nicht und nannte das Kriegführen eine finstere und schädliche Kunst, trotzdem er achtundzwanzig Jahre lang seinem Könige treu gedient und den großen Feldherren seiner Zeit, besonders dem Prinzen von Condé als Adjutant, nahegestanden hatte.

Was Evremond tief im Blute saß, war der Schöngeist. Im Elternhause nannte man ihn nicht anders als mit dem Kosenamen Esprit. Bereits als junger Offizier hatte er schriftstellerische Versuche gemacht. Gelehrte und Dichter bildeten seinen Umgang, und von liebreizenden und geistvollen Frauen gehörte Ninon de Lenclos zu seinen treuesten Freundinnen. Obwohl er nun schon ein Mann von über fünfzig Jahren war, besaß er noch das Herz eines Jünglings. Seine männliche Anmut, sein reicher, freier Geist und seine fröhliche Genußbegierde hatten ihn jung erhalten.

Als er 1661 aus Frankreich flüchtete, um seiner Verhaftung zu entgehen, hatte er auf holländischem Boden die erste Zuflucht gefunden. Dann war ihm das Inselreich zu einer zweiten Heimat geworden, und er würde trotz des rauhen englischen Klimas, das seiner Gesundheit wenig zuträglich war, London nicht verlassen haben, wenn nicht die Pest, der ekle Tod Englands, der die halbe Themsestadt verödet hatte, auch sein Leben bedroht hätte. Dazu kam der zwischen England und Holland ausgebrochene Krieg, für ihn ein um so schmerzlicheres Ereignis, als er die Ursache seiner Entstehung in dem maßlosen Ehrgeiz und Neid des ihm wohlgesinnten Herzogs von York erkennen mußte.

An der Spitze einer starken Partei und getragen von einer großen Volksbewegung hatte York, der des Königs Bruder war, den neuen Krieg mit der niederländischen Republik herbeigeführt, ihre Seemacht, ihren Welthandel und ihre reichen Kolonien zu schmälern, ihren Anspruch auf die Freiheit der Meere mit allen Mitteln zu bekämpfen. Als Englands Kriegserklärung im März 1665 erfolgte, wurde der Herzog von York zum Oberbefehlshaber der Flotte ernannt. Ohne sich von ihm zu verabschieden, hatte Evremond England den Rücken gekehrt und sich auf den Weg nach Holland begeben, da er für dieses freie Land von seinem früheren Aufenthalt her besondere Zuneigung hegte.

All das ging ihm in dunkler Nacht durch den Kopf, und nachdem er endlich gegen Morgen ein paar Stunden in leisen Schlaf gefallen war, träumte er, daß ihm Rembrandt grimmig lachend zurief: „Fluchen sie, so segne du!"

Als sich Evremond erhob, hatte er die Worte noch im Ohr, und erst als die gewöhnlichen Verrichtungen des Lebens wieder ihre Ansprüche stellten, verblaßte der Traum. Sobald er sich völlig angekleidet hatte, rief er seinen alten Diener. Ein kleines, steifes Männchen, das eine ausnehmend ernste und würdige Miene zur Schau trug, trippelte in das Schlafgemach.

Mit dem Diener drängte sich Evremonds Pudel, ein schönes, hochbeiniges Tier, zur Tür herein. Während der Diener unbeweglich und ergeben in der Nähe der Schwelle stehen blieb, stürzte sich der Pudel mit Freudengebell auf seinen Herrn, fuhr ihm mit der langen Schnauze zwischen die Beine, sprang an ihm hoch und tanzte solange auf den Hinterfüßen, bis ihm Evremond unter liebkosenden Worten einen Leckerbissen reichte. Darauf wandte er sich zu dem Alten: „Ich habe mich entschlossen, nur noch heute in Amsterdam zu bleiben. Bestelle für morgen früh 7 Uhr einen Reisewagen nach dem Haag."

Evremond beeilte sich mit der Einnahme des Morgenimbisses, um sich danach eines Besuches zu entledigen, den ihm einige Londoner Freunde angeraten hatten. Er dingte einen Buben und ließ sich nach dem Dirk van Assensteg führen. In dieser alten, freundlichen Gasse, worin sich kleine Geschäftshäuser dicht zusammendrängten, befand sich das Haus des freisinnigsten Verlegers von Amsterdam, Jan Rieuwertsz. Am überhängenden Giebel war ein Stein eingemauert, der inmitten eines Distelkranzes die goldene Inschrift „'t Martellaersboek" trug. Aber das Haus zum Märtyrerbuch hätte man auch ohne diesen Stein nicht übersehen können. Mit Büchern vollgestopfte Schaukästen und eine Holztafel neben der Tür, worauf Anzeigen und fliegende Blätter befestigt waren, wiesen den Bücherfreund zurecht.

Über ein paar Stufen trat Evremond in den Laden. Durch die niedrige Tür und zwei schmale Fenster drang nur spärliches Licht herein. Aus dem Halbdunkel leuchteten die weißen Pergamentrücken der Bücher und die an Gestelle gehefteten Kupferstiche.

Da niemand kam, ihn zu bedienen, war Evremond gerade im Begriff, mit seinem Stock an die Hintertür zu pochen, als sie von einem kleinen, beleibten Herrn mit rotem Weingesicht und großer Hornbrille weit aufgestoßen wurde. Er lachte dem Edelmann laut und fröhlich ins Gesicht. Dieser trat unwillig zurück.

Der Ausgelassene setzte sofort eine ernste Miene auf und entschuldigte sich mit dem Anstand des gebildeten Mannes, worauf er sich als Doktor Ludwig Meijer vorstellte und den Buchhändler herbeirief. Rieuwertsz, ein Mann den Fünfzigern nahe, mit klugem, offenem Gesicht und eigensinniger, breiter Stirn, reichte Evremond auf seine biedere Art die Hand, nachdem er gehört, wen er vor sich hatte. Er nötigte den Gast, in das Hinterstübchen einzutreten und an einem großen Tische, der mit eingeschnittenen Namen, Leib- und Kernsprüchen und boshaften Versen auf Amsterdamer Theologen bedeckt war, Platz zu nehmen.

Sodann erkundigte er sich nach seinen Wünschen. Den Tisch, den man den Tisch der Spötter benannt, kannte Evremond bereits aus den Erzählungen seiner Freunde.

Eilfertig trug Rieuwertsz alle Bücher und Schriften herbei, die Evremond zu sehen begehrte, wies ihn auf Neuerschienenes hin und entnahm einem verschlossenen Wandschrank mancherlei, woran Ketzergeruch haftete.

Der Doktor Meijer stand indessen mit hochgezogenen Augenbrauen in der Nähe des Tisches, entlockte seiner Pfeife dicke Wolken und schlürfte Kaffee aus einer zierlichen Schale. Hin und wieder machte er eine klug die Sache treffende Bemerkung, wenn Evremond ein neues Buch zur Hand nahm und darin blätterte.

Trotz der frühen Morgenstunde waren sie nicht die einzigen in dem behaglich eingerichteten Bücherstübchen. In der Fensternische lehnte ein hagerer Mann, den hohen Filzhut tief ins blatternnarbige Gesicht gedrückt, als ob er Spatzen darunter hätte, und las mit starren Augen und erregten Mienen. Das Lesen schien ihm einige Mühe zu verursachen, seine Lippen bewegten sich leise, und häufig blickte er über das Buch hinweg, als ob er seinem Geiste Zeit lassen wollte, das Gelesene zu verdauen. Er glich mehr einem kleinstädtischen Krämer von geringen Manieren als einem Gelehrten. Um so wohlerzogener benahm sich der fein gekleidete, zart aussehende junge Mann, der Evremond beim Eintritt aufgefallen war. Er hatte sich an einem kleinen Pulte niedergelassen, wo er mit leicht geöffnetem Mund ein Manuskript las. Zuweilen streckte sich seine gepflegte Hand zögernd aus, um eine kurze Bemerkung mit einem Silberstift an den Rand zu schreiben. Wenn er aufschaute, ließ er unauffällig seine träumerischen Augen auf dem adligen Gast ruhen.

Evremond, der diese Blicke auf sich gerichtet fühlte, wandte sich dem jungen Manne zu und sah ihm freundlich ins Gesicht. Dabei gewahrte er über dessen Kopf an der Wand ein frisch gemaltes Männerbildnis. Das Selbstsichere, die Vornehmheit, die aus Zügen und Haltung des Dargestellten sprachen, zogen ihn an. Die leuchtenden Augen, der leidenschaftliche Mund mit seiner vorgeschobenen Unterlippe und das starke Kinn ließen ihn nicht darüber in Zweifel, daß hier ein Mensch von Bedeutung abgebildet war.

Evremond erhob sich, um das Bild aus der Nähe zu betrachten, und richtete dann an den jungen Gelehrten ohne Umstände die Frage: „Wer ist dieser Edelmann?"

Der Angesprochene kehrte sein Antlitz dem Gemälde zu, schien einen Augenblick in Verwirrung zu geraten, dann kam über seine Lippen: „Es ist ein Jude, Mynheer . . ."

Evremond riß die Augen auf, als ob er in höchstes Erstaunen geriete: „Ein Jude?"

Der junge Mann preßte die Hände gegen seine Brust, worauf er antwortete: „Es ist unser Herr und Meister Benedictus de Spinoza."

Jetzt mischte sich Rieuwertsz ins Gespräch: „Ich hole Euch sein Buch über Renati des Cartes' Prinzipien der Philosophie . . . Hier; ein festbegründetes, ein vortreffliches Buch!"

Der Hagere in der Fensternische klappte plötzlich seinen Folianten zu, trat ungelenk ein paar Schritte vor und nahm seinen hohen Filzhut ab, worauf er sich vor dem Bilde verneigte und sprach: „Vor diesem da geziemt es sich den Hut abzunehmen. Der große Descartes hat keinen größeren Schüler!"

Evremond blickte ihn mit einem etwas spöttischen Lächeln an, dann drückte er dem jungen Menschen, dessen Augen in einem tiefen Ausdruck glänzten, die Rechte und sagte: „Ihr habt einen großen Freund! Oder niemals gab es einen besseren und liebenswerteren Freund, als Ihr seid. Ich bitte um Euren Namen, ich will mir ihn mit dem Eures Meisters merken."

„Ich heiße Simon de Vries. Ihr beschämt mich." Und er griff nach der Hand Meijers, der den ein wenig überlegenen Zuhörer gespielt hatte, hinzufügend: „Dieser ist unsres Spinoza bester Freund. Keiner von uns hätte so, wie er es in der Vorrede zu seinem Buche getan, von ihm zeugen können."

Meijer blies die Backen auf, seine kleinen Augen blitzten hinter der Brille, und er schalt im kräftigen Weinbaß: „Lieber de Vries, seit wann lobt man hier den Schreiber ins Angesicht! Herr von Saint Evremond wird uns für eingebildete Narren halten! Erlauben Eure Gnaden, daß mein guter Rieuwertsz Euch das Buch Spinozas mit zuschickt; die Lektüre wird Euch nicht gereuen. Wenn Ihr alsdann nach dem Haag kommt und Lust verspürt, den Verfasser kennen zu lernen, bringt Euch ein Spazierritt von kaum einer halben Stunde nach Voorburg, wo er wohnt. Doch Ihr müßt kräftig an seine Tür pochen, denn Senecas Scherzwort: Vatia hic situs est! gilt auch von ihm."

Als Evremond den Buchladen verließ, hatte er für jeden ein freundliches Wort des Dankes, und von Simon de Vries verabschiedete er sich mit Herzlichkeit.

III.

Vom Haag war Evremond wie jeder Fremde entzückt. Nicht weniger sagte ihm das Leben in Holland zu. Einem seiner Freunde schrieb er gleich in den ersten Tagen: „Wenn wir auf absteigendem Wege sind, dann heißt uns die Natur, uns auf uns selber besinnen; von den Stürmen des Ehrgeizes gelangen wir zur Sehnsucht nach Ruhe und finden es angenehm, in einem Lande zu leben, wo die Gesetze uns vor der eigenwilligen Macht der Menschen sicher schützen, und wo wir nur vor uns selbst sicher zu sein brauchen, um vor allem sicher zu sein."

Am Wege nach Scheveningen hatte er ein kleines Landhaus gemietet. Vor

dem Fenster seines Bücherzimmers stand ein breitästiger Kastanienbaum, so alt, daß seine Zweige gestützt werden mußten. Der Garten war wohl gepflegt. Buchsbaumhecken umsäumten die Wege und gewährten reizvolle Ausblicke auf die mit Papageientulpen und Narzissen bepflanzten Beete.

Evremond war kein Langschläfer, aber er liebte es, bis in die späten Vormittagsstunden im Bett zu bleiben. Das geschah wohl aus Laune; vertraute Freunde aber wollten wissen, daß vor Jahren einmal Ninon, als sie sein Lager teilte, ihm übermütig ins Ohr geflüstert hätte: „Wir beide sind unsterbliche Bettschönheiten!"

Jeden Morgen weckte ihn sein Diener um sieben Uhr, und nach Beendigung des Frühstücks war es dem Pudel erlaubt, zu seinem Herrn aufs Bett zu springen. Zu dessen Füßen hatte er seinen Platz auf der seidenen Decke, und dort streckte er sich bequemlich aus, atmete kaum und seufzte nur zuweilen im Schlaf, während Evremond in den hochgetürmten Kissen saß und ein Manuskript vor sich liegen hatte. So schrieb er. Mußte er seine Bücher zu Rate ziehen, so verschlug es ihm nichts, mit einem Satz vom Lager aufzuspringen, barfüßig in das angrenzende Bibliothekzimmer zu laufen und, einen Stoß Schriften unter dem Arm, wieder ins Bett zu eilen.

Er war diesen Morgen dabei, ein mit dem schönen Herzog von Candale geführtes Gespräch zu Papier zu bringen, dessen er sich lebhaft erinnerte, obgleich es schon vor Jahren stattgefunden hatte. Meisterlich verstand es Evremond, in seinen Zwiegesprächen französischen Wein in griechischer Schale darzureichen. Die epikureische Lebensanschauung, die seinen Schriften die Würze gibt, entsprach der gesunden Heiterkeit seiner Natur. Und Schreiben galt ihm nicht Arbeit, sondern Genuß. Sein Vorbild war Montaigne; gleich diesem hatte er den schönen Mut zur Leichtigkeit, zum Geistesspiel.

Als Evremond die letzten Sätze niedergeschrieben hatte, die für ihn voll heiterer Erinnerungen waren, konnte er sich bitterer Betrachtungen über sein gegenwärtiges Leben nicht enthalten. Um sich nicht von ihnen überwältigen zu lassen, sprang er vom Bett auf und lief zu seinen Büchern, darin Trost zu suchen. Er griff nach einem der kostbar gebundenen Lederbände der „Essais", da erschreckte ihn ein lustiges Getrommel an der Fensterscheibe. Draußen stand der lange Herr de Melos, eine rote Tulpe zwischen den Zähnen, und grinste herein. Evremond kehrte eilig in sein Schlafgemach zurück.

Francesco de Melos war portugiessischer Gesandter am holländischen Hofe, ein Mann von Geist und Witz. Seine lange, hagere Gestalt, sein dürres Gesicht mit den funkelnden Augen, die stutzerhafte Kleidung erregten gutmütiges Gespött bei jung und alt. Doch das verdroß ihn nicht, im Gegenteil, er hörte es mit Vergnügen, wenn man sein Äußeres mit dem des ritterlichen Don Quijote, des edelsten aller Narren, verglich.

Evremond hatte Melos gern. Der Portugiese war gleich ihm Junggeselle, und auch dem Inhalte nach ähnelte das geistreichem Genuß gewidmete Leben des Gesandten dem seinigen. Sie waren bald Freunde, nachdem sie sich in Paris bei einem Gastmahl des Prinzen von Condé kennen gelernt hatten. Evremond war sehr erfreut gewesen, den fröhlichen Melos im Haag wiederzufinden.

Er hüllte sich schnell in seinen Schlafrock, schlang ein seidenes Tuch lose um den Hals und erwartete dann Melos in seinem Bücherzimmer. Die beiden Freunde schüttelten sich die Hände, und Evremond fragte voll Erwartung: „Was bringst du mir, Ritter vom Tago? Naht mir ein Abenteuer?"

„Das steht bei dir. Ich bringe dir eine Einladung vom Ratspensionär Herrn Johann de Witt!" antwortete Melos mit spitzbübischem Schmunzeln.

In dem feinen, faltigen Gesicht Evremonds zuckte es auf, und von seinen Lippen kam ein langgezogenes „Oho!"

Melos ließ sich jedoch nicht beirren: „Herr de Witt hat dich nicht nur aus Höflichkeit mit einer Einladung ausgezeichnet, weil er ein Freund Frankreichs ist -- du giltst ihm als einer der liebenswürdigsten und gebildetsten Franzosen!"

„Wohl gar als ein Wundertier!" fiel ihm Evremond in die Rede.

„Mitnichten; er hat mit wirklicher Verehrung von dir gesprochen. Du wirst in ihm einen Mann nach deinem Herzen finden, denn Johann de Witt ist nicht nur ein ungemein klarer Kopf, er besitzt auch Anmut und Beredsamkeit wie selten ein Holländer."

Evremond erwiderte gelassen: „Da Herr de Witt den Wunsch hat, meine Bekanntschaft zu machen, so wäre es unartig von mir, seiner Einladung nicht Folge zu leisten. Im übrigen bin ich, wie du weißt, kein Freund der Minister! Ich verdanke ihnen, nun, sagen wir es kurz, — daß ich hier bin!"

„Du schiltst die Minister! Und was war unser armer Foucquet?"

„Ja, auch Foucquet war ein Minister — zu schade für einen Minister!" antwortete Evremond, und auf seiner Stirn bildeten sich vorübergehend tiefe Falten. „Doch lassen wir das! Ich möchte ein wenig Luft schöpfen. Wir wollen ans Meer. Während ich mich ankleide, soll Praestigiar dir Gesellschaft leisten."

Der Pudel wartete bereits an der Tür. Mit einem Satz war er bei Melos, steckte begierig seine Schnauze in dessen linke Tasche, worin sich stets Süßigkeiten für Kinder und Hunde befanden, und was er erwischte, war im Augenblick verschlungen. Dann rieb er dankbar sein schwarzes Fell an den seidenen Strümpfen des Portugiesen, vor Behagen knurrend.

In der feuchten Luft des kühlen Maitages hingen schwere Regenwolken, als die beiden Männer das Haus verließen. Ihr Weg führte sie unter Buchen, deren starke Zweige sich zum dunkelgrünen Dom wölbten. Nach Scheveningen spazierte Evremond mit Vorliebe. Der Ort mit seinen strohgedeckten Hütten und schmalen, krummen Gassen erinnerte ihn an die Fischerdörfer der Normandie.

Große Mengen brauner Schollen waren unter jedem Dach zum Dörren aufgehängt, der letzte reiche Fang der Männer, bevor sie ihre Heimat verlassen hatten, um Kriegsdienste zu tun.

Das trotzige Dichterwort aus dem spanischen Kriege: „Wenn's Land Gefahr läuft, ist jedweder Bürger ein Soldat" glühte in den Scheveninger Fischern wie das Evangelium. Als sie zu den Waffen griffen, stand just die Zeit vor der Tür, wo in anderen Jahren die Heringsflotte in See ging. Das war immer die lustigste Zeit im Jahre. Die Jungen und Alten, sonst so karg an Worten wie in Lebensweise, aßen und tranken nach Herzenslust, sangen fröhliche Lieder, die schon die Vorfahren gesungen hatten, und vergaßen auch in den Nächten ihrer blonden gesunden Weiber nicht. Danach stachen sie mit um so größerem Gottvertrauen in See.

Auch in diesem Jahre fehlte es nicht an einem reich besetzten Tisch, doch die Kampflieder aus ruhmreicher Zeit machten sie ernst und heißblütig. Und ein jeglicher umschlang in der Nacht des Abschieds sein Weib mit der Besinnung, daß es mehr denn je Not tat, dem Lande kräftigen Nachwuchs zu schenken.

Das wilde Geschrei spielender Kinder und der tranige Fischgeruch, der die engen Gassen erfüllte, veranlaßten Evremond, mit langen Schritten die steile Düne hinaufzueilen, die ihn noch vom Anblick des Meeres trennte. Als auf einmal in einem grellen Licht die weite, rollende und donnernde See vor ihm lag, tat er einen glücklichen Seufzer und atmete tief. Aber eine seltsame Unruhe ergriff ihn, als er auf der gewaltigen, bewegten Wasserfläche kein einziges Schiff sah. Nur im Hafen lagen die breiten, schwerfälligen Fischerbarken dicht gedrängt; kein Wimpel flatterte an den nackten Masten. Auch der graue Strand war leer, soweit das Auge blicken konnte.

Als sie zum Strande hinabstiegen, begegneten ihnen einige junge Weiber, große Körbe mit Pfahlmuscheln auf den Köpfen. Melos redete sie an, doch wie eine Schar aufgescheuchter Vögel entflohen sie mit unbeweglichen Gesichtern. Ein kalter Wind blies, und es regnete große, salzige Tropfen. Plötzlich drang ein dumpfes, langgezogenes Grollen über das Meer. Evremond und Melos suchten mit den Augen den Gesichtskreis ab, aber über den weißen Kämmen der hochgehenden Wogen jagten nur die Wolken wie rasend sich aufbäumende Pferde dahin.

Melos, der fröstelnd den Mantel über seinen Knien zusammenhielt, rief dem einige Schritte zurückgebliebenen Evremond zu: „Beim Leibe Christi, man spürt hier, daß die Kriegsfurie wieder unterwegs ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Geschichtliche Rundschau. I.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Der Krieg neigt seinem Ende zu, vielleicht ist bei Erscheinen dieser Zeilen bereits der heiß und lang ersehnte Friede eingekehrt, ungeheure Opfer an Gut und Blut sind gebracht. Da drängt sich einem jeden unwillkürlich die Frage auf: wie sollen die Verluste der letzten viereinhalb Jahre ausgemerzt werden? Die durch den Krieg zerstörten Güter wettzumachen, würde uns bei der Tatkräftigkeit und dem Fleiße unseres Volkes bald gelingen; aber hierzu bedarf es der Arbeit von Menschenarmen und Menschenhirnen. Die Verluste an Menschenleben müssen daher zunächst wiedergutgemacht werden. Aber das „Wie" ist eine große, schwerzulösende Frage. Bekanntlich ist der Bevölkerungszuwachs schon in den letzten Jahren vor dem Weltkriege in stetem Abnehmen begriffen gewesen, und der Krieg hat naturgemäß diesen Zustand nicht nur nicht gebessert, sondern weiter verschlechtert. Auch der Friede dürfte nicht ohne weiteres eine Besserung mit sich bringen. Im Gegenteil droht infolge der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse, insbesondere infolge der pekuniären Lage der Zustand der verminderten Bevölkerungszunahme bzw. die Bevölkerungsabnahme noch schlimmer zu werden. In zahlreichen Schriften ist deshalb schon während des Krieges untersucht worden, wie diesem Mißstande zu steuern, wie es zu ermöglichen sei, den Bevölkerungszuwachs wieder auf seine alte Höhe zu bringen. Zu diesem Thema ist nun soeben im Verlage von Franz Vahlen (Berlin) eine weitere wertvolle Abhandlung aus der Feder des Präsidenten des bayerischen Statistischen Landesamts und Universitätsprofessors Dr. Friedrich Zahn erschienen: „Familie und Familienpolitik". Ausgehend von der staatspolitischen Bedeutung der Familie, die er als „die Pflanzschule unseres künftigen Volkes, die Pflanzschule allen Gemeinschaftslebens und seiner Triebkräfte, von Gemeinsinn, Gesamtstaatswillen, nationalem Leben, Vaterlandsliebe", als „das eigentliche Herz der Volkspersönlichkeit" bezeichnet, schildert der Verfasser die Gefahren und die Anzeichen gewisser Zersetzungserscheinungen, die der Familie schon vor dem Kriege drohten, und die sich durch den Weltkrieg noch verschärft haben. „Das Familienleben hat im Laufe der letzten Jahrzehnte an innerer Kraft, Reinheit und Tiefe eingebüßt, der Familiensinn und das Familienbewußtsein Schaden gelitten, die Familienfreudigkeit und das Familienwachstum nachgelassen." Beachtenswerte Maßnahmen sind hiergegen allerdings bereits getroffen worden, aber sie sind bei weitem nicht ausreichend, die große Gefahr zu beschwören, die unserem Volkstume droht. „Es bedarf einer zielbewußten, planmäßi-

gen, großzügigen Familienpolitik, um die Kraft zu echt deutscher Familienhaftigkeit wieder feste Wurzeln fassen zu lassen." Wie diese Familienpolitik aussehen muß, wo sie anzusetzen hat, dies darzulegen bildet den Abschluß der Zahn'schen Schrift. Die Ausführungen des Verfassers zeugen von einem tiefen Verständnis und gründlicher Erfassung der Frage, und so können wir die kleine Schrift unseren Lesern nur aufs wärmste empfehlen.

Als 36. Heft der bei Ed. Strache in Wien verlegten „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen" — der Schlaf ist leider nunmehr zu einem ewigen geworden — erscheint von George Kuh eine kleine Broschüre über „das wahre Amerika", die in kurzen, aber größtenteils treffenden Strichen die Haltung der Vereinigten Staaten den Mittelmächten gegenüber zu erklären und verständlich zu machen sucht. Der Verfasser hat sich einer strengen Objektivität bemüht, und dies allein dürfte schon seine Ausführungen als lesenswert erscheinen lassen.

Von der schon oft an dieser Stelle genannten „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft", die von Prof. Dr. Franz v. Mammen bei der Wissenschaftlichen Verlagsanstalt „Globus" in Dresden herausgegeben wird, liegen drei neue Hefte vor. Im 46. Heft: „Die Umtriebsbestimmung im jährlich nachhaltigen Forstbetriebe" versucht Hans Hönlinger die Lösung der wichtigsten Frage aus dem Gebiete der forstlichen Statistik unter Vermeidung einer an und für sich bekämpfbaren Theorie, auf Grundlage einer neuen praktischen Fachvoraussetzung. Die Schrift ist rein fachwissenschaftlich geschrieben und dürfte deshalb nur für den Forstmann und den Holzfachmann von Interesse sein. — Der Inhalt des 50. Heftes, in dem Dr. Ottomar Schuchardt den „Mitteleuropäischen Staatenbund" behandelt hat, ist leider durch die letzten Ereignisse in der ehemaligen Donaumonarchie und Deutschland illusorisch gemacht, oder zum mindesten seine Verwirklichung in weite Ferne gerückt worden. — Recht interessant und beachtenswert ist das 51. Heft: „Das Papier im Kriege". Es ist dem Verfasser dieser Arbeit, Walter Heß, als Verdienst anzurechnen, daß er es in dieser Zeit der Papierknappheit unternommen hat, weite Kreise unseres Volkes vertraut zu machen mit der Schwierigkeit der Rohstoffbeschaffung, mit den Kardinalfragen des Anziehens der Preise und deren Folgen für die gesamte Bewirtschaftung und schließlich mit den wichtigsten der unendlich vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten des Papiers als Rohstoff, Halb- und Fertigfabrikat, sowie der so überaus wichtigen Wiederverwertung und Nutzbarmachung des Altpapiers, die gerade in dieser Zeit der Knappheit an Rohstoffen eine außerordentliche Bedeutung gewonnen haben. —

Für die möglichst sofortige Freigabe des Wirtschaftslebens tritt Julius Meinl in seiner bei der Manz'schen Verlagsbuchhandlung in Wien veröffentlichten Schrift „Zwang oder Freiheit?" ein. Vielfach in enger Anlehnung an die Ausführungen von Dr. Friedrich Bendixen zeigt der Verfasser die Nachteile und schädlichen Folgen, die die gut gemeinte Knebelung des Wirtschaftslebens zu Beginn des Krieges bei den Mittelmächten gezeitigt hat, da die Ausschaltung des freien Handels verantwortlich ist für den Kettenhandel, den Schleichhandel und die in ihrem Gefolge auftretenden Wucherpreise, die weit höher sind als die Preise, die eine freie Wirtschaft hervorgebracht hätte. Meinl kommt zu dem Ergebnis, daß man

schnellstens freiwillig zur freien Wirtschaft zurückkehren müsse, falls man vermeiden wolle, daß diese Rückkehr „entweder im Wege einer ungeheuren Katastrophe erzwungen" werde oder „unsere ganze Volkswirtschaft... samt dem Volke selbst total zu Grunde" gehe.

Eine ebenfalls recht brauchbare, lesenswerte volkswirtschaftliche Abhandlung veröffentlicht Kurt Geucke bei Adolph Crüger in Berlin-Friedenau unter dem Titel: „Reichsmehrbedarf und Steuerermäßigung". Der Verfasser gibt hier einen interessanten Grundriß zu einer Theorie und Reform des Geldes, das — nach seiner Definition — ein Tauschgut ist, „das entweder nach allgemeiner Gepflogenheit oder aber auch auf Grund gesetzlicher Anordnung infolge seiner Seltenheit, Beständigkeit, Teilbarkeit, Gleichartigkeit und Geläufigkeit zugleich als Wertmesser aller Gebrauchsgüter und Leistungen gilt, die überhaupt getauscht oder gekauft werden können, und dessen Besitz durch die Tausch- oder Kaufkraft dieser werttragenden Eigenschaften einesteils die Macht des Gütererwerbes verleiht, anderenteils die in Dienstleistungen umgesetzte menschliche Arbeitskraft sich nutz- und zinsbar macht." — Vielleicht gelingt es Geucke, diese Definition, die ja reichlich lang ist, in kürzere Form zusammenzufassen.

* * *

Unter dem Titel „Völker der Zukunft" hat August Adelsberger im Verlage von S. Schottlaender (Breslau) ein Buch erscheinen lassen, das heute, wo die Weltpolitik im Zeichen des Völkerbundes steht, allseitig Interesse finden wird. Der Verfasser geht von der jetzt fast selbstverständlich klingenden Auffassung aus, daß sich eine neue Staaten- und Gesellschaftsordnung vollziehen wird, und daß ein Zurückfallen in die Methoden der Zeit vor dem Weltkriege ausgeschlossen ist. Der erste Teil des Buches schildert Anlaß und Wirkung des Krieges; „er zerpflückt die Kriegsidee und gibt Fingerzeige der Friedensidee, die den Krieg unmöglich machen soll und die Menschen vom Albdrucke dieser Geisel in Zukunft befreit". Dies dürfte erreicht sein, „wenn die Völker der Verantwortung sich bewußt sind und den Willen haben, Gegensätze zu vermeiden". Hierfür fordert der Verfasser die Herbeiführung einer neuen Staatsordnung, die die Menschheit zu stabilen Verhältnissen zurückführt und von natürlicher Basis den künftigen Aufstieg vorbereitet. Diese reformierte, neue Staatsordnung bezeichnet Adelsberger als „Normalismus". Dieser ist als Staats- und Weltanschauung „ein Feind des überschäumenden Radikalismus, dessen umstürzlerische Ideen vielfach die Köpfe der Masse beherrschen, die aber in absehbarer Zeit den praktischen Ideen der Vernunft weichen müssen . . . Der Normalismus ist nicht für eine gewaltsame und plötzliche Umschichtung bestehender Verhältnisse, sondern er faßt unter gründlicher Prüfung der Wirkung in zäher, geschlossener Arbeit die notwendige Reform ins Auge, die wirklich dahin führt, Gleichheit, Brüderlichkeit und Frieden der Menschheit zu bringen, wirkliche Freiheit und Befreiung. Der Normalismus begünstigt nicht die Streber und verlangt Selbstentäußerung von denen, die ihm angehören... Der Normalismus erstrebt ein Staatswesen der Vernunft, das folgerichtig sich den Lebensbedingungen unseres Seins anpaßt."

Das sind also die Grundgedanken, die die vorliegende Schrift des Verfassers beherrschen. Sie sind getragen von einem tiefen, menschenbeglückenden Idealismus, der Mittel und Wege sucht, um eine befreiende, verbrüdernde Staatsform zu finden. So schön der Traum wäre, wenn er in Erfüllung

gehen würde, so zweifeln wir — vorläufig wenigstens noch unter den gegebenen Umständen — daran, daß wir uns auf dem Wege zu diesem Ideal befinden. Daran ändern auch die amerikanischen Phrasen vom Völkerbund usw. nichts, solange aus ihren Taten nur allzu klar und deutlich hervorgeht, daß auch sie nur als einschmeichelndes Blendungsmittel dienen, um die verfolgte reale Macht- und Interessenpolitik zu bemänteln.

Der zweite Teil des Buches führt in das vollendete Wirtschaftszeitalter des Normalismus ein, „einer Weltanschauung, die sich stützt auf das normale Vermögen der Menschenkräfte und die zurückführen soll aus dem unwegsamen Pfade des Unnatürlichen auf den goldenen Mittelweg der Natürlichkeit, zur Lebensführung der Zufriedenheit". Der Schlußteil gibt einige Vorschläge, wie sich der Verfasser die Verwirklichung seiner normalistischen Weltanschauung denkt.

Die Ausführungen des Verfassers — mögen sie auch an manchen Stellen recht phantastisch und undurchführbar klingen: wir erinnern nur an seine Forderung des Lateins als Weltsprache — bergen doch eine Fülle edler und tiefer Gedanken, die das Lesen der kleinen Schrift wertvoll machen. Wenn wir auch in vielen Punkten den — für uns zu idealen — Darlegungen des Verfassers nicht beizupflichten vermögen, so wollen wir doch nicht anstehen, das Buch unseren Lesern warm zu empfehlen.

Eine philosophische Auseinandersetzung über „Sozialdemokratie, Christentum, Materialismus und der Krieg" läßt Adolf Hinze im Kommissionsverlag von A. W. Zickfeldt (Osterwieck i. Harz und Leipzig) erscheinen. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, die in Deutschland vorherrschenden Weltanschauungen in ihrer philosophischen Bedeutung sich gegenüber zu stellen, und zwar stellt er den Katholizismus in der Philosophie des Thomas von Aquino, den Protestantismus in derjenigen Kants und die Weltanschauung der Sozialdemokratie in den volkswirtschaftlichen Lehren von Marx und Engels dar.

Als 11. Band der im Verlage von J. P. Bachem in Köln erscheinenden „Zeit- und Streitfragen der Gegenwart", die von Dr. Karl Hoeber herausgegeben werden, liegt eine kleine Studie von Dr. Klemens Löffler über „Elsaß-Lothringen" vor. Die Arbeit, die im übrigen nicht viel Neues bringt, will zeigen, daß „Elsaß-Lothringen ... bis auf einen schmalen Grenzstreifen Lothringens landschaftsgeographisch, ethnographisch und geschichtlich urdeutsches Land" ist und deshalb zu Deutschland gehört.

Der 12. Band derselben Sammlung behandelt „die staatskirchenrechtliche Lage der Katholiken in Preußen". Diese Schrift ist aus der Feder eines rheinischen Theologen, der seinen Namen verschweigt, und von Dr. Karl Hoeber herausgegeben. Der Verfasser will in seinen Ausführungen die Fesseln klar legen, die heute noch — nach katholischer Auffassung — seit bald einem halben Jahrhundert der katholischen Kirche in Preußen durch die Staatsgewalt angelegt sind, und will so dazu beitragen, den Frieden zwischen Staat und Kirche in unserem engeren Vaterlande in vollem Umfange wiederherzustellen.

* * *

Nach Osten führen uns drei Bücher, die trotz der Ereignisse in Mitteleuropa nicht an Interesse eingebüßt haben dürften. Bilder aus Stätten alter deutscher Kultur gibt Hermann Kasselbaum in seinem Buche „Kurland, Livland, Estland", das bei der Verlagsanstalt Dr. Ed.

Rose in Berlin-Neurode verlegt ist. In anschaulicher Weise wird das Leben und Wirken in den Ostseeprovinzen dargelegt, wozu die zahlreichen Bilder und graphischen Darstellungen in nicht zu unterschätzender Weise beitragen. — „Durch Ukraine und Krim" führt den Leser Dr. Fritz Wertheimer, der sich durch seine früheren Berichte in der „Frankfurter Zeitung" einen weit bekannten Namen gemacht hat. Das Buch enthält u. a. interessante sozialpolitische Studien und Betrachtungen über die südrussischen Länder, die wohl jedem etwas Neues bringen werden. — Endlich sei noch das Buch „Im Cholmer Land" des bekannten polnischen Schriftstellers W. St. Reymond genannt, das ebenso wie die anderen Werke des Verfassers, „Die polnischen Bauern" und die „Dorfnovellen" ein Stück polnischen Dorflebens wiedergibt und uns einen Einblick gewährt in die tiefen Seelengeheimnisse eines bei uns noch wenig verstandenen Volksstammes. Die Übersetzung stammt von Jean Paul von Ardeschah und ist im Verlage von Otto Dreyer (Berlin) erschienen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Wo ist die Grenze zwischen dem Unterhaltungsroman und der Romandichtung? Sie verläuft anders als die zwischen Dilettantenpoesie und ernstem Kunstwerk. Wenn gutgesinnte oder eitle Stümper lyrisch, episch, dramatisch radebrechen, so kann ihr Ziel so hoch und strahlend sein wie das der Berufenen, nur daß die Kraft gebricht, es zu erreichen. Der Unterhaltungsroman braucht an Gewandtheit und allen technischen Vorzügen nicht hinter der Dichtung zurückstehen, aber er hat ein anderes Ziel; er gehört, so mannigfach auch von beiden Seiten Grenzüberschreitungen vorkommen mögen, doch seinem Wesen nach zu einem andern Geistesgebiet.

Es ist darin mit den Büchern nicht anders als mit den Menschen bestellt. Wir erfreuen uns in einer Gesellschaft an der Unterhaltungsgabe eines flotten Plauderers; wir rühmen ihn als glänzenden Erzähler, aber nur harmlose Gemüter werden, wenn nicht weitere Vorzüge hinzukommen, seine Leistung als Kennzeichen eines Dichters betrachten. Da sagt einer, der vielleicht den Eindruck eines stillen oder gar unbeholfenen Menschen macht, ein gutes, tiefes Wort, aus dem mit sinnlicher Eindringlichkeit etwas vom inneren Wesen der Dinge und Menschen hervorleuchtet, und plötzlich wird es still, und die Hörer spüren einen Hauch dichterischen Geistes.

Der Unterhaltungsroman ist ein oft spannendes und belustigendes Spiegelbild von des Lebens Oberfläche mit ihren Moden, die sich schnell ändern wie Wellengekräusel unter wechselndem Wind (weswegen er auch weniger in einer literarischen als in einer Moderundschau besprochen werden sollte), die Romandichtung sucht wie alle echte Dichtung in die Tiefe zu dringen, Geheimnisse zu enthüllen, den Sinn des Lebens zu offenbaren — nicht in verstandesmäßiger Erwägung oder moralischer Lehre, sondern in lebendiger Gestalt.

An solchem Maßstab gemessen, ist der Wert des zweibändigen Romans von Hermann Stehr „Der Heiligenhof" (Berlin, S. Fischer, 1918) nicht gering einzuschätzen. In den Handwerksgriffen wird er von manchem bedeutungsärmeren Werk übertroffen: der Aufbau der Handlung vollzieht sich zwischen kraftvollem An-

fang und stark gefügtem Schluß in lockerer Aneinanderreihung einzelner Vorkommnisse, Seitenhandlungen, Betrachtungen, in denen die Leitgedanken mehr an ähnlichen Fällen dargestellt als in einheitlicher Entwicklung verkörpert werden; die Darstellung ist gelegentlich schleppend und hat bei aller Anschaulichkeit im einzelnen doch im ganzen etwas verschwimmende Umrisse. Demgegenüber erhebt sich das Werk weit über den Durchschnitt durch hohe Vorzüge: durch die Entschiedenheit, mit der es ins Innerste der Menschenseele dringt, durch die Kraft, mit der es Geistiges verkörpert, durch oft aufleuchtende Weisheit und Schönheit, durch Reichtum der Phantasie, der freilich mehr den Seitenschößlingen als dem Hauptstamm der Handlung zugute kommt.

Dieser Roman ist ein religiöses oder vielleicht besser religionspsychologisches Werk. Wie sich die Menschen zum Übersinnlichen stellen, wie dies in ihnen verschiedene Formen des religiösen Lebens erzeugt und dadurch ihr ganzes Wesen und Dasein bestimmt, das ist das Grundgefüge des Inhalts. Schlichte Menschen sind es, westfälische Bauern und Waldarbeiter, die zugleich der kraftspendenden Erde, dem Nebelspuk und den ewigen Sternen näher sind als die Menschen städtischer Kultur. Über die Kreise des Dorfaberglaubens, des Sektenwesens, in dem altes Wiedertäufertum lebendig wird, über all die wunderlichen und geheimnisvollen Gestalten des Romans erheben sich zwei: ein Bauer, der aus einem ungebärdig leidenschaftlichen Menschen zu einem Träumer, einem Mystiker, einem Weisen wird, und seine blinde Tochter, die dies Wunder an ihm vollzieht, wie eine kleine Heilige auf alle beglückend und heiligend wirkt und, als Jungfrau sehend geworden, nach kurzem Liebesglück von der Berührung mit dem harten Leben vernichtet wird. Eine Person macht der anderen zum Schaden des Ganzen den Rang streitig, aber beide fesseln den Leser, der sich willig und ernsthaft in das nicht immer bequeme Werk vertieft, und werden ihm als gute Geister noch lange nahe bleiben.

Zwei Berliner Romane stehen an dichterischem Wert zurück; der eine ist im ganzen nur auffallend wegen seiner eigenwilligen Form, der andere ist ein durch seinen Stoff fesselndes Kulturbild, das aber an stark parteilicher Färbung leidet. Jener, „Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine“ von Alfred Döblin (Berlin, S. Fischer, 1918) möchte auch als Kulturbild gelten, „für das kalte seelische Klima des Berliner Emporkömmlings dokumentarisch“ sein. Nun ist zwar der Stoff aus diesem Umkreis entnommen, und manches aus dem wirtschaftlichen Kampf des Maschinenbauers Wadzek gegen seinen ihm geschäftlich überlegenen Gegner, den Turbinenbauer Rommel, mag allgemeinere Bedeutung haben, aber die meisten Abschnitte haben doch herzlich wenig damit zu tun. Auch ist alles zu sehr ins Fratzenhafte verzerrt, zu gleichgültig gegen die Zusammenhänge, zu beschränkt auf die Ausmalung einzelner Zustände. In dieser Beschränkung freilich leistet der Verfasser absonderliche Kunststücke, die eine Weile fesseln mögen, aber sie wirken bald ermüdend und verwirrend durch das Übermaß von langschweifigen Beschreibungen toller Verschrobenheiten in ihrer rein äußerlichen Erscheinung. Gerne sei anerkannt, daß zuweilen ein krauser Humor entsteht, wobei die nicht neue „Tücke des Objekts“ eine wichtige Rolle spielt. Am besten ist noch der zweite Teil gelungen, „Die Belagerung von Reinickendorf“: Wadzek, der ein Schriftstück entwendet und gefälscht hat, verschanzt sich mit den Seinen verfolgungs- und größenwahnsinnig in

einem baufälligen Häuschen, um der Polizei Widerstand zu leisten; aber sein Gegner hält es nicht der Mühe für wert, ihn anzuzeigen, und als der Verrückte schließlich nur wegen Unfugs auf die Polizeiwache gebracht wird, zerschmettert ihn die Entdeckung, daß er von seinem Gegner verhöhnt und verachtet wird und nicht einmal als großer Verbrecher dastehen kann. Was hier und an andern Stellen gefällt, bleibt indessen auf Einzelheiten und Nebensachen beschränkt, und all die umständlichen Beschreibungen hindern nicht, daß das Ganze unklar und unerheblich wirkt.

Der andere Berliner Roman, „Der Holzweg" von L. Audnal (Landau?) (Berlin, Erich Reiß, 1918) stellt die reiche jüdische Gesellschaft des Berliner Westens dar, ihr Leben untereinander und mit der vornehmen christlichen Gesellschaft, besonders auch die Frage des Ausscheidens aus ihrer Glaubensgemeinschaft. Es ist ein Tendenzroman, in dem die Christen fast ohne Ausnahme eine lächerliche oder verächtliche Rolle spielen. Die Handlung ist dürftig. Die Verlobungen, mit denen die Sache endigt, lassen uns kühl bis ans Herz hinan. Der Hauptheld, ein edler junger Gelehrter, ist nebst seiner wehleidigen Liebesgeschichte wenig geglückt. Sonst aber sind die verschiedenen Vertreter und Vertreterinnen des Judentums durchweg gut dargestellt, nur daß die umständliche Beschreibung mancher Person, die nur gelegentlich auftritt, überflüssig erscheint. Die Familienbilder aus den jüdischen Kreisen von altbiederem Schlag und noch mehr die Schilderungen von Gesellschaften, Mahlzeiten, Hausbällen in neuzeitlicher und protzenhafter Umgebung sind so unterhaltend, daß sie auch in der Wiederholung, und ohne daß dabei viel Bedeutendes geschieht, gute Wirkung ausüben. Was außerhalb des gesellschaftlichen und geschäftlichen Lebens liegt, was in die Tiefe des Herzens und Geistes führen soll, erscheint dagegen matt und durch die Absicht des Ganzen beeinträchtigt.

„Des Lebens Lust" heißt der Sammeltitel eines Novellenbandes von Peter Nansen (Berlin, S. Fischer, 1918); er ist ironisch gemeint und bedeutet: des Lebens Bitterkeit. In vier Geschichten spricht der Verfasser von dieser Bitterkeit. Liebe wandelt sich in Haß und Leid, eine Ehe geht durch irregeleitete Leidenschaft zugrunde: mit unerbittlicher Schärfe werden hier innerste Seelenfasern bloßgelegt. Ganz ins Ironische gewandt ist die dritte Erzählung, „Vom Weibe geboren", die meisterhaft vorgetragene Geschichte eines Zufriedenen, der sich sein Leben lang von lauter Frauengüte beglückt und eingewiegt glaubt, ohne zu merken, daß er ein Dummkopf ist, auf dessen Kosten eben diese Frauen ein bequemes und glückliches Leben führen wollen. Endlich wird die Ironie zur Groteske: „ein Bridgeabend", das heißt: ein Abend im Irrenhause, ein verteufelt geistsprühendes Werk, in das der Gedanke hineinschwingt, daß dies Irrenhaus ein Bild des Lebens ist. Nicht im Erzählen einer Handlung besteht die eigentliche Kunst des Verfassers, sondern darin, mit wenigen sicheren Strichen scharfe und bedeutungsvolle Augenblicksbilder zu zeichnen. Er gebraucht keine großen Worte, keine aufdringlichen Belehrungen; seine Darstellung ist so schlicht und zwingend und oft auch so anmutig, daß dies Buch, der letzte Gruß eines erfahrenen Menschenkenners und feinsinnigen Dichters, auch unerquicklichen Stoff zu reizvollem Kunstwerk erhebt.

Die neuen Gedichte von Ina Seidel, „Weltinnigkeit" (Berlin, Egon Fleischel u. Co., 1918),

schließen sich würdig an ihre früheren Versbücher an. Mystisches Einswerden mit der Natur, der Erde, der Welt bildet den Grundton der meisten. In kindlicher Einfalt, in gesundem Kraftgefühl, in verzücktem Jubel erklingen die auf diesen Ton gestimmten Lieder. Noch schöner aber sind einige Gedichte, in denen die Seele aus dem Naturweben und dem Weltall zu sich selbst und dem Glück der Beschränkung zurückkehrt, Lieder voll schlichtem Adel von der Ehe und der Mutterliebe. In dem Abschnitt „Bilder und Gesichte", in dem Episches nicht ganz so rein geglückt ist, steht ein kleines Meisterstück, „Das Kohlenlied", Erdgeschichte in dichterischer Verklärung.

Wenn in diesem schönen Buch gelegentlich Ausdrücke gesucht erscheinen, so ist das ein Kinderspiel gegen die qualvoll verkrampfte Sprache, mit der die Gedichte von Johannes R. Becher, „Die Heilige Schar" (Leipzig, Insel-Verlag, 1918), uns bedrängen. Kubistische Wortkunst formt Verse wie:

> Die krümmten sich, nun schreiten
> Sie jählings schmetternd klar.
> Ja, Ärmste sich aufbreiten.
> Öl-Blitz stülpt sich jed Haar.

In jeder Zeile predigt das Buch Revolution, Empörung und Aufstieg der Ärmsten, schleudert es wütende Schreie in die Welt, Entladungen einer glühenden Seele, die wie zerfetzte Klänge eines in der Ferne tobenden Höllenorchesters zu uns dringen. Schönheit darf man hier nicht suchen, aber Wucht der Empfindung und heiligen Wahnsinn des Dichters auch in diesem als Sprachkunst entsetzlichen Getöse zu erkennen, wird hellhörigen Lesern vielleicht vergönnt sein.

Der Reclamschen Universalbibliothek, deren Nummernreihe das sechste Tausend vollendet hat, sei für ihren weiteren Weg der Wunsch dargebracht, daß es ihr bald erlaubt sein möge, wieder so umfassend und wohlfeil wie sonst weitesten Kreisen Geisteskost zu gewähren. Es ist ein Schade für die deutsche Volksbildung, daß infolge der allgemeinen wirtschaftlichen Belastung der Preis für die Einzelnummer von zwanzig auf fünfzig Pfennig erhöht werden mußte, daß aus Papiermangel und wegen anderer Schwierigkeiten fast die Hälfte der Nummern nicht nachgedruckt werden kann und bis auf weiteres für den Verkauf ausgeschaltet ist.

Die Festnummer, die das sechste Tausend abschließt, ist ein Sudermann-Band, „Der verwandelte Fächer und zwei andere Novellen. Mit dem Bildnis des Dichters und einer Einleitung von Theodor Kappstein". Die Novellen sind Probestücke aus früheren Erzählungsreihen, wohl geeignet, eine gute Vorstellung von der Art ihres Verfassers zu geben. Der Weltmann plaudert flott und frei, der Mann von Gemüt streift ans Rührsame, und beide wissen die Treffer scharf herauszuarbeiten. Die Phantasien um „Thea" bilden eine Art von selbstbiographischem Umriß, der den Weg des Dichters zur Selbstsuche und Selbsterkenntnis zeichnet, nicht frei von nebelndem Dunst, aber doch für schaffensfrohe Lebensarbeit Achtung heischend.

Von andern Neuerscheinungen der Sammlung mögen noch genannt sein eine Schicksalstragödie „Die Uhr" von Gustav Meyrink und Roda Roda, ein Spiel in zwei Aufzügen, in dem derbe Komik und geheimnisvolles Gruseln grell wechseln, zwei lesenswerte Erzählungen von Elisabeth von Heyking, „Die Orgelpfeifen" und „Aus dem Lande der Ostseeritter", und besonders die von Otto Braun herausgegebenen und ausführlich eingeleiteten

Abschnitte aus den Werken von Rudolf Eucken, „Geistesprobleme und Lebensfragen“. Endlich hat Adolf Bartels in dem Werk „Weltliteratur, Erster Teil: Deutsche Dichtung“ die nicht leichte Aufgabe übernommen, eine leicht faßliche Übersicht über die Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart und damit zugleich einen Führer durch Reclams Universalliteratur zu geben. Das Buch enthält mehr einen Bericht als eine Würdigung, ist gelegentlich zu bloßen Aufzählungen genötigt, wird aber vielen gewiß die dankenswerte Anregung geben, zu den Werken selbst zu greifen. Als Einleitung bietet Bartels eine für die Geschichte des deutschen Buchhandels bemerkenswerte Übersicht über die Entwicklung der Universal-Bibliothek von 1867 bis 1917.

* * *

Einen reizvollen Ausschnitt aus der Kultur- und Literaturgeschichte behandelt Friedrich Seiler in dem Buch „Das deutsche Sprichwort“ (Straßburg, Karl J. Trübner, 1918). Er betrachtet das Sprichwort als Gegenstand der Volkskunde einerseits, als ein Stück Poesie andrerseits. Besonders die volkskundliche Würdigung ist so wohl geordnet, so gründlich und anschaulich, daß man kaum eine bessere Einführung in dies Gebiet finden kann. Ausgezeichnet ist der Abschnitt über die Quellenkunde des Sprichworts. Sein eigenstes Gebiet betritt Seiler, der verdienstvolle Verfasser des schönen Werkes über „Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts“, in der Besprechung der Lehnsprichwörter, die aus fremden Literaturen stammen und im Deutschen oft umgestaltet und selbständig weiter entwickelt sind. Dies anregende Kapitel macht besonders begierig auf das angekündigte größere Werk des Verfassers über „Deutsche Sprichwörterkunde“, das u. a. eine Zusammenstellung und Geschichte der deutschen Lehnsprichwörter enthalten soll.

Ein neuer und neuartiger „Führer durch die Muttersprache“ wird von Oskar Händel geboten (Dresden, L. Ehlermann, 1918). Es ist keine bloße Sprachlehre, sondern mehr eine Kulturgeschichte im Spiegel der sprachlichen Entwicklung. Laut- und Formenlehre werden kurz behandelt, ausführlich und mit werbender Liebe Wortbildung und Bedeutungswandel, Redensarten und Sondersprachen, Mundarten und Schriftsprache, Eigennamen, Fremdwörter. Zahlreiche übersichtlich geordnete Beispiele geben einen vorzüglichen Einblick. Anregende Betrachtungen über die Ausbreitung des Deutschtums, über die Einwirkung des Deutschen auf andere Sprachen, über Schrift und Rechtschreibung ergänzen die Darstellung, die gewiß keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht, aber überall anregend und gründlich, wissenschaftlich und volkstümlich ist.

Karl Hessel hält eine weitgreifende Umschau über die altdeutschen Frauennamen. („Altdeutsche Frauennamen“. Bonn, A. Marcus u. E. Weber, 1917.) In ihrer Deutung geht er zum Teil andere Wege als die Forschung vor ihm. So sucht er umfangreiche Gruppen von Frauennamen an den Götterglauben der alten Deutschen, besonders an die Verehrung der Walküren anzuknüpfen. Dies mythologische Gebiet ist aber viel zu unsicher, als daß die daraus gezogenen Schlüsse beweiskräftig sein könnten. Nordische Vorstellungen, die uns zum Teil erst in später Überlieferung bekannt sind, lassen sich nicht ohne weiteres auf die deutsche Urzeit übertragen. Daß der Deutsche die Nornen des nordischen

Götterglaubens, die von Hessel mit den Walküren gleichgesetzt werden, Hilde, Trude und Gunde genannt habe, ist reine Phantasie. So ist es auch haltlos, daß nach diesen Gestalten alle Namen gebildet wären, die eine dieser drei Stammsilben enthalten. Viel näher liegt die ältere Erklärung, daß in solchen Namen die Grundbedeutung dieser Wortstämme (hild und gund gleich Kampf, trud gleich Stärke, nach andern mit unserm „traut" zusammenhängend) vorliegt, wie doch auch die Walkürennamen selbst nur so zu erklären sind. Auch andere von Hessel behauptete mythologische Beziehungen sind höchst unsicher. Ebenso wird man zu manchen neuen sprachlichen Erklärungen ein Fragezeichen setzen dürfen. Nichts beweist z. B., daß in Mädchennamen wig „geweiht" bedeutet, während es in Männernamen gleich Kampf ist. Im ganzen herrscht das Bestreben, aus den weiblichen Namen „der lieben deutschen Urmütter Eigenart" als etwas gar Liebliches und Minnigliches zu deuten, während doch bei den Frauennamen fast in gleichem Maß wie bei den Namen der Männer die Freude an kraftvoller und kriegerischer Tat überwiegt.

Theaterrundschau.

Von Dr. A. Siffrin.

. . . Alles von Sinnen erfaßte und faßbare ist vom Geschehen durchtränkt, das nun Weltwende bedeutet. Aber nur das Sinnesorgan, das Gefäß, das diese Dinge faßt, sei von diesem zeitlichen Erkennen erfüllt, nicht das zu Fassende, der Inhalt selbst . . . Revolution in den öffentlichen Dingen läßt Evolution in den Dingen der Seele weiterschreiten. Aus dieser unsterblichen, ewigen Sonne quillt die Kunst in gleichem Fluß wie ehedem, nur wenn der Genius des Künstlers weht. Nie kann allein der Inhalt heiligen.

Soll Kunst das Amt der Feilheit, der Konjunktur übernehmen? — Schon sind gar „Erkenntnisse" von Versemachern am Werk — von Menschen, deren Handwerk im Reich reinster Kunst ein subalternes Dasein fristete — das Wesen wahrer Kunst nur in der Politik dienstbaren zu entdecken. Diese Eintagsentdeckungen gleichen sich allemal, zu allen Zeiten, in allen Zügen ! . .

Die Politik der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit hat die große Seele; die große Seele der Kunst darf, kann Politik nicht als Beding des Guten tragen! Jene richten sich selbst — und die Kunst schreitet unentwegt weiter. — Die tiefsten Dinge der Kunst bleiben von Politik unberührt, unangetastet. In der Kunst war von je nur das Wahrhafte, Ausdrucksfähige, Große der Flug ins Elysium (— obwohl die Fahrt dahin oft verboten war; obwohl! nicht weil sie verboten war!)

Da erfolgt keine Umwertung — da eine Autokratie nie bestand. Von je war das wahrhaft Beste, Hehrste nur durch Menschheitsempfinden, Menschentumklang, nachzeitliches künstlerisches Urteil erkannt.

*

Noch ein Wort vom beabsichtigten Streik der Schauspieler? Sozialisierung des Kunstbetriebs? Der Kunst gar? — Selbstverständliche Überflüssigkeiten.

*

Der einzige ruhige Pol im Wandel aller Geschehnisse, in sich werdend und wachsend, bleibt die Kunst, der

Funke des Göttlichen auf unserer von Martern nie freien Mutter Erde. Die die Menschen lachen, heiter lachen und frei machen soll!

*

Die Theater schöpfen mehr aus dem Born alten Bestandes, selten mit Erfolg, mehr ohne Erfolg. Die Aussicht ist wohl nah — indes noch nicht frei. Und was hinter uns verrauschte, ist denn nun meist verraucht.

Vollklang aus dem Kunstbezirk der letzten Wochen drang nur — wie von je — aus dem überirdischen „Tristan und Isolde". Halbklänge dringen nach aus wenigen anderen Spielen.

„Der Kirschgarten" von Tschechow in der „Volksbühne" wies einen prangenden Weg. Sowohl denen, die spielten, wie denen, die lauschten. Einen herrlichen Weg. Der Kirschgarten umfaßt das Dasein vieler Menschen und knüpft sie durch sich aneinander. Der Kirschgarten geht unter, allein die Menschen bleiben unversehrt. Nur die Beziehungen zum Garten werden von unterst zu oberst gekehrt. Die Menschen gehen nicht unter; sie tauchen nur unter eine leicht vibrierende Decke der Melancholie, um irgendwo und irgendwann auf der weiten russischen Erde wieder emporzusteigen. Und sie sind ewig, wie das russische Mütterchen ewig ist, wie die russische Schwermut, wie die harte russische Erdkruste mit dem weichen Boden unter ihr — wie der russische Mann mit den schweren Stulpenstiefeln, der in seinem Kolossenleib ein Kinderherz birgt.

Der „Kirschgarten" ist eine Tragödie durch seine Menschen — wird zur Komödie erst durch uns. Ist tieftraurag innen, hell lachend außen. Unsere Relativität erst macht diese Tragödie zur Komödie.

Alle Menschen gehen aneinander vorbei. Ganz schräg vorbei. Dieweil einige tieftraurig sind, lachen andere — und umgekehrt. Einer spricht aus dem Innersten des Herzens dringende Liebesworte an seinen lieben, alten Jugendfreund, den Schrank — und jene, die diese Bindung nicht besitzen, lachen, lachen . . . Diese Schrägheit im Aneinandervorbeischieben macht das traurige Erlebnis des Einzelnen zu einer Schnurre der Gesamtheit. Wie es immer und allemal in der Welt ist. Es gibt nur Tragödien auf der Welt, sagt einer. Mit gleicher Berechtigung sagt ein anderer: es gibt nur Komödien auf der Erde, wenn sie auch von bitteren Tränen begleitet sind: Nur Komödien! Jeder spricht zu seiner eigenen geschlossenen Welt. Darin liegt der Kern der Komödie, daß jeder eine ganz eigene, von anderen nicht miterlebte Welt besitzt. Viele Welten schwirren durcheinander, gerade so viele, wie es Menschen gibt. Und diese Welten werden einzig gelenkt vom Gefühl. Ganz abseits steht nur die kleine Welt des Lakaien, die von „Verstand" gesteuerte — und diese sieht so kümmerlich, verschrumpft, so entsetzlich modern aus.

Bildet sonst beim Drama die Vielheit der Handelnden die Einheit der Handlung, so ist hier der Kirschgarten, als Einheit, die Mutter all der vielen Einzelkosmen. Das ist der auffallendste, formale Wesenszug dieser Komödie.

Von einer Dramenform kann man schlechthin nicht sprechen. Kaum, daß die Menschen, die da wirken, zusammengehalten werden. Es fließt alles um diesen Kirschgarten herum, versiegt auf vielen Wegen, geheimnisvollen, leichten Pfaden. Die Vielheit bleibt bestehen.

Tschechow zeichnet nicht elementar, gleichsam an die Wurzel fassend. Er begnügt sich mit Strichlein, Markierungen, die uns zum Wesen von Rußlands Menschen sanft geleiten sollen.

Aber in jedem Pinselstrich liegt Wahrheit. Schonungslose Wahrheit gegen seine Menschen, Rußlands Menschen und deren Welten, die mit feinster Relativität überhaucht ist. Und wenn man sich fragt, warum die Wirkung so stark, obwohl der Geist, das Formale ausgeschaltet, warum das Innere ergriffen ist, so weiß das Gefühl zu sagen: Hier liegt doch die ganze weite russische Erde, mit ihren blind sich zertötenden Kindern.

Und mit diesem Gefühl, das ganz den Verstand ausgeschaltet hat, war die Aufführung durchwärmt, durchlebt. Welch herrliches Menschentum in Mann und Frau Kayßler-Fehdmer! Es klang in Vielstimmigkeit die weite Ebene mit ihren Menschen, die wir gefühlsmäßig kennen, geistig kaum begreifen . . .

Das große russische Kinderherz liegt zerhackt vor uns, nicht in Proteuszellen, wie ihnen Tschechow genial nachspürt. Das Blut strömt aus Wunden, die sich nicht schließen wollen. Jede Stunde der Gewalt gießt Eimer Blutes in die Gosse — fast so viel, daß das Antlitz auf ewig verlernt, die Züge in Lächeln zu zerren.

Die Kreuzigung im zwanzigsten Jahrhundert! . .

Reinhard Goerings „Der Erste"*), den die Kammerspiele des Deutschen Theaters brachten, wirkte schwach; mußte so wirken, trotz schönen Spieles (Paul Wegener und Gertrud Eysoldt). Diese Schwäche liegt zum ersten in unserer Kenntnis der elementaren, gewaltigen Ausdruckskraft Goerings in seiner „Seeschlacht"*), die wir sahen und lasen. Und zum zweiten in dem Inhalt, der abermals an unsere Erinnerung an die „Seeschlacht" pocht. Gleichsam wie eine nur von gewaltigstem Erlebnis erst übersteigbare Schwelle lagert die Empfindung der „Seeschlacht" in unserem Kunstbewußtsein. Hemmnis und stärkster Trieb zugleich für diesen jungen Dichter. — In der höchsten Kunst wirkt bei Neuerlebnissen die Erinnerung als Hemmung! Bei Dingen niedriger Eigenheit ist sie geneigt, gar Konterbande der Kunst durchschlüpfen zu lassen. Und die „Seeschlacht" war höchste Kunst und bewies, daß Goering der Besten Einer ist. „Der Erste" (warum der Name?) ist nun einmal sein erstes!

Von Goering wird das Drama der Revolution, dieses größten irdischen Geschehens, zu gestalten sein. Von ihm muß es kommen. Die Verwirklichung, die künstlerische Vision dieses Erdgeschehens schreit nach ihm!..

Goering antworte diesem Kunstschrei . . .

Das sind die Halbklänge, die von neuen Stücken ausgehen.

Sonst war das Neue kaum wesenhaft — und das Wesentliche gehörte zu dem alten Bestand.

Das „Deutsche Theater" führt den „Kaufmann von Venedig" auf, anders als ehemals, keineswegs besser. Das rein Menschliche in Rudolf Schildkrauts Shylock, das geistig-Spekulative im Kunstausdruck Albert Bassermanns, die immerhin ganz aus dem Born shakespearescher Wesenskraft fließen, sind dem schauspielerischen Experiment gewichen. Ich sah Alexander Moissis Leistung, die unmöglich eine sein kann, nicht, durfte Wegeners genialisches Produkt bewundern. Ein Spiel des Hirns ohne Herz — und nicht einmal eine schauspielerisch vollendete Leistung. Wo der Germane Wegener mit dem Hirn zupackte, zer-

*) S. Fischer Verlag.

brach er das orientalisch Bedrückte im Herzen Shylocks — und unter dem Schutt erstand auch kein Shakespeare. Else Heims' Porzia ist so herrlich schelmisch wie ehedem. Lebendig, neu, ist Hermann Thimigs junger Gobbo, eine Erscheinung, die man jetzt erst so umfassend witzig, behend sehen konnte. Im Gobbo Thimigs lag der ganze Shakespeare und die Kunstwirkung Max Reinhardts.

Die „Rosmersholm"-Aufführung in den Kammerspielen läßt auch Ibsen auf ganz besondere Weise zu Worte kommen. Es war weit mehr als nur eine gute Aufführung. Denn sie gab einen Über-Ibsen. Die Theorie des Dichters tritt zurück, die Seele des Über-Ibsen tritt vor. Man empfand, daß Rosmersholm nicht mehr die Stätte von Begriffen, Begriffsmenschen nur — sondern von Menschen gemeinhin war. Mit dieser Beugung in produktiven, schöpferischen Kunstausdruck in die Welt des Über-Ibsen hat die kluge Regie Carl Heines Gestalterkraft gezeigt. Ibsen der Ethiker, der Formelngladiator ist tot, Ibsen der Menschendichter, der Seelenzeichner ist lebendig, lebendiger denn je. Lebendig in jeder Faser. Die Bühne ist nicht wie vorgestern dem Ibsen Kampfarena, Anwaltschranke, sondern ein Tempel, in dem Menschen um das Höchste, dem Menschen Erreichbare ringen. Das bewies diese Vorstellung, was eine an anderer Stätte zu beweisen schuldig blieb. Der Kampfruf, der einst Ibsen hieß, wich verklärtem Menschentum. Hier wuchs etwas, was über den Ruf hinauswuchs und hinauswies! Das sollte den Jüngsten den Weg weisen; daß es sein wirkliches Künstler-Menschentum ist, das ihm heute und morgen solches Leben leiht, nicht das historisch gewordene fliegende Panier. Hermine Körners Rebekka West bewegt sich im Bezirk des reinen Heroentums und hat vielleicht nicht so stark gepackt, weil Rebekka mehr ist als nur Heroin. In der Aufführung der „Phädra" von Racine-Schiller, die man eigens für ihre schauspielerisch-heroische Entfaltung in dem „Kleinen Schauspielhaus" gab, wirkt sie ganz in ihrem Element. — Indes man bleibt kalt bei dieser Tragödie, die die markanteste Blüte der klassizistischen Epoche Frankreichs darstellt. Auge, Ohr mußten unermüdlich ausspähen — die Seele fand in diesem Kunstausdruck nichts Wärmendes, Berührendes.

*

Das „Lessing-Theater" gedachte Wedekinds mit einer Aufführung des „Marquis von Keith". Der Kern in der Gigantik der Groteske wurde nicht getroffen. Heinz Salfner besitzt auch nicht, bei aller Liebe für sein Spiel, das hohe Maß für den Marquis. Es fehlt der Schwung, der die Gipfel erklimmt und auf Berggraten dieser visionären Kunst Wedekinds sich zu bewegen vermag. Bei keinem Dichter ist die Gefahr der Schwere, des schwerflüssigen Spiels, das so verzerrend wirkt, so groß. — Die im „Künstler-Theater" mit Eigenheit geleitete Aufführung der drei Einakter „Nachtbeleuchtung" des Schauspielers Kurt Goetz zeigte, daß viel vom Autor zu erwarten ist. Neben dem Inhalt, der mehr Stillstand bedeutet, ist es insbesondere die formale Seite, die Wiederholung, die beständige Wiederkehr einzelner Wendungen, Geschehnisse, Ausbrüche, Äußerlichkeiten, die die Komödien lebendig macht. Goetz beherrscht das Formale. Alles in allem möchte man sagen: Goetz habe viel Georg Kaiser gespielt, gelesen oder studiert ... Eine eigen getönte Persönlichkeit mit eigenem Ausdruck schimmert aus all diesen mit heiterem Lachen mühelos erfaßten kleinen Welten hervor.

Von den anderen Aufführungen, die Totes lebendig machen wollen, kann nicht viel gesagt werden.

Paul Egers „Adam, Eva und die Schlange" im „Kleinen Theater" ist eine flächenhafte, ephemere Erscheinung in der Behandlung der ewigen Dinge zwischen Mann und Weib auf Erden. Man denkt mit Bedauern an seine herrliche Bearbeitung der „Mandragola". Dieser Bühne, die mit René Schickeles „Hans im Schnakenloch", Hanns Johsts „Einsamen" die Besten im Schrifttum lebendig und gegenwärtig machen hilft, kann nicht oft genug gedankt werden. Ihr Versuch, in „Altnürnberg" einige Stücke von Hans Sachs literarisch-historisch neu zu beleben, zerbarst an der Dissonanz von Gegenwart und Bearbeitung.

Die Volksbühne gab noch „Komödie der Liebe" von Ibsen, und es war bei solcher nicht überragenden Regie gar nicht möglich, ein lebensfähiges Gefüge zu gestalten — weil nichts Gestaltbares in dieser Didaktik der Jugend enthalten ist. Weit rühmlicher, ergreifender war die wundervolle Neuaufführung des „Wilhelm Tell", in der Friedrich Kayßler mit seinem herrlichen Menschentum die Klänge unserer freiheitlich verbrämten Zeit zum Schrei nach der wahren Freiheit zusammenfügte. Lebendig und unzerstörbar!...

•

Von allem mehr noch sagen?

Die Notizen läßt man — gern — ungelesen beiseite. Die Klänge dringen aus Halbeindrücken kaum nach.

Es regt sich indes allüberall im Theater. Das Neue wird hervorgeholt, das bisher Aufgesparte. Die Schranken gehen hoch, die Wege sind frei — das Ziel braucht nicht mehr verborgen zu bleiben!

Theater in Freiheit . . .

Wissenschaftliche Rundschau.

Unmittelbar vor Ausbruch des Krieges — das Vorwort ist vom Mai 1914 datiert — wurde die 26. Bearbeitung des „Großen Seydlitz"*) vollendet. Vor der Wucht der politischen und kriegerischen Ereignisse mußte aber das wissenschaftliche Ereignis zurücktreten und erst nach Jahren konnte das Werk in der breiteren Öffentlichkeit die verdiente Beachtung finden. Schon längst hatte sich der „Große Seydlitz" aus einem Schulbuche zu einem Handbuche entwickelt; und in der neuen Bearbeitung bietet es das ganze geographische Wissen in einer kaum zu übertreffenden Vollkommenheit. Nun sieht man erst, wie kläglich das war, was man ehedem unter Geographie verstand; sie war nicht viel mehr als eine Hilfswissenschaft der Geschichte, und dem entsprach auch der meist ganz unzulängliche Unterricht in der Schule. Jetzt ist die Erdkunde eine selbständige achtunggebietende Wissenschaft geworden, die ihrerseits verschiedene Zweige umfaßt. Allerdings sind es vielfach Grenzgebiete, auf die zum Teil andere Wissenschaften mit besserem Rechte Ansprüche erheben können. Bei der Vollständigkeit, die der neue Seydlitz erstrebte, mußte diese Tatsache zu besonderem Ausdruck kommen. In der „Allgemeinen Erdkunde" ist hier bei der Darstellung der mathematischen und astronomischen Geographie (Bewegung der Erde; das Weltall) weit in den Bereich der Astronomie übergegriffen, ebenso wie bei der Handelsgeographie in den

*) E. von Seydlitz'sche Geographie: Handbuch der Geographie. 26. Bearbeitung. Unter Mitwirkung von Studienrat Prof. Dr. O. Clauß, Univ.-Prof. Dr. E. Friedrich und Prof. Dr. R. Reinhard herausgegeben von Prof. Dr. E. Oehlmann. Verlag von Ferdinand Hirt, Breslau, 1914.

der Volkswirtschaftslehre (Welthandel; Verkehrskunde). Daher finden wir mancherlei, was man in einem Handbuche der Erdkunde kaum erwarten dürfte; was aber um so weniger ein Fehler ist, als gerade diese beiden Abschnitte meisterhaft gestaltet sind. Um nur eins anzuführen: über die wichtigsten einschlägigen Probleme sind alle neueren Hypothesen, ohne eine eigene Ansicht dem Leser aufzudrängen, knapp und doch mit bewundernswerter Klarheit wiedergegeben, so daß auf verhältnismäßig geringem Raume eine reiche Fülle der Belehrung und gediegenen Wissens geboten wird. Auch bei der Handelsgeographie muß die Auswahl und übersichtliche Anordnung des Stoffes lobend anerkannt werden.

Eine durchgreifende Umgestaltung hat der Hauptteil — die eigentliche Länderkunde — durch eine vollständige Neugliederung erfahren. Wurde früher, der damaligen Auffassung der Erdkunde entsprechend, die politische Geographie vorangestellt, an die sich die physikalische unterordnend anschloß, so bildet jetzt die Landschaftskunde das Gerüst, in das sich die politischen Verhältnisse einfügen müssen. Das Prinzip ist unzweifelhaft richtig; in der Ausführung ist es jedoch nicht immer gelungen, aller Schwierigkeiten Herr zu werden. Überall da, wo sich die politischen Grenzen mit den Landschaften im großen und ganzen decken (wie meist in den außereuropäischen Erdteilen), sind keine Unzuträglichkeiten entstanden. Anders bei Mitteleuropa. Die Schilderung der Alpen und der anschließenden mitteleuropäischen Gebirge hätte ein klareres Bild ergeben, wenn sie ganz im Zusammenhange erfolgt wäre, anstatt die politischen Länder gruppenweise dazwischen einzuschalten. Andererseits ist dadurch die Einheitlichkeit in der Darstellung des Deutschen Reiches und vor allem Österreich-Ungarns arg gestört und zerrissen worden. Die in geographischer wie in ethnographischer Hinsicht unglückselige Eigenart des verflossenen österreichisch-ungarischen Staates hat sich auch hier unliebsam geltend gemacht. Nun hat sich ja seit dem Erscheinen des Buches alles geändert, und man kann erwarten, daß eine Neuauflage, die bei dem trefflichen und für weite Kreise unentbehrlichen Werke in nicht zu ferner Zeit zu erhoffen ist, auch diesen Übelstand noch zu beseitigen und einen allseitig befriedigenden Weg einzuschlagen wissen wird. —

Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Neubearbeitung des geographischen Werkes weist die eines anderen altbewährten Lehrbuches, der zweibändigen Weltgeschichte von Georg Weber auf, deren erster Band gegen Ende des Weltkrieges, vor wenigen Monaten erschienen ist.*) Allerdings ist in diesem Falle aus dem Lehrbuche nicht ein Hand- oder Nachschlagebuch geworden; vielmehr werden die grundlegenden geschichtlichen Kenntnisse vorausgesetzt, zu deren „Ergänzung, Vertiefung und Zusammenfassung ein von Anfang bis zu Ende lesbares Geschichtswerk" geboten werden soll. Aber nicht nach der seit alters üblichen Schablone des Aneinanderreihens der einzelnen Ländergeschichten; sondern der Begriff der Weltgeschichte sollte in seinem wahren, tieferen Wesen erfaßt und durchgeführt werden, vermittelst einer synchronistischen Anordnung der welthistorischen Ereignisse. Das ergab eine gründliche Neuorientierung des gesamten Stoffes und in weiterer Folge ein ganz neues Werk, das mit dem alten und veralteten Weber nur noch wenig gemein hat. Dem Prinzip kann wiederum die Berechtigung nicht

*) Georg Webers Weltgeschichte in zwei Bänden, vollständig neu bearbeitet von Ludwig Rieß. Erster Band: Altertum und Mittelalter. Leipzig 1918, Verlag von Wihelm Engelmann.

abgesprochen werden; bei der Umsetzung in die Tat erheben sich jedoch auch hier schwerwiegende Bedenken. Denn neben den weltgeschichtlichen Faktor tritt gleichberechtigt ein zweiter: der national- oder staatengeschichtliche. Zwischen beiden muß der mittlere — gleichsam auf der Kräfte-Diagonale liegende — Weg gesucht werden, um zum Verständnis der Entwickelung der Menschheitsgeschichte zu führen. Mehrere Jahrhunderte hindurch, von den ältesten Zeiten der Stadt Rom an, läuft die Geschichte des römischen Staates und Griechenlands parallel, ohne einander zu berühren oder zu beeinflussen. Es kann daher nicht zweckmäßig erscheinen, die römische Geschichte jenes Zeitraumes stückweise mit der griechischen zu durchwirken und so den festgeschlossenen Gang der Entwickelung des römischen Staatswesens zu unterbrechen. Ähnlich verhält es sich mit der jüdischen Geschichte. Für das Mittelalter, wo nicht nur der Schauplatz der Weltbegebenheiten sich erweiterte, sondern auch die diplomatische und kulturelle Einwirkung und Beeinflussung der Staaten und Völker aufeinander immer größere und verschlungenere Kreise zog, ist die synchronistische Methode eher angebracht, wenngleich sie bisweilen zu recht äußerlichen und gewaltsamen Zusammenfassungen, Vergleichen und Übergängen veranlaßte.

Daß das Material stets mit kritischem Urteil gesichtet und alles Zweifelhafte und Unsichere getilgt ist, daß überall die Ergebnisse der neuesten Forschung zu Grunde gelegt und verwertet sind, überall die modernsten geschichtswissenschaftlichen Anschauungen zur Geltung kommen, ist selbstverständlich. Besonders hervorgehoben sei die rein geschichtliche Auffassung der Persönlichkeit und des Auftretens Christi, die nirgends den Boden des Natürlichen verläßt. Zu den besten Abschnitten des Buches gehören ferner die kulturgeschichtlichen Überblicke in den verschiedenen Zeitepochen: die hellenistische Kultur, die Kultur der römischen Kaiserzeit, die Beziehungen zwischen Orient und Okzident im Zeitalter der Kreuzzüge, die Rechts- und Verfassungsentwickelung während des 13. Jahrhunderts u. a. Den Zweck, den der Herausgeber, wie oben angeführt, mit seiner Neubearbeitung verfolgte, hat er jedenfalls gut erreicht, und man kann dem Erscheinen des zweiten Bandes, der unserem Empfinden doch näher stehenden Neuzeit, mit um so größerem Interesse entgegensehen. S. B.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Albert Einstein

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des
Berliner Physikers Professor Dr. Albert Einstein.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Ersler & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 168. Heft 533. Februar 1919.

Professor Dr. Ludwig Stein: Kant's Entwurf zum „ewigen Frieden" im Lichte der Gegenwart.

Waren die angeblichen Weltfriedens-Pläne Heinrichs IV. und greifbaren Vorschläge St. Pierres „zum ewigen Frieden" von den Fürsten des Geistes mit vornehmtuerischer Herablassung oder gar mit malitiösem Spottlächeln kurz abgefertigt worden, so änderte sich die Sachlage in dem Augenblick, da der Gedankenkönig Immanuel Kant auf den Plan trat, um sich rückhaltlos auf die Seite der Verfechter dieser Idee zu stellen. Schon im Jahre 1784 hatte sich Kant in seiner Schrift: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" in die vorderste Reihe der Fahnenträger des Friedensideals begeben.

Hier wurde der Staat als soziales Individuum aufgefaßt. Wie der einzelne Mensch sich im Naturzustande gezwungen sieht, mit anderen Individuen zu einem sozialen Verband zusammenzutreten und damit seine Urfreiheit einzuschränken, um wenigstens innerhalb bestimmter Grenzen sich ein gewisses Ausmaß von Freiheit zu sichern, so treten allmählich kleinere soziale Gruppen zu einem größeren Staaten-Aggregat zusammen, um dem Kampf Aller gegen Alle zu entrinnen und innerhalb des so geschaffenen größeren Staatenverbandes ihre „Sicherheit und Rechte nicht von eigener Macht oder eigener rechtlicher Beurteilung, sondern allein von diesem großen Völkerbund, von einer vereinigten Macht und von der Entscheidung nach Gesetzen des vereinigten Willens zu erwarten".

Dieser soziale Kitt, der kleinere Familien- oder Staatengruppen zum Zusammenschluß zu immer größeren und damit mächtigeren Verbänden drängt, scheint ein unlöslicher zu sein, weil er die untilgbaren selbstischen Neigungen des Menschen zum Untergrunde hat. Not und Eigeninteresse haben eben ihre eigene unfehlbare Logik. Was aus diesen Instinkten heraus sich bildet und zusammenschmiedet, hat Bestand, weil das gleiche Interesse, das zur Zusammenfügung drängte, ängstlich darüber wacht, daß kein Auseinanderfallen Platz greife. Mag also Kant immerhin die selbstischen Neigungen des Menschen als das „radikale Böse" verschreien, so hat doch die Natur die raffinierte List angewendet, gerade auf dem Umwege dieses radikal Bösen das soziale Heil der Menschheit in stufenweiser Annäherung anzustreben. Der sicherste Regulator des Egoismus *eines* Individuums oder eines Staates (politischen Individuums) ist immer der des *anderen*.

Gelingt es nun diese selbstischen und ungeselligen Triebe der einzelnen Individuen oder Völkergruppen dadurch zu harmonisieren, daß man zwischen ihnen ein richtig balancierendes Interessengleichgewicht herstellt, dann ist der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben, d. h. die eine Interessengruppe ist paralysiert durch die andere. Ja, Kant fand in den achtziger Jahren bereits die ersten Anzeichen einer solchen allmählichen Harmonisierung der Interessengruppen. Von der fortschreitenden Aufklärung, von der immer größeren Kostspieligkeit der Kriege, besonders aber von den immer schärfer in den Vordergrund tretenden Handelsinteressen der Völker, versprach er sich ein allmähliches Heranrücken an das Ideal eines die Kulturmenschheit umfassenden friedlichen Völkerbundes.

In der Grundüberzeugung, daß die Logik der Geschichte die unverkennbare Tendenz zeige, sich in langsamer Fortentwicklung dem Zustande eines weltbürgerlichen Gesamtstaates anzunähern, vermochten ihn auch die Erschütterungen der französischen Revolution umso weniger irre zu machen, als er ja dem politisch-ethischen Hintergrund der Revolution offenkundige Sympathien entgegenbrachte, wenn er auch deren Ausschreitungen verabscheute. Mag er also immerhin in seiner Abhandlung „über das Verhältnis der Theorie zur Praxis im Völkerrecht", vom Jahre 1793, den kosmopolitischen Ton etwas gedämpft haben, so zeigt doch sein philosophischer Entwurf „zum ewigen Frieden" vom Jahre 1795 zur Genüge, daß der Rechtsphilosoph der neunziger Jahre kein Titelchen von dem zurücknahm, was der Vernunftkritiker der achtziger Jahre enthusiastisch gekündet hatte.

Daß der ewige Friede jemals *erreicht* würde, hat Kant übrigens nie und nirgends behauptet. Heißt es doch vielmehr in seiner Rechtslehre ausdrücklich, der ewige Friede sei eine „unausführbare Idee". Und wenn er gleichwohl den ewigen Frieden als Ideal der Menschheit preist, so muß man sich eben gegenwärtig halten, was Kant im letzten Teil seiner Kritik der reinen Vernunft, sowie in seiner Kritik der praktischen Vernunft unter einem Ideal der reinen Vernunft, beziehungsweise Postulat der praktischen Vernunft versteht. Ideale werden eben überhaupt nicht erreicht, sondern immer nur erstrebt; sie bezeichnen nicht so sehr die letzten Ziele, die verwirklicht werden sollen, als vielmehr die einzuschlagenden Richtungen, die jenem Ziele entgegenführen, ohne es je zu erreichen. Diese Endlosigkeit der Richtung ist aber kein Unsegen für die Menschheit, weil und insofern das Einschlagen des Weges an sich schon Selbstzweck ist.

Täuschen wir uns also darüber nicht: der ewige Friede ist auch nach Kant weder realisierbar, noch auch nur wünschbar*). Er ist der Menschheit vielmehr

---

*) Kant sagt nur: „Auf die Art garantiert die Natur, durch den Mechanismus in den menschlichen Neigungen selbst, den ewigen Frieden; freilich mit einer Sicherheit, die nicht zureichend ist, die Zukunft desselben (theoretisch) *zu weissagen*, aber doch in praktischer Absicht dazu gelangt und es zur Pflicht macht, zu diesem (nicht bloß chimärischen) Zwecke hinzuarbeiten."

nur Leitstern. Was dem Wanderer in der Wüste der Stand der Sonne, dem in tiefer Nacht im Waldesdunkel Dahinziehenden die blinkende Mondscheibe, dem auf unbegrenzt scheinender Wasserfläche dahinschwebenden Fahrzeug der Kompaß, das ist der in unendlicher sozialer Entwicklung befindlichen Menschheit der ewige Friede. Wie Sonne und Mond orientiert er uns über den einzuschlagenden Weg; er selbst aber ist ebenso wie Sonne und Mond für uns unerreichbar. Und vielleicht würden wir die hohe soziale Temperatur eines ewigen Friedens psychisch ebenso wenig vertragen und verwinden können, wie physisch die Temperaturen von Sonne und Mond.

Also nicht mit dem letzten Ziel des ewigen Friedens, sondern mit den Mitteln seiner Anstrebung haben wir es bei Kant, richtig verstanden, zu tun. Diese Mittel nun können zweierlei sein: negative, gewisse Handlungen verbietende, und positive, gewisse andere Handlungen fordernde. Die ersteren faßt Kant als Präliminarartikel, die letzteren als Definitivartikel zusammen. Und da er dem ganzen Traktat vom ewigen Frieden die Form eines Vertrages gegeben hat, so fügt er mit boshafter Ironie noch einen „geheimen Artikel" hinzu, um auch in diesem Punkte die üblichen Staatsverträge zu parodieren. Die sechs Präliminarartikel lauten wie folgt:

1. „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden."

2. „Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleichviel) von einem anderen Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können."

3. „Stehende Heere (miles perpetuus) sollen mit der Zeit ganz aufhören."

4. „Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden."

5. „Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Staats gewalttätig einmischen."

6. „Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem anderen solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen: als da sind Anstellung der Meuchelmörder (percussores), Giftmischer (venefici), Brechung der Kapitulation, Anstiftung des Verrats (perduellio) in dem bekriegten Staat etc."

Und die drei Definitivartikel lauten:

1. „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein."

2. „Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein."

3. „Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein."

In der zweiten Auflage seiner Schrift hat Kant noch einen Zusatzartikel hinzugefügt, welcher lautet:

„Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rate gezogen werden." Was vor hundert Jahren als „philosophischer Chiliasmus" bekrittelt und als unrealisierbarer Traum bespöttelt wurde, das ist den letzten hundert Jahren vielfach Geschichte geworden. Ein erklecklicher Teil der damals für unerfüllbar gehaltenen Forderungen hat sich in großen Zügen inzwischen verwirklicht, woraus man die begründete Hoffnung schöpfen kann, daß auch der übrige realisierbare, aber noch nicht realisierte Rest der Kantischen Forderungen in nicht zu ferner Zeit sich erfüllen wird. Den unrealisierbaren Rest, der Kant als Schlacke seines Zeitalters anhaftet, können wir füglich ausscheiden.

Die unbedingte Ehrlichkeit der Friedensgesinnung (Artikel 1) ist seither, wenn auch noch nicht in praxi von den Völkern, so doch in thesi von dem über diesen stehenden Völkerrecht rückhaltlos gebilligt und aufgenommen worden.

Die offizielle Friedenslüge wird und muß auf die Dauer schwinden, wie die Lügendiplomatie der Richelieu, Talleyrand, Metternich, Beust e tutti quanti mit der neuen diplomatischen Ära einer dem öffentlichen Ethos entsprechenderen, offeneren und ehrlicheren Diplomatie gewichen ist. Auch werden heute keine Kulturstaaten „durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung" (Artikel 2) mehr erworben. Erbfolgekriege sind fürderhin ebensowenig wahrscheinlich, als daß heute noch „Staaten einander heiraten könnten". Das sind Überlebsel dynastischer Zopfstaaterei, wie sie unter der erbarmungslosen Schere der heutigen Nationalstaaten unfehlbar bis auf den letzten Rest fallen werden. Der gegen die stehenden Heere gerichtete Artikel 3 ist inzwischen gegenstandslos geworden. Kants Grimm richtete sich gegen die damals üblichen Soldheere, weil in diesen der Mensch zur bloßen Maschine herabsinkt und eben damit seines unveräußerlichen Rechtes der freien Persönlichkeit beraubt wird. Das schweizerische Milizheer beispielsweise, das der Forderung des gleichen Rechtes für alle das Correlat der gleichen Pflicht aller auf Verteidigung des Lebens und der nationalen Ehre angliedert, widerspricht dem Kantischen Moralbegriff so wenig, daß es vielmehr als kaum abweisbares Postulat aus diesem hervorfließt.

Der sittliche Hauch, der über allen Forderungen Kants, besonders auch über den Präliminarartikeln 3—6 gelagert ist, hat nach und nach die Kulturvölker ergriffen und sich selbst der Vielvermögenden bemächtigt. Daß eine sittliche Verjüngung der Menschheit Platz greifen müsse, um die Durchführbarkeit der von Kant vorgeschlagenen Friedensmittel herbeizuführen, unterliegt keinem Zweifel; aber diese sittliche Wiedergeburt befindet sich bereits in Vorbereitung und vollzieht sich offensichtlich unter unseren Augen. Daß eine solche Frage, wie die soziale, deren bewußtes Erfassen und geflissentliches Lösenwollen früheren Generationen

— bis auf verschwindend geringe Ausnahmen — verschlossen war, jetzt nicht bloß aufgeworfen und knapp formuliert wurde, sondern alle Schichten der Bevölkerung bis hinauf zum geistigen Adel aller Völker mit elementarer Gewalt ergriffen hat, ist schon ein deutliches Anzeichen jener von Kant geforderten sittlichen Wiedergeburt. Und mögen auch die Klassengegensätze heftiger entbrannt sein denn je zuvor, so ändert dies an der Tatsache nichts, daß das sittliche Bewußtsein auch der beati possidentes geweckt und geschärft sein muß, da die Gesetzgebung aller zivilisierten Staaten einen auf die Linderung des Massenelends abzielenden sozialen Zuschnitt erhalten hat.

Die Forderung des ersten Definitivartikels, „die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein", ist in dem Verstande, in welchem Kant den Begriff des Republikanismus aufgefaßt wissen wollte, in den Kulturstaaten im Wesentlichen realisiert. Denn unter Republikanismus dachte sich Kant einmal einen konsequent durchgebildeten Rechtsstaat, in welchem das Recht über der Gewalt, also auch über den Machthabern thront, andermal eine streng durchgeführte Repräsentativ-Verfassung, in welcher die Freiheit des Untertanen und seine Gleichheit vor dem Gesetz gewährleistet, zugleich aber auch seine Abhängigkeit von einer einzigen gemeinsamen Gesetzgebung festgelegt ist. Ja, er verwahrt sich mit bemerkenswertem Eifer gegen die Deutung, als sähe er in der Demokratie ein anzustrebendes Ideal, wie aus folgender Wendung erhellt: „der Republikanismus ist das Staatsprinzip der Absonderung der ausführenden Gewalt (der Regierung) von der gesetzgebenden; der Despotismus ist das der eigenmächtigen Vollziehung des Staates von Gesetzen, die er selbst gegeben hat, mithin der öffentliche Wille, sofern er von den Regenten als sein Privatwille gehandhabt wird. Unter den drei Staatsformen ist die Demokratie, im eigentlichen Verstande des Wortes, notwendig ein Despotismus, weil sie eine exekutive Gewalt gründet, da alle über und allenfalls auch wider einen (der also nicht miteinstimmt), mithin alle, die doch nicht alle sind, beschließen; welches ein Widerspruch des allgemeinen Willens mit sich selbst und mit der Freiheit ist." Überhaupt sind wir auch inbezug auf die Regierungsform von den absoluten Werten allgemach zurückgekommen, um uns bei relativen zu bescheiden. Die alte Doktorfrage nach der besten Regierungsform gehört ebenso in die Rumpelkammer abgetragener und fadenscheinig gewordener Begriffe, wie die nach dem höchsten Gut (summum bonum). Regierungsformen wachsen aus den Lebensbedingungen und dem durch diese gegebenen Nationalcharakter, aus den politischen und geschichtlichen Traditionen der Völker heraus. „Eines schickt sich nicht für alle; d'rum sehe jeder, wie er's treibe." Es ist schon gar manchem Volke zum Unsegen geworden, daß es einer angeblich alleinseligmachenden politischen Formel zuliebe das Staatswesen künstlich in das Schema dieser Formel hineingerenkt hat. Zudem ist die kantische Forderung des konsequenten Rechtsstaats von der Regierungsform ganz unabhängig.

Das künstliche Aufpfropfen von neuen Regierungsformen, die dem Kulturzustand und der Geistesverfassung eines Volkstums noch nicht angepaßt sind, hat sich in der Geschichte immer gerächt. Und so erweist sich denn diese Forderung Kants, daß alle Völker dereinst nach der gleichen Regierungs- und Verfassungsform leben sollten, als eine in absehbarer Zukunft nicht realisierbare. Die Unifizierung der Regierungsformen unter den zu einem gemeinsamen Völkerbund zusammentretenden Nationen scheitert eben daran, daß die verschiedene geographische Lage und der mannigfach abgestufte Kulturzustand der einzelnen Völker auch verschiedene Regierungsformen heischen.

Aussichtsvoller hingegen ist der zweite Definitivartikel, nach welchem das „Völkerrecht auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet werden soll". Dieser Gedanke hat in den letzten Jahrzehnten Fortschritte gemacht und Kreise ergriffen, deren Mitwirken an der Realisierung dieses zweiten Definitivartikels zu den höchsten Erwartungen berechtigt. Mag es auch noch nicht viel besagen, daß der Philosoph Schelling sich zu dem Ausspruch verstieg: „Es ist an kein sicheres Bestehen auch nur einer einzelnen Staatsverfassung zu denken, ohne eine Föderation aller Staaten, die sich wechselseitig ihre Verfassung garantieren, so daß für die Streitigkeiten der Völker untereinander ein allgemeiner Völkerareopag, zusammengesetzt aus Mitgliedern aller kultivierten Nationen, existiert, welchem gegen jedes einzelne rebellische Staatsindividuum die Macht aller übrigen zu Gebote steht", so gewinnt dieser Ausspruch vielleicht doch an Bedeutung, wenn man erwägt, daß Schelling der philosophische Intimus des genialen Bayernkönigs gewesen ist, der diesen Ideengang Schellings geteilt haben dürfte. Wenn aber nicht bloß ein deutscher Philosoph, sondern ein englischer Staatsmann von der Umsicht eines Gladstone vor versammeltem Parlament die öffentliche Äußerung tut: „Es gibt noch ein besonderes Mittel . . . ., auf welches ich einen ganz besonderen Wert lege, das ist: die Gründung eines Tribunals zu provozieren, das ich ein „Zentraltribunal Europas" nennen würde, einen Rat der Großmächte, in dessen Mitte man den rivalisierenden Eigeninteressen vorbeugen oder doch erreichen könnte, daß dieselben sich gegenseitig neutralisieren und daraus eine unparteiische Autorität hervorginge, um die Streitigkeiten zu schlichten. Ich bin überzeugt, daß, wenn jener Egoismus beseitigt werden könnte, und jeder Staat dazu gelangte, seine Ansprüche auf ein gerechtes Maß zu beschränken, die Wirkung einer zentralen Autorität in Europa von unberechenbarem Nutzen wäre", so wäre es vermessen, die kantischen Hoffnungen heute trügerische oder illusorische zu schelten. Der ethische Abscheu vor dem Krieg, den Bertha von Suttner in ihrem Buch „Die Waffen nieder" so packend schildert, ist heute ein so allgemeiner, daß selbst ein Moltke den denkwürdigen Ausspruch tat: „Wir bekennen uns offen zur vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens. Ist nicht der große Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden? Sehen wir nicht anfangs die Hand eines jeden wider jeden erhoben? Die Kriege werden

immer seltener werden, weil sie übermäßig teuer geworden," und ein Garibaldi mit folgendem Plan hervortreten konnte: „Ein Bund der europäischen Nationen muß durch Vertreter jedes Landes zusammengehalten werden, deren erster Ausspruch sein muß: „der Krieg wird für unmöglich erklärt." Die zweite Basis muß ein Gesetz sein, nach welchem alle Völkerstreitigkeiten durch den internationalen Kongreß geschlichtet werden. Auf diese Weise wird der Krieg — diese Geißel und Schmach der Menschheit — für immer ausgerottet werden."

Professor Dr. Oskar Vogt: Die Diplomatie als angewandte Psychologie.

Jede Erfahrungswissenschaft zerfällt in eine theoretische und in eine angewandte Unterdisziplin. Das gilt auch von der Seelenkunde oder Psychologie. Die theoretische Seelenkunde hat das ursächliche Zustandekommen der Bewußtseinserscheinungen (unseres Denkens, Fühlens und Wollens) zu studieren, um künftiges seelisches Geschehen voraussagen zu können. Die angewandte Seelenkunde hat die von der theoretischen Psychologie aufgedeckten psychologischen Gesetze auszunutzen, um bestimmte seelische Erscheinungen hervorzurufen. Eine solche angewandte Psychologie ist die Pädagogik. Eine andere wird von der Psychotherapie oder der Heilung von Erkrankungen durch seelische Beeinflussung gebildet. Eine dritte Schwesterwissenschaft ist die Diplomatie.

Jede Erfahrungswissenschaft kann aus der Methodik anderer Erfahrungswissenschaften etwas für die eigene lernen. Diese Möglichkeit wächst mit der Verwandtschaft, die zwischen den einzelnen Wissenschaften besteht. Von dieser Idee ausgehend, soll der Versuch gemacht werden, einige Grundsätze für die Diplomatie aus der Psychotherapie abzuleiten. Ich halte diesen Versuch gerade im gegenwärtigen Moment für umso angezeigter, als die seelische Stimmung weitester Volkskreise aller am Kriege beteiligten Nationen aus dem normalen Gleichgewicht gekommen ist, und ihre Wiederherstellung schon beinahe nicht mehr den Politikern überlassen, sondern Seelenärzten anvertraut werden muß.

Schon die einfache Tatsache, daß die Diplomatie eine angewandte Wissenschaft ist, führt zu einer Forderung: nämlich der unbedingten Ermöglichung der diplomatischen Karriere für die wenigen, wirklich für die Diplomatie begabten Menschen. Alle theoretischen und angewandten Wissenschaften mangeln gegenüber den ihrer wartenden Aufgaben in furchtbarem Maße an hinreichend begabten Persönlichkeiten. Dafür zu sorgen, daß wenigstens die Begabten auch an die richtige Stelle gelangen können, ist eine der wichtigsten Aufgaben aller Regie-

rungen. Und das gilt insbesondere für die Diplomatie. Ist doch nichts mehr schuld an dem Zustandekommen des gegenwärtigen Krieges als intellektuelle und sittliche Mängel der verantwortlichen Diplomaten!

Die Diplomatie soll als angewandte Psychologie fremde Völker in einem bestimmten Sinne beeinflussen. Für die Art und Weise, wie diese Beeinflussung zu erfolgen hat, kann uns die Psychotherapie wichtige Fingerzeige geben. Der Seelenarzt muß nicht nur theoretisch erfaßt haben, wie seelische Momente krank machend und heilend wirken können, sondern er muß auch die für den einzelnen Fall wichtigen seelischen Faktoren erkennen können. Er bedarf dazu in hervorragendem Maße der psychologischen Intuition. Ähnliche Bedingungen muß der Diplomat erfüllen. Das Handeln des einzelnen wird in erster Linie von seinem Trieb- und Affektleben beeinflußt. Der reine Verstand spielt eine sehr untergeordnete Rolle. Wer das Gegenteil von sich oder anderen behauptet, beweist damit nur, daß er einer tiefer schürfenden psychologischen Analyse unfähig ist. Die Richtung des Trieblebens ist in erster Linie durch angeborene Tendenzen gegeben. Das Affektleben wird vor allem durch gefühlsstarke Erlebnisse des individuellen Lebens und zwar insbesondere der Kindheit bestimmt. Wieviel Männer glaubten vor 1914 international zu fühlen! Sie waren zu diesem Internationalismus auf dem Wege des Verstandes gekommen. Sie waren Verstandesinternationalisten. Da brach der Krieg aus und mit ihm ein ungeahnter Nationalismus in allen beteiligten Völkern! Erinnerungen der Kindheit, Äußerungen von Eltern und Lehrern waren es in erster Linie, die diesen Taumel ermöglicht haben. Zu dem angeborenen Triebleben und dem vor allem durch Jugenderlebnisse beeinflußten Affektleben kommt dann noch bei den Menschen, da wo sie als Masse auftreten, der Faktor der Massensuggestion hinzu, wie er durch gegenseitige Beeinflussung und vor allem durch die Presse ausgeübt wird. Der Diplomat muß nicht nur diese Tatsachen als solche kennen, sondern er muß, wenn er Einfluß auf eine Masse gewinnen will, speziell darüber orientiert sein, wohin das Triebleben, das Affektleben und die Massensuggestion in der betreffenden Masse tendiert. Er muß deshalb nicht nur die seltene Gabe besitzen, sich in die betreffende Masse hineinfühlen zu können, sondern er muß auch in die seelische Konstruktion der zu beeinflussenden Masse eingedrungen sein, sie gründlich studiert haben. Nichts ist deshalb falscher, als die Mehrzahl der Diplomaten oft ihre Posten wechseln zu lassen. Die meisten Diplomaten müssen sich zu Spezialisten eines einzelnen Volkes und, wenn das schon die Fähigkeiten des einzelnen übersteigt, zu Spezialisten gewisser Gesellschaftsgruppen eines Volkes ausbilden und sich dann von Kennern der übrigen Gesellschaftsgruppen dieses Volkes unterstützen lassen.

Für einen psychotherapeutischen Erfolg genügt es nun aber nicht nur, diejenigen seelischen Faktoren aufgedeckt zu haben, welche die vorliegende Erkrankung bedingen und unterhalten, sondern es bedarf noch einer Fähigkeit: das Vertrauen des Kranken zu gewinnen. Verhält sich der Kranke dem Arzt gegenüber ab-

weisend, so wird jeder therapeutische Erfolg an dem inneren Widerstande des Kranken scheitern. Auf Grund meiner vieljährigen ärztlichen Erfahrung muß ich nun erklären, daß für den Psychotherapeuten die wichtigste Vorbedingung für die Gewinnung dieses Vertrauens seine absolute Wahrhaftigkeit ist. Der Kranke muß auf die Worte desjenigen Arztes, welcher nachhaltigen psychotherapeutischen Einfluß haben will, schwören können. Dieses Moment scheint mir auch für die Diplomatie von ungeheurer Wichtigkeit zu sein.

Man wird mir nun aber einwenden, daß man doch nicht immer dem Kranken die Wahrheit sagen könnte, daß man Todkranken ihren Zustand verheimlichen müßte. Es ist mir dieser Einwand speziell von Hypochondern und mißtrauischen Kranken sehr oft gemacht worden, wenn ich ihnen eine Gesundung in Aussicht stellte. Ich habe in meinem ärztlichen Berufe diese Klippe dadurch vermeiden können, daß ich prinzipiell nur solche Kranke in Behandlung genommen habe, denen ich noch helfen zu können glaubte. Der gleiche Einwand kann mir nun gemacht werden, wenn ich von der Diplomatie Wahrhaftigkeit fordere. Ist nicht gerade die Aufgabe der Diplomaten, ihre Gegner zu übertölpeln? Hier scheint mir nun die Sache so zu liegen, daß zweifellos die Erzielung diplomatischer Erfolge, welche für die andere Partei einen Nachteil bedeuten, nur durch eine Überlistung zustande kommen kann. Aber es erhebt sich für mich hier die Frage, ob denn überhaupt Vorteile für eine Nation angestrebt werden sollen, welche einen Nachteil für eine andere darstellen. Diese Frage muß ich mit einem entschiedenen Nein beantworten! Welche Dauererfolge weist die unter Schädigung der Nachbarvölker durchgeführte Politik Preußens auf? Preußen muß heute die gegen ihren Willen annektierten Grenzländer alle herausgeben, und auch die ihm widerwillig angegliederten rein deutschen Provinzen sind im Begriff, sich vom eigentlichen Preußen loszusagen, während dasselbe Land nicht mehr in der Lage ist, die einst gewaltsam vertriebenen Deutsch-Österreicher aus einem Großdeutschland fernzuhalten. Aber, höre ich einwenden, das ist die Folge eines unglücklichen Krieges; ich könne doch nicht den Kampf ums Dasein leugnen, der dauernd zwischen den Nationen bestehen bleiben würde. Es sei immer in letzter Linie die Magenfrage. In unserem technischen Zeitalter ist ein solcher Einwand unbegründet. Wir sind heute in der Lage, aus anorganischen Stoffen direkt oder indirekt Nahrungsmittel zu schaffen. Wir benutzen noch erst in verschwindend kleinem Maße die Wasserkräfte, „la houille blanche". Die in der Ebbe und Flut und in den Sonnenstrahlen der Wüste vorhandenen ungeheuren Kräfte haben überhaupt noch keine Ausnutzung erfahren. Unter solchen Umständen kann von einer Überbevölkerung und einem dadurch notwendig gewordenen Kampf um das tägliche Brot nicht die Rede sein, wenn nur dem einzelnen der Ertrag seiner Arbeit zufließt und Produktion und Konsumtion eine internationale Regelung erfahren. Es kann deshalb heute der Diplomat sich auf das gemeinsame Interesse aller schaffenden Menschen der Erde stützen und eine seinen kulturellen

Leistungen entsprechende Behandlung jeder einzelnen Nation ohne jeden Hintergedanken fordern. So scheint mir auch die aus meinen psychotherapeutischen Erfahrungen abgeleitete Forderung der unbedingten Wahrhaftigkeit für diplomatische Dauererfolge durchaus berechtigt zu sein.

Diese letzte Schlußfolgerung hat nun aber meiner Ansicht nach im gegenwärtigen Moment für uns Deutsche eine ganz besondere Bedeutung. Soll Deutschland, dessen gestürzte Regierung das Prinzip der Macht vor dem Recht vertreten hat, heute erfolgreich mit dem Anspruch auf einen gerechten Frieden an die Ententevölker herantreten, so ist es nur möglich, wenn die deutschen Vertreter sich auf das Prinzip der internationalen Solidarität stellen. Infolge der unwahren Politik aber unseres ancien régime werden unsere Diplomaten bis weit in die Reihen der bürgerlichen Pazifisten und der Sozialisten der Entente auf schweres Mißtrauen stoßen. Wir werden viele Schwierigkeiten haben, die Ententevölker von der Aufrichtigkeit unserer neuen Politik zu überzeugen. Deshalb erscheint es mir dringend notwendig, daß sich die deutsche Diplomatie nur solcher Männer bedient, welche nach ihrem Vorleben den Anspruch auf Vertrauen bei den Ententevölkern erheben können, d. h. solcher Männer, welche dem Prinzip der internationalen Solidarität nicht erst seit gestern huldigen, sondern auch während des deutschen Siegestaumels an diesem Ideal nicht irre geworden sind.

Robert Friedländer:
Die Bedeutung der Ideen für die Wirtschaft.

(Rede, gehalten auf der vorbereitenden Versammlung zum Deutschen Wirtschaftskongreß.)

Von einem großen Teil des deutschen Bürgertums kann man sagen wie von den Bourbonen: Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Das gilt nicht für die Politik. Denn die Mehrzahl der sogenannten bürgerlichen, das heißt nicht sozialistisch eingeschworenen Elemente des deutschen Volkes ist mit einem Schlage politisch revolutioniert worden. Nicht durch die Revolution. Aber die schmachvolle Flucht des Kaisers hat auch dem Allzublinden die Augen geöffnet. Sie hat das monarchische Gefühl mit einem Schlage aus breiten Bereichen der deutschen Seele gerissen. Der Mann der großen Gesten hat die Geste nicht gefunden, die den von ihm ein Leben lang heiß verfochtenen Gedanken gestützt, vielleicht gerettet hätte. Heute ist auch der deutsche Bürger davon überzeugt, daß neue politische Formen geschaffen werden müssen.

Anders in der wirtschaftlichen Welt.

Vielleicht kommt das daher, daß der deutsche Bürger — das Zoon apolitikon, das unpolitische Tier schlechthin — stets im Gefühl lebte, der Staat sei etwas, das ihn nicht unmittelbar angeht, dessen Geschicke sich irgendwo außerhalb seiner engeren Interessensphäre abspielen. Der Staat — das war das andere. Ein Nachbarland neben dem eigenen Königreich, in dem er unumschränkter Alleinherrscher ist. Nur gewisse Berührungslinien an den Grenzen, genannt Steuern. Aber daß der Staat der Gesamtwille aller seiner Bürger ist und daher über dem Einzelwillen steht, — dieser Gedanke war ihm fremd. Und darum auch fremd das Gefühl, daß sein Königreich nichts ist ohne den Staat. Daß dieser den Grund darstellt, auf dem es ruht. Daß Besitz, Recht und alle sonstigen heiligen Institutionen der Wirtschaft keine von Gott gegebenen Gesetze sind, sondern Einrichtungen, die der Staatswille beliebig ändern kann und deren Erhaltung oder Änderung lediglich durch den Vorteil der Gesamtheit bedingt ist.

Der Bürger fühlt noch gar nicht, was im Werden ist. Daß die politische Revolution nur ein Schaumgekräusel der Oberfläche ist, ein äußeres Symptom für tiefste Vorgänge. Daß sich Umformungen der Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung vorbereiten, wie sie ähnlich bedeutungsvoll und vollständig nur in den Zeiten der großen geistigen Umwälzungen sich vollzogen. Der Bürger aber ruft nach „Ordnung". Und meint damit natürlich die alte Ordnung. Er fühlt nicht, daß eine neue Ordnung der Dinge im Anmarsch ist. Freilich, die Vorläufer der neuen Zeit sind ungeberdig, verwirrt, betrunken vom ungewohnten Wein der Zukunft. Das Kreißen einer neuen Zeit läßt den wunden Leib der Gesellschaft sich in wilden Zuckungen verkrampfen. Und ungeschickte, erfahrungslose Ärzte sind drauf und dran, den Patienten zu Tode zu kurieren. Aber Narren und Scharlatane gehören nun schon einmal zum Hofstaat großer Könige. Und noch jede neue Wahrheit ist von ihren Affen diskreditiert worden!

Aber das Treiben der Narren und Affen darf uns nicht abhalten, kühl, ernst, eindringlich zu erforschen, was da wird. Uns rechtzeitig auf die Zukunft, auf die Gegenwart von morgen, einzustellen. Es gehört zu den wichtigsten Aufgaben des wirtschaftlichen Führers, vorauszusehen und vorauszuhandeln. Zu fühlen, was kommt. Nicht sich von den Ereignissen überrennen lassen.

Um für die Zukunft zu lernen, muß man die Vergangenheit betrachten. Aber vergeblich wird man nach einer allgemeinen Richtung forschen, die bisher die deutsche Wirtschaft auf ihrem Gange eingeschlagen hätte. Jeder marschierte, wie es ihm gerade gut dünkte: rechts oder links, vorwärts oder rückwärts. Jeder dachte nur an sich und seine Interessen. Daß es auch höhere, wichtigere, gemeinsame Interessen gäbe, fiel niemandem bei.

Eine ungegliederte Masse waren die Unternehmer. Wilde Konkurrenz erfüllte die Wirtschaftswelt. Die Bilanz war der oberste Gott. Die Rentabilität war der Maßstab jeder Handlung, nicht ihre Wirtschaftlichkeit. Vom Zahlenwahnsinn waren wir alle besessen. Noch mehr bauen, noch mehr leisten, das war die ein=

zige Parole. Ob damit für die Allgemeinheit ein wirtschaftlicher Nutzen entstand und nicht etwa gar ein Nachteil, — darum kümmerte sich niemand. Und wenn es etwas Gemeinsames für die Unternehmer gab, so etwas wie ein Ideal, so war dies nach der materiellen Seite der Profit, nach der ideellen Seite die Freude am Schaffen.

Ein geschlosseneres Bild ergab die andere Mächtegruppe des Wirtschaftslebens, die Arbeiterschaft. Sie war geeinigt durch ein klares, gemeinsames Ideal: den Klassenkampf. Die materielle Seite dieses Ideales hieß: Mehr Einkommen und weniger Arbeit. Die ideelle Seite hieß: Solidarität. Das Objekt des Kampfes war der Besitz. Wie um die Waffen des Patroklos stritten Griechen und Trojaner. Die eine Partei wollte bewahren, die andere erobern.

Vielleicht war es die Verbissenheit dieses Kampfes, die uns blind machte gegen die Weltverschwörung um uns herum. Die es nötig machte, daß eines Tages die beiden Parteien gemeinsam dem äußeren Feinde die Spitze bieten mußten, ohne selbst eine Einheit zu sein. Dem Mangel einer führenden Idee unserer Wirtschaft entsprach der Mangel einer führenden Idee in der Politik. Die Idee, unter der wir in den Krieg eintraten, war: Erhaltung unserer Existenz. Aber es ist das tragische Verhängnis aller nur konservativen Ideale: ihre geringe Werbekraft. Neuen Ideen, mögen sie richtig oder falsch sein, wohnt eine ungeheure werbende Fruchtbarkeit inne. Daran, daß wir in der inneren Politik überlebte Staatsformen erhalten wollten, in der Außenpolitik überlebte Staatengebilde, — daran sind wir gescheitert, trotzdem wir eine so gewaltige Macht darstellten, daß wir — die Geschichte wird die Wertung dafür finden — einer ganzen Welt vier Jahre lang die Stirne bieten konnten. Und wir wären n i c h t besiegt worden, wenn wir unserer materiellen Macht eine gleichwertige Macht der I d e e hätten zur Seite stellen können.

Denn gerade dieser Krieg, der anscheinend ein Krieg des Materiellen und des Materiales war, — er hat bewiesen, daß für die Geschicke der Völker entscheidend sind die Ideen, von denen sie geleitet werden. Aber wir, das Volk der Dichter und Denker, wir sind in den vierzig Jahren unserer Herrlichkeit über unserm Streben nach Macht und Wohlstand am Wichtigsten verarmt: an Ideen!

Wenn es uns wirtschaftlich nicht ebenso gehen soll, wie es uns politisch ergangen ist, so werden wir entschlossen Kehrt machen müssen auf dem bisherigen Wege. Wir werden uns auf n e u e wirtschaftliche Wege besinnen müssen. Das Objekt des Kampfes ist ja verschwunden: Die Waffen des Patroklos existieren gar nicht mehr! Besitz ist eine Chimäre geworden, ein schwankendes Nebelbild, das sich morgen zu Nichts verflüchtigt, wenn die Grundlagen geordneter Wirtschaft in sich zerfallen. Eine Fabrik, die in Betrieb ist, stellt Kapital dar; eine Fabrik, die stille steht, ist ein wertloser Trümmerhaufen. Und die ganze deutsche Wirtschaft gleicht heute solcher Fabrik: sie steht still, sie ist zum mindesten in Gefahr, demnächst

gänzlich still zu stehen. Die Räder drehen sich nur noch infolge ihrer Schwungkraft. Die muß erlahmen, wenn ihr nicht neue Energieen zugeführt werden.

Das ist die ungeheure Gefahr, in der wir uns befinden, neben der alles verblaßt, was uns von unseren Feinden droht. Die Wirtschaft ist unsere Lebenskraft. Stirbt die deutsche Wirtschaft, so ist das deutsche Volk tot. Dann bleibt von uns nichts übrig, als elende Volkstrümmer, die kein Eigenleben mehr zu führen berechtigt sind, die nur Dünger sind für fremdes Völkerleben.

Aber noch sind wir nicht soweit. Noch wollen wir ein selbständiges aufrechtes Volk sein! Noch wollen wir leben! Und darum müssen wir wirtschaften!

Aber wir müssen uns über eins klar werden: daß die deutsche Wirtschaft in den alten Formen nicht mehr leben k a n n. Entblutet, verstümmelt, überbelastet, wie sie ist, wird sie gegen die Wirtschaft der übrigen Welt nur ein Sklavendasein führen, wenn es uns nicht gelingt, sie auf neuen Fundamenten aufzubauen, die alten Formen mit neuen Ideen zu erfüllen.

Zu diesem Zwecke müssen wir vor allen Dingen eins lernen: Uns mehr als bisher wirtschaftlich als Glieder eines Ganzen zu fühlen. Wir müssen lernen, daß der Begriff der Volkswirtschaft aufgehört hat, ein theoretischer zu sein, sondern daß er ein eminent praktischer geworden ist. Die Wirtschaft des deutschen Volkes muß als ein einziges großes Ganzes angesehen werden, dessen Wohl sich jedes privatwirtschaftliche Interesse unterzuordnen hat.

Ist diese Idee als wahr erkannt und allen ins Blut übergegangen, — so wird sie sich bald in höchstem Maße fruchtbar erweisen. Sie ist die höhere Einheit, in die sich auch die Gegensätze des Klassenkampfes harmonisch auflösen können.

Der Unternehmer wird erkennen, daß er dem Staat als dem Vertreter der Allgemeinheit eine starke Beeinflussung seines wirtschaftlichen Schaffens gestatten muß; daß die willkürliche Verwendung von Boden, Kapital oder Arbeit, den drei Grundbestandteilen des Volksvermögens, nicht statthaft ist; und daß der Allgemeinheit ein Anteil an dem Mehrwert seines Schaffens zustehen muß. Und im Verhältnis zu den Arbeitnehmern wird er die überlebte Form des Obrigkeitsstaates beseitigen und sich auf demokratischere Formen der Autorität stützen.

Dem Arbeiter und Angestellten hinwiederum wird dann aber auch klarer als heute zum Bewußtsein kommen, daß der Arbeitgeber nicht nur wie jeder Mensch seine eigenen Interessen im Auge hat, sondern daß er auch in hohem Maße den Interessen der Allgemeinheit dient; daß der Unternehmer ein notwendiges, unentbehrliches Glied des wirtschaftlichen Körpers ist; daß er, weit davon entfernt, eine Drohne zu sein, die sich von dem berühmten Mehrwert der Handarbeiter mästet, in der Regel ein Werteschaffer ersten Ranges ist, ohne dessen freudige Mitarbeit der Wohlstand des Ganzen aufs schwerste gefährdet wäre.

Wir sind Alle Diener an einem einzigen großen Werke: an der Wirtschaft des deutschen Volkes! Wird erst diese Idee lebendig, dann muß in uns allen, in Arbeitgebern und Arbeitnehmern, ein starkes Gefühl der Verantwortung entstehen

und alle wirtschaftlichen Handlungen fruchtbar durchdringen. Dann wird ein neuer Geist unsere Wirtschaft erfüllen. Dann werden wir, die Besiegten von heute, die Sieger von morgen sein, — auf jenem Felde, auf dem, wir wollen es hoffen, in Zukunft allein die Kämpfe zwischen Völkern ausgetragen werden: auf dem der Wirtschaft.

Aus seinem furchtbaren, in der Menschengeschichte noch niemals geschauten, Zusammenbruch kann Deutschland nur eines retten: Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit! Und zwar durch große Ideen richtig geleitete, nicht durch unreife Experimente verwirrte Arbeit. Die deutsche Wirtschaft der Zukunft muß den Schaden gut machen, den die deutsche Politik der Vergangenheit angerichtet hat. Und sie wird dieser fast übermenschlichen Aufgabe gewachsen sein, wenn sie sich entschlossen von den alten Formen abwendet, und freiwillig, mutig, zukunftsgewiß — diesmal wirklich Deutschland in der Welt voran! — neue, führende Ideen aufnimmt und verwirklicht.

Denn durch I d e e n wird die Geschichte der Menschheit regiert. Nicht nur die politische, sondern auch die Wirtschaftsgeschichte. Die materialistische Geschichtsauffassung ist ein verhängnisvoller Irrtum. Die großen Ideen sind das Primäre, nicht das aus den materiellen Verhältnissen notwendig sich Ergebende. Die Besiegung der Materie durch die Idee, — das ist das Werk der Menschheit seit Jahrmillionen her. In seinen Ideen liegt Adel und Würde des Menschen. Sie sind sein Glück und sein Unglück. Durch sie wird sein Leben bestimmt. Wird die deutsche Wirtschaft mit neuen, fruchtbaren Ideen erfüllt, dann sind in einigen Menschenaltern — was bedeuten Menschenalter im Leben eines Volkes! — die Wunden vernarbt, die uns dieser furchtbare, weil ideenlose, Krieg geschlagen hat. Bleibt aber die deutsche Wirtschaft weiterhin arm und leer an richtunggebenden Ideen, — glaubt ihre führende Kaste, das Bürgertum, ohne grundlegende Umschichtung der Fundamente auskommen zu können und mit kleinen Änderungen der Fassade sich begnügen zu dürfen: so wird sie vom stampfenden Schritt der Geschichte überrannt und unter den Trümmern der deutschen Wirtschaft begraben werden. Und auf einem windschiefen Grabkreuz werden spätere Geschlechter lesen können: Sie hatten nichts gelernt und nichts vergessen ....

Aber das gleiche Schicksal droht uns, wenn die Arbeiterschaft sich nicht durch einheitliche Ideen leiten läßt, sondern in Gruppen und Grüppchen zerfallend glaubt, aus der Not des Landes Riemen schneiden zu können. Den Besitz zu expropriieren, das ist eine, wie ich glaube, falsche, aber immerhin eine Idee. Ihn durch maßlose Forderungen, durch Arbeitsverringerung, durch Sabotage zu vernichten, ist Stumpfsinn und Selbstmord.

Wenn wir der Wirtschaft dienen, so dienen wir dem Vaterlande, — dieser Gedanke muß uns alle beherrschen. Wir alle, Unternehmer und Arbeiter, Landwirte und Handwerker, Erfinder und Händler, Bürger und Proletarier, — wir haben die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, über alle Parteigegensätze hinweg

an dem großen gemeinsamen Werk zu wirken: an der Erhaltung und dem Neubau der deutschen Wirtschaft. Jetzt sind wir die Soldaten! Wir müssen zur Fahne stehen und bis zum letzten Atemzug kämpfen. Wer nicht die letzte Kraft hergibt, wer feige ist, wer die Arbeit verläßt, wer nur an seinen eigenen Vorteil denkt, wer wuchert, wer plündert, wer unsparsam ist, wer sich als wirtschaftlicher Leichenfledderer betätigt, — der ist ein Hochverräter, der vor das Standrecht gehört.

Wenn die deutsche Wirtschaft leben soll, wenn unser Land leben soll, wenn wir alle leben sollen, — so müssen in unsere Wirtschaft neue Ideen kommen. Der Begriff vom Klassenkampf ist überlebter Plunder aus der Zeit der Könige. Wir gehören heute alle einer einzigen großen Proletarierklasse an: wir sind Deutsche!

Aber wie einst die niederländischen Protestanten, so wollen auch wir aus einem Schmachwort ein Ruhmwort machen. Das können wir, wenn wir mutig bleiben und wenn wir treu und hingebend arbeiten. Wir haben alle ein einziges gemeinsames Werk, die deutsche Wirtschaft. Ihr wollen wir helfen, mit bester Kraft, und jeder an seinem Platz, — sie wollen wir fördern, — sie wollen wir gesund machen, — sie wollen wir zu einem neuen, besseren Leben erwecken. Aber das wird uns nur gelingen, wenn wir die großen Lebenswecker zu Hilfe rufen: die Ideen.

Hans Brecht:
Monarchie und Demokratie als Probleme der Gegenwart.

Der hier folgende Aufsatz wurde bereits im Dezember 1917 niedergeschrieben. Damals war Deutschland noch Kaiserreich! Die Zensoren ließen, ihren Instruktionen zufolge, eine Schrift, in der für Abschaffung der konstitutionellen Monarchie eingetreten wurde, zur Veröffentlichung nicht zu. So war es unmöglich, einen größeren Leserkreis mit ihr bekannt zu machen. Blieb also die Hoffnung auf eine günstigere Zeit.

Mir liegt es fern, dem ehemaligen Herrscher Vorwürfe über Vergangenes zu machen. Nein, ich anerkenne die sittliche Höhe dieses Monarchen, seine Energie, sein Wollen und seine Disziplin; aber ich billige durchaus nicht jenen berüchtigten Militarismus, dessen Fürsprecher der Kaiser war — zurückzuführen auf den unheilvollen Einfluß seiner nächsten Ratgeber — billige nicht die Knebelung der öffentlichen Meinung, die Unterdrückung der Sozialdemokratie, sofern sie nicht vaterlandsfeindliche, undeutsche Elemente barg, sowie jene halb blinde

Politik, die sich auf dekadente Völker stützte, sich in aller Welt mißliebig machte und einen Eroberungsplan aufwies, dessen Ausführung letzten Endes zu keinem glücklichen Erfolge führen konnte.

Fürst Lichnowsky hatte schon zu Friedenszeiten vor einem Kriege mit England gewarnt. Als er im vierten Kriegsjahre seine Denkschrift veröffentlichte, wurde er sofort aus der Liste der Herrenhausmitglieder gestrichen. Alldeutsche Blätter nannten ihn „Vaterlandsverräter", und niemand wagte, für den Fürsten öffentlich einzutreten. Es wäre ratsamer gewesen, diesen Mann, der eine reiche politische Erfahrung besaß und englische Verhältnisse an Ort und Stelle studiert hatte, zum Reichskanzler zu ernennen — damals! Als ich 1917 ein sehr gemäßigtes politisches Programm aufstellte und zunächst engere Kreise damit bekannt machte, wurde es einstimmig mit Protest zurückgewiesen. Folgende Punkte aus dem Programm — aufzufassen als conditio sine qua non eines baldigen, den Verhältnissen entsprechenden Friedens — seien angeführt:

1. Parlamentarisierung des Reiches.
2. Wiederherstellung des status quo ante im Osten; Hauptgewicht ist auf den wirtschaftlichen Ausbau mit Rußland zu legen. Polenfrage kommt bei Friedensschluß zur Diskussion.
3. Sofortige Einstellung des U-Bootkrieges. (Zweck: Beweis unserer aufrichtigen Friedensbereitschaft; der gute Eindruck würde seine Wirkung in England nicht verfehlen.)
4. Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich.
5. Eventuelle Schadenersatzansprüche Belgiens und Frankreichs sind zu befriedigen u. a. m.

Wie man sieht, ein nicht alltägliches Programm! Trotz dieser weitgehenden Konzessionen stünden wir heut wesentlich besser da, wenn es zur Ausführung gekommen wäre.

Man hat, nach dem Zusammenbruch des Heeres, ein republikanisches Deutschland geschaffen; man hat sogar eine Regierung gebildet und allen möglichen und unmöglichen Leuten höchst verantwortungsvolle Ministerposten übertragen. Ob es auch wirklich die Berufenen sind, die idealen Führer des Volkes? Oder nur Provisorium?

Zweifellos ist durch die große Revolution viel Gutes gezeitigt worden, z. B. Beseitigung des Militarismus, der Monarchie (womit ich nicht behaupte, daß jede Monarchie zu verwerfen ist!) sowie Erweiterung der Rechte des Volkes. Doch hüte man sich vor einem kommunistischen oder gar radikalistischen Kurs! Die Vertreter dieser Richtung sind Phantasten, denen naturgemäß der wahre Sinn für soziale Vorgänge abgehen muß. Prinzipiell zu bekämpfen sind jene „unabhängigen" Gruppen, deren Führer aus rein egoistischen Motiven ähnliche Zustände wie in Rußland herbeizuführen trachten.

Bleiben wir in den Grenzen normaler staatlicher Entwicklung, so wird Deutschland für einige Jahre, Jahrzehnte oder Jahrhunderte demokratisch regiert werden. Aber es handelt sich hier nicht um die Förderung des demokratischen Gedankens, sondern um das Hervorbringen und Begünstigen großer Männer, der Heroen in der Geschichte. Mögen sie aus der Republik Deutschland glänzend und siegreich hervorgehen! Möge unter ihrer Führung ein neues und glücklicheres Deutschland erstehen, das, wie zu Goethes Zeiten, ein Vorbild der Kultur den Völkern ist! Wie sagte doch Heinrich v. Treitschke: „Die Millionen müssen ackern und schmieden und hobeln, damit einige Tausende forschen, malen und regieren können." —

* * *

Die weltgeschichtlichen Ereignisse der Gegenwart wie die beispiellose Tragödie des Krieges haben unfehlbar und mit Notwendigkeit auch auf die inneren staatlichen Verhältnisse eine von Tag zu Tag sich weiter ausdehnende Rückwirkung hervorgerufen. Ich denke hier vor allem an Deutschland, das als streng monarchisch regierter Staat eine Sonderstellung unter den Staaten Europas einnimmt. England, Frankreich, Amerika, Rußland und die kleineren Staaten haben besondere (demokratische) Staatssysteme — Rußland allerdings erst durch die Revolution — die, ihrer Natur und Entwicklung gemäß, zwar keine Änderung, wohl aber eine Kontrolle, eine Verbesserung erfahren können; denn ein Volk, das monarchische Prinzipien für veraltet erklärt, ist im Geiste der Demokratie begriffen und wird, wenn es, wie Deutschlands Gegner, die Monarchie und den Militarismus bekämpft oder zu bekämpfen vorgibt, logischerweise den einmal eingeschlagenen Weg der Demokratie sobald nicht verlassen.

„Monarchie und Demokratie als Probleme der Gegenwart", lautet das Thema dieser Schrift. Der Verfasser trägt also der inneren Krise, in der wir uns gegenwärtig befinden, Rechnung und hofft, einen nicht ganz uninteressanten Beitrag zur Kennzeichnung dieser Probleme bringen zu können.

Man wird hierbei nicht lediglich in der Theorie verharren dürfen. Der Krieg ist eine so ungeheure Tatsache von so vielseitiger Wirkung, daß sich auf Grund ersterer allein schon ein ganzes (weiteres) Tatsachen- und Wirkungsgebiet aufbauen und mit entsprechenden Theorien zu einer wissenschaftlichen Synthese konstruieren läßt. Die erste Frage, die uns beschäftigt und deren hohe Bedeutung auch jeder Staatsbürger anerkennen muß, lautet: Kann die Monarchie auf Grund der gegenwärtigen Verhältnisse ohne Schaden des Volkes bestehen oder ist eine demokratische, die Wohlfahrt der Nation besser garantierende Regierung anzustreben? Es wäre zwecklos, zur Rechtfertigung der einen oder anderen Beispiele aus der Geschichte heranzuholen, denn es hat große Monarchien wie große Demokratien gegeben. Griechenland, Rom und das Frankreich des neunzehnten

Jahrhunderts zeugen beredt hierfür. Mag die Verfassung eines Staates sein, wie sie will — ausschlaggebend für seine politische Macht sind nur die Männer, die an seiner Spitze stehen, die großen Persönlichkeiten, in deren Händen das Geschick eines ganzen Volkes ruht. Fehlen diese Persönlichkeiten, so wird ein an sich tüchtiges und entwicklungsfähiges Volk zwar forterıstieren, ohne seine Stellung zu anderen Völkern zunächst wesentlich zu ändern, aber es wird auch der Macht und des Ruhmes entbehren müssen, ohne die sich kein Ehrenplatz in der Geschichte erringen läßt. Wenn nun Monarchie und Demokratie auf ihren Wert für die Gegenwart untersucht werden sollen, so wäre es töricht, sich aus parteipolitischen Gründen für die eine oder andere Regierungsform einzulegen. Vielmehr ist vor allem das Ziel zu berücksichtigen, nach dem sich, trotz allem Parteihader, die soziale Entwicklung immer mächtiger drängt, und die psychologischen Momente, die der Masse die Direktive geben, ihr jenen Gesamtwillen einpflanzen, der, sei es gewaltsam oder auf friedlichem Wege, stets Umwälzungen oder Übergänge zu neuen Staatsformen herbeiführt.

Die Aufklärung des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, das durch Bildung, Wissen und Fortschritt gesteigerte Leben ermöglichten naturgemäß auch dem einzelnen Individuum eine größere persönliche Freiheit. Das Verhältnis zwischen Herr und Knecht im Sinne der Leibeigenschaft überlebte sich mit dem Herannahen der neuen Epoche, und nur in der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht konnte eine relative Freiheitsbeschränkung erblickt werden. Teilweise wohl auch in der Einführung der Zensur, sofern sie nicht dazu dient, der Verbreitung einer unsittlichen, dekadenten Kunst entgegenzuwirken. Zweifellos aber war ein ungeheurer Fortschritt erzielt worden, und während nun dem weitaus größten Teil der Menschheit der Ausbau und die Vervollkommnung der Errungenschaften oblag, bemühte sich eine kleine Schar Berufener, als Folge des Fortschritts und Ausklang der neuen Epoche die Notwendigkeit einer besseren, freieren und glücklicheren Zukunft auf Grund von Tatsachen zu beweisen, ihrem Wirken in Wort und Schrift den nötigen Nachdruck zu verleihen. Der Geist der neuen Zeit war also ein freierer, und so versteht es sich von selbst, daß er sich negativ zu allem verhielt, was ihn in Fesseln zu schlagen drohte.

Dieser freiere oder kritische Geist konnte logischerweise nicht konservative Prinzipien verfolgen. In seinem freien Forscherdrang lief ihm alles zuwider, was an Traditionen festhielt, ohne jemals zu prüfen, ob die Normen einer subjektiven, einseitigen Weltanschauung sich noch mit dem Fortschritt der Menschheit vereinbaren ließen oder nicht. Und da die leitenden Männer eines Staates, ja die gesamte Staatsverfassung mit ihren Gesetzen und kategorischen Imperativen bestimmend auf das einzelne Individuum einwirken, so konnte es nicht ausbleiben, daß gerade diejenige Staatsverfassung einer Kritik unterzogen wurde, die als monarchische eine besondere Klasse von Menschen begünstigte, während sie andererseits dem Freien und Tüchtigen doch nur ein bedingtes

Maß von Freiheit gewährte, ihm die Privilegien einer besonderen Machtstellung aber völlig entzog.

Der Gedanke einer erblichen Monarchie konnte nur dem behagen, der abseits vom Wege des Fortschritts stand. Es ist ohne Frage leichter und bequemer, auf Macht und ererbten Reichtum gestützt dem großen Kampfe zuzuschauen als selber mitzutun. Wer aber ein Kämpfer in des Wortes bestem Sinne war, dem mußte es, auch bei gerechtestem Urteil, zum wenigsten veraltet erscheinen, daß Würde und Macht eines Herrschers auf dessen Sohn übertragen, „vererbt" werden konnten. Freilich sind die Menschen, nach einem alten Sprichwort, „Gewohnheitstiere"; die Macht der Gewohnheit also läßt es erst begreiflich erscheinen, daß eine Jahrhunderte alte Institution der Kritik eines freieren Geistes widerstand, ohne Einbuße ihrer Macht zu erleiden.

Die Naivität unserer Vorfahren in staatlichen Angelegenheiten schien instinktiv die Frage zu vermeiden, ob, sofern man in der Monarchie ein hohes verantwortungsvolles Amt erblickte, letzteres von einem erwiesenermaßen tüchtigen Manne auf dessen Sohn vererbt werden konnte, ehe dieser selbst Beweise seiner eigenen Tüchtigkeit gegeben hatte. Wir nähern uns, so hoffe ich mit vielen Gleichgesinnten, dem Zeitalter, das mit veralteten Traditionen endgültig bricht, dem Zeitalter des gerechten Kampfes, wo nur der Tüchtige siegt und hohe Ämter errungen werden müssen. Dagegen wäre eine relative oder konditionale Monarchie für spätere Zeiten nicht unwahrscheinlich. Man verstehe darunter eine Staatsverfassung, die, ähnlich der republikanischen, außerordentlich befähigten Staatsmännern die Würde des Herrschers für eine bestimmte Reihe von Jahren verleiht, einmal, um im Interesse der Gesamtheit alle geistigen Faktoren um einen Mittelpunkt zu konzentrieren, und dann, um dem Staate auch fremden Nationenen gegenüber ein reicheres, mächtigers und glücklicheres Gepräge zu verleihen.

Es erscheint fragwürdig, ob die gegenwärtige Monarchie, zumal sie eine erbliche ist, von längerer Dauer wird sein können. Zunächst sprechen alle Aussichten für eine Umwandlung der konstitutionellen in eine parlamentarische Monarchie, wie sie ähnlich in England besteht. In diesem Falle würde zwar die Erblichkeit fortbestehen, aber Macht- und Rechtsbefugnis auf das Parlament übertragen werden. Hierin kann mit Recht ein Übergang zu der oben angedeuteten Staatsform erblickt werden.

Das Glück der Monarchie hängt in erster Linie von ihren Erfolgen auf dem Gebiet der Politik und des Krieges ab. Sind der Monarch und die Vertreter der Regierung geschulte Diplomaten, verstehen sie es, sich die aufrichtige Freundschaft fremder Völker zu erwerben, so werden sie auch im Falle eines Krieges keine gefährliche Übermacht gegen sich haben. Gewinnen sie außerdem den Krieg, wird die Stellung des Monarchen gefestigter denn je sein. Von höchster Wichtigkeit ist es jedoch hierbei, wie sich die Gesamtheit der heutigen Völker

zur (konstitutionellen) Monarchie und den hiermit verbundenen Folgeerscheinungen auf staatlichem und militärischem Gebiet verhält! Gesetzt, das deutsche Volk billigt allein die konstitutionelle Monarchie, alle übrigen Völker aber lehnen sie, als dem Begriffe wahrer Freiheit widersprechend, ab, so wird auch jeder Versuch, mächtige Bundesgenossen zu werben, fehlschlagen. Und in der Tat beruht die Staatsverfassung fast aller Deutschland feindlichen Völker auf demokratischer Grundlage! Wer offene Augen hat, wird erkennen, wie sich im Laufe des Krieges eine nicht unbedeutende demokratische Partei gebildet hat, der ganz sicher die Sympathie eines großen Teiles des deutschen Volkes gehört. Die Notwendigkeit der Alternative kann nicht ausbleiben, und die Entscheidung für Monarchie oder Demokratie wird eines Tages fallen müssen. Der Sieg der Demokratie zeugt für die Schwäche, die Unhaltbarkeit der Monarchie, und umgekehrt.

Wie gesagt, die Persönlichkeit, die Qualität der das Geschick eines Volkes bestimmenden Männer ist allein ausschlaggebend. Voraussetzung für die Macht eines Staatslenkers ist der Wille des Volkes, den er seinen Zwecken, sei es durch List oder Klugheit (oder Gewalt unter besonderen Verhältnissen) dienlich machen muß. Ohne Unterwerfung des Willens keine Macht! Der Wille kann aber nur dann unterworfen werden, wenn den Untertanen begreiflich gemacht wird, daß ihr Gehorsam zum Wohle der Gesamtheit unerläßlich ist. Sobald aber, z. B. durch eine verfehlte Politik und ihre Folgen oder einen Krieg von übermäßig langer Dauer (wie der gegenwärtige), dessen Entwicklung zum Pessimismus berechtigt, es von seiten der demokratischen Führer zu einem Mißtrauensvotum der Regierung gegenüber kommt, ist die Stellung des Monarchen und seiner Stellvertreter erschüttert.

Eine andere Frage ist, ob der Bestand der Monarchie für die Zukunft dem Volke überhaupt noch Garantien für die Sicherheit des Reiches und die Gerechtigkeit im allgemeinen bietet.

Montesquieu sagt zwar in seinem Werke über die Gesetze, die Ehre sei die Haupttriebfeder des Monarchen, sie menge sich in alles, nehme an allen Handlungen des Verstandes und Herzens Teil und bestimme sogar selbst die Bewegungsgründe. „Diese eigensinnige Ehre macht nur dasjenige, was sie will, und wie sie es will, zu Tugenden. Sie fügt eigenmächtig unseren Schuldigkeiten noch gewisse Regeln bei. Unseren Pflichten, sie mögen gleich in der Religion, oder in der Staatsklugheit, oder in der Sittlichkeit gegründet sein, setzet sie bald weite, bald enge Grenzen, wie es ihr einfällt." Ehrenhaftigkeit allein beweist noch nicht die Fähigkeit, ein hohes Amt zu bekleiden, und zudem leiten auch den Demokraten ehrenhafte Grundsätze.

Objektiv beurteilt, müssen dem Volkswohl Sonderinteressen stets nachgestellt werden. Große Staatsmänner sind nur bei großen Völkern denkbar, gleichviel, wie letztere regiert werden.

Warum sollte die Demokratie dem deutschen Reiche zum Verderben gereichen? Und welcher Vernünftige glaubt, daß damit eine Proletarierherrschaft beginne? Wir haben ja während des Krieges schon manche Reformen erlebt, die keinesfalls reaktionär im Sinne des Fortschritts waren, und sind auf dem Wege, weitere einzuführen, die demokratischer Initiative entspringen. Die politischen Ausführungen des Fürsten Lichnowsky in der liberalen Presse*) sind nichts weniger als konservativ, hingegen ein Beweis für die Ablösung eines Teiles der Aristokratie von dem bisherigen Staatskörper.

Die Neuzeit neigt, aus oben angeführten Gründen, entschieden mehr zur Demokratie. Wenn sich letztere, besonders in Deutschland, noch nicht in dem ihr gebührenden Maße Bahn gebrochen hat, so lag es vor allem an der Unterschätzung, ja Mißachtung, mit der man bisher hierzulande über sie zu reden pflegte. Alt-Griechenland beruhte auch auf demokratischer Verfassung, und seine Staatslenker besaßen Tugenden, die Nacheiferung verdienen. So wäre eine Staatsverfassung nach griechischem Vorbild ein Ideal, dem wir getrost leben dürfen. Aber Monarchie und Demokratie werden Probleme bleiben, solange nicht Ereignisse von weittragendster Bedeutung sie der Lösung näher führen.

G. Buetz, Dessau: Brauchen wir noch eine Weltwirtschaft?

Die weltwirtschaftliche Idee hat in Deutschland bisher noch kaum Fuß fassen können. Ihr wurde zum hemmenden Übel, daß man sie mit den Machenschaften der Alldeutschen verwechselte, Weltwirtschaft mit Weltherrschaft indentifizierend. Heute, da jene alldeutschen Kreise in traurigster Weise abgewirtschaftet haben, glaubt man nicht nur ein Recht, sondern vielmehr eine Pflicht dazu zu haben, allem radikal entgegenzutreten, das mit alldeutschen Zielen in Verbindung steht. Da man die weltwirtschaftlichen Tendenzen auch weiter beharrlich mit Großmachtszielen verwechselt, wendet man sich in Bausch und Bogen auch gegen die Bemühungen der Kreise, welche auch heut betonen, dieses Gebiet in kraftvollster Weise zu stützen. Es frägt sich da, sollen wir, können wir jene Kreise auch heute noch unterstützen?

Was heißt denn Weltwirtschaft treiben im angewandten Sinne? Die Wege der Weltwirtschaft beschreiten bedeutet doch nur den Exporthandel ausbauen. Das Gedeihen und Anwachsen des Exporthandels aber wird geleitet durch

*) D. h. vor Veröffentlichung der Denkschrift.

diejenigen Mittel, welche der äußeren Handelspolitik zur Verfügung stehen. Die Verhältnisse liegen für das deutsche Reich nun in der Weise, daß wir bitter notwendig eine neue Belebung der Exportindustrie bedürfen, wenn die Schranken der Blockade gefallen sind, daß diejenigen Mittel, welche uns zur Verfügung stehen, jenes Ziel zu erreichen, aber schmerzvoll verringert sind. Wer wollte diese beiden Tatsachen heute bei näherer Überlegung leugnen? Unsere Finanzverhältnisse sind derartige, daß nur die schärfste Produktion uns vor dem Äußersten bewahren kann. Wir brauchen nichts bitterer notwendig, als einen Zustrom von Edelmetallen von dem Ausland in unsere mit Papier gefüllten Kassen. Dieses Ziel ist nur zu erreichen, wenn es uns möglich wird, an das Ausland zu verkaufen. Von der Belebung des Exporthandels wird letzten Endes die tiefernste Valuta-Frage abhängen. Wie hieraus ersichtlich, ist heute in weit ausgeprägterem Maße als zuvor die deutsche Welthandelsbeziehung eine Frage, die jeden deutschen Bürger berührt, denn von dem Erfolge oder Nichterfolge unserer Exporteure wird jede Familie berührt. Wenn die Hebung unserer Kreditmöglichkeit und Kreditfähigkeit im Hinblick auf unsere Währungsverhältnisse auch in erster Linie die besitzenden Klassen in Mitleidenschaft zieht, so haben die Folgen unseres valutarischen Tiefstandes doch sämtliche Bevölkerungsgruppen mit zu tragen. Eine schlechte Valuta liegt auf dem Volke gleich einer schweren Steuer auf jedes eingeführte Massenprodukt. Die Höhe der Preise der Einfuhrwaren aber wirkt stets erneut auf die heimischen Produkte zurück, sodaß auch hier ein Abbau der Preise nicht eintritt und die allgemeine schwere Teuerung weiter herrscht.

Es handelt sich nun bei den Fragen der Reorganisation des Exporthandels nicht nur um die zwingende Notwendigkeit des Zustromes an Geld. Genau von gleicher Wichtigkeit ist für uns heute der Zustrom an Ware! Jedes Kind weiß heute bereits, daß wir nichts dringender notwendig haben, als eine erhebliche Zufuhr an Lebensmitteln. Neben den Lebensmitteln aber haben wir ein starkes Bedürfnis nach Rohstoffen. Wenn unsere Exportindustrie liefern soll, dann braucht sie Rohstoffe, um die zu exportierenden Fabrikate herstellen zu können. Wenn wir auch mit Ersatzstoffen Fabrikate für den Innenmarkt herzustellen vermögen, das Exportgut muß von seiner alten Güte sein, um den ausländischen Abnehmer finden zu können. Um eine Einfuhr von Lebensmitteln und Fabrikaten zu ermöglichen, aber bedürfen wir einer außerordentlichen Zahlungsfähigkeit. Diese Zahlungsfähigkeit aber ist nicht vorhanden. Wir werden auf die Bewilligung von Krediten von außerordentlicher Höhe angewiesen sein. Bei unserem durch die Ententeforderungen eingetretenen geringen Bestand an Edelmetallen ist unsere Kreditfähigkeit eine äußerst geringe geworden. Sicherheit werden nur nachweisbare staatliche Werte geben. Das heißt, eine uns kreditierende Entente wird uns nur durch die zeitliche Verpfändung von staatlichen Transportmitteln, Domänen, Forsten, Bergwerken, kurz durch die Verpfändung von unseren hochwertigsten Gütern des Nationaleigentums, die notwendigsten Mittel bereitstellen.

Daß eine derartige Manipulation uns unübersehbaren Schaden einträgt, ist unschwer zu erkennen. Die Entente wird nicht nur Herr in unserem Hause, die Arbeitskraft Deutschlands wird auch hierdurch mehr oder minder in den Dienst der Entente gestellt. Die Gewinne dieser Arbeit fließen nicht in die deutschen Taschen, helfend unsere schwer bedrängte Lage zu heben, sondern gehen, ohne unser Elend zu mildern, in die Hände der Fremden. Diesem, wie leicht erkenntlich, schwer schädlichen Zustande ist nur dann in gewissem Maße zu begegnen, wenn es unserer heimischen Produktion gelingt, mit dem Exporte die Einfuhr zum Teile zu bezahlen, die wir als Lebensmittel notwendig haben, und mit dem Prozesse der Veredelung der eingeführten Rohstoffe jene Rohstoffe durch exportierte Fertigfabrikate zu begleichen.

Wenn nun aus dem Gesagten die hohe Wichtigkeit einer Neubelebung unserer Exportindustrie erhellt, so ist hiermit noch nicht die allgemeine Notwendigkeit einer Mitarbeit in den weltwirtschaftlichen Fragen dargetan. Die Exportindustrie ist abhängig, wie bereits angedeutet wurde, von der äußeren Handelspolitik, welche ein Staat einzuschlagen in der Lage ist. Handelspolitik im internationalen Sinne zu treiben ist nun nicht nur Sache der Klugheit, des Geschickes und der angewandten Kenntnis des Handelslebens fremder Staaten, sondern in erster Linie Machtpolitik. Denn der günstige Handelsvertrag ist noch immer in erster Linie mit ein Ergebnis der staatlichen Machtstellung gewesen. Eine Tatsache, welche von den deutschen Handelsverträgen nach 70 in klarster Weise belegt worden ist. Unsere heutige politische Lage, welche den Machtfaktor vollkommen ausschließt, läßt uns dieses wichtigste Mittel der auswärtigen Handelspolitik entbehren. Es muß daher Sorge getragen werden, in gewisser Weise hier einen Ersatz zu schaffen. Da uns Machtmittel nicht mehr zur Verfügung stehen, bedürfen wir der Geschicklichkeit, des Fleißes, der staatlichen Unterstützung und des Allgemeinverständnisses diesem hochernsten Gebiete gegenüber. Die Zukunft der deutschen Exportindustrie ist eine Allgemeinfrage. Es muß in jedwedem Kopfe feststehen, daß auch die jetzige Regierung das dringendste Bedürfnis empfindet, den Export aufrecht zu erhalten. Mit alldeutschen Tendenzen hat unsere jetzige Regierung doch wirklich nichts zu tun! Vielleicht wird hierdurch endlich die Vermischung von Großmachtspolitik und Weltwirtschaft erledigt. Die Regierung hat nicht nur ihr Interesse dem Exporthandel zugesichert, sie hat der Exportindustrie ausdrücklichst mitteilen lassen, daß von einer Verstaatlichung der Exportindustrie vollkommen abgesehen werden wird. Da die Verstaatlichung der Industrie eine der Forderungen der Regierung bildet, erhellt durch die Ausnahmestellung, welche man der Exportindustrie zuzubilligen wagt, die hohe Wichtigkeit, welche dieser Industriezweig für das gesamte volkswirtschaftliche Leben einnimmt. Ja, die Regierung hat heute schon zugesichert, der Exportindustrie im Bereiche der Möglichkeit die allseitige Staatshilfe zukommen zu lassen. Wer sich bereit erklärt, mit an dem Neuaufbaue unserer weltwirtschaftlichen Beziehungen zu arbeiten, stellt

sich somit nicht in den Gegensatz zu den heutigen Verhältnissen, sondern steht auf dem Boden der Regierung.

Wenn nun das Auswärtige Amt auch jede Förderung der Exportindustrie zugesagt hat, wenn für die wirtschaftliche Demobilisation auch die entscheidendsten Maßnahmen getroffen sind, der Exportindustrie ihre Lebensbedingungen zu sichern, — die Art der Rohstoffverteilung, die Schaffung von Fachgruppen, welche es ermöglichen sollen, sich rasch und zuverlässig über die Arbeitslage jedes Industriezweiges zu unterrichten, wenigstens soweit das Demobilisierungsamt in Frage kommt, wie die Staatsaufträge wirken nach dieser Richtung — so gebietet doch die außerordentlich schwere Lage unserer Exportindustrie, jedes Mittel anzuwenden, um diese Hindernisse, so weit es nur irgend möglich ist, abzuschwächen. Es muß doch bedacht werden, daß nicht nur unsere Handelsverträge ungünstig werden, daß nicht nur Maßnahmen getroffen werden, den deutschen Export für einzelne Produkte überhaupt unmöglich zu machen, diesen Gewaltmitteln stehen auch eine Reihe von natürlichen Hindernissen gegenüber. In den neutralen Ländern hat man infolge der Länge des Krieges Produkte erzeugt, welche zuvor eingeführt wurden. Es sind andere Handelsbeziehungen angeknüpft, die sich eingebürgert haben. Es sind Ersatzwaren im Publikum an Stelle der früher bezogenen Ware angenommen. Zu allem kommt noch die schwere Verleumdung, der alles Deutsche über vier Jahre lang ausgesetzt war. Diese Politik der Verhetzung hat es dahin gebracht, daß nicht nur die feindlichen Länder, sondern auch ein nicht unwesentlicher Teil der Neutralen sich ablehnend gegen den deutschen Kaufmann verhält. Ist die Allgemeinheit auch nicht fähig, sich helfend an den handelspolitischen Fragen zu beteiligen, so können weiteste Kreise doch dazu beitragen, die Hemmungen der letztgenannten Natur zu beseitigen. Zunächst wird das der Fall dadurch sein, daß den weltwirtschaftlichen Instituten, den Auslandsinstituten und den weltwirtschaftlichen Gesellschaften Mittel überwiesen werden. Diese Unternehmungen arbeiten mit allen Kräften und unter jedweder Ausnutzung ihrer weitverzweigten Verbindungen daran, den Wiederaufbau unserer Exportfähigkeit in die Wege zu leiten. Gerade hier ist Geld notwendig! Diejenigen Kreise, welche nicht in der Lage sind, dem Wollen mit materiellen Hilfen zur Verfügung zu stehen, können der Allgemeinsache dadurch nutzen, daß sie die Notwendigkeit, uns weltwirtschaftlichen Handlungen hinzugeben, verbreiten oder einem Institute beitreten, welches seine ganze Arbeitskraft der Hebung unseres Exportes zur Verfügung stellt. Der Beitritt zu der Weltwirtschaftlichen Gesellschaft beläuft sich beispielsweise nur auf einen Jahresbeitrag von 20 Mark. Hierbei wird die wertvolle Monatszeitschrift „Weltwirtschaft" noch gratis geliefert (Geschäftsstelle Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 31). In Kaufmannskreisen und Exportkreisen aber sollte sich immer mehr die Erkenntnis Bahn brechen, daß es in einem noch weit stärkeren Maßstabe notwendig wird, eine gründliche Vertrautheit derjenigen Länder sich anzueignen, welche mit Waren beschickt werden sollen. Es sind nicht nur

die Absatzbedingungen, sondern auch die Gewohnheiten und Sitten jenes Auslandsmarktes zu kennen. Es hilft nichts, wir müssen den Neutralen gegenüber eine eifrige Politik des Anschmiegens spielen. Vor allem mögen unsere großen Firmen im höchsten Maße Vorsicht in der Wahl derjenigen Personen üben, welche das Ausland bereisen, welche Verträge abschließen und neue Handelsbeziehungen anknüpfen sollen. In eine Welt von Haß und Neugier treten diese neuen Handelspioniere eines völlig veränderten Staatswesens ein. Ihre Haltung wird entscheidend wirken! Wir brauchen ein reiches Maß an Takt, an Menschenklugheit und Handelsverstand in dem Kreise dieser Herren. Unsere händlerischen Eroberungen müssen Hand in Hand mit moralischen Eroberungen einhergehen. Man kann nicht genugsam Dirrs Worte in diesen großindustriellen Kreisen beherzigen, der sagte: „Es ist wirklich traurig, wieviel Schaden der Deutsche dem Deutschtum schon im Auslande zugefügt hat. Sie (die händlerischen Pioniere) können das Gute schaffen und das Böse; es ist wie mit dem Messer in der Hand des Kindes, des Apachen oder des Bildschnitzers." Gebt ihnen das Messer des Bildschnitzers in die Hand, schickt nur von den Tüchtigen die Tüchtigsten, von den Klugen die Klügsten und von den Scharfsichtigsten die Taktvollsten.

Um unseren gesamten Handelsstand, auch der Gewerbler ist vor dem Kriege in reicher Zahl Exporteur nach den deutschen Nachbarstaaten gewesen, auch bei einer geringeren kaufmännischen Bildung in den Stand zu setzen, seinen Markt, den er beschickt hat und nunmehr neu beschicken will, zu kennen, muß die Forderung erhoben werden, Gelegenheit zu schaffen, daß unseren gewerblichen und industriellen Kleinexporteuren eine weltwirtschaftliche Kenntnis übermittelt wird. In allen Volksbibliotheken sollten Organe der händlerischen Nachrichtenvermittelung, wie die von unseren Konsulaten erstatteten Handelsberichte in den „Berichten für Handel und Industrie", die Handelsmeldungen in den „Nachrichten über Handel, Industrie und Landwirtschaft", „Das Handelsarchiv", der vom Hamburger Kolonialinstitut herausgegebene „Wirtschaftsdienst" und „Der Welthandel" nicht fehlen. Im Wege des Korrespondenzmaterials sollten die kleinen Provinzzeitungen Handelsartikel bringen. In den billigen Familienzeitschriften sollten auf gleichem Wege händlerische Aufklärungsartikel erscheinen. An den bestehenden und neu zu schaffenden Volkshochschulen sollten unbedingt weltwirtschaftliche Vorlesungen gehalten werden, in der Form von Handelsgeographie, ausländischer Warenkunde, Übersichten über die einzelnen Märkte. Es würde zu wünschen sein, daß in den Fortbildungsschulen diese aufklärenden Unterrichtsfächer über händlerische Auslandsfragen ebenfalls aufgenommen werden. Es ist dringend notwendig, daß alle unsere im großen oder im kleinen Maßstabe exportierenden Handelskreise sich eine weltwirtschaftliche Bildung anzueignen in der Lage sind. Es würde die Aufgabe der Handelskammern sein, die in ihrem Bezirke befindlichen Exporteure auf die geschaffenen händlerischen Bildungsmöglichkeiten hinzuweisen und dies zwar stets erneut und mit der notwendigen Energie. Es wäre auch sehr

zu wünschen, daß all unsere ehemals im Auslande lebenden Kreise, soweit sie über händlerische Fähigkeiten verfügen, sich in den Dienst der wirtschaftlichen Aufklärung stellen. Sei es durch aneinandergereihte unentgeltliche Vorträge, sei es durch die den Handelskammern übermittelten schriftlichen Erfahrungen, die man im auswärtigen Handelsleben machte. Wir brauchen hier durchaus auch kulturelle Schilderungen. Dies gilt namentlich für alle orientalischen Handelsplätze!

Unsere Feinde sind unerbittlich. Ihr Vernichtungswille wird sein Opfer fordern. Hiermit haben wir uns abzufinden. Es ist keine Zeit zum Klagen. Es ist nur Zeit da zum Handeln! Wir haben restlos alles daran zu setzen, sonst fällt uns das Dach auf den Kopf. Mit Bedenken ist nichts zu wollen. Zugreifen, wo Hilfe am nötigsten ist. Wir brauchen Lebensmittel, wir benötigen der Rohstoffe! Wir wollen leben! Wir müssen wieder bergauf! Helfe, wer zu helfen vermag, unsern Export zum Wohle jedes einzelnen neuen Lebensbedingungen entgegenzuführen —!

Dr. jur. Hölscher, Berlin-Zehlendorf,
Leiter der Ersatzstoffabteilung der Reichsbekleidungsstelle:

Textilersatzstoffe.

Ein Rückblick und ein Ausblick.

Nachdem der Weltkrieg beendet ist, verlohnt es sich, einen Rückblick auf ein wirtschaftliches Gebiet zu werfen, welches zu einem erheblichen Teil dazu beigetragen hat, daß Deutschland überhaupt so lange gegen eine Welt von Feinden hat standhalten können, und welches vielleicht noch größere Bedeutung für unsere gesamte Volkswirtschaft wird gewinnen müssen, als es heute den Anschein hat; ich meine die Industrie der Textilersatzstoffe. Bekanntlich war vor dem Kriege die deutsche Textilindustrie nächst der amerikanischen und englischen die größte der Welt, trotzdem die dafür benötigten Rohstoffe nur zu einem verschwindenden Teile im eigenen Lande erzeugt wurden. Nordamerika, Indien und Ägypten lieferten Baumwolle; Australien, Neuseeland und Südafrika: Wolle; Indien: Jute, Rußland: Flachs und Hanf; Ostasien und Italien: Seide. Deutschland bezog im Jahre 1913 aus dem Auslande:

486 000	tons	Baumwolle
182 000	„	Wolle
154 000	„	Jute
51 000	„	Flachs
55 000	„	Hanf
4 000	„	Seide
932 000	tons	Faserstoffe

Dieser Einfuhr stand nur eine winzige eigene Erzeugung gegenüber, die sich im Jahre 1913 stellte auf rund:

11 600	tons	Wolle
3 600	„	Flachs
100	„	Hanf
15 300	tons	Faserstoffe

Die eigene Erzeugung konnte mithin nur etwa 1,5 Prozent des hiesigen Bedarfs decken.

Außerdem produzierten die deutschen Kolonien im Jahre 1913 rund:

2 700	tons	Baumwolle
100	„	Wolle
19 700	„	Hanf
22 500	tons	Faserstoffe

Der Wert der eingeführten Faserstoffe stellte sich auf jährlich etwa 2 Milliarden Mark.

Beschäftigt waren in der deutschen Textilindustrie bei Kriegsausbruch ungefähr 162 000 Betriebe mit 16 000 Spindeln und einer halben Million mechanischer Webstühle. Hierzu kommen die Hilfsindustrien und verarbeitenden Industrien. Insgesamt waren in der ganzen Textilindustrie über 1 Million Arbeiter beschäftigt.

Bekanntlich hörte nun mit Ausbruch des Weltkrieges die Einfuhr von Textilstoffen aus dem feindlichen Auslande sehr bald auf. Kurze Zeit kamen noch durch das neutrale Ausland einige Rohstoffe herein; aber mit Fortschreiten des Krieges hörte diese Einfuhr allmählich völlig auf. Infolgedessen mußte sich die deutsche Textilindustrie auf die vorhandenen Läger und die geringe eigene Erzeugung beschränken. Glücklicherweise waren wenigstens diese Läger ziemlich bedeutend. Hierzu kam endlich, daß in den eroberten Gebieten, vor allem Belgien, Polen und Nordfrankreich erhebliche Mengen von Rohstoffen und Textilien vorhanden waren und für die deutsche Industrie in Anspruch genommen werden konnten. Leider aber genügten diese Bestände bei weitem nicht, um die Industrie am Leben zu erhalten und um die Bedürfnisse der Heeresverwaltung und der bürgerlichen Bevölkerung zu sichern. Die Folge war zunächst ein drohender Zusammenbruch. Die vorhandenen Aufträge wurden annulliert, Fabriken geschlossen, Arbeiter und Angestellte entlassen. Aber schon nach wenig Wochen zeigte sich der gesunde, ruhige Sinn des deutschen Industriellen, indem er sich allgemein auf die veränderten Verhältnisse umstellte und den Betrieb wieder in Gang brachte oder fortsetzte.

Unterstützt wurde diese Initiative durch eine großzügige Rohstoffwirtschaft, die alsbald nach Kriegsausbruch seitens der Heeresverwaltung in der Kriegsrohstoffabteilung eingerichtet wurde. Es muß gern zugegeben werden, daß hierbei

anfänglich mancher Mißgriff getan worden ist, was kein Wunder sein kann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sich die leitende Behörde vor Aufgaben gestellt sah, die so neue und große waren, wie sie nie vorher ein Kopf ersonnen. Sieht man aber heute rückblickend auf Geleistetes, so wird jeder objektiv Denkende zugeben müssen, daß im ganzen das Richtige getroffen worden ist.

Die Maßnahmen der Kriegsrohstoffabteilung richteten sich zunächst nur darauf, die vorhandenen Bestände an Rohstoffen und Textilien für die Bedürfnisse des Heeres zu strecken. Erst nach etwa zwei Jahren trat neben den Heeresbedarf auch der der bürgerlichen Bevölkerung, der durch die neugeschaffene Reichsbekleidungsstelle sichergestellt wurde.

Binnen kurzem ergab sich aber, daß mit dem Strecken der Vorräte allein der Bedarf nicht würde sichergestellt werden können. Aus diesem Grunde entwickelte sich in überraschend kurzer Zeit die Industrie der Textilersatzstoffe, welche bei Ende des Krieges eine Bedeutung erlangt hat, die fast märchenhaft anmutet.

Die Bezeichnung „Ersatzstoffe" ist keine völlig unzweideutige. Praktisch versteht man darunter alle diejenigen Faserstoffe, welche erst während des Krieges zu einer Bedeutung gelangt sind und die im Frieden üblichen Faserstoffe wie Baumwolle, Wolle, Jute, Hanf, Flachs, Seide ersetzen sollen. Ihre Zahl ist allmählich sehr groß geworden, indem man nach und nach alle möglichen Pflanzen zur Fasergewinnung herangezogen hat; wie insbesondere Brennessel, Hopfen, Ginster, Typha, Weidenröschen, Stroh und dergleichen. Allzu große wirtschaftliche Bedeutung haben aber alle diese Ersatzstoffe nicht gewinnen können, da der Rohstoff nur in beschränktem Maße zur Verfügung stand und die Gewinnung bei der großen Leuteknappheit erhebliche Schwierigkeiten machte. Lediglich das Nesselgarn hat es zu einer größeren Bedeutung gebracht, insbesondere als Streckmittel für die Baumwolle. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß gerade die Nessel schon in früheren Zeiten für die Fasergewinnung eine viel verwandte Pflanze war, wie denn auch heute noch gewisse Baumwollgewebe als Nesselstoff bezeichnet werden.

Alle diese Ersatzstoffe hätten aber die Not der Industriellen und der Verbraucher nicht beheben können, wenn nicht ein Rohstoff in ziemlich unbeschränkter Menge zur Verfügung gestanden hätte, mit welchem es gelang, die Industrie am Leben zu erhalten und die Bedürfnisse der Heeresverwaltung und der bürgerlichen Bevölkerung in weitgehendstem Maße zu befriedigen. Dieser Rohstoff ist der aus Nadelholz gewonnene Zellstoff, das Urprodukt für die Herstellung sowohl des Papiergarnes in seinen verschiedenen Erscheinungsformen, wie auch der Kunstseide oder Stapelfaser. Ich kann mich im Rahmen dieser Ausführungen nicht auf die technischen Seiten dieser verschiedenen Garnsorten einlassen, muß mich vielmehr darauf beschränken, nur zu erwähnen, daß Papiergarn sich für Bekleidungszwecke nur in beschränktem Umfange eignet, besser schon in der erst im letzten Jahre zur

größeren Produktion gelangten Form des Zellulongarnes, daß dagegen die Stapelfaser ein gerade für Bekleidungszwecke besonders gut geeignetes Material darstellt. Allerdings hat während des Krieges die Herstellung dieses letzteren Garnes dadurch große Schwierigkeiten gemacht, daß die Beschaffung der zur Herstellung erforderlichen Chemikalien nur in beschränktem Umfange möglich war.

Große Hoffnungen werden auch von manchen Seiten daran geknüpft, Papiergarn mit Faserstoffgarn zu vermischen und auf diese Weise sogenannte Mischgewebe zu erzeugen, deren Verwendbarkeit für viele Bekleidungszwecke unzweifelhaft ist.

Die Entwicklung der Ersatzstoff-Industrie während des Krieges war eine fast märchenhaft schnelle. War es im Anfang nur möglich, ganz grobe und nur zu äußerst minderwertigen Artikeln wie Sandsäcke, Packmaterial zu verwendende Garne herzustellen, so fand die Industrie von Monat zu Monat bessere Herstellungsmethoden, die es ermöglichten, allmählich allerfeinste Gewebe zu fabrizieren. Der Erfolg war, daß es gelang, den größten Teil der deutschen Textilindustrie mit Hilfe dieses Ersatzstoffes am Leben zu erhalten und dadurch Zehntausenden von Arbeitern und Angestellten lohnenden Erwerb zu sichern; gleichzeitig aber die ungeheuren Bedürfnisse der Heeresverwaltung und der bürgerlichen Bevölkerung sicherzustellen. Welche Bedeutung diese Industrie für die deutsche Volkswirtschaft gewonnen hat, mag die eine Ziffer erhellen, daß bei Abschluß des Waffenstillstandes für etwa 300 Millionen Mark Zivilaufträge liefen.

Aber diese glückliche Entwicklung hat eben durch den Waffenstillstand eine jähe Unterbrechung gefunden. Es war schon oben darauf hingewiesen worden, daß sich das Papiergarn für Bekleidungszwecke nur in beschränktem Maße eignet und daß deshalb die bürgerliche Bevölkerung nur widerwillig an die Verwendung heranging. Dazu kam die übertrieben hohe Preisgestellung dieser Waren. Als nun der Waffenstillstand abgeschlossen wurde und Händler und Publikum sich der Hoffnung hingaben, daß bald wieder Rohstoffe aus dem Auslande würden eingeführt werden können, wurden allgemein die laufenden Aufträge zu annullieren versucht. Die Folge davon würde ein Zusammenbruch nicht nur dieser Industrie, sondern tatsächlich der gesamten Textilindustrie sein, weil mit den alsbaldigen Zufuhren von ausländischen Rohstoffen wohl unter keinen Umständen wird gerechnet werden können. Infolgedessen sind jetzt behördliche Maßnahmen im Gange, um die Papiergarnindustrie am Leben zu erhalten und sie besonders auf die Herstellung solcher Waren einzurichten, deren Verwendbarkeit auch bei hohen Ansprüchen unzweifelhaft ist. Aber solche Maßnahmen können natürlich nur vorübergehenden Wert haben, wenn es nicht gelingt, den Nachweis dafür zu erbringen, daß die Ersatzstoffindustrie innerlich gesund und ihre Erhaltung für die deutsche Volkswirtschaft eine Lebensfrage ist. Beide Voraussetzungen müssen unbedingt bejaht werden. Es war schon oben gesagt worden, daß für gewisse Artikel auch bei hohen Ansprüchen sich Ersatzstoffe in weitgehendem Maße eignen. Man denke

nur an Wandbespannungen, Läufer, Teppiche, Möbelstoffe, Handtücher, Bindfaden, Litzen, technische Artikel und dergleichen. Wird für diese und andere Waren auch in Zukunft der heimische Rohstoff verwandt, so bedeutet das für die Gesundung unserer schwer erschütterten Volkswirtschaft eine nicht hoch genug einzuschätzende Stärkung; denn ein Wiederaufbau unserer heimischen Wirtschaft kann nur erfolgen, wenn nur das Allernotwendigste eingeführt wird. Dazu kommt, daß wohl überhaupt damit zu rechnen sein wird, daß auf längere Zeit hinaus auch die ausländischen Rohstoffe wie insbesondere Baumwolle knapp sein werden, so daß mit einer vollständigen Auflösung der deutschen Papiergarnindustrie nicht zu rechnen sein wird. Unter diesen Umständen glaube ich keine falsche Prognose zu stellen, wenn ich annehme, daß die Textilersatzstoff-Industrie auch nach dem Kriege eine erhebliche Bedeutung behält. Voraussetzung ist nur dreierlei, einmal, daß die Industrie unentwegt an Verbesserung arbeitet, andererseits, daß nur solche Waren hergestellt werden, deren Verwendung zweckmäßig ist, und endlich, daß die Preise sich auf einer Höhe halten, die auch für einen Minderbemittelten erträglich sind.

Professor Dr. H. Großmann: Die Entwickelung der deutschen chemischen Industrie und ihre Leistungen im Kriege.

Obwohl die Entwickelung der chemischen Technik in Deutschland seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts geradezu staunenswert genannt werden muß, ist die wirtschaftliche Bedeutung dieser weitverzweigten Industrie in weiteren Kreisen des In- und Auslandes durchaus nicht so allgemein bekannt geworden, wie man annehmen sollte. Während die meisten Industrien, wie die Holz-, die Metall-, die Textilindustrie, die Töpferei, die Lederindustrie u. a. ihre Aufgabe darin suchen, ihre Rohstoffe durch mechanische Bearbeitung in ihrer Form so umzugestalten, daß sie mittelbar oder unmittelbar als Gebrauchsgegenstände dienen können, beschäftigt sich die chemische Technik bekanntlich mit der stofflichen Umwandlung der Rohmaterialien. Sie geht vor allem darauf hinaus, die Zusammensetzung der Rohstoffe und ihre Eigenschaften zu verändern, um sie dadurch für bestimmte Verwendungszwecke nutzbarer und wertvoller zu machen.

Die Erzeugnisse der chemischen Industrie bleiben also — mit wenigen Ausnahmen, wie Medikamente, Riechstoffe u. dgl. — im wesentlichen Halbfabrikate und Hilfsstoffe für die weitere Verarbeitung in der eigenen oder in anderen Industrien.

Eine chemische Industrie konnte aber in Deutschland und anderswo in größerem Umfange erst dann Boden gewinnen, als durch die Entwickelung anderer Gewerbezweige ein größerer Bedarf an Chemikalien und ein Absatzmarkt für die chemische Technik überhaupt geschaffen war. Zur chemischen Technik im rein technologischen Sinne, wie sie meist in den Lehrbüchern der chemischen Technologie aufgefaßt wird, gehört aber auch eine ganze Reihe von Industrien, deren Entwickelung sicherlich durch die Fortschritte auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und technischen Chemie sehr tiefgehend beeinflußt worden ist, die aber wegen ihrer großen wirtschaftlichen Bedeutung und der Zahl der in ihnen beschäftigten Personen neben der chemischen Industrie im engeren Sinne eine besondere Behandlung vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus verdienen. Zu diesen Industriezweigen gehören vor allem die landwirtschaftlich-chemischen Industrien, die Zuckerindustrie, die Spiritusgewinnung, das Brauwesen und die Nahrungsmittelindustrie, ferner die Papierindustrie, die Glasindustrie, die keramischen Gewerbe, die Zementindustrie und das gesamte Hüttenwesen — alles Industriezweige, die chemische Prozesse im größten Maßstabe ausführen und die auch in den wichtigsten Industrieländern schon seit vielen Jahren zahlreiche wissenschaftlich gebildete Chemiker in ihren Betrieben beschäftigen. Alle diese Industriezweige, die, vom technologischen Standpunkte aus betrachtet, zur chemischen Industrie gezählt werden müssen, rechnet die deutsche Gewerbestatistik jedoch nicht zur chemischen Industrie im engeren Sinne, und ähnlich hat man auch bei der im Interesse der Arbeiterversicherung erfolgten berufsgenossenschaftlichen Gliederung der einzelnen Industriezweige die chemische Industrie im engeren Sinne, von der im folgenden allein die Rede sein soll, aus praktischen Gründen von den oben erwähnten Gewerben geschieden.

Zu einer umfassenden Entwickelung der deutschen chemischen Industrie bedurfte es aber einer ganzen Reihe von Vorbedingungen, die in vollem Umfange erst in den letzten 150 Jahren in Erfüllung gegangen sind. Zwar reichte die Anwendung und Verwertung gewisser chemisch-technischer Hilfsmittel, z. B. zur Lösung und Scheidung von Metallen, zum Färben von Textilstoffen, zur Herstellung von Seifen und von Arzneimitteln in den Apothekerlaboratorien der Alchimisten zum Teil sehr weit ins Mittelalter zurück, aber die Kenntnis der dabei benutzten Verfahren war meist eine rein empirische und auf Grund planlosen Probierens gewonnene. Das Verständnis für das innere Wesen der Vorgänge und damit eine rationelle und zielbewußte Ausnutzung der wirksamen Reaktion konnte sich jedoch erst entwickeln, nachdem auch die chemische Wissenschaft die Natur der einzelnen Prozesse zu erkennen und zu beeinflussen und auch mit Hilfe genauer Untersuchungsmethoden die chemischen Prozesse in jedem Stadium ihres Verlaufes zu kontrollieren gelernt hatte.

Der Zeitpunkt, an welchem diese beiden Vorbedingungen für das Entstehen und die Entwickelung einer chemischen Industrie erfüllt waren, fiel für die west-

lichen Kulturnationen etwa in die beiden letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, für Deutschland jedoch erst etwa in die Zeit von 1815 bis 1850.

Die Masseneinfuhr amerikanischer Baumwolle nach Europa, der Spinn-, Web- und Zeugdruckmaschinen, sowie die steigende Verwendung der Dampfkraft führte im Anfang des 19. Jahrhunderts in England zu der Begründung seiner gewaltigen Baumwollindustrie, die einen von Jahr zu Jahr steigenden Bedarf an Schwefelsäure, Soda, Chlor und Farbstoffen zum Bleichen, Färben und Bedrucken der Textilstoffe beanspruchte. Dieser steigende Bedarf der englischen Textilindustrie hat zweifellos die Entstehung chemischer Fabriken in England sehr wesentlich gefördert. Ganz besonders nahm die Fabrikation künstlicher Soda und ihrer Nebenprodukte in England einen sehr bedeutenden Aufschwung, sodaß die Erzeugung weit über den inländischen Bedarf hinausging und englische Chemikalien auch lange Zeit auf dem deutschen Markte viel billiger verkauft werden konnten, als ihre Herstellung im Inland es ermöglicht hätte. Ebenso konnten auch die deutsche Textilindustrie und andere Gewerbezweige, welche chemische Produkte verbrauchten, sich nur langsam entwickeln, sodaß für die Absatzmöglichkeit einer chemischen Industrie hier zunächst alle Grundlagen fehlten. Die Kontinentalsperre Napoleons machte sich zwar auch in Deutschland in der Industrie als förderlich zeitweise geltend, aber eine durchgreifende Änderung konnte sie bei den damaligen beschränkten Verkehrsverhältnissen, dem Mangel an Kapital und an industriellem Unternehmungsgeist überhaupt, nicht herbeiführen.

Auch die chemische Wissenschaft war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts besonders im Auslande und in erster Linie in England und Frankreich durch eine Reihe glänzender Namen vertreten. Eine Reihe großer Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie, die sich an die Namen: Cavendish, Black, Priestley, Scheele, Berzelius, Dalton, Lavoisier, Gay-Lussac u. a. m. knüpfen, hatte der Forschung neue Bahnen erschlossen. Unter diesen Pionieren der Wissenschaft befanden sich zwar auch die Namen deutscher Gelehrter, im wesentlichen aber waren es die hervorragenden Chemiker Englands, Frankreichs und Schwedens, deren Entdeckungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und auch die ersten Vertreter Deutschlands, welche die wissenschaftliche Chemie in engere Verbindung mit der Technik brachten, Männer wie Mitscherlich, Liebig, Wöhler, Bunsen, verdankten ihre Ausbildung zum Teil ausländischen Hochschulen. Erst im Jahre 1825 eröffnete Liebig das erste chemische Unterrichtslaboratorium zur praktischen Ausbildung wissenschaftlicher Chemiker, und in den folgenden Jahrzehnten entstanden nach diesem Beispiele an den meisten deutschen Universitäten ähnliche Institute, die den Studierenden alle Hilfsmittel einer gründlichen Vorbildung nicht nur für die wissenschaftliche Forschung, sondern auch für die industrielle Chemie boten und so der jungen chemischen Technik eine Zahl vorzüglich geschulter Kräfte zur Verfügung stellten.

In dieser Weise wurde der Boden für die Entwickelung einer chemischen

Industrie in Deutschland vorbereitet. Inzwischen war aber auch hier der Bedarf an Erzeugnissen der chemischen Industrie erheblich gestiegen. Die durch die Fortschritte der Wissenschaft gelieferten analytischen Untersuchungsmethoden und die erweiterte Kenntnis der chemischen Vorgänge, die in zahlreichen Gewerben eine hervorragende Rolle spielen, führten vielfach zu einer vollständigen Umgestaltung der gewerblichen Technik. Auch die Fabrikation feinerer Chemikalien für technische Zwecke und pharmazeutische Präparate entwickelte sich im Anschluß an die alten Apothekenbetriebe bald zu großer Bedeutung, als die jungen Forscher aus der Schule Liebigs, Woehlers, Bunsens u. a. ein Anwendungsgebiet für ihre theoretischen Kenntnisse suchten. Hierzu kam, daß die Entdeckung zahlreicher Steinsalzlager und vor allem die Erschließung der mächtigen Kalisalzvorräte bei Staßfurt, die für Deutschland ein Monopol bildeten, der Technik unschätzbare Mengen neuer Rohmaterialien zur Verfügung stellten, aus der sich die schnell emporblühende Kaliindustrie und der an den Namen Solvay geknüpfte Umschwung der Sodaindustrie entwickelte. In eine noch frühere Zeit fielen die infolge der Anregung Liebigs gemachten Versuche, die Phosphorsäure der Mineralphosphate für Düngezwecke durch Behandlung mit Schwefelsäure in wasserlösliche Form überzuführen. Diese Arbeiten legten ja auch den Grund zu der späteren glänzenden Entwickelung der Industrie künstlicher Düngemittel. Der Sprengstoffindustrie eröffneten sich in den vierziger Jahren durch die Entdeckung der Schießbaumwolle und des Nitroglyzerins ganz neue Bahnen, die zu einer vollständigen Umwälzung der bisherigen Technik der Schieß- und Sprengstoffmittel führten. Hieran schloß sich die Entwickelung und Verbreitung der Photographie, die die Nachfrage nach chemischen Erzeugnissen für ihre Zwecke in ungeahnter Weise vermehrte, und der Bedarf an wissenschaftlichen Präparaten, der der chemischen Technik täglich neue Aufgaben stellte. Den gewaltigsten Anstoß zur Förderung der chemischen Industrie aber gaben die Entdeckungen auf dem Gebiete der organischen Chemie, die am Ende der fünfziger Jahre zur Darstellung der ersten Teerfarbstoffe führten. Sie riefen in den sechziger Jahren zunächst in Frankreich und England, bald aber auch in Deutschland einen neuen Industriezweig ins Leben, der hier in seiner gewaltigen Weiterentwickelung nicht nur für die Erzeugnisse der Säuren- und Alkaliindustrie und der Industrie der Teerdestillation, sondern auch für die gesamte Technik der anorganischen und organischen Präparate ein fast unbegrenztes Absatzgebiet zu schaffen berufen war. Unter solchen Bedingungen zeigten sich auch auf deutschem Boden seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf allen Gebieten der industriellen Chemie frisch emporstrebende Triebe, die sich dann zu jener wunderbaren und unvergleichlichen Blüte entfalteten, die im Jahre 1900 auf der Pariser Weltausstellung der deutschen chemischen Industrie den damals unbestrittenen Platz als der ersten der Welt sicherten.

Dieses Ziel zu erreichen, bedurfte es freilich gewaltiger Anstrengungen, und

nur mühsam gelang es der deutschen Industrie lange Zeit hindurch, die durch die überlegene Konkurrenz des Auslandes bedingten Schwierigkeiten zu überwinden.

Kennzeichnend für diese langsam fortschreitende Entwickelung sind die amtlichen Berichte über die Statistik des Handelsverkehrs und des Warenverbrauchs im Zollverein aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Im Jahre 1845 vermerkte der damalige Direktor des preußischen statistischen Büros Dieterici zum erstenmal mit großer Genugtuung: „Es scheint, daß die chemischen Fabriken im Zollverein sich entwickeln und größere Quantitäten für die verschiedenen Anwendungen liefern als früher", und im Jahre 1848 schrieb er: „Es ist nicht unwichtig und ein Zeichen der fortschreitenden Industrie im Zollverein, daß hier die in Rede stehenden chemischen Fabrikate in der Ausfuhr steigen." Der Bericht des Jahres 1853 stellte dann fest: „Es ist ein Zeichen steigender Industrie, wenn der Verbrauch chemischer Erzeugnisse sich mehrt. Da es für die Fabriken von Vorteil ist, die vom Auslande zu beziehenden Drogen möglichst wohlfeil zu erhalten, so sind die Eingangszölle mehrfach ermäßigt worden. Gern sind die Vereinsstaaten bereit gewesen, selbst unter finanziellen Opfern der glücklich aufblühenden Industrie die Beschaffung ausländischer Fabrikmaterialien möglichst zu erleichtern. Die chemischen Fabrikate sind nicht allein wichtig als Hilfen anderer Industrien, in welcher Beziehung ihr Verbrauch im Zollverein sich unzweifelhaft andauernd vermehrt, sie sind auch wichtig als selbständige Fabrikunternehmungen." Die Begünstigung der chemischen Industrie durch Zollerleichterungen für die Einfuhr von notwendigen Rohstoffen war für diese in der Tat ein dringendes Bedürfnis, denn wenn auch der Reichtum Deutschlands an Erzen und Mineralien der verschiedensten Art auf gewisse Zweige der chemischen Technik fördernd einwirkte, so war doch infolge der Notwendigkeit, einen großen Teil der Rohstoffe aus weit entfernten Gegenden herbeizuholen, der Wettbewerb mit anderen günstiger gelegenen Ländern nicht immer leicht. Schon die Grundstoffe für die wichtigsten Säuren, die gewissermaßen das erste Handwerkszeug des Chemikers bilden, Schwefel, Schwefelkies und Salpeter, mußte das Ausland liefern, ebenso die meisten Rohdrogen zur Herstellung von Alkaloiden und sonstigen Präparaten für den Gewerbe- und Medizinalgebrauch: Kräuter, Wurzeln, Rinden, Harze, Balsame, Gummiarten, eine große Zahl natürlicher organischer Farb- und Gerbstoffe, Rohphosphate für die Fabrikation künstlicher Düngemittel, Mineralöle, das Rohmaterial für die Gewinnung seltener Erden und zahlreiche andere Erzeugnisse überseeischer Länder. Gerade diese Abhängigkeit vom Auslande, die für die Entwickelung einer bodenständigen chemischen Industrie in Deutschland ein unüberwindliches Hindernis zu bilden schien, ist aber für die Technik vielfach der Antrieb geworden, auf dem Gebiete der Synthese neue Bahnen zu suchen, um sich so weit als möglich von dieser Abhängigkeit zu befreien.

Viel bedeutsamer, als die Wirkung zolltarifischer Maßnahmen, war aber für den Aufschwung der chemischen Industrie in Deutschland, wie bereits erwähnt, der

Einfluß der wissenschaftlichen Forschung. Man wird gewiß nicht behaupten können, daß die überragenden Leistungen der deutschen Wissenschaft entscheidend für den erfolgreichen Wettbewerb der deutschen Industrie gegenüber ihren ausländischen Konkurrenten gewesen seien, denn abgesehen davon, daß die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung nicht an nationale Grenzen gebunden, sondern Gemeingut der ganzen Menschheit sind, dürfen zweifellos ihre Vertreter in anderen Ländern den deutschen Forschern im allgemeinen als durchaus ebenbürtig an die Seite gestellt werden. Wenn die Errungenschaften der chemischen Wissenschaft gerade in Deutschland auf einzelnen Gebieten zu einer solchen Blüte der Industrie und zu großen wirtschaftlichen Erfolgen geführt haben, so ist dies vornehmlich dem Umstande zuzuschreiben, daß wohl in keinem Lande der Welt ein so enger Zusammenhang, eine so rege, sich gegenseitig befruchtende Wechselwirkung zwischen chemischer Forschung und Technik bestanden hat, wie es in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege in Deutschland der Fall war. Die enge Fühlung der Technik mit der reinen Wissenschaft hat der deutschen chemischen Industrie in der Tat ihr charakteristisches Gepräge und die Triebkraft zu ihrer einzigartigen Entwickelung gegeben. Jede größere Betriebsstätte beschäftigt eine Zahl wissenschaftlicher Chemiker, die in den großen Teerfabriken auf 200 bis 300 und darüber steigt, und die zu einem erheblichen Teil nur die Aufgabe haben, bestimmte neue Arbeitsgebiete zu durchforschen und theoretisch gefundene Ergebnisse experimentell nachzuprüfen. Zu diesem Zwecke werden ihnen Arbeitsstätten und Einrichtungen zur Verfügung gestellt, die mit den Instituten und Hilfsmitteln der größeren Universitäten und technischen Hochschulen erfolgreich in Wettbewerb treten können. Über das Verhältnis zwischen chemischer Industrie und Wissenschaft, wie es sich in den letzten zwei Jahrzehnten in Deutschland entwickelt hat, bemerkte einer der hervorragendsten Vertreter der deutschen Technik, der vor wenigen Jahren verstorbene Heinrich Brunck, in seinem Berichte, den er der deutschen chemischen Gesellschaft im Jahre 1900 über die Entwickelungsgeschichte der Indigofabrikation in der Badischen Anilin- und Sodafabrik erstattete, mit Recht: „Die junge Industrie begnügte sich nicht mehr, von den Gaben zu zehren, die ihr von den wissenschaftlichen Zentren beschert wurden. Namhafte Forscher stellten sich in ihren ausschließlichen Dienst; junge Kräfte widmeten sich ihr in großer Zahl und wuchsen mit ihr heran in eifriger und zielbewußter Tätigkeit. Männer wie Caro, Glaser, Martius, später Laubenheimer, Duisberg, Bernthsen und viele andere trugen den Geist wissenschaftlicher Forschung in die technische Praxis. An der Spitze von Mitarbeitern und Schülern schufen sie Laboratorien, welche der Technik dienten, indem sie die Wissenschaft pflegten. Nicht mehr, wie früher, war die Industrie die ausschließlich empfangende, sie vermochte nun auch zu geben, die wissenschaftliche Forschung zu fördern und zu bereichern." Die Frucht solcher wissenschaftlicher Arbeiten, auch wenn sie nicht zur Erreichung des unmittelbar erstrebten Zieles führten, war naturgemäß eine Fülle von theore-

tischem und praktischem Wissen, das sich in den Archiven der größeren Fabriken ansammelte und, ohne nach außen in die Erscheinung zu treten, einen unschätzbaren Reservefonds für die Lösung neuer Aufgaben und die Erschließung neuer Arbeits-gebiete bildete.

Einen wesentlichen Einfluß auf die günstige Entwickelung der chemischen Industrie hat auch die Organisation einer Anzahl von wissenschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Vereinigungen ausgeübt. Auf rein wissenschaftlichem Gebiet hat sich besonders die „Deutsche chemische Gesellschaft", die im Jahre 1867 begründet wurde, ein internationales Ansehen erworben. Ihr Organ, „die Berichte", hat sich im Laufe der Zeit zu einem Mittelpunkte der wissenschaftlichen Forschung aller Länder entwickelt. Wissenschaftler und Praktiker vereint der „Verein deutscher Chemiker", der während des Krieges übrigens in nahe Beziehungen zur Chemischen Gesellschaft getreten ist. Unter den wirtschaftlichen Verbänden der deutschen Technik ist ferner besonders der im Jahre 1877 in Frankfurt a. M. gegründete „Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands" zu nennen. Der Verein vertritt die Interessen der deutschen Industrie gegenüber den Behörden und hat sich besonders auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung um die Förderung der chemischen Technik in Deutschland große Verdienste erworben.

Das Gebiet der Zoll- und Steuergesetzgebung, der Abschluß von Handelsverträgen, die zweckmäßige Gestaltung der beim Transport chemischer Erzeugnisse und Rohstoffe auf Eisenbahnen und Schiffen Anwendung findenden Vorschriften und Tarife, die Entwickelung des Marken- und Patentschutzes, die Gesetzgebung und Verwaltungspraxis auf dem Gebiete der Genehmigung gewerblicher Anlagen, die Förderung neuer Erfindungen der technischen Chemie, die Mitarbeit an den sozialpolitischen Aufgaben, die Förderung und Verbesserung des Versicherungswesens u. a. — alle diese Arbeitsgebiete boten dem Verein reichlich Gelegenheit, unterstützt durch eine eigene Zeitschrift „Die Chemische Industrie", sich im Interesse der chemischen Industrie erfolgreich zu betätigen.*)

In enger Fühlung mit diesem Verein und durch Personalunion in der Leitung und Geschäftsführung viele Jahre mit ihm verbunden, arbeitete eine andere Unternehmervereinigung, die „Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie", in gleichem Sinne und ergänzte die Vereinstätigkeit in glücklicher Weise. Im Jahre 1884 zur Durchführung der Arbeiter-Unfallversicherung begründet, umfaßte die neue, auf gesetzlicher Grundlage beruhende Organisation die Gesamtheit aller zur chemischen Industrie Deutschlands gehörigen Fabrikbetriebe, und bot dadurch zugleich

*) Im Kriege hat die „Chemische Industrie" sich auch besonders mit der Entwicklung der chemischen Technik im feindlichen Ausland beschäftigt und eine besondere Beilage „Dokumente zu Englands Handelskrieg" herausgegeben, die von A. Hesse und H. Großmann besorgt wird.

den willkommenen Anlaß, durch Bundesratsbeschluß festzustellen, welche Arten von Betrieben zur „chemischen Industrie" im Sinne des Gesetzes gehören. Das Eindringen der chemischen Technik in eine große Zahl anderer Industriezweige, bei denen die Mitwirkung chemischer Kräfte einen notwendigen Teil des Fabrikationsprozesses bildet, oder die sich die Vorteile einer auf chemischem Wege zu erzielenden Veredlung ihrer Rohstoffe dienstbar machen, hatte, wie bereits vorher erwähnt, die Grenzen des Begriffs der chemischen Industrie vielfach unsicher gemacht. Zu den Industriezweigen der gedachten Art gehören beispielsweise Gerbereien, Färbereien, Glas-, Seifen- und Zellstoff-Fabriken, Hüttenwerke, Brennereien, Brauereien, Zementfabriken und viele andere. Als chemische Industrie im engeren Sinne, wie sie durch die Gewerbestatistik begrenzt wurde, bezeichnet man aber nur die Fabrikation von Chemikalien, also von Alkalien und Säuren, organischen und anorganischen Salzen, technischen, wissenschaftlichen, photographischen und pharmazeutischen Präparaten, die Industrie der Fette und Öle, der Farben und Farbenmaterialien, Zündwaren, Sprengstoffe, künstlichen Düngemittel, sowie der Gummi- und Guttaperchawaren.

Von hervorragendem Werte erwies sich ferner das enge Zusammenarbeiten des Vereins mit der Berufsgenossenschaft im Interesse der Industrie vor allem dadurch, daß die berufsgenossenschaftliche Organisation die Möglichkeit gewährte, alle einzelnen Gruppen und Betriebszweige statistisch genau zu erfassen, ihren Umfang zu ermitteln, das Steigen und Sinken der Löhne, die Zu- und Abnahme der geleisteten Arbeitstage in ihnen bis ins Detail zu verfolgen und daraus zuverlässige Schlüsse auf die wirtschaftliche Entwickelung der verschiedenen Arbeitsgebiete zu ziehen. Nur durch das einmütige Zusammenarbeiten des Vereins mit der Berufsgenossenschaft konnte die große Aufgabe der Produktionsstatistik, die die Regierung bei der Neuregelung der Handelsverträge in zollpolitischem Interesse aufstellen ließ, erfolgreich gelöst werden, nur mit Hilfe des erschöpfenden Materials, das die Berufsgenossenschaft in ihren amtlichen Lohnnachweisungen und ihrem Kataster bot, war es möglich, zum ersten Male eine genaue, nach Landesteilen, Arbeitsgebieten, Alter und Geschlecht der beschäftigten Arbeiter geordnete Lohnstatistik aufzustellen und das Bedürfnis eines zuverlässigen, von O. Wenzel herausgegebenen „Adreßbuchs der chemischen Industrie" zu befriedigen, das den Konsumenten des In- und Auslandes als Wegweiser für den Bezug ihrer chemischen Bedarfsartikel dienen konnte. Auch durch die fortdauernde und sachverständige Überwachung der Betriebe und die Maßnahmen zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse in den Arbeitsräumen hat die Berufsgenossenschaft auf eine Umgestaltung der Betriebseinrichtungen, namentlich in den kleineren Fabriken hingewirkt, die nicht nur während der Friedenszeit die Zahl und Schwere der Unfälle und beruflichen Erkrankungen vermindert, sondern auch wirtschaftlich einen für die deutsche Industrie außerordentlich vorteilhaften Einfluß ausgeübt hat.

Von wesentlicher Bedeutung für die günstige Entwickelung der chemischen Industrie in Deutschland ist endlich die große Zahl von Kartellen, Konventionen, Syndikaten u. a. Arbeitgebervereinigungen gewesen, die den Zweck hatten, den Konkurrenzkampf für bestimmte Warengattungen zu beschränken oder auszuschließen und dadurch einem übermäßigen Herabdrücken der Verkaufspreise und dem Einfluß wirtschaftlicher Krisen vorzubeugen. Derartige Vereinbarungen in den verschiedensten Formen sind in der chemischen Industrie vielleicht häufiger als in anderen Produktionszweigen, weil die Menge der chemischen Erzeugnisse bei der weitgehenden Spezialisierung außerordentlich groß und demgemäß die Zahl der bei einem einzelnen Artikel beteiligten Fabrikanten oft verhältnismäßig sehr gering ist, sodaß eine Verständigung der meist auch anderweitig in Geschäftsverbindung stehenden Firmen keine erheblichen Schwierigkeiten macht. Hierzu kommt noch, daß die weitaus meisten technischen Artikel der chemischen Industrie in Deutschland zollfrei sind; die Preisstellung von Seiten der kartellierten Fabrikanten findet also, — sofern es sich nicht um eine internationale Vereinbarung handelt — schon in der Konkurrenz des Auslandes ihre obere Grenze. Die Bildung von Kartellen in der chemischen Industrie hat übrigens auch bei den Verbrauchern nur in wenigen Fällen einen lebhafteren Widerstand hervorgerufen, da die Verbraucher an großen Preisschwankungen ja meist auch kein erhebliches Interesse besitzen und bei kartellierten Waren zunächst die Sicherheit haben, daß alle Konkurrenten zu gleichen, vom Kartell kontrollierten Preisen kaufen müssen. Obwohl viele Konventionen und Kartelle in der chemischen Industrie nur eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer gehabt haben, hat ihr Bestehen doch im allgemeinen wirtschaftlich sehr vorteilhaft gewirkt, weil dadurch ein gewisser Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage geschaffen und dem Markte eine größere Stetigkeit verliehen worden ist.

Daß unter Einwirkung einer Reihe so günstiger Einflüsse die chemische Industrie in Deutschland in verhältnismäßig kurzer Zeit einen gewaltigen Aufschwung genommen hat, erscheint hiernach leicht verständlich. Noch im Jahre 1854 war die Zahl der in der chemischen Industrie in Deutschland beschäftigten Personen so gering, daß in dem staatswissenschaftlichen Handbuch „Deutschland und das übrige Europa" des Freiherrn von Reden eine chemische Industrie in den statistischen Übersichten garnicht erwähnt wird. Nach den Gewerbezählungen waren damals im preußischen Staat bei der Herstellung von chemischen Erzeugnissen wie Alaun, Vitriol, Ultramarin, Schießpulver usw. etwa 4500 Personen beschäftigt. Im Jahre 1861 ermittelte die Gewerbezählung für das Gebiet des Zollvereins 8617 Personen, die in Chemikalien- und Farbenfabriken beschäftigt waren. Hierzu kamen noch 5667 männliche und weibliche Arbeiter in Zündwarenfabriken, 890 in Parfümerie- und Seifenfabriken und 860 in Mineralöl- und Paraffinfabriken. Mit Einschluß von 7712 Arbeitern in den Koks- und Gasanstalten ergibt sich ein Arbeiterstand der chemischen Industrie von 23 646 Per-

sonen. Im Jahre 1875 waren nach der Gewerbestatistik bereits 51 598 und im Jahre 1882 72 040 Erwerbstätige in der chemischen Industrie des deutschen Reiches beschäftigt. Genauere Zahlen liefern aber erst vom Jahre 1886 die Nachweisungen der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie. Hier werden nämlich die während des ganzen Jahres geleisteten Arbeitstage zusammengezählt und aus dieser Summe die Zahl der beschäftigten Vollarbeiter zu je 300 Arbeitstagen berechnet, während die Gewerbezählungen nur die zufällig am Zählungstage in dem Betriebe anwesenden Personen feststellen, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob sie während des ganzen Jahres oder wie in Saisonbetrieben nur wenige Monate beschäftigt sind. Andererseits umfaßt die Berufsgenossenschaft nur die fabrikmäßig betriebenen Arbeitsstätten, also das chemische Großgewerbe oder die eigentliche Industrie. Die Zahlenangaben enthalten daher in diesem Falle nicht die handwerksmäßigen Betriebe, wie kleinere Seifensiedereien und andere ohne motorische Kraft arbeitende Betriebsunternehmungen.

Eine Zusammenstellung der gesetzlich versicherten Betriebe mit der Zahl der darin beschäftigten Vollarbeiter und der von diesen verdienten Löhne läßt deutlich erkennen, wie allgemein eine günstigere Steigerung eintrat.

Jahr	Zahl der Betriebe	Zahl der Vollarbeiter	Lohnsumme M.	Durchschnittl. Arbeitslohn M.	Jahr	Zahl der Betriebe	Zahl der Vollarbeiter	Lohnsumme M.	Durchschnittl. Arbeitslohn M.
1886	4 162	77 608	61 797 490	796	1900	7 169	153 011	148 412 679	970
1887	4 235	81 417	62 710 377	770	1901	7 352	156 488	152 931 266	977
1888	4 464	83 667	66 783 027	792	1902	7 539	160 641	156 897 243	975
1889	4 809	91 264	72 574 969	801	1903	7 749	168 950	166 293 444	984
1890	5 043	97 498	80 117 356	822	1904	8 004	177 461	176 621 994	995
1891	5 273	100 285	83 855 958	836	1905	8 278	185 820	188 238 896	1 013
1892	5 393	102 101	85 874 048	841	1906	8 505	195 356	207 311 913	1 061
1893	5 601	106 006	90 046 870	849	1907	8 618	207 704	230 223 733	1 108
1894	5 758	110 348	94 289 196	854	1908	8 699	209 199	236 218 030	1 129
1895	5 947	114 581	98 786 286	862	1909	8 702	211 830	240 464 951	1 135
1896	6 144	124 219	108 643 142	875	1910	8 887	222 530	258 561 556	1 163
1897	6 316	129 827	115 662 600	891	1911	8 984	233 284	279 282 251	1 197
1898	6 589	135 350	124 081 344	917	1912	9 147	249 879	308 220 516	1 233
1899	6 911	143 119	133 602 696	934					

Das gleiche Bild des außerordentlichen Aufschwungs der Industrie im letzten Vierteljahrhundert gewährt die Zusammenstellung der Ziffern des *deutschen Außenhandels in chemischen Produkten*. Die folgenden Zahlen geben in Millionen Mark die Ein- und Ausfuhr von Rohstoffen und chemischen Fabrikaten bis zum Jahre 1905:

	Rohstoffe		Fabrikate	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
1885	123,3 Mill. M	25,5 Mill. M	97,6 Mill. M	194,7 Mill. M
1890	149,9 " "	32,6 " "	111,9 " "	242,1 " "
1895	168,9 " "	37,2 " "	110,9 " "	301,7 " "
1900	218,4 " "	45,2 " "	113,0 " "	352,4 " "
1905	290,6 " "	66,5 " "	140,4 " "	475,8 " "

Seit dem 1. März 1906 ist bekanntlich eine vollständige Neuordnung der deutschen Außenhandelsstatistik erfolgt, wodurch der Vergleich mit den Angaben früherer Jahre wesentlich erschwert wird. In folgendem sind nun, um eine Übersicht der Ein- und Ausfuhrzahlen der wichtigsten Produktionszweige der chemischen Industrie zu geben, für die weiteren letzten Jahre die Werte zusammengestellt:

Einfuhr (in 1000 M)

	1907	1908	1909	1910	1911	1912	1913
A. Chemische Grundstoffe, Säuren, Salze usw.	187 640	194 246	187 518	203 628	209 773	237 351	278 187
B. Farben und Farbwaren	19 344	17 873	17 464	19 515	20 296	20 830	21 010
C. Firnisse, Lacke, Kitte	3 837	3 216	3 474	3 874	3 430	3 915	3 999
D. Äther, Alkohol, äther. Öle usw.	40 247	39 008	39 513	50 814	48 305	56 698	56 987
E. Künstliche Düngemittel	20 177	20 349	24 478	27 289	28 746	26 348	30 748
F. Sprengstoffe usw.	1 761	1 515	6 827	1 441	1 423	1 355	1 481
G. Chemische und pharmazeutische Erzeugnisse a. n. g.	27 689	25 825	25 863	27 589	34 128	38 672	37 973
Gesamt-Einfuhr	300 695	302 032	305 137	334 150	346 101	385 169	430 385

Ausfuhr (in 1000 M)

	1907	1908	1909	1910	1911	1912	1913
A. Chemische Grundstoffe, Säuren, Salze usw.	196 501	199 966	225 367	266 197	309 648	301 471	377 087
B. Farben und Farbwaren	236 538	213 934	231 320	248 073	250 551	277 206	298 044
C. Firnisse, Lacke, Kitte	4 112	4 487	5 347	5 775	6 521	6 971	7 357
D. Äther, Alkohol, äther. Öle usw.	22 733	20 423	21 764	24 368	30 934	33 851	44 405
E. Künstliche Düngemittel	26 509	25 140	26 891	32 637	41 947	50 704	54 212
F. Sprengstoffe usw.	32 791	25 818	39 654	43 449	38 007	64 539	74 053
G. Chemische und pharmazeutische Erzeugnisse a. n. g.	52 593	56 233	61 880	69 991	77 995	86 625	101 256
Gesamt-Ausfuhr	571 847	546 001	612 223	690 490	755 603	821 367	956 414

Die Einfuhr von Rohstoffen ist hiernach ziemlich regelmäßig gewachsen, in erheblich höherem Maße aber hat die Ausfuhr chemischer Fabrikate zugenommen. Im Jahre 1897 wurde von der Reichsregierung eine ziemlich zuverlässige Er-

hebung über die jährliche Erzeugung chemischer Produkte in Deutschland veranstaltet, die einen Gesamtwert von 947,9 Millionen ergab. Die Zahl der in jenem Jahre beschäftigten Vollarbeiter bezifferte sich auf 129 817. Nimmt man nun an — was allerdings nicht ganz zutreffend ist, da die menschliche Arbeitskraft mehr und mehr durch Dampf und Elektrizität ersetzt wird —, daß die Warenerzeugung sich in gleichem Verhältnis wie die Arbeiterzahl erhöht habe, so würde der Wert der Produktion vor dem Kriege auf etwa 1750 Mill. Mark zu schätzen sein, von denen 1912 für 821 Mill., also beinahe die Hälfte, dem Auslande zugeführt wurde. Den größten Anteil an dieser Ausfuhr nahmen die Vereinigten Staaten Amerikas mit 147,2 Mill. in Anspruch; ihnen folgte Großbritannien mit 92,3 Mill., Rußland mit 62,6 Mill., Österreich-Ungarn mit 61,9, Frankreich mit 41, Holland mit 39,9, Belgien mit 34,4, Italien mit 31, die Schweiz mit 27 und Schweden mit 19,6 Mill. Mark. Einen erheblichen Verbrauch deutscher Chemikalien zeigte auch Ostasien und zwar China mit 29,9, Japan mit 24,6 Mill. Mark, ebenso Mittel- und Südamerika mit 27,5 Mill. Mark. Die Türkei beanspruchte 12,5, Norwegen 5,7, die Balkanländer 5,5 Mill. Mark, und ebenso viel entfielen auf Spanien und Portugal zusammen, während der australische Bund seinen Bedarf mit 4,75 Mill. Mark deckte.

Jedenfalls geht aus der Statistik des deutschen Außenhandels hervor, daß es keinen noch so entlegenen Erdenwinkel gegeben hat, zu dem nicht deutsche Heilmittel, deutsche Farbstoffe und deutsche photogaphische Präparate wie zahlreiche andere Chemikalien ihren Weg gefunden hätten.

Durch den Ausbruch des Weltkrieges ist aber diese glänzende Entwickelung jahrelang jäh unterbrochen worden. Die Industrien Deutschlands und Österreich-Ungarns, unter ihnen auch die chemischen, haben vielfach eine ganz andere Gestalt angenommen und sich besonders auf die Herstellung von Kriegsbedarf und Nahrungsmitteln für das Heer und die Bevölkerung einrichten müssen, wobei man zum Teil nach ganz ungewöhnlichen und neuen Verfahren arbeiten mußte.

Die Gewinnung von Salpetersäure, Explosivstoffen aller Art, Benzol, Schmierölen aus Stein- und Braunkohlen, Spiritus aus Holz, Glyzerin aus Zucker, Seifen, Metall-Legierungen, von Zellstoff an Stelle von Baumwolle, künstlichen Kautschuk, Harzen, Kalkstickstoff, Pflanzenölen, Ersatzfutter usw. hat während des Krieges einen außerordentlichen Umfang angenommen, und man wird erwarten dürfen, daß auch ein erheblicher Teil dieser Industrie auch nach Beendigung des Krieges nach den neuen Arbeitsmethoden weiterarbeiten wird. Durch umfangreiche Verwendung von künstlichen Düngemitteln und durch Hebung der landwirtschaftlichen Produktion, der nach Beendigung des Krieges weit größere Mengen an stickstoffhaltigen Mengen zur Verfügung stehen werden als vorher, wird man voraussichtlich auch in weit höherem Grade künftighin in der Lage sein, die eigene Volkswirtschaft mit vielen Rohstoffen

und technischen Produkten zu versorgen, die man vor dem Kriege nur aus dem Auslande beziehen mußte. Das bedeutet natürlich keineswegs, daß man in Deutschland in Zukunft etwa auf den Bezug von Welthandelswaren aus überseeischen Ländern und Erdteilen verzichten will. Das kommt schon aus dem Grunde nicht in Frage, weil zahlreiche Zweige der chemischen Industrie schon im Interesse ihres Exports von chemischen Fabrikaten erst einmal jene fremden Rohstoffe in großen Mengen werden einführen müssen.

Die größten und dauernden Veränderungen in der chemischen Technik, die der Krieg herbeigeführt hat, dürften wohl auf dem Gebiete der Herstellung von Stickstoffverbindungen liegen. Diese Bestrebungen zur Gewinnung von Ammoniak, Salpetersäure und Kalkstickstoff u. a. stickstoffhaltigen Düngemitteln haben aber nicht nur die deutsche Industrie beschäftigt, sondern auch im Auslande in den späteren Kriegsjahren zu großen Unternehmungen Veranlassung gegeben.

Daß in der Tat die leitenden Köpfe in England, Frankreich und Amerika die Bedeutung der Stickstoff-Frage für die Kriegs- und Friedenswirtschaft vollkommen erkannt haben, geht nicht nur aus den Verhandlungen im englischen Unterhause über die Bindung des Stickstoffs am 14. Februar des Jahres 1917 hervor, sondern auch aus einer neuen Denkschrift der englischen Regierung (1918), die sich mit den bisherigen Versuchen beschäftigt, die man unter dem Zwange der Seegefahr und der Schiffsraumknappheit schon im Jahre 1916 begonnen hat, um England mit Salpetersäure zu versorgen. In der Tat hat ja auch niemand voraussehen können, welche unendliche Mengen von Munition ein moderner Krieg erfordern würde. Über die Zukunft jener verschiedenen Industriezweige, welche sich mit dem Problem der Gewinnung von Salpetersäure durch direkte Verbrennung oder durch Oxydation von Ammoniak beschäftigen, wie auch über die neue synthetische Gewinnung des Ammoniaks nach dem von Haber erdachten und von der Badischen Anilin- und Sodafabrik technisch ausgearbeiteten Verfahren, wie endlich auch über die Aussichten der Kalkstickstoffindustrie, an der ja auch Österreich-Ungarn, Schweden, Norwegen, die Schweiz, Frankreich, Canada und Japan sehr stark interessiert sind, läßt sich heute noch keineswegs etwas ganz Sicheres sagen. Mit einer gewissen Sicherheit wird man allerdings darauf hinweisen dürfen, daß nach Beendigung des Krieges und nach der Wiederherstellung der Seeschiffahrt ein absoluter Mangel an Stickstoffverbindungen für landwirtschaftliche Zwecke als ausgeschlossen gelten kann. Wenn es dann auch gelingen sollte, die Produktion an Superphosphat und Thomasmehl entsprechend zu steigern und die reichen Kalischätze Deutschlands der ganzen Welt wieder nutzbar zu machen, so dürfte man in absehbarer Zeit doch wieder hoffen können, daß der landwirtschaftliche Wiederaufbau, d. h. der Ersatz des dem Boden durch den Raubbau der Kriegsjahre zu einem erheblichen Teile entzogenen Düngekapitals, soweit die chemische Industrie in Frage kommt, so schnell und so energisch in die

Wege geleitet werden wird. Selbstverständlich wird man sich wohl dann auch darüber klar sein müssen, daß die Zufuhr von künstlichem Dünger allein der ganzen Welt noch nicht eine wesentliche Vergrößerung ihrer durch den Krieg so stark eingeschränkten Ernährungsbasis zu liefern vermag; aber wenn man berücksichtigt, daß nach einer Berechnung sachkundiger Autoritäten die Steigerung der Produktivität in der deutschen Landwirtschaft im letzten Vierteljahrhundert vor dem Kriege zu etwa 50 Prozent der rationellen Verwendung und der wesentlich erhöhten Benutzung von künstlichen Düngemitteln zugeschrieben werden konnte, so wird man für die Zukunft der Landwirtschaft trotz aller Schwierigkeiten sich doch wohl einem gewiß nicht ganz unberechtigten Optimismus hingeben dürfen. Vielleicht wird aber gerade die Kriegszeit mit ihrer starken Verminderung des Ertrages wesentlich darauf hinwirken, daß der Verbrauch an künstlichen Düngemitteln auch in solchen Ländern eine starke Zunahme erfährt, die bisher noch viel weniger Kunstdünger als notwendig benutzt haben.

Der Krieg hat dann fernerhin in Deutschland wie in anderen Ländern dazu Veranlassung gegeben, eine möglichst rationelle Verwertung der Kohlenvorräte zu erstreben. Auch hier hat man in Deutschland große Fortschritte auf technischem Gebiete gemacht, wozu vor allem die Gewinnung von Tieftemperatur- und Generator-Teer gezählt werden muß, aus denen man eine Reihe von technisch wichtigen Produkten (besonders Schmieröle) für die Kriegs- und Friedenswirtschaft hat darstellen können. Diesen Bestrebungen ist es hauptsächlich zu verdanken gewesen, daß die zeitweise Abschneidung vom Bezuge notwendiger Erdölprodukte keine gefährlichen Folgen gehabt hat. Auf diesem Gebiete hat sich die deutsche Industrie übrigens besonders in Verbindung mit der Wissenschaft (Institut für Kohlenforschung in Mülheim a. d. Ruhr) sehr erfolgreich betätigt, und es ist zu erwarten, daß nach dem Kriege eine Veröffentlichung dieser Ergebnisse erfolgen wird, von der nicht nur die deutsche Volkswirtschaft Nutzen und Anregung wird ziehen können. Ganz ähnliche Bestrebungen wie in Deutschland sind übrigens auch während des Krieges in England mit Unterstützung der Regierung und der Industrie verfolgt worden, und man wird daher annehmen dürfen, daß die künftige Stein- und Braunkohlenwirtschaft der ganzen Welt wesentlich ökonomischer als vor dem Kriege arbeiten wird, was insbesondere für die Gewinnung billiger Kraft- und Heizquellen, wie auch für die Entwicklung der Industrie der Nebenprodukte stark ins Gewicht fallen wird.

Sehr aussichtsreich erscheinen dann ferner die Arbeiten zur Gewinnung von Alkohol und Essigsäure aus Calciumcarbid, jenem bekannten Produkt der elektrochemischen Industrie, das ehemals hauptsächlich in wasserkraftreichen Ländern gewonnen wurde, heute aber auch in Deutschland in großem Umfange hergestellt wird.

Die Erschließung eines neuen Weges zur Gewinnung dieser technisch wichtigen Verbindungen der organischen Industrie läßt sich in ihrer vollen Bedeutung heute noch kaum völlig klar übersehen, da die gegenwärtigen Preisver-

hältnisse eine Reihe von Fabrikationen rentabel erscheinen lassen, über die in der Friedenszeit noch wenig Sicheres gesagt werden kann. Das dürfte wohl auch für die Gewinnung von Kautschuk gelten, dessen Fabrikation in Deutschland während des Krieges nicht unerheblich zugenommen hat. Auch die künftige Konkurrenz des natürlichen Kautschuks dürfte den Kunstprodukten nicht unbedingt die Existenzberechtigung nehmen, da die wertvollen Eigenschaften jener Kunstprodukte diesen Verbindungen doch eben ganz neue Verwendungsgebiete eröffnen werden. Selbstverständlich wird auch hier die Gestaltung der Frachtverhältnisse, die Valutafrage und die künftige Regelung der Handelsbeziehungen überhaupt über die Konkurrenzfähigkeit jener neuen Industriezweige entscheiden.*)

Die Zeit nach dem Kriege wird auch in der chemischen Industrie Deutschlands gewaltige Anstrengungen erfordern und die Umstellung vieler Betriebe auf die Bedürfnisse der Friedenswirtschaft und der Ausfuhr notwendig machen. Bei dieser Umstellung wird man selbstverständlich auch die Entwickelung der Verhältnisse außerhalb Deutschlands berücksichtigen müssen, um den Wünschen der jetzigen und früheren Abnehmer Rechnung tragen zu können. Trotzdem auch in den Ententeländern, wie im neutralen Auslande, auf dem Gebiete der chemischen Industrie Bedeutsames geleistet worden ist, wird man wohl dem Bezug deutscher chemischer Waren, sobald dieselben erst wieder in größeren Mengen zur Verfügung stehen, kaum dauernd erhebliche Schwierigkeiten zu bereiten gewillt sein. Wenn man die Urteile Sachverständiger und nüchtern urteilender Chemiker Englands, Frankreichs, Italiens und der Vereinigten Staaten während des Krieges betrachtet, so wird man, auch trotz aller Bemühungen mancher Kreise, dem deutschen Handel auch nach dem Kriege die größten Schwierigkeiten zu bereiten, zu der Annahme geführt, daß allmählich im Laufe der Zeit wieder eine Abschwächung jener Gegensätze erfolgen wird, und daß gerade jene zahlreichen, deutsche Chemikalien verbrauchenden Industrien, die vor dem Kriege aus Deutschland zu beziehen gewohnt waren, auch nach dem Kriege ihre Stimme in vernehmlicher Weise wieder erheben werden, um den extremen Absperrungspolitikern einzelner Länder ein Halt entgegen zu rufen.

Man ist sich in der deutschen chemischen Industrie durchaus darüber klar, daß die Zeit nach dem Kriege wirtschaftlich und technisch sehr schwierig sein wird, aber man ist andererseits auch in keiner Weise etwa geneigt, an der Zukunft dieser Industrie zu verzweifeln. Diese Hoffnung gründet sich einmal auf die großen Leistungen der chemischen Industrie im Kriege und auf die intensive Tätigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete auf den deutschen Hochschulen, die in Zukunft erst recht in die Erscheinung treten wird. Auch die deutsche chemische Industrie hat erkannt, daß das Unterrichtsproblem und die Frage der Ausbildung technisch und wissen-

*) Vergleiche auch die Darstellung von Professor Dr. Hans Goldschmidt „Die Chemie nach dem Kriege" in Heft 6 der „Technik für Alle" (Stuttgart) 1918.

schaftlich geschulter jüngerer Kräfte in der nächsten Zeit nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden darf, und sie hat auch, wie die Begründung des Liebig-Stipendien-Vereins beweist, bereits diese Erkenntnis praktisch durch Bereitstellung sehr erheblicher Mittel betätigt. Es wäre aber jedenfalls sehr wünschenswert, wenn man in Zukunft wenigstens in der Wissenschaft allgemein wieder mehr zu einer neidlosen Anerkennung der Verdienste anderer Völker gelangen würde, und wenn die guten Traditionen aus der Zeit vor dem Kriege auch auf diesem Gebiete wieder allerseits Geltung erlangen würden. Dann würde zwar immer noch der wirtschaftliche und unvermeidbare Rivalitätskampf der chemischen Industrien der verschiedenen Länder weiter andauern, aber diesem Kampfe würden wenigstens jene vergiftenden Wirkungen persönlicher Verunglimpfungen genommen, wie sie die Kriegszeit leider so vielfach mit sich gebracht hat.

Auf diesem Gebiete werden aber auch die neutralen Staaten ganz besonders günstig einwirken können, wenn sie auch in Zukunft ähnliche Bahnen beschreiten, wie das besonders in Schweden, dem Lande, wo einst Alfred N o b e l eine Forschungsstätte begründet hat, deren reiche Mittel der Förderung der internationalen Wissenschaft und der Kultur der Menschheit zu Gute kommen sollten, ja stets der Fall gewesen ist.

Dr. Otto Arendt,
Mitglied des Reichstags:

Die Nachteile des Systems der Verhältniswahl.

Die Wahlen zur Nationalversammlung werden am 19. Januar 1919 nach dem Grundsatze der Verhältniswahl stattfinden; was das praktisch bedeutet, darüber ist die öffentliche Meinung noch völlig ungeklärt.

Zunächst ist es ein vielfach verbreiteter Irrtum, daß schon der Reichstag — und das preußische Wahlgesetz — die Verhältniswahl beschlossen hätten. Im Reich und in Preußen war umgekehrt im Grundsatz der Einzelwahlkreis beibehalten, nur ausnahmsweise sollten die übergroßen Wahlkreise die Verhältniswahl erhalten, um hier den Minderheiten zu ihrem Recht zu verhelfen. In dieser Beschränkung ist die Verhältniswahl eine sehr wertvolle Verbesserung des Wahlrechts gewesen. Anders steht es mit der jetzt durchgeführten allgemeinen Beseitigung der Einzelwahlkreise durch Einführung der Listenwahl großer Bezirke. Ich habe hiergegen die ernstesten Bedenken und fürchte, daß Deutschland damit mindestens die gleichen schlechten Erfahrungen machen wird, die Frankreich veranlaßten, sehr schnell die Listenwahl wieder durch die Wahlkreiswahl zu ersetzen.

Die Verhältniswahl ist ein alter Programmpunkt der Sozialdemokratie, sie entspricht auch durchaus den sozialdemokratischen Interessen, sobald sie sich nicht auf Einzelkreise, sondern auf das ganze Reich erstreckt, denn sie bietet die Möglichkeit, die Stimmmassen der industriellen Arbeiter über die Industrieorte hinaus bei der Gesamtwahl der Bezirke zur Geltung zu bringen. Es liegt auf der Hand, wie sehr hierdurch Kleinstadt und flaches Land gegen jetzt benachteiligt werden. Immerhin kann man hier vom demokratischen Standpunkte aus Rechtfertigungsgründe vorbringen. Viel schwerwiegender sind die Bedenken allgemeiner Art gegen das Listensystem überhaupt.

Durch das Listensystem hört die persönliche Beziehung zwischen den Wählern und den Abgeordneten auf, an ihre Stelle tritt allein die Parteibeziehung. Das hat viel schwerer wiegende Nachteile, als es auf den ersten Blick erscheint.

Wie lagen die Dinge bisher?

Jeder Wahlkreis war allmählich zu einem historischen Gefüge mit eigner Überlieferung, eignen Interessen, eignen Organisationen geworden. Die Kandidaten wurden in immer stärkerem Maße „aus dem Wahlkreis" gewählt. Das hatte den Nachteil der kleinlichen Kirchturmspolitik und erschwerte begabten Männern die Erlangung eines Mandats, aber es hob doch die Bedeutung der Persönlichkeit. Die Wähler wollten ihren Kandidaten kennen, sie entschieden oft nicht ausschließlich nach der Parteischablone. Auch politische Gegner erkannten die besondere Eignung eines Kandidaten oder seine besondere Tätigkeit für Wahlkreis und Wählerschaft an. Dieses persönliche Verhältnis erleichterte auch wieder hervorragenden Männern die Erlangung und Behauptung von Mandaten. Man denke zum Beispiel an Bassermann, der immer wieder in einem andern Wahlkreis durchdrang, oder an jene alten Parlamentarier, die Jahrzehnte hindurch ihr Mandat inne hatten und nicht nur der politische Vertreter, sondern auch der Vertrauensmann ihres Wahlkreises geworden waren.

Die Aufgaben und Pflichten eines Volksvertreters sind durchaus nicht auf die gesetzgeberische und eigentlich politische Tätigkeit beschränkt. Der Abgeordnete soll die Verwaltung bis zu einem gewissen Grade kontrollieren. Wünsche und Beschwerden der Wähler werden von ihm geprüft und an geeigneter Stelle vorgebracht und vertreten. Viel Gutes kann so geschehen, viel Übles verhütet werden. Diese Aufgaben werden im sozialistischen Staat nicht vermindert, sondern vermehrt; sie werden aber durch das Listenwahlsystem ausgeschlossen. Der Wahlkreis kann nun nicht mehr einen mit seinen besonderen Verhältnissen vertrauten Mann ins Parlament wählen, die Wähler stimmen nach Parteiprogrammen ab, und die Parteien bestimmen, wem sie ein Mandat übertragen wollen. Die Gewählten sind eigentlich nicht Volksvertreter, sondern Parteivertreter. Gewiß wird die Partei sich bemühen, zugkräftige Namen für ihre Liste zusammenzustellen, aber jedem Wahlkreise eine besondere Vertretung wie bisher zu schaffen, ist dabei völlig undenkbar.

Das schwerste Bedenken liegt für mich in der Auswahl der Kandidaten durch die Partei. Hieran muß das Listensystem schließlich scheitern. Verhältniswahl und Minderheitsvertretung bedingt, daß die letzten Stellen in den Listen aussichtslos, die ersten dagegen mehr oder minder sicher sind. Dementsprechend wird der heftigste Kampf um die Reihenfolge bei den Listen entstehen. Die Parteien werden ihre Führer an die Spitze setzen wollen. Dagegen werden die unzähligen Gruppen und Grüppchen mit ihren Forderungen hervortreten. Gibt man ihnen die ersten Stellen, so entsteht die Gefahr, daß wir ein Parlament von Nullen erhalten, verweigert man sie ihnen, so wird sofort die Zersplitterung einsetzen und eine Unzahl von Listen werden vielleicht noch nicht so stark bei der ersten Wahl, aber um so sicherer künftig hervortreten. Die Ausgleichung ist nicht mehr möglich, daß die Parteien einzelne hierfür besonders geeignete Wahlkreise den Gruppen überlassen konnten. Damit kamen diese zu einer sicheren Vertretung, während ihnen heut die dekorative Aufnahme eines Kandidaten an einer hinteren Stelle der Liste gar nichts nützt. Die Kandidatenfrage wird umso schwerer, als die größere Hälfte der Wähler, die Frauen, in wachsendem Maße Anspruch auf Mandate erheben werden.

Dabei werden die Wahlen künftig häufiger sein als bisher. Die Nationalversammlung soll nur Friedensschluß und Verfassung erledigen, dann wird der neue Reichstag gewählt. Aber auch Landtage und Gemeindevertretungen werden künftig voraussichtlich auf Grund der Listenwahlen gebildet werden. Diese allgemeine Einführung der Listenwahl muß immer mehr die Persönlichkeit um ihre Geltung bringen, und doch bedürfen wir in Deutschland so sehr gerade umgekehrt der stärksten Hervorhebung der Persönlichkeit. Nur wer sich der Partei ein- und unterordnet, kann durch diese Einfluß gewinnen. Das muß auch auf die Parlamentsverhandlungen einwirken, es wird hier eine Art natürlicher Fraktionszwang entstehen. Es ist ja niemand mehr kraft eignen Rechts im Parlament, jeder Abgeordnete ist auf Grund seiner Parteiliste gewählt und hat seine Parteigrundsätze unweigerlich durchzuführen. Das Recht der eignen Meinung, die politische Selbständigkeit hört auf. Die Bedeutung des Parlaments wird dadurch sicher nicht gehoben, sondern schwer beeinträchtigt.

Bisher konnte der Abgeordnete, wenn er sich dem Fraktionszwang nicht fügen wollte, aus der Fraktion austreten und sich einer anderen Fraktion anschließen. Sehr oft haben Abgeordnete dann ihr Mandat trotzdem erneuert erhalten. Wie soll das künftig werden?

Viele Kandidaten haben es früher abgelehnt, sich auf schriftliche Verpflichtungen einzulassen, künftig sind sie nicht als Person, sondern auf Grund einer Liste gewählt und demnach auf das Parteiprogramm unbedingt verpflichtet — die Freiheit der Abstimmug ist damit zu Ende. Dann könnten schließlich die Parteien auch ohne lange Parlamentsverhandlungen durch „interfraktionelle Beschlüsse" die Gesetzgebungsmaschine in Gang halten.

Ich glaube, daß das Listensystem der deutschen Eigenart nicht entspricht und deshalb keine Aussicht auf Dauer hat. Die Parteien selbst werden auf ihre Abschaffung drängen, weil ihnen die Schwierigkeiten der Listenaufstellung über den Kopf wachsen müssen. Das natürliche Wahlrecht ist, daß der Einzelwahlkreis seinen Vertrauensmann „abordnet" und daß, wo die Wahlkreise über den Durchschnitt hinauswachsen, auf Grund der Verhältniswahl auch die Minderheit eine Vertretung findet, dagegen überwiegen bei der Verhältniswahl als alleiniger und allgemeiner Einrichtung die Nachteile so sehr, daß ihre Wiederbeseitigung bald zu einer allgemeinen Forderung werden dürfte.

P. Asmussen:
Die Volksschulbildung als Grundlage der gesamten Volksbildung.

Tiefe Spaltungen und Zerklüftungen gingen vor Ausbruch des Weltkrieges durch unser deutsches Volk. Die politischen Parteien bekämpften sich mit einer nie dagewesenen Heftigkeit und schienen sich untereinander überhaupt nicht mehr zu verstehen. Die Interessengruppen schienen sich gegenseitig totmachen zu wollen. Die sozialen Gegensätze wollten sich zu einer unüberbrückbaren Kluft ausweiten. Die konfessionellen Kämpfe nahmen nicht selten gehässige Formen an. Und zu dem allen kam der Gegensatz zwischen Gebildeten und Ungebildeten. Manche dieser Kämpfe hat der Krieg zum Schweigen gebracht, und wenn sie auch nach Friedensschluß wieder aufleben werden, weil sie notwendig sind, so darf doch erwartet werden, daß die frühere Schärfe und Gehässigkeit, daß das Nichtverstehenkönnen und Nichtverstehenwollen gegnerischer Standpunkte schwinden wird. — Wie wird es aber künftig mit dem Gegensatz zwischen Gebildeten und Ungebildeten werden? Für manche, die einmal eine Klassenmütze getragen haben, d. h. als Zöglinge höherer Lehranstalten, denn Präparanden und Seminaristen zählen für sie nicht mit, ist es ohne weiteres klar, daß sie allein auf den Titel „Gebildete" Anspruch machen können, auch wenn sie sich nur mit Mühe und Not den Einjährigen ersessen haben, und auch dann noch, wenn ihre schwer erworbene Sitzgelehrsamkeit in alle vier Wände verflogen ist. Wer bloß, wenn auch mit sehr gutem Erfolg, die Volksschule und hinterher eine Fortbildungs- und Fachschule besucht und dann hinterher noch manches hinzugelernt hat, was er für seinen Beruf gebraucht oder was darüber hinausgeht, der mag ja wohl ein tüchtiger Kerl sein, aber in die Kreise der Gebildeten aufgenommen zu werden, kann er nicht verlangen, wenn er nicht einen

großen Geldbeutel hat, denn vor dem hat der Bildungsphilister in der Regel einen großen Respekt. Man sagt ja, daß Bildung frei macht, und dann doch wohl auch von Bildungsdünkel und Bildungsstolz. Wenn dem so ist, so muß es doch wohl um die Bildung manches Menschen, der sich mit seiner Bildung brüstet, recht schlimm bestellt sein. — Nun will ich auf diese Leute gar nicht einmal allzu schwere Steine werfen. Manchen mag sein Bildungsweg zu schiefen Urteilen führen, da er keine Gelegenheit hatte, sich über die Volksschule und ihre Leistungen ein Urteil zu bilden. Er selbst hat sie nie besucht und beurteilt sie zu leicht nach dem Wissen und Können solcher, die es in der Volksschule nicht weit gebracht haben. Solche Schüler werden wir ja in der Volksschule immer haben, da uns ja auch die wenig Begabten und wenig Lernlustigen gehören und stets gehören werden. Uns Lehrern machen sie wenig Ehre und wenig Freude, aber viel Arbeit und manchen Verdruß. Und wenn man nach ihnen allein die Leistungen unserer Schule beurteilt und sie für eine Anstalt hält, in der man notdürftig einiges Lesen, Schreiben und Rechnen lernt, so ist das nicht gerade erfreulich. So wird es aber im Urteil mancher Leute bleiben, solange nicht alle Gelegenheit haben, die Volksschule selber zu kennen. — Heutzutage gibt es für diejenigen Kinder, die später eine höhere Schule besuchen sollen, sog. Vorschulen. Ob die Kinder, die von der Vorschule kommen, oder die, welche erst einige Jahre die Volksschule besucht haben, in der höheren Schule am besten fortkommen, ist auch unter den Lehrern der höheren Schule eine umstrittene Frage. Sie würde es nicht sein, wenn auch die Vorschulen nur begabte Kinder aufnehmen, denn die Vorschule arbeitet direkt auf die höhere Schule hin, was natürlich die Volksschule nicht kann. Aber von sog. Wunderkindern abgesehen, die das aber manchmal nur in den Augen ihrer Eltern sind und die sowieso in späteren Jahren nicht das zu halten pflegen, was man sich in früheren von ihnen versprach, ist beim Eintritt in die Vorschule von einem Kinde gar nicht zu sagen, ob es die Begabung für eine höhere Schule zeigen wird. Das Ziel der Vorschule erreicht es ja, weil das von jedem normal veranlagten Kinde zu erreichen ist, und in die höhere Schule kommt es auch hinein, weil die Vorschule nur das Ziel hat, die Kinder da hinein zu bringen. — Dann aber fängt die Quälerei für manchen kleinen Schelm an, weil Dinge von ihm verlangt werden, die er nach dem Maße seiner Begabung eigentlich gar nicht leisten kann. Die höhere Schule aber bekommt Zöglinge, die ihr nicht gehören und mit denen sie nichts Rechtes anfangen kann. Sie kann zwar unbegabte Schüler fortweisen, aber wie oft geschieht das? Lieber benachrichtigt man die Eltern, wie es um ihre Kinder steht, und dann geht es mit Nachhilfestunden und anderen Pressereien los. Und mancher Schülerselbstmord findet darin seine Erklärung, daß der arme Junge ein Ziel erreichen soll, für das der liebe Gott ihm die Begabung nicht mit auf den Lebensweg gegeben hat. Denn der Weg von der höheren Schule in die Volksschule, die den Jungen vielleicht noch zu einem ganz brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft machen würde, erscheint manchen Eltern als ein Weg der

Schande, wie denn auch Vorschullehrer darüber klagen, daß sie meistens tauben Ohren predigen, wenn sie Eltern raten, ihr Kind lieber in die Volks- oder Mittelschule zu schicken. — Würden zunächst alle Kinder einige Jahre die Volksschule besuchen müssen, so würden nicht nur die Lehrer, sondern auch die Eltern in der Lage sein, beurteilen zu können, ob ein Kind seiner Begabung nach in die höhere Schule hineingehört, und ob die Lernlust die Erreichung des Schulziels gewährleistet oder nicht. Auch die prüfenden Lehrer würden leichter feststellen können, ob ein Kind sich für die höhere Schule eignet, wenn es von der Volksschule, als wenn es von der Vorschule kommt, in welch letzterer es doch direkt für die höhere Schule vorbereitet wird. Allerdings müßte die Prüfung sich wohl etwas eingehender und unter Berücksichtigung der Tatsache gestalten, daß unsere Volksschüler in der Regel nicht zu Prüfungskindern herangezogen werden. Und wenn denn auch schließlich einmal ein Kind nicht in die höhere Schule kommt, in die es seiner Begabung nach wohl hineinkommen könnte, weil es eben die Prüfung nicht besteht, so ist der Schade auch nicht groß. Und manche Eltern, die es heute halbwegs für eine Schande halten, wenn ihr Junge nur die Volksschule besucht, würden sich leichter in dieses Schicksal finden, wenn das Kind von Anfang an einige Jahre die Volksschule hätte besuchen müssen. Sie würden das Verbleiben in der Volksschule leichter ertragen, als das Zurückversetzen in die Volksschule. — Die Frage also, ob die heutigen Vorschulen notwendig oder auch nur wünschenswert sind, möchte ich mit einem glatten Nein beantworten. Nach meiner Meinung gehören alle Kinder, wes Standes und Berufs die Eltern auch immer sein mögen, erst einige Jahre in die Volksschule und zwar so lange, bis das Ziel der Mittelstufe völlig und sicher erreicht ist. Was die Kinder bis dahin lernen, bildet die Grundlage für alles, was sie später lernen müssen, einerlei, was für eine Schule sie dann besuchen. Im Alter von 11—12 Jahren aber ist nicht nur ziemlich deutlich zu erkennen, für welche weitere Schule die Kinder sich nach Lerneifer und Begabung eignen, sondern es läßt sich dann auch schon etwas davon erkennen, für welchen Beruf sie am passendsten sind, und danach läßt sich die weitere Schulung einrichten. Manches Kind weiß in dem Alter auch ohne elterliche Beeinflussung schon ganz genau, was es werden will. Das ist aber durchaus nicht nötig, es genügt, wenn man nur im allgemeinen erkennen kann, ob Neigung und Begabung das Kind zum Studium, zur Beamtenlaufbahn, zum Gewerbe, zur Landwirtschaft oder wohin sonst weisen. Das aber wird sich bei richtigem Zusammenwirken von Haus und Schule in dem Alter erkennen lassen. Und danach richtet es sich dann, ob das Kind in der Volksschule bleibt, auf eine Mittelschule kommt oder eine höhere Lehranstalt bezieht. Und selbst wenn das Kind nicht halten sollte, was es im Alter von 11—12 Jahren versprach, so paßt es später mit dem, was es in der Volksschule gelernt hat, eher in eine Fortbildungs- und Fachschule hinein, als wenn es erst eine Vorschule besucht hat und dann aus einer mittleren Klasse einer höheren Schule aus irgend einem Grunde entlassen werden mußte. — Nun möchte

ich nicht dahin verstanden werden, als sei es meine Meinung, daß jedes für das Studium oder die höhere Beamtenlaufbahn begabte Kind notwendig in eine höhere Schule kommen müsse. Wir würden bei der Gelegenheit zu viele Studierte und Halbstudierte bekommen, ein gelehrtes Proletariat, sich und der Welt nichts nutz. Stellung und Anstellung würde für manche nicht vorhanden sein, für die Arbeit würden sie sich zu gut halten und so mit Gott und der Welt und sich selbst zerfallen, ein bejammernswürdiges Dasein fristen und das werden, was Bismarck einmal katilinarische Existenzen nannte. Es ist mit Dank anzuerkennen, wenn einmal edle Menschenfreunde einem armen, aber begabten Jungen den Weg zu dem Ziele ebnen, zu dem Neigung und Begabung ihn weisen. Aber Regel braucht das nicht zu werden, und daß jeder etwas über Normal begabte Junge für die Arbeit zu gut ist, ist eine Irrlehre, die schon viel Schaden angerichtet hat. Jeder Beruf fordert heute tüchtige Leute. — Wenn aber die Vorschulen wegfallen und die Zöglinge erst mit 11 oder 12 Jahren auf die höhere Schule kommen, so kommen sie nach deren heutiger Einrichtung erst mit 20—21 Jahren wieder herunter, und wenn sie einmal sitzen bleiben, dauert es noch länger. Dann kommen die Studienjahre und das Einjährigenjahr und für einige kommen noch andere Jahre hinzu. Wann kommt man da ins Brot und an den Verdienst? Ich fühle nicht den geringsten Beruf in mir, als Reformator des höheren Schulwesens aufzutreten. Aber daß da in Kürze etwas geändert wird, darf nicht bezweifelt werden. Daß manche Leute die ganze klassische Bildung mitsamt dem fremdsprachlichen Unterricht in die Rumpelkammer zu den Ratten und Fledermäusen werfen möchten, ist bekannt genug. Dahin wird es nun aber vermutlich nicht kommen, daß aber alles, was deutsch ist, mehr in den Mittelpunkt der Schulen, auch der höheren, gerückt wird, ist zu erwarten. Und damit ist denn auch die Frage erlaubt, ob die heutige Sexta und Quinta der höheren Schulen nicht fortfallen können. Im allgemeinen können ja die begabteren Kinder der Volksschule dem Unterricht in der Quarta folgen, wenn sie das Ziel der Mittelstufe erreicht haben, nur fehlt natürlich das Fremdsprachliche. Wenn also den höheren Schulen die beiden untersten Klassen abgenommen würden und der Unterricht in den Fremdsprachen in der dann untersten Klasse, der Quarta, beginnen würde, dann wäre die Brücke von der Volksschule zur höheren Schule geschlagen. — Gehen dadurch den höheren Schulen auch zwei Unterrichtsjahre verloren, so bekommen sie dafür ältere und gereiftere Schüler und sie können von vornherein die Schüler fernhalten, die nicht fähig sind, dem Unterricht zu folgen. Ich erwähnte schon, daß das bei den Schülern der Vorschule gar nicht so leicht möglich ist, weil diese Schulen direkt auf die Aufnahme in die höheren Schulen vorbereiten. Und ich möchte hinzufügen, daß ich eine Änderung nicht erwarte, so lange die geltenden Lehrpläne für die höheren Schulen nicht geändert werden. Denn selbstverständlich kann keine Schule ihr Ziel erreichen, wenn ihr zwei Klassen weggeschnitten werden, oder sie kommt in ein ungedeihliches Hasten und Jagen hinein. Wenn nun aber in dem Bestreben,

alles, was deutsch ist, mehr als jetzt in den Mittelpunkt des Unterrichts auch dieser Schulen zu stellen, doch eine gründliche Änderung der Lehrpläne erfolgen muß, denn einiges Flickwerk genügt da nicht, dann ist es Zeit, zu prüfen, ob nicht die oben gemachten Vorschläge Recht auf Berücksichtigung haben, die natürlich nicht lediglich meine Vorschläge sind, sondern hinter denen ein großer Teil der deutschen Lehrerschaft steht. — Die höheren Schulen erhalten dadurch, wie schon erwähnt, wenigstens teilweise ein besseres Schülermaterial. Denn welcher halbwegs vernünftige Vater wird wohl seinen Jungen auf die höhere Schule schicken, wenn er schon von der Volksschule her weiß, daß er nicht viel lernen kann und mag? Und tut er es doch, welche höhere Schule wird einen Schüler aufnehmen, der ein schlechtes Zeugnis für Fleiß mitbringt und dessen Leistungen nicht befriedigen? Es ist doch immer angenehmer, Schüler, von denen man sich von vornherein nichts verspricht, gar nicht erst aufzunehmen, als sie fortzuweisen, wenn man sie erst einmal hat. Ehe man sie endgültig fortweist, versucht man es noch einmal mit ihnen, zumal wenn man weiß, daß sie doch das Schulziel nicht erreichen, sondern nur die Befähigung für den Einjährigendienst erwerben sollen. Und gerade diese weniger begabten und wenig lerneifrigen Schüler halten den Fortschritt der andern Schüler auf. Naturgemäß und um sich selber nicht in den Verdacht zu bringen, schlecht zu unterrichten, widmen sich die Lehrer oft zu viel den Unbegabten zum Nachteil der Begabten. — Andererseits erwarte ich davon, daß alle Kinder erst 5 oder 6 Jahre die Volksschule besuchen müssen, eine bessere und gerechtere Einschätzung der Volksschulbildung von seiten der sog. Gebildeten. Sie verdanken dann nicht nur selber einen Teil ihrer Bildung der Volksschule und wissen nicht nur, daß auch da tüchtig gearbeitet werden muß und wird, sondern sie werden sich auch im späteren Leben noch an eine Anzahl von Mitschülern erinnern, die ebenso tüchtig waren, wie sie, die aber nicht auf eine höhere Schule kamen, weil sie sich bereits für einen anderen Beruf entschieden hatten oder weil der Geldbeutel des Vaters den Besuch einer höheren Schule nicht zulassen wollte oder aber weil die Neigung des Jungen ihn nicht zu den Büchern zog. Trennen sich auch im 11. oder 12. Lebensjahre die Bildungswege, so dürfte solche Rückerinnerung doch wohl die Folge haben, daß in den Augen der Gebildeten der Wert der Volksschulbildung steigt und daß man den von der Schulbank her als tüchtig Bekannten nicht deswegen über die Achsel ansieht, weil er nicht auf die höhere Schule kam. — Nun ist es natürlich nicht lediglich Lehrereitelkeit, welche mich und viele mit mir die Forderung nach einer gemeinsamen Vorbildung für alle Kinder stellen heißt. Es ist nicht nur das Bestreben, die Volksschulbildung in den Augen der Gebildeten etwas höher bewertet zu sehen. Es ist vielmehr der Wunsch, die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten im Volke überbrücken zu helfen und die Anschauung in weitere Kreise zu tragen, daß jemand ein tüchtiger Kerl sein kann, auch wenn er nur die Volksschule besucht hat. Und wenn der Mann aus dem Volk sich erinnert, daß der und jener, der durch den Besuch höherer Schulen zu Rang und

Stand gekommen ist, in der Volksschule doch kein allzu großes Licht war, und nicht mehr vor allem in Demut erstirbt, was einmal durch eine höhere Schule lief, ist das auch kein Schade. Verschiedenartig wird ja die Bildung der verschiedenen Glieder unseres Volkes sein und bleiben müssen. Aber wer das weiß und kann, was zu seinem Beruf gehört, kann verlangen, nicht von solchen verachtet zu werden, die andere und höhere Schulen besucht haben. Mehrere Jahre zusammen eine Schule besucht zu haben, schafft aber mehr gegenseitiges Verstehen, als alles Reden und Schreiben über diesen Gegenstand. — Einiges und hoffentlich gar nicht wenig wird der Krieg zu solchem Verstehen beigetragen haben, der die verschiedenen Schichten unseres Volkes in gemeinsamer Not und zu gemeinsamer Abwehr zusammengeführt hat. Sie haben monatelang miteinander im Schützengraben gelegen, sind sich in Schlachten und Verfolgungen und bei anderen Gelegenheiten nahe gekommen und haben sich achten und schätzen gelernt, nicht nur als tüchtige Soldaten und brave Kameraden, sondern auch in ihrem Wissen und Können. Warum soll das nun nach beendetem Kriege gleich anders werden? Warum soll da der eine ein Herr Kamerad sein und der andere, der mit ihm im Schützengraben gelegen und Freud und Leid getragen hat, nur ein Kamerad schlechthin? Und warum sollen ihre Söhne nicht miteinander dieselbe Schulbank drücken und wenigstens nicht die Grundlage ihrer Bildung in einer und derselben Schule empfangen? Ich erwähnte schon, daß nach dem Kriege allerlei Veränderungen im Schulwesen verlangt werden. Da schaffe man denn den gemeinsamen Unterbau der Schulbildung in der Volksschule. — Und man befreie die Schule von der ungesunden Entwicklung, auf die sie hinläuft, wenn es bleibt, wie es sich im letzten Menschenalter gemacht hat. Die höheren Schulen werden im Laufe dieser Entwickelung zu Standesschulen, die Mittelschulen zu Schulen für die Kinder bessergestellter Gewerbetreibenden und die Volksschulen zu Armenschulen. Freilich bleiben ja die höheren Schulen notwendig für diejenigen, die zum Studium wollen, aber der Weg wird immer länger und kostspieliger. Ein unbemittelter Vater kann es ja kaum noch wagen, seinen begabten Sohn studieren zu lassen, denn denkt er an die Schuldenlast, mit der sein Sohn ins Amt kommt, so gehen ihm die Haare zu Berge, und er muß befürchten, daß sein Sohn ihm später wenig dankbar dafür ist, daß er ihm einen solchen Schuldenknüppel ans Bein gebunden hat. Verschwinden aber die beiden unteren Klassen mitsamt den Vorschulen, so wird der Bildungsweg kürzer und die Kosten werden weniger, und wer in einer Stadt ohne höhere Schule oder auf dem Lande wohnt, kann auch als Unbemittelter daran denken, seinen Sohn studieren zu lassen. Die höhere Schule wird wieder, was sie ihrem Wesen nach sein sollte und heute eigentlich schon nicht mehr ist: die Schule für die Begabten und Lerneifrigen, und nicht mehr eine Schule für die Kinder solcher Eltern, deren Rang, Stand und Begüterung das Sitzen ihrer Kinder in der Volksschule als eine Schande erscheinen lassen, die also ihre Kinder sofort in die Vorschule schicken, damit sie nur ja mit den Kindern der misera

plebs nicht in allzu nahe Berührung kommen. — Neben diesen Vorschulen, die doch zur Hauptsache als Standesschulen anzusehen sind, gibt es dann unter mancherlei Namen auch noch Privatschulen, die ähnlichen Belängen dienen. Soweit sie ihre Zöglinge für irgend eine mittlere Klasse einer höheren Schule vorbereiten, mögen sie heute ja ihre Berechtigung haben. Neben ihnen gibt es aber auch ziellose Schulen, die ihren Lehrplan freilich mit allerhand fremdsprachlichem und literarischem Drum und Dran verbrämen und in denen wegen der geringeren Schülerzahl in den Klassen der einzelne Schüler wohl im Unterricht etwas mehr berücksichtigt werden kann, die aber sonst über das Schulziel der Volksschule nicht hinausgehen. Das bißchen fremdsprachliche Bildung geht den meisten Zöglingen doch bald wieder verloren, und was noch bleibt, geht wenig oder gar nicht über die Volksschulbildung hinaus. Aber für manche Eltern, die ihre Kinder in solche Schulen schicken, ist auch das Mehrlernen nicht die Hauptsache, sie wollen nur nicht, daß ihre Kinder in die Volksschule gehen. Solche Standesschulen haben keine Daseinsberechtigung. — Freilich verlangt der Staat nur von den Eltern, daß sie ihren Kindern Volksschulbildung geben, und kümmert sich nicht darum, in welcher Schule die Kinder diese Bildung erlangen oder ob sie ihre Kinder privatim unterrichten lassen. Er kümmert sich nur um das Was und läßt den Eltern in bezug auf das Wo und Wie freie Hand. Das ist bis heute so, aber es braucht darum noch nicht bis in alle Ewigkeit so zu bleiben. Die Staatsregierung hat eigentlich doch auch ein Interesse daran, die Spaltungen und Zerklüftungen im Volke zu mindern. Es ist durchaus nicht notwendig, daß schon in den Kindern das Bewußtsein großgezogen wird, sie seien nach Stand und Herkunft für die Volksschule zu gut und es entspräche dem Rang und der Bedeutung ihrer Eltern nicht, mit Arbeiter- und Handwerkerkindern zusammen auf der Schulbank zu sitzen. Durch solche Standesschulen werden manchmal Hochmutspinsel erzogen, die sich auf eine höhere Bildung etwas zugute tun, die sie in der Regel gar nicht besitzen. Und ich stehe durchaus nicht allein mit der Forderung, daß solche Schulen zu beseitigen sind. — Wenig ist bis dahin die Rede davon gewesen, ob denn die Unter- und Mittelstufe einer Volksschule die Kinder weit genug bringt, um dem Unterricht in der höheren Schule folgen zu können. Ich glaube nicht, daß es nötig ist, dafür einen eingehenden Beweis beizubringen. Die besseren Volksschüler, und ich habe oft genug gesagt, daß ich nur diese in die höheren Schulen aufgenommen wissen will, können beim Übertritt nach der Oberstufe fließend und mit Verständnis ein nicht allzu schweres Lesestück lesen. Sie schreiben ein Diktat und einen Aufsatz aus ihrem Anschauungskreise nicht ganz, aber einigermaßen fehlerfrei. Im mündlichen Ausdruck haben sie einige Übung und in der Sprachlehre haben sie einige Vorkenntnisse. Im Rechnen beherrschen sie bis in den unbegrenzten Zahlenkreis hinein die vier Spezies mit benannten und unbenannten Zahlen, beherrschen die Bruch- und Dezimalbruchrechnung in ihren Grundlagen und haben vom bürgerlichen Rechnen einige Ahnung. In der Religion kennen sie die wichtigsten bi-

blischen Geschichten alten und neuen Testaments und verstehen die wichtigsten Stücke des Katechismus in ihrem Wort- und Sachsinn. In der Geschichte und Geographie des deutschen Vaterlandes haben sie sich etwas umgeschaut und die umgebende Natur haben sie betrachten gelernt. Nach meiner Meinung genügt das für den, der dann noch einen hellen Kopf und einen guten Willen zum Lernen mitbringt. Die höheren Schulen können darauf einen Lehrplan aufbauen, der sie ans Ziel bringt, und brauchen nicht zu befürchten, daß sie irgendwo auf das Nichts stoßen, wo sie eine Grundlage mit Recht vermuten mußten. Und das genügt.

Dr. Hans Fiedler:

Geist.

Gedanken zur Einrichtung der Volksbildungskurse mit offenem Zeichen- und Arbeitssaal der Stadt Nürnberg.

Der brandende Umsturztag des 9. Novembers. Berlin von maschinengewehrbestückten Autos durchrast. Ebert, Scheidemann, Eisner Männer des Tages. Vom Sturm der Ereignisse mitgerissene Massen schieben und stauen sich in den Straßen Altnürnbergs, die mich mein Weg hinter St. Lorenz ins stille Schulhaus führt. Arbeiter, Lehrlinge, Gesellen, Beamte aus mechanischen und elektrischen Werkstätten, und für wen es sonst Sinn hat, versammeln sich allwöchentlich hier zu abendlicher Stunde im Schulsaal, um je zu je einen Schritt in Erfassung der Elektrizitätslehre weiterzuschreiten. Doch heute — draußen marschiert die Revolution — heute wird es wohl kaum zum Unterricht kommen. Ich betrete den Schulsaal, überblicke die Schüler — draußen marschiert die Revolution, hier aber fehlt keiner, nicht einen der Söhne der breiten Schichten des Volkes lockte das gärende Leben der Straßen nach der Wochentagsarbeit im Werk, im Betrieb — alle kamen sie, freiwillig, denn Zwang kennt unsere Schule keinen.

Auch das ist Geist! Geist echter Arbeitsliebe, geboren aus der Sehnsucht, sich Wissen erwerben, lernen zu dürfen. Man muß diese Menschen — zumeist mit einfachster Volksschulbildung — vor dem Reißbrett in all den verschiedenen Zeichnungssälen, vor den Demonstrationsapparaten im Physik- und Chemiesaal, an Werktisch und Feueresse in der Schlosser- und Schmiedewerkstatt, zwischen Buchdruckerpresse, Holzschnitt-, Photographie- und Kupferstichplatten, mit der Spachtel am Klumpen weichen Formtons, mit dem Schaber und Schnitzmesser vor den Speckstein- und Holzarbeiten, bei ihren Naturentwürfen im Kunsthandzeichnen, vor dem Menschenmodell im Porträtzeichnen, wo sonst nur immer — man muß sie dort schaffen und arbeiten sehen, um erfahren zu können, wie Lernen-wollen, wie Verlangen nach Wissen, wie Streben nach Können im Volke

drunten aussieht. Ich traf keinen Lehrer, von dem ich Klagen, die Disziplin der Schüler betreffend, vernommen hätte. Man hat es nicht nötig zu strafen. Und sind doch gerade die Schichten der Jugend vertreten, die sich einmal in Großvätertagen manch starkes Stückchen mit ihren Lehrern erlaubten. Es ist nicht allein, weil alle freiwillig kommen zu dieser Arbeit, weil alle fürs harte Leben lernen, das Schwache zermalmt, nur Wissen- und Kraftgestählten lächelt, es ist — der Geist der Schule.

Das Tagebuch eines unterrichtenden Ingenieurs ließ mich den Wetteifer seiner Klasse erkennen. Jeder der besten Schüler möchte den anderen in der Zahl der abzuliefernden Konstruktionsentwürfe übertreffen. Die Tüchtigsten dürfen Vorlageblätter sowie Modelle für den Zweck der Schule zeichnen und bauen. Keine kartographische Anstalt stellt Wandbilder her genauer und so der Schule und ihrem Bedürfnis entsprungen — und solche, die billiger sind. Prüfungsarbeiten bestärken diesen Fleiß. Preise sind da für Wettbewerbe, bemessen, um nicht zu verwöhnen und doch auch anzuspornen. Stipendien sorgen für Weiterbildung an höheren Schulen jeden Gewerbes. Hier weist man mir einen Goldschmied, der demnächst nach Hanau, dort zwei Textilarbeiter, die nach Plauen geschickt werden sollen, um auf Kosten der Schule ihre Fachausbildung zu vollenden. Die Kunst, die nötigen Summen herbeizuschaffen, die ohne Übertreibung Zinsen von Millionen Mark bedeuten (der kommende Schulhausneubau allein dürfte zwei Millionen Mark im besten Falle verbrauchen), streift schon ans Zauberhafte. Man lese die Satzungen des „Vereins zur Förderung der Volksbildungskurse mit offenem Zeichensaal der Stadt Nürnberg" und versuche, es doch zur dauernden Mitgliedschaft zu bringen (Voraussetzung hierzu: einmalige Stiftung von mindestens 20 000 Mark; ordentliche Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von mindestens 500 Mark und mindestens vier Jahre lang; unterstützende Mitglieder zahlen einen geringeren Beitrag, ohne an eine bestimmte Zeitdauer dieser Zahlung gebunden zu sein). Aber natürlich sind diese Vereinsbeiträge die einzige Quelle nicht, ebensowenig wie aus städtischen Mitteln der volle Aufwand allein bestreitbar wäre. Diese Quelle ist schließlich immer der schaffende Geist. Und endlich wurzelt in ihm das Wissen der Schüler: man ist im Vorstandszimmer soweit nur menschenmöglich mit jedem einzelnen winzigen Schülerschicksal befaßt, baut mit an des einzelnen Zukunft, nimmt teil an seinen kleinen und doch so drückenden Sorgen, herab bis zu Vater und Mutter. Und es gibt dann hier Taten, von denen die hüllenden Schleier zu nehmen Gefühl verbietet.

Und so komme ich mehr und mehr vom Geist der Schule auf jenen Geist, den ich meine, zu sprechen — den Geist des Ausbaus und Aufbaus.

Schon oben floß vieles mit unter. Hier einiges über die Wahl der Lehrer. — Der, dem ich das anfangs erwähnte Erlebnis vom 9. November verdanke, ein Mann der Arbeit des praktischen Lebens, mit Graf Zeppelin einmal zusammen genannt, der Erfinder des elektrischen Fernlenkbootes, zugleich Vertreter

der praktischen Lehrkunst. — Kunstgewerbler, Künstler und Künstlerinnen (für die Mädchen- und Frauenabteilung), ein Chemiker, Ingenieure, erprobte Meister des Buchdrucker-, Bildhauer-, Schneider-, Schlosser- und Schmiedegewerbes — es ist nicht nötig mehr zu nennen. Vor einer Gutenbergpresse stehen wir mit dem liebenswürdigen Meister. Er hat sie selbst gebaut und kurz vor dem schrecklichen Krieg nach Leipzig zur Bugra geschickt. Auch sonst baut er Nötiges selber. Manche von seinen Schülern möchten sich doch mit kleinem Anfang einmal selbständig machen. So sollen sie lernen, mit primitiven Mitteln Gutes zu schaffen. Überhaupt dieser Meister! Ein feines, gediegenes Können. Er zeigt uns Nachbildungen Dürerscher Stiche aus eigener Werkstatt, ganz entzückende Blätter. Das Verfahren ist sein Geheimnis. Aber wie hier, so hält er mit seinen Praktikerkniffen auch sonst nicht zurück. Wie erzählte er nur? Irgendwo hat ihm in Flandern, im Westen, im Osten der unerbittliche Gott der Schlachten die beiden Söhne geworfen — nun sucht er Kraft in der Arbeit des Gebens an andere. Das sind prächtige Lehrer für Junge, mit scharfem Blick für das harte Bedürfnis des praktischen Schaffens, mitten im Stadion des Lebens stehend, vertraut mit allem, was sein scharfer Wettlauf fordert, und bereit, es freudig mitzuteilen. Und wo in einem Lehrgang solide, schlichte, sich auf große vergangene Muster stützende Lehrerindividualität vorherrscht, findet sie ihre Ergänzung im andern durch großzügig schaffende Künstlerweise, die angeborene Arbeitsmethoden der Schüler nicht hemmt und der Ahnung des großen Kommenden offene Bahn läßt. —

Dann Geist im Lehrgang. Es soll nur weniges blitzlichtartig erleuchtet und doch vom Ganzen ein klares Bild gewonnen werden. Kleinigkeiten: die Einrichtung und Ausstattung der Schule ist vielfach noch im Entstehen begriffen. Die Abteilung für Flugzeugbau verfügt über lebensechte Motore und über ein Flugzeug. Im Chemie- und Physiksaal, dessen Demonstrationsabteilung amphitheatral angelegt ist, sind Arbeitstische für Praktika eingerichtet, wie sie die Hochschule aufweist, freilich noch ohne Benützung, weil die Materialien fehlen, obwohl man, wie mir der Schrank des Chemikers zeigte, auch zu hamstern verstand. Für Modelle auf allen Gebieten ist reichlichst gesorgt. So besitzt zum Beispiel die Schlosser- und Schmiedeschule eine prachtvolle Sammlung alter Kunstschmiedewerke, im Arbeitsraum zum stündlichen Anblick und Vorbild verteilt, die mit der Sammlung des Germanischen Museums ruhig wetteifern könnte. Und weil wir gerade hier von den Schmieden sprechen, ein anderes Gebiet! Da birgt ein Schrank die Erstlingsarbeiten der Schüler (man vermute nicht Schätze von Gold und Silber!), Ziborien, Truhen, Kannen, Kreuze .... Vom ersten zeichnerischen Entwurf bis zum letzten verbessernden Schleifen von ein und demselben Eleven gefertigt. Wird wirklich draußen im Leben ein Auftrag des Kunstgewerbes dem Meister übergeben, so kann er ihn meist nur nach einer Seite aus eigenem Können lösen: er schmiedet oder treibt oder ätzt oder ziseliert oder versteht sich auf Glasfluß und Emaillierarbeit, die Arbeit läuft durch viele Hände, wird teuer, verliert

auch schließlich die kunstvolle Einheit. Hier in der Schule hat sich ein jeder mit jedem Teil der Technik zu befassen, und mag er auch einmal in seinem Gewerbe nur Teilarbeit schaffen, so wird er sie doch um so besser vollführen, wenn er das Ganze beherrscht. Der Schnitzer und Modelleur beginnt seine Arbeit im Fach, indem er sich selbst die Werkzeuge fertigt. So versteht er am besten auch ihren Gebrauch. Beim konstruierenden Zeichnen folgt jeder Konstruktion die praktische Anwendung aus dem Bereich der Maschine — keine graue, lebensfremde Theorie! Einer Klasse des weiblichen Kunstgewerbes gilt unser Besuch. Die Damen — der Schule wenden sich mehr und mehr auch Bürgerkreise zu — sind ausgeflogen in eine Kunstausstellung. Der Sommer wird Zeichnungsentwürfe und Studien im Freien bringen. —

Die Art und Zahl der Fächer zu nennen und aufzuzählen, welche der Lehrplan aufweist, mag einmal an anderer Stelle und aus berufener Feder geschehen (vgl. die Schlußbemerkung!). Der Zweck der folgenden Zeilen sei nur, in wenigen Beispielen anzuzeigen, wie der zeugende Geist dieser Schule nach allen Arten der Volksberufe die Fühler ausstreckt, wie er alles, was Wissenschaft, Technik und Praxis zur Erhöhung der Leistung ersannen, für den einzelnen Schüler und einzelnen Lehrgang herbeischafft, wie er endlich die Herkulesaufgabe zwingt, die bunte Vielheit der Lernenden und des Gelehrten zu einer geordneten Einheit zusammenzuleiten.

Entschlußkraft zu jeglicher Stunde und rasches Handeln sind erste Bedingung. Da meldete sich eine Gruppe von Ziselierarbeitern. Die harte Kriegszeit hat ihre Hände schwer und ungelenk werden lassen. Nun bedarf es erst längerer Übung, sie wieder geschickt und brauchbar zu machen. Sofort wird ein Kursus für sie gebildet. Den Leuten und dem Gewerbe zugleich ist geholfen. Tiefer hinein! Grundlage fast aller Unterrichtsgänge ist Zeichnen. Der Elektrotechniker und Maschinenbauer, der Schneider, der Buchdrucker, Schnitzer und Modelleur, der Schlosser und Schmied, der Graphiker, der Textilarbeiter und viele andere müssen zu ihrer Fachausbildung auch diesen besonderen Lehrgang durchlaufen. Dreikursig steigt das Maschinenbauzeichnen zu erklecklicher Höhe. Das Kunstgewerbe erfordert andere Art des Grundbaus. Aber jeder findet das Seine, wo der Unterrichtsgang von der Linie emporsteigt zum menschlichen Akt. Geometrie, Algebra, angewandte Mathematik, Festigkeitslehre ergänzen die praktische Technik. Wie viele Berufe erfahren erst durch die Kenntnis der Hauptgesetze der Chemie, der Physik, der Elektrizität ihre rechte Vertiefung. Was nützt die forschende Wissenschaft in den Büchern! Meist kam sie nur den großen Betrieben zunutze. Hier aber lernt der einzelne Arbeiter aus dem Volk anstelle mechanisch betätigter Handwerksregeln staunend die Kräfte und Wirkungen der geheimnisvoll großen Natur erkennen, wird zum eigenen Forschen getrieben, verbessert die kleine tägliche Technik, wird schließlich Erfinder. Man zähle die Hörer gerade in diesen Kursen, die nur durch Einrichtung von Parallel-

klassen Unterkunft finden! Ein neues Problem! Wie gelingt es, die bunte Reihe der Schüler, die sich vielleicht nur in diesem einen Fache begegnen, zur gleichen Zeit zu versammeln, während sie ganz verschiedenen Unterrichtsgängen zugehören? Überhaupt, sie zu mancherlei Unterrichtsstunden im Laufe einer Woche zusammenzubringen, die Tag um Tag, von Morgen bis Abend an ihre Arbeitsstellen gebunden sind, — den Lehrling und kleinen Arbeiter, den Gesellen und Meister, den Angestellten aus dem Büro, auf den zuhause die Frau mit dem Kriegsjungen wartet. Alle wollen sie lernen und Fälle sind nicht selten, in denen Schüler außer der Arbeitszeit noch bis zu achtzehn Unterrichtsstunden bemeistern. Da darf auf häusliche Arbeit natürlich nur wenig gerechnet werden. Die Schule wird das meiste schaffen müssen. Und trotzdem ist noch Muße vorhanden zu kunst- und literargeschichtlichen Lesungen und Veranstaltungen, die für den Abend oft bis zu fünfhundert Teilnehmer zählen und Freude und Schönheit ins Arbeitsleben des Tages tragen.

Noch eine große Erschwerung! Auch in die Berufsfortbildung hat der Krieg seine schlimme Verwirrung eindringen lassen. Sammelklassen öffnen den Nachzüglern ihre Tore. Und so darf man schließlich nicht staunen, wenn annähernd 200 Kurse mit 7000 Teilnehmern (3000 Einzelpersonen) als Endresultat schon jetzt genannt werden können, wo viele Abteilungen noch im Entstehen oder jüngst erst entstanden sind.

Dies wenige nur, um die zahllosen Fäden anzudeuten, die zusammen- und auseinanderlaufen und schließlich doch nur das eine große Gewebe der „Schule" bilden. Und richtig mag es da sein, von Geist und geistiger Zeugung und Schaffung zu sprechen als einziger Zukunft und Rettung einer wie nirgendwann in der Geschichte geprüften Nation. Denn sprechen wir nicht von System, beschwören wir nicht die dürren Gespenster der lebenertötenden Bürokratie des Friedens, der Überorganisation des Krieges! Leben erzeugt nicht erstarrende Kälte, nur der Geist schafft das Leben. —

So viel dieses Geistes! Was aber schafft er im Leben? Der Sinn von allem?

Sichtlich und erstlich die große Volksgewerbeschule der Zukunft, dem Befähigten alle Wege der Wissenschaft und der Praxis öffnend, ohne Entgeld jedwedem, der will, auf seinem Gebiete beste Aufklärung, besten Unterricht, bestes Wissen bietend.

Umfassend betrachtet indessen viel mehr!

Schürfend durchforscht dieser Geist die Grüfte und Schründe der unermeßlichen Seele des Volkes und holt die gefesselten Geistesmassen herauf aus dämmerndem Schlaf zu lebendiger Tat. Überflügelt die Zeit, die sich vielfach nicht scheute, dumpfer Geistesträgheit der Massen das Wort zu reden, um sie leichtlich beherrschen zu können. Hat das glänzend entwickelte Volksbildungswesen der

angelsächsischen Völker, des transatlantischen an der Spitze, dem gegenüber wir häufig geradezu noch in den Kinderschuhen stecken, vielleicht nun Frucht getragen oder wenigstens mitwirkend Frucht getragen? Ein furchtbares Menetekel hat der Krieg auf unsere Stirne geschrieben. Wir dürfen nicht blind sein wollen dagegen. Der kleinste Geistesbesitztum gehört der Nation, vergrößert den Reichtum der Volksgesamtheit, schließt blutende Wunden. Talente in jetziger Stunde vergraben zu wollen ist doppelter Frevel. Man wuchere mit diesen Talenten, daß die Rasse zu neuer Stärke und Größe emporsteigt. Sie muß und sie wird es. Ich kenne keine Methode, die rascher und intensiver alles herausholt an Kraft aus den breiten, gering geachteten Schichten des Volkes, die größere Summen brachliegender Schätze fördert und anlegt zu hohen Zinsen, die freiere Bahn schafft dem Tüchtigen in des Wortes wahrster Bedeutung als die Art, der Triebgeist dieser Schule. Das ist ihr lebenerweckendes Werk, ihr Verdienst um den Aufbau der neuen Nation. Junge Ministerien, die sich den Ehrentitel für Kunst und Volksbildung zugelegt haben, werden nur gut tun, den Blick auf dies eigenartige Schulgebilde zu lenken, das im Leben fürs Leben gewachsen alles Beste bestehender Arten für seine besonderen Zwecke vereint hat.

Schlußbemerkung: Die Lehrpläne sind nach verschiedenen Abteilungen zusammengefaßt und gedruckt zu beziehen durch den Organisator der Schule Herrn Zeicheninspektor der Stadt Nürnberg Möhring. Sie geben das anschaulichste Bild vom Umfang und von der Tiefe der Schule.

Dr. Willy Cohn: Die Revolution in der Schule.

Die gewaltige Bewegung, die Deutschland erfaßt und aus ihm über Nacht ein neues Gebilde geschaffen hat, durfte naturgemäß auch vor den Schulen nicht Halt machen, da unmöglich ein Staatswesen sich in freiheitlichem Sinne entwickeln kann, wenn die Jugend in anderem Sinne erzogen wird, „denn wer die Jugend hat, hat auch die Zukunft". Es wird nun die Frage zu untersuchen sein, ob wirklich in unserem Schulbetriebe Mächte vorhanden sind, die einer derartigen freiheitlichen Entwicklung entgegenzuwirken geeignet sind und deren Umwandlung deshalb zu erstreben wäre. In dem ersten Satze des Erlasses, den das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung an die Provinzialschulkollegien und Regierungen gerichtet hat, heißt es: „Wo bisher der Geschichtsunterricht mit anderen Lehrfächern dazu mißbraucht wurde, Volksverhetzungen zu betreiben, hat solches in Zukunft unbedingt zu unterbleiben, vielmehr einer sachgemäßen kultur-

historischen Belehrung Platz zu machen. Alle tendenziösen und falschen Belehrungen über den Weltkrieg und dessen Ursachen sind zu vermeiden."

Es wird also hier ganz richtig erkannt, daß das wesentlichste und hauptsächlichste Problem im Geschichtsunterricht zu suchen ist. Schon vor der Revolution war in der Literatur, vor allem in der besonders verdienten Zeitschrift „Vergangenheit und Gegenwart" immer wieder darauf hingewiesen worden, daß der Geschichtsunterricht in die Mitte der Erziehung gehörte und nicht weiter als wenig beachtetes Nebenfach wie eine Rose im Verborgenen blühen könnte. Denn die Geschichtserkenntnis bietet nicht nur eine wesentliche sittliche Förderung, sondern die Geschichte bleibt ja auch stets die beste Lehrmeisterin für die Zukunft, wenn auch ihre Gesetze anders geartet sind, wie die mathematischen Wissens, und niemals die Rede davon sein kann, daß geschichtliche Ereignisse sich automatisch wiederholen. Die Geschichtsklitterung oder schärfer ausgedrückt die Geschichtslüge kann unabsehbare Verheerung nicht nur in den Köpfen der Jugend, sondern auch in denen des ganzen Volkes anrichten, wie das böse Beispiel der französischen Schule zeigt, deren Geschichtsunterricht einseitig chauvinistisch orientiert war und, der somit einem ganzen Volke eine völlig falsche Auffassung der Dinge gab.

Wie sah es nun in diesem Punkte bei uns aus? Ist hier wirklich alles in Ordnung gewesen, und würde eine ruhige Weiterentwicklung in den bisherigen Bahnen genügen, um die Gewißheit zu haben, daß unsere heranwachsende Generation eine sachliche Geschichtskenntnis ins Leben mit hinausnimmt? Wir müssen die Frage mit einem glatten „Nein" beantworten. Grade unser bisheriger Geschichtsunterricht war in hervorragendem Maße dazu angetan, eine einseitige Weltanschauung zu begründen. Trotz aller von verständiger Seite angeregten Gegenbestrebungen standen noch immer die Kriege im Mittelpunkt des Unterrichts und neben ihnen die Herrschergeschichte. Das Volk in seiner großen Masse, die sozialen und kulturellen Strömungen in ihm traten noch weit in den Hintergrund, denn vaterländische Pflicht war es ja, die Geschichte des regierenden Hauses so darzustellen, daß die Liebe zu ihm fest in den Seelen der Jugend begründet war. War dies eine Aufgabe, die nach dem damaligen Stand der Dinge auch durchaus nicht unbedingt verworfen werden konnte, so ließ sie sich doch eben nur schwer an allen Stellen der Weltgeschichte mit der historischen Wahrheit in Einklang bringen, und der Lehrer, der in seinem Doktoreid geschworen hat, nichts gegen seine Überzeugung zu lehren, kam in schweren Gewissenskonflikt mit den ihm vom Staate als Erzieher gestellten Aufgaben. Dies muß an dieser Stelle mit voller Deutlichkeit und Schärfe gesagt werden, wenn es auch zu weit führen würde, es an der Hand des gesammelten Geschichtsunterrichts zu beweisen. Es ist keine Frage, daß wir kaum ein Geschichtswerk über preußische Geschichte besitzen, das objektiv die Geschehnisse so darstellt, wie es in Rankeschem Sinne zu geschehen hätte. Besonders tief hat Treitschkes Deutsche Geschichte vergiftend auf die Gemüter gewirkt. Seine schwungvolle und sicher zu den besten schriftstellerischen

Leistungen der deutschen Geschichtsschreibung gehörende Darstellung ist eben alles andere als „Geschichte". Auch dies läßt sich ja leider hier nur andeuten und würde in eingehender Begründung eine selbständige Arbeit beanspruchen. Man kann aber sagen, daß bei Öffnung unserer Archive und bei Forschern, die nur von dem Streben nach Wahrheit erfüllt sind, sich ein ganz anderes Bild unseren Augen darbieten wird, als wir es im Sinne von Treitschke und seiner Schule bisher zu sehen gewöhnt waren. Wie hat man schon von rückschrittlicher Seite dagegen Protest erhoben, als anläßlich der Jahrhundertfeier der Freiheitskriege man versucht hat, dem Volke ein anderes Bild von den damaligen Geschehnissen zu geben, als es etwa in den Worten: „Der König rief, und alle, alle kamen!" zusammengefaßt ist. Denken wir zum Beispiel an das Martyrium des Gerhart Hauptmannschen Festspiels. Es gab eben nur eine Geschichtsauffassung, die offizielle preußische. So hat das neue Ministerium vollkommen recht, wenn es die völkerverhetzende Art des Unterrichts zu verhindern strebt, denn „nicht mit zu hassen, sondern mit zu lieben" sind wir da, und es kann niemals Aufgabe des Geschichtsunterrichts sein, die Gegensätze vergangener Epochen zu verewigen, wie dies bisher so oft geschehen ist. Ist ja das Volk wohl in den meisten Fällen als eine quantité négligeable behandelt worden, die eben dazu da war, von den Fürsten regiert zu werden. Wir wollen also in Zukunft nicht mehr bloß einen Geschichtsunterricht haben, der die Geschichte einzelner Herrschergeschlechter gibt und dabei auch den unbedeutendsten und minderwertigsten Mann in die Mitte der Ereignisse zu stellen sucht, sondern eine wahrhafte Volksgeschichte, die untersucht, wie das deutsche Volk in Fleiß und Arbeit sich in den Jahrtausenden in die Höhe gearbeitet hat, während seine Fürsten oft nur aus egoistischen Motiven heraus, um ihren Hausbesitz zu vergrößern, Kriege führten und Frieden schlossen, indem sie, ohne die Völker zu befragen, über ihr Los entschieden und sie wie unpersönliche Sachen verschenkten. Unsere deutsche Geschichte ist viel zu groß, als daß sie durch eine objektive Darstellung verlieren könnte. Auch schon der junge Schüler hat ein tiefes Empfinden für Wahrheit und für das Streben darnach. Er weiß ganz genau, an welcher Stelle die Dinge umgebogen werden, um ihm etwas vorzumachen, und wie mancher von ihnen hat später einmal, als er nach Abschluß seiner Schulzeit zu den Quellen griff, gesehen, daß vieles ganz anders sich zugetragen hat, als es sich ihm in seinen Geschichtsbüchern zeigte. Von den vielen Problemen, die bisher einseitig behandelt worden sind, wollen wir nur auf zwei hinweisen: einmal die Kämpfe um eine preußische Verfassung von 1815—48 und andererseits auf die Ereignisse jenes Sturmjahres selbst. Wie waren da dem Lehrer bisher die Hände gebunden! Durfte er die scharfen Worte für die Verurteilung Friedrich Wilhelms III. finden, der offenbar ein feierlich gegebenes Versprechen gebrochen hat, der das Volk um all' das gebracht hat, was es sich in aufopferungsvollem Kampfe um die Freiheit 1813—15 erkämpfte? Durfte man sagen, daß Friedrich Wilhelm IV. in kläglichster Weise

die Hoffnungen, die die deutschen Patrioten 1848 auf ihn gesetzt haben, enttäuschte und daß er durch seine Weigerung, sich an die Spitze der Einheitsbewegung zu stellen, die schon geschaffene Einheit zum Scheitern brachte? Wird es nicht eine Freude sein, nun in Geschichte unterrichten zu dürfen, wo äußere Rücksichtnahme nicht mehr vonnöten ist? Gewiß, die Schule ist eine zarte Pflanze und verträgt äußere Eingriffe in ihren Organismus nur schlecht, alles muß sich bei ihr von innen heraus entwickeln, aber der Keim zu dieser revolutionären Entwicklung hat schon in ihr gelegen, wenn er auch durch die Umstände künstlich niedergehalten worden ist. Mancher Kopf wird sich ja nicht mehr umstellen können und wird nicht erkennen wollen, daß von ihm nur objektive Erkenntnis verlangt wird. Wir dürfen nicht in die Fehler verfallen, tendenziös nach der anderen Seite zu färben, wo dies bisher nach der einen geschehen ist. Wir wollen keine Gesinnungstüchtigkeit, die so üble Erscheinungen hervorgebracht hat, wir wollen nur, daß der Geist der Wissenschaftlichkeit und Wahrheitsliebe unbedingt zur Anerkennung gelangt, denn damit dienen wir auch am besten dem Vaterlande. Also weit die Türen und Tore auf, daß ein frischer, freier Geist durch die mittelalterlichen Hallen weht und alles das hinwegfegt, was der Erneuerungsprobe unserer Zeit nicht gerecht werden kann. Dann werden auch die Herzen der Schüler ihrem Geschichtslehrer zufliegen, von dem sie wissen, daß auch er ein moderner Mensch ist und mit ihnen wieder im Unterricht jung wird und das Frühlingsahnen unserer Zeit versteht.

Was für den Geschichtsunterricht eben ausgeführt wurde, das trifft in erhöhtem Maße auch für die Schülerbibliotheken zu. Hier wird in dem zweiten Punkte des Erlasses gesagt: „Aus den Schulbibliotheken sind alle Bücher zu entfernen, welche den Krieg an sich verherrlichen.“ Auch das ist eine gerechte Forderung der Revolution, nicht der Krieg ist Selbstzweck der Menschheit und Heroismus kann nicht bloß im Kriege bewiesen werden, sonst bildet sich in dem Herzen unserer Jungens ein falsches Ideal, das nicht weit entfernt wäre von dem der Landsknechtepoche. Wer einen Krieg gewissenlos beginnt und Ströme von Menschenblut gewissenlos opfert, bleibt ein Verbrecher. Das muß dem heranwachsenden Geschlechte aus seiner Lektüre klar werden. Wir alle haben viel geschmökert, und die Lesewut ist eine berechtigte Entwicklungsepoche; hier aber muß dafür gesorgt werden, daß sie in vernünftige Bahnen geleitet wird und daß nicht Kriegs- und Mordlust die jungen Seelen zu vergiften drohen. Also heraus mit diesen Büchern, deren es noch allzuviele gibt. Unsere reiche deutsche Literatur bietet ja so unendliche Schätze, daß wir wirklich keinen Mangel an Büchern haben, die wir an ihre Stelle setzen können. Geben wir der reiferen Jugend, der wir Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ zum Lesen gaben, auch ruhig Ferdinand Lassalles Schriften und Reden in die Hand, denn auch er hat das Beste der Welt und Deutschlands gewollt und seinen Ideen verdanken wir das, was wir erreicht haben. Die großen Frondeure der Weltgeschichte, die nicht das Glück

hatten, daß ihre Gedanken sofort sich in Erfolg umsetzten, sind in ihrer Art auch Helden gewesen.

Fest und standhaft muß die Schule auch dahin wirken, daß dem Volk in seiner Einheit seine beste Kraft erhalten bleibt. Die Revolution ist Tatsache und „in keinem Unterrichtsfache", so verfügt das neue Ministerium, „sind seitens der Lehrkräfte abfällige oder entstellende Bemerkungen über die Ursachen und Folgen der Revolution sowie der gegenwärtigen Regierung zu äußern, welche geeignet sind, bei der Schuljugend das Ansehen und die Errungenschaften dieser Volksbefreiung herabzuwürdigen." Achtung vor dem Manne, der aus seiner Gesinnung kein Hehl macht und frei und offen erklärt, daß sein Herz den vergangenen Zeiten gehört. Hundertmal besser ist er als der, der allzuschnell umzulernen versteht. Glaubt er, im Unterricht nicht mehr einen Platz finden zu können, der seiner Gesinnung entspricht, so wird sein Rücktritt nur den Respekt vor ihm erhöhen. Doch nur in den wenigsten Fällen wird das nötig sein, denn was die neue Leitung des Kultusministeriums fordert, ist ja nur wenig und in dieser Beziehung mehr negativ als positiv; die Verfügung will ja nur vermeiden, daß ein Riß durch unsere Schule gehen soll. Und in demselben Sinne ist auch der folgende Satz ohne weiteres zu billigen: „Es hat seitens der Schulleiter und Lehrer im Verkehr mit der Jugend alles zu unterbleiben, was geeignet ist, die Stimmung zu einer Gegenrevolution (besonders auf dem flachen Lande) zu schüren, da ein solches Vergehen im jetzigen Augenblick die größte Gefahr eines Bürgerkrieges für unser Volk in sich birgt." Der Vollständigkeit halber und ohne auf ihn näher einzugehen, sei auch noch der letzte Paragraph der Verfügung hierher gesetzt. „Bis zum Erlaß über Trennung von Schule und Kirche sind Kinder von Dissidenten und solchen Andersgläubigen, für die ein Religionsunterricht im jetzigen Schulplan nicht vorgesehen ist, ohne jeden weiteren Nachweis vom Religionsunterricht zu befreien."

So wird für alle Zeiten von diesen Tagen und diesen Worten eine neue Epoche auch für unser geistiges Leben anfangen, der Weg, der weiter zu beschreiten sein wird, ist klar vorgezeichnet. Die Einheitsschule soll es jedem fähigen Knaben und jedem fähigen Mädchen ermöglichen, ohne Rücksicht auf die Geldlage ihrer Eltern den Weg zur geistigen Höhe einzuschlagen, es wird aufgeräumt werden mit der Vorschule der höheren Lehranstalten, in der bisher sorgfältig die Kinder der sogenannten höheren Stände von jeder Berührung mit anderen Kreisen ferngehalten werden, denn das Volk muß und soll sich von klein auf verstehen lernen. Der sich verzzweigende Bau der Einheitsschule wird es jedem ermöglichen, den Weg einzuschlagen, der seinen Neigungen am meisten entspricht. Das Gymnasium wird, von dem Berechtigungsunwesen befreit, frei werden für die Vorbereitung zu den wissenschaftlichen Berufen; eine strenge Auswahl tut hier not, damit Deutschlands wissenschaftliche Bedeutung nicht von altgewohnter Höhe herabsinkt. All' den andern, die eine abgeschlossene Bildung fürs Leben suchen,

werden die übrigen Schularten dies zu bieten haben, und es wird Sorge zu treffen sein, daß auch in späteren Jahren der Übergang von einer Schulart zur anderen sich noch reibungslos vollziehen kann. Die Vorbildung, die das Gymnasium in erster Reihe geisteswissenschaftlichen Arbeitern zu geben haben wird, muß Realgymnasium und Oberrealschule denen geben, deren Interesse mehr nach mathematisch-naturwissenschaftlicher Seite orientiert ist. Sollen alle diese Aufgaben in modernem freiheitlichem Sinne gelöst werden, so ist es vor allem notwendig, daß man die Lehrerschaft, und in gleicher Weise akademisch wie nicht akademisch gebildete, aus ihrer gedrückten Lage emporhebt. Denn nur der ist imstande, Ideale in die Seele der heranwachsenden Jugend zu pflanzen und ihr sein Bestes zu geben, der nicht fortwährend von quälender, drückender Sorge um die Bedürfnisse des Alltags erfüllt ist. Auch muß er die Möglichkeit haben, sein Wissen aufzufrischen und es mit den Fortschritten der Erkenntnis in gleicher Höhe zu halten; das kann nur geschehen, wenn in großzügiger Weise die Stundenzahl verringert und wissenschaftliche Betätigung ihm auf seine dienstlichen Leistungen angerechnet wird. Denn der, der wissenschaftlich arbeitet, nützt nicht nur sich, sondern auch ebenso der Schule und den Schülern. Es ist mir wohl bewußt, daß zur Erfüllung aller dieser Aufgaben viel Zeit erforderlich ist und daß vor allem die gedrückte Lage, in die Deutschland durch diesen unglückseligen Krieg geraten ist, nicht dazu auffordert, noch größere Lasten auf die Schultern des Staates zu häufen wie bisher. Aber erst, wenn unser Bildungswesen in diesem demokratischen Sinne umgestaltet sein wird, dann können wir behaupten, daß wir dem Geist unserer Zeit getreu gehandelt haben. Einst sagte man, daß der preußische Volksschullehrer den Krieg von 1870/71 gewonnen hat, wir wollen in Zukunft sagen können, daß der deutsche Lehrer der erste gewesen ist, der die Jugend im Geiste der neuen und doch so alten Ideale der Völkerversöhnung und Völkerverständigung erzogen hat. Wie die bisherige Revolution größtenteils friedlich abgelaufen ist, so wird sich auch diese Umwälzung, die von dem erwähnten Erlasse des neuen Ministers ausgegangen ist, friedlich und im Laufe der Zeit vollziehen. Es wäre töricht, erst das Gebäude einzureißen, bevor man nicht genau wüßte, nach welchem Plane man es wieder aufbauen kann. Noch ist der Friede nicht geschlossen, noch die künftige Gestaltung Deutschlands in ihren Umrissen nicht festgelegt, wenn aber einmal diese dringenden Aufgaben erfüllt sein werden, dann wird es Zeit sein, mit all' dem alten und veralteten aufzuräumen, das sich im Laufe der Jahrhunderte in unserem Bildungswesen aufgehäuft hat. Und diese Umwandlung, die bei der Volksschule beginnt, wird auch vor den Toren der Universität nicht halt machen. Darüber aber zu sprechen, würde eine besondere Aufgabe sein.

Dr. Felix Freudenthal, Amtsgerichtsrat a. D.: Zum Stimmrecht der Frau.*)

Zu den zahlreichen Problemen, die der furchtbare Weltkrieg nicht gerade heraufbeschworen, wohl aber in den Vordergrund leidenschaftlicher Erörterung befördert hat, gehört nicht in letzter Reihe die staatsrechtliche Stellung des weiblichen Geschlechts. Mag man über die Demokratisierung unserer politischen Einrichtungen und selbst über die Frauenemanzipation denken, wie man will, Niemand kann bestreiten, daß der Wunsch nach öffentlicher Gleichberechtigung auch im Deutschen Reich festen Fuß gefaßt hat und daß es ganz vergeblich wäre, mit banalen Redensarten und der antiquierten Krummstabphrase „mulier taceat in ecclesia" über die Zeichen der Zeit hinwegzugehen.

Haben doch gerade die letzten Jahre die erstaunliche Leistungsfähigkeit, die vorbildliche Pflichterfüllung und die hingebende Selbstlosigkeit der angeblich schwächeren Hälfte der Menschheit deutlich bewiesen und gibt es doch nur wenige sonst nur den Männern vorbehaltene Berufe, in denen jene nicht die Feuerprobe gleicher Befähigung und gleicher Ausfüllung abgelegt hätte. Können wir es daher den Frauen verdenken, daß sie, die genau die gleichen Steuern und Abgaben zu entrichten haben wie die Herren der Schöpfung, denen Gesetzesunkenntnis ebenso zur Last fällt wie den Männern, die zivilrechtlich und strafrechtlich die gleiche Verantwortlichkeit trifft wie jene, bei unterschiedslosen Verbindlichkeiten auch die gleichen Rechte im öffentlichen Leben anstreben? Müssen sie es nicht als kränkende Zurücksetzung empfinden, auf Grund eines überwundenen Bevormundungssystems für unfähig gehalten zu werden, in Sachen der Allgemeinheit mitzuraten und mitzutaten? Und Hand aufs Herz, halten wir selbst die Weisheit unserer gewählten oder erblich ersessenen männlichen Gesetzgeber und die Wirksamkeit unserer hohen Diplomaten für so glänzend und so erfolgreich, daß weibliche Klugheit und Umsicht dagegen federleicht erschiene? Es wäre diese Ansicht eine schlechtes Zeugnis für manche große Nation, die ihr Aufblühen und ihre Machtentfaltung gerade nur energischen Herrscherinnen und weitblickenden Regentinnen zu danken hat, deren Schlagfertigkeit und militärische Disziplin nie darunter gelitten, daß eine Fürstin den Thron bestiegen und die wichtigsten Entscheidungen allein zu treffen hatte. Aber diese Anschauung, höre ich manchen Anhänger der alten Richtung entgegnen, liegt den Germanen einmal nicht; diesseits der Alpen gehört die Frau an den Herd und in die Kinderstube; sie soll für die leiblichen Genüsse, für die Erziehung der Kleinen und für die Behaglichkeit des familiären und geselligen Verkehrs Sorge tragen, außerdem sich der Barmherzigkeit, der privaten Armen- und Krankenpflege widmen, im übrigen aber das

*) Im Sommer 1918 verfaßt.

öffentliche Leben, Politik und Staatsverwaltung dem männlichen Partner überlassen; denn er allein sei es, dem die Verantwortlichkeit und das schließliche Eintreten mit Gut und Blut für die Verteidigung des Vaterlandes anheimfällt.

Indessen dies ganze Vorbringen, zum großen Teil aus der Vorratskammer des alten treuen deutschen Michel hergeholt, widerspricht allzusehr den modernen, durch den rastlosen Weltverkehr und die zwischenstaatlichen Beziehungen genährten und gegebenen Anschauungen von der gleichen Bewertung beider Geschlechter. Die geistigen Gaben der Frau sind jahrhundertelang unterschätzt und in künstlich brutaler Weise in ihrer Entwicklung zurückgehalten, ja geflissentlich zurückgedrängt worden. Und warum? weil der körperlich stärkere Mann das Weib teils als sein Spielzeug, ihm vom Himmel zur Erholung und zur Belustigung geschenkt, betrachtete, teils als Besitzer der realen Macht nach dem Satze „beati possidentes" seine Gewalt nicht gerne mit der Trägerin eines Unterrocks teilen wollte. Die Geschichte der Menschheit beweist zur Genüge, daß auf je tieferer Kulturstufe ein Volk steht, um so armseliger und beklagenswerter das Schicksal der Frau sich gestaltet, die bekanntlich bei den barbarischen Wilden und Halbwilden mit den schwersten und mühseligsten Arbeiten überhäuft wird, während ihre Gatten, Brüder und Väter ein Faulenzerleben führen, das nur durch gegenseitige Befehdung, durch Jagd und Politisieren ihnen einige Abwechselung bringt.

Und selbst bei den gesitteten und gebildeten Nationen, wie lange hat es gedauert, bis sich die Universitäten den lernbegierigen, wissenschaftlich genügend vorgebildeten weiblichen Bevölkerungskreisen erschlossen, bis das Vorurteil gegen ihre Beschäftigung im Staats- und Gemeindedienst einigermaßen beseitigt wurde! Meist erst, wenn es an Männern fehlte oder wenn die allgemeine Überzeugung von der Unhaltbarkeit und von der Ungerechtigkeit der bisherigen Zustände sich siegreich Bahn brach, konnte das Weib unter der mutigen Führung besonders begabter Geschlechtsgenossinnen einen Schritt vorwärts gelangen; und nie hat man gehört, daß eine Regierung oder eine Behörde die ihnen abgerungene Konzession zu bereuen gehabt. So wird auch von Stufe zu Stufe weiterschreitend nicht bloß in anderen Staaten, wo das Ziel teilweise bereits erreicht ist, sondern gerade in Deutschland die Entwicklung dahin führen, daß die Frauen im öffentlichen Leben Sitz und Stimme überall da erhalten, wo ihre Befähigung, ihre Urteilskraft und ihre Geschäftsgewandtheit sie am rechten Platze findet. Alles gleichzeitig ohne Übergang zu erreichen ist unmöglich und selbst eine noch so radikale Revolution, die sich auf den Standpunkt stellte, alle Richter- und sonstigen Staatsämter gleichmäßig Mann und Weib zugänglich zu machen, würde der Frauenwelt den schlechtesten Dienst erweisen. Denn wir müssen hier wie überall mit den Anschauungen der großen Menge rechnen, die noch immer unter obrigkeitlicher Autorität sich nur eine ihr in die Augen springende, in körperlicher Stärke sich durchsetzende männliche Erscheinung vorzustellen vermag. Erst einer längeren anderweiten Erziehung und Umgewöhnung wird es bedürfen, um bei-

spielsweise vor weiblichen Exekutiv- und Polizeiorganen denselben Respekt zu empfinden wie vor ihren vorläufig noch mit Schnurrbart und Säbel ausgestatteten Kollegen.

Warum aber nicht schon gegenwärtig in einer für soziales Verständnis und berufliche Gleichstellung ungemein geeigneten Zeit, die noch dazu leider Gottes immer ärmer an körperlich ganz gesunden für die innere Verwaltung zur Verfügung stehenden männlichen Kräften wird, Frauen und Mädchen von Bildung und tadelloser Führung stimmberechtigte Mitglieder von Armen-, Kranken- und sonstigen Deputationen der vielgliedrigen Verwaltungskörper werden sollten, dafür fehlt es an jedem stichhaltigen Grunde. Wenn sie erst diese Stellung erreicht haben, und sie werden sie erreichen, so bleibt die nächste und wichtigste Frage die nach dem aktiven und passiven Wahlrecht für die Gemeinden und für die Parlamente.

Noch gehen die Wogen des hierüber entsponnenen Kampfes in Europa so hoch, daß es bedenklich erscheinen könnte, zugunsten der Frauenbewegung der negierenden Richtung allzu scharf entgegenzutreten. Es hieße aber Eulen nach Athen tragen, wollten wir die Gründe, die für die Bewilligung sprechen, hier des näheren auseinandersetzen. Die Gegner werden sich erst vielleicht dann überzeugen lassen, wenn hervorgerufen durch die Länge des Weltkrieges die Unentbehrlichkeit der weiblichen Mitarbeit noch mehr wie bisher in den Vordergrund tritt und für die Leitung vieler sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse notgedrungen sachkundige Frauenhände als Beirat akzeptiert werden müssen. Weibliche Reichstagsmitglieder der Zukunft dürften für die Feststellung eines sachgemäßen Haushalts durchaus am Platze sein und weibliche Deputierte werden bei allem Patriotismus naturgemäß mehr für Frieden und Versöhnung eintreten wie manche ihrer der Waffenentscheidung allzu ergebenen Berufsgenossen des starken Geschlechts.

Man braucht sich übrigens von der Neigung, sich an Wahlen zu beteiligen, bei unseren Landsmänninnen keine zu große Vorstellung zu machen. Der Reiz der Neuheit mag vielleicht die ersten paar Male eine ansehnliche Zahl Frauen und Mädchen an die Urne treiben. Die Neugierde dürfte indessen schnell befriedigt sein und die Mehrzahl der Frauen wird ihre Zeit, dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nach, besser im Interesse der Familie, der Kindererziehung, der Wirtschaft und der Häuslichkeit anwenden, als sich mit der garstigen Politik und der Lösung schwieriger und undankbarer staats- und stadtrechtlicher Fragen abplagen.

Auch hier ist wie überall schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, wenn nur das Prinzip, gleiches Recht für Alle, theoretisch anerkannt und praktisch durchgesetzt wird. Von einem Zurück darf keine Rede mehr sein. Die stürmische Vorwärtsbewegung auf allen Gebieten persönlicher Freiheitswünsche überrennt jene Schwarzseher, die in der politischen und staatsrechtlichen Gleichstellung des Weibes den Untergang der Kultur erblicken.

Arthur Neumann, Charlottenburg: Mehr wirtschaftliches Verständnis!

Dieser Ruf ist nicht neu. Schon lange Zeit vor dem Kriege traten ab und zu Mahner auf, die da rieten, sich eingehender mit den notwendigen Wirtschaftsfragen zu befassen. Damals glaubten diese Mahner und Warner, daß es hauptsächlich darauf ankommt, das ungestüme Vorwärtsdrängen im Erwerbsleben ein wenig zu mäßigen und das Wirtschaftsleben aufmerksam zu verfolgen: eine systematische Wirtschaftskunde zu schaffen. Durch Vertiefung des wirtschaftlichen Wissens und der daraus abgeleiteten Folgerungen sollte die Schwere künftiger Krisen abgeschwächt werden. Sorge um die Zukunft, entstanden aus der einfachen Überlegung, daß eine breitere und tiefere Kenntnis der Zusammenhänge im Wirtschaftsleben unbedingt notwendig ist, ließ so einsichtige Kenner mahnen. Verschärft wurden alle Bedenken durch die Tatsache, daß die ökonomische Universitätswissenschaft mit der Gegenwart nur sehr geringe Beziehungen hat, daß sie längst überholt ist. Weiter kam in dem gewaltigen Getriebe ein ungeschminktes Interessententum zum Ausdruck, und schließlich bewiesen auch etliche Zusammenbrüche den reichlich straff gespannten Bogen.

Heute, in einer überaus ernsten Zeit, ist wohl auch schon einem größeren Kreise die Erkenntnis gekommen, daß es mit der Verbreitung einer modernen Wirtschaftskunde recht traurig bestellt ist. Heute ist die Gefahr tausendmal größer, als je einer der Warner sich ausgedacht hätte. Heute rächt sich das Versäumte bitter.

Die Revolution hat der arbeitenden Schichte unleugbar die größten Vorteile gebracht. Politische Rechte hat sich die Arbeiterschaft errungen, deren Erlangung beim alten Regime noch weit hinaus gelegen hätte, die ihnen aber jeder ehrliche Demokrat vollauf gönnen muß. Aber auch die Arbeiter haben Rechte nicht ohne das mit ihnen verbundene Gegenstück der Pflichten übernommen. Diese Pflichten legt ihnen allerdings keine fremde Person auf, sie ergeben sich aus der Überzeugung der notwendigen Unterordnung den allgemeinen Volksinteressen gegenüber. Leider vermissen wir aber hier in weitaus dem größten Kreise der Arbeiterschaft den guten Willen, die Sonderinteressen, die dazu oft ins Unmögliche gehen, den allgemeinen Erfordernissen unterzuordnen. Nach Meinung dieser Arbeiterkreise muß so nach der politischen Umwälzung die radikale Revolution auf wirtschaftlichem Gebiete folgen: muß der uneingeschränkte Sozialismus Herrscher werden.

Hier sind wir nun an einem sehr gefährlichen Punkte angelangt. Jeder Nichtsozialdemokrat fragt sich wohl mit vollem Recht, wie es kommt, daß ein bedeutender Teil der Arbeiterschaft nicht zu den so überzeugungsmächtigen Ebert—

Scheidemann hält. Da muß es nun ausgesprochen werden, daß sich die alte Sozialdemokratie durch Versäumnis mitschuldig gemacht hat. Diese Schuld gipfelt darin, daß die Sozialdemokratie den wirtschaftlichen Begebenheiten nur nebensächliche Beachtung zukommen ließ. Das sozialistische Ideal wurde jederzeit hochgehalten, es sank aber alsbald zur Tagesaufgabe hinab. So entstand das Erfurter Programm, das den richtigen Verhältnissen absolut keine Rechnung trägt. Es wurde aber gepredigt und seine Erfüllung mit dem Tage des sozialistischen Regimes prophezeit. Dadurch war es möglich, daß die größere Menge der Anhänger und bislang auch die Führer der Wirklichkeit schon weit voraus sein konnten. Die Anhänger im besonderen fühlen sich heute gewissermaßen betrogen, wenn ihnen versichert wird, daß die Sozialisierung recht vorsichtig gehandhabt werden muß. Die Sozialdemokratie hatte ihre Organisation nicht entsprechend wirtschaftlich geschult, hat wirtschaftliche Fragen nur oberflächlich behandelt, d. h. nur dann, wenn sie direkt mit ausgesprochenen Arbeiterinteressen in Berührung kamen. Diese Versäumnis rächt sich jetzt nicht nur an der Arbeiterschaft in ihrer Zersplitterung, sondern am meisten am gesamten Gemeinleben, indem wir so in die gefährlichste wirtschaftliche Notlage geraten, deren weitere Folgen schon des öfteren genügend klargelegt wurden, deren Hauptdruck jedenfalls aber die unteren Schichten zu tragen hätten.

Was uns die wirtschaftliche Desorganisation einbringt, läßt sich wohl mit am deutlichsten an der Bewertung deutscher Zahlungsmittel im Auslande erkennen. Unzweifelhaft ergibt sich daraus die Folgerung, daß das Vertrauen des Auslandes in unsere wirtschaftliche Lage und politische Sicherheit arg gedrückt ist. In der gegenwärtigen Zeit, in der wir unsere wirtschaftliche Wiederaufrichtung fast einzig von der Wiederaufnahme des Auslandsverkehrs erwarten, ist dies von unendlicher Wichtigkeit. Wo sollen wir da im Auslande Kredite aufnehmen, und zu welchen Bedingungen wird uns das möglich sein? In der weiteren Verschlechterung unserer Währung, die die überaus unklare Lage hervorruft, liegt die Gefahr sehr nahe, daß wir uns auf diese Weise selbst vom Auslande und seiner Zufuhr abschnüren. Wie aus dem Trümmerfeld weiter geordnete Verhältnisse, ein aufsteigendes Wirtschaftsleben, das imstande ist, die Kriegsschäden zu heilen, möglich sein sollen, ist nur sehr schwer vorstellbar.

Nicht aber nur einem Teil, der in sozialdemokratischer Richtung orientierten Volksschicht, ist ein tieferes Verständnis der Funktionen im Wirtschaftsleben zu wünschen, alle anderen Schichten werden gleichfalls von dem Fehlen einer ausreichenden Wirtschaftskunde betroffen. Wie kam es, daß der weitaus größere Teil der Bürgerschaft sich politischen Dingen gegenüber so indifferent verhielt? Es ging dem Bürgertum im großen und ganzen gut, man war zufrieden, wenn man seine Ruhe hatte, und machte sich den Kopf mit etwas fernerliegenden Dingen nicht unnütz schwer. Wie kommt es nun, daß mit einem Male heute die Bürgerschaft

aufwacht und einsieht, daß es bitter nottut, auch Einfluß an der Neugestaltung zu gewinnen? Ich glaube, daß wohl dieser Drang aus der Erkenntnis kommt, die da meint, die wirtschaftliche Existenz ist in Gefahr. Denn soviel Einsicht ist noch allenthalben vorhanden, daß bolschewistische Methoden den wirtschaftlichen Ruin herbeiführen. Mag es auch politische Ideale geben, die von Reiz und nachstrebenswert sind, so wird sich der nüchterne Politiker doch jeweils sagen müssen, daß ohne genügende wirtschaftliche Basis keine Politik zu führen ist, daß wirtschaftliche Notwendigkeiten die Politik im großen und ganzen führen müssen.

Ich bin nun aber weit davon entfernt, einem krassen Egoismus zur Herrschaft zu verhelfen. Ich will nur darauf hinweisen, daß sich aller wirtschaftlicher Egoismus nicht zurückdrängen läßt, was wir in unserer Kriegswirtschaft leider nur zu deutlich verspürt haben. Gleiches Recht für alle, die Demokratie im wahrsten Sinne des Wortes ist unser Streben. Dabei darauf hinzuweisen, daß wir zu deren Erreichung mit den wertvollsten Kenntnissen der ökonomischen Bedürfnisse ausgestattet sein müssen, soll hier meine Aufgabe sein. Wir müssen uns das neue Haus auf brauchbarem Fundament, das den realen Verhältnissen Rechnung trägt, erbauen. An dem guten Willen der Mehrheit unseres Volkes fehlt es diesmal nicht. Nur Kurzsichtigkeit, mangelnde Kenntnis kann den Bau gefährden.

Das deutsche Wirtschaftsleben liegt schwer darnieder. Ungewiß ist die Zukunft. Ein rücksichtsloser Feind hat alle Macht in der Hand. Halten wir da an dem großen Gesichtspunkt fest, daß nicht weiter zerstört, sondern erhalten und aufgebaut werden soll. Bricht unser Wirtschaftsleben vollends zusammen, dann nützt uns die größte politische Freiheit nichts. Hüten wir uns vor allen übereilten wirtschaftlichen Experimenten. Vor allem aber fordern wir möglichst schnelle Wiederkehr von Recht und Gesetz. Eine darauf aufgebaute zielbewußte Wirtschaftspolitik kann uns alles schaffen. Dazu brauchen wir aber nach wie vor ein breiteres Erkennen und Verstehen der wirtschaftlichen Naturgesetze in ihrer individuell-psychologischen Form.

H. Rimpler: Die Seele des Wissenschaftlers.

Schluß.

Es ist unschwer einzusehen, daß philosophische Analyse, Skeptizismus, Resignation und Pessimismus in einem Verhältnis enger Verwandtschaft zu einander stehen. Der kritisch-analysierende Geist ist eine unselige Gabe der Götter. Solche Menschen haben keinen Genuß von der Welt, weil sie nicht fähig sind, das Ganze als solches zu betrachten. Ein unheimlicher Drang treibt sie, alles zu zergliedern, zu erforschen, in grausige Tiefen zu dringen, damit sich ihnen das Wesen der Dinge zu erkennen gebe. Und das ist ihr Verhängnis. Denn „wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt!" Ihnen fehlt der Kork, der sie auf des Wassers tänzelnder Oberfläche hält. Taucher sind es, die stets dem Grunde zustreben. Das Auge des gewöhnlichen Menschen bleibt an den Äußerlichkeiten haften; der Analytiker aber hat Röntgenaugen, die ihn grinsende Skelette sehen lassen. Die Welt ist tot, öde, trostlos und häßlich für den, der nicht die Kunst des Wegblickens versteht, für den Skeptiker, den Pessimisten. Jene negativen Geister, die an allem zweifeln, was das Leben lebenswert macht, die mit frevler Hand den Schleier der Maja, der angenehm-täuschenden Illusion wegzerren, — sie werden entweder — je nach dem Grade ihrer Aktivität — das Leben hassen und verleumden, wie es Schopenhauer tat, oder schmerzlich resignieren wie Montaigne und der Prediger Salomo: Alles ist eitel!

Die Einsicht in die Nichtigkeit aller irdischen Güter wirkt zurück auf das Handeln des Philosophen und macht sich in einer wachsenden Menschenverachtung, Weltflucht und Askese bemerkbar. Die Liebe zur Einsamkeit des tiefen Denkers wird nur von seiner noch größeren Liebe zur Wahrheit und dem Interesse an ihrer Verbreitung überwunden. Jeder Philosoph will wirken, will lehren; dazu aber bedarf er der Anhänger, und nur durch sie bleibt er in dem notwendigen Zusammenhang mit den Mitmenschen. Nur noch ein kleiner Schritt und er wird zum asketischen Mönche, zum vollständigen Einsiedler, der allen Kontakt mit der Welt verloren hat, weil er alles Irdische verneint. Es hängt nur von der größeren oder geringeren Aggressivität ab, ob ein Weltweiser die Welt v e r a ch t e t oder h a ß t, ob er ihr gleichgültig gegenübersteht oder ob er sie bekämpft. Die meisten verhalten sich passiv; sie leiden am Leben und tragen es mit Geduld. Seit den ältesten Zeiten geht dieser Zug pessimistischer Resignation durch die Philosophie. „Der sterbende Sokrates sagte: ‚Oh Kriton, ich bin dem Asklepius einen Hahn schuldig.' Dieses lächerliche und furchtbare ‚letzte Wort' heißt für den, der Ohren hat: ‚Oh Kriton, das Leben ist eine Krankheit!' Ist es möglich! Ein

Mann wie er, der heiter und vor aller Augen wie ein Soldat gelebt hat — war Pessimist! Sokrates, Sokrates hat am Leben gelitten!" Wir begreifen, welchen tiefen Eindruck diese Entdeckung auf Nietzsche, der selbst wie kein Zweiter am Leben litt, und der in der sonnigen Heiterkeit des alten Hellas nur übersprudelnde Lebenskraft zu finden hoffte, machen mußte. Und Nietzsche ist es auch, der „eine eigentliche Philosophen-Gereiztheit und -Rancune gegen die Sinnlichkeit" und „eine eigentliche Philosophen-Voreingenommenheit und Herzlichkeit in bezug auf das ganze asketische Ideal" für die hervorragendsten Merkzeichen philosophischen Geistes hält: „Beides gehört, wie gesagt, zum Typus; fehlt beides an einem Philosophen, so ist er — dessen sei man sicher — immer nur ein ‚sogenannter'."

In diesem Zusammenhang darf auch die Abneigung des Philosophen gegen den Geschlechtsverkehr nicht unerwähnt bleiben. Wir sagten es bereits: Philosophie ist Kampf des Geistes gegen die Natur. Die stärksten Waffen der Natur sind die im Menschen wohnenden Triebe, die der Denker zu überwinden sucht, weil sie das Urteil fälschen. Namentlich gegen den stärksten der Naturtriebe, die Geschlechtlichkeit, und sein Objekt, das Weib, ist er mit Recht mißtrauisch. Überall, wo Philosophen als Weiberfeinde verschrieen sind, ist es nicht sowohl das Weib als vielmehr ihr eigenes reges Geschlechtsleben, gegen das sich ihr Haß richtet und wogegen sie vergeblich aufbegehren. Alle Denker, sofern sie unter dem Geschlechtstrieb schmerzlich litten, haben dem Weibe gegenüber als der Verführerin zu dem, was sie vor allem überwinden wollten, eine feindselige Haltung angenommen. Wo derartige Äußerungen nicht vorliegen, da dürfen wir mit Sicherheit auf triebschwache oder gänzlich asexuelle Naturen schließen. Und diese sind zweifelsohne am besten daran, weil sie sich frei fühlen dürfen von jener Leidenschaft, die das Urteil nur allzu leicht trübt und parteiisch und ungerecht macht. Denn wo der Affekt spricht, da muß die Logik schweigen.

Darum findet man im Leben der Philosophen keine Liebesromane, — (man lese nur einmal die Biographie Goethes und diejenige Kants kurz hintereinander, um den ganzen Unterschied zu begreifen), und aus demselben Grunde standen alle Denker zur Ehe in einem rein negativen Verhältnis. Nietzsche, der für derartige Eigentümlichkeiten scharfe Augen hatte, fragt einmal: „Welcher große Philosoph war bisher verheiratet? Heraklit, Plato, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Schopenhauer — sie waren es nicht; mehr noch, man kann sie sich nicht einmal *denken* als verheiratet. Ein verheirateter Philosoph gehört *in die Komödie*, das ist mein Satz: und jene Ausnahme Sokrates — der boshafte Sokrates hat sich, scheint es, ironice verheiratet, eigens um gerade *diesen* Satz zu demonstrieren."

Da zwischen dem Philosophen und dem Wissenschaftler kein wesenlicher, sondern nur ein gradueller Unterschied besteht, so gilt das eben Gesagte — wenn

auch nicht in dieser strengen Ausschließlichkeit — auch für den Forscher, eine Tatsache, auf die Wilhelm Ostwald in seinem Buche „Große Männer" ausdrücklich hinweist. Dieser Gelehrte stellt den Mann der Wissenschaft in einen Gegensatz zum Künstler, indem er erklärt: „Da die Künste die allgemeine Aufgabe haben, durch Suggestion oder Assoziation willkommene Gefühle hervorzurufen, so taugen als Künstler nur solche Menschen, welche selbst starke Gefühle haben und pflegen; diese aber finden sich am stärksten und mannigfaltigsten im erotischen Gebiete, und deshalb suchen die Künstler bewußt oder unbewußt derartige Erfahrungen und Erlebnisse. Dem Forscher dagegen sind die Gefühle dasjenige, woher ihm die größte Gefahr der Schädigung seiner Arbeit droht; denn sie wirken verfälschend auf das objektive Urteil. So gehört es einigermaßen zu seiner Lebenstechnik, die Gefühle, so weit sie sich nicht entfernen lassen, in geregelte Bahnen zu leiten und alles Außerordentliche und Zerstreuende, was mit ihnen zusammenhängt, zu vermeiden." Aus diesen Gründen haben die Denker auch stets Alkohol und andere Stimulantia gemieden. Sie fliehen eben instinktiv vor allem, was Emotionen hervorruft und geeignet ist, hemmend auf die objektive Denktätigkeit zu wirken. Auch ein berauschter Philosoph gehört in die Komödie.

Während sich der Künstler mit wütendem Entzücken dem dionysischen Rausche hingibt, befleißigt sich der Philosoph nach besten Kräften der Mäßigkeit. Diese strenge Zucht des Denkens und Willens ist seine Stärke — und seine Gefahr. So wie der Künstler aus dem Rausche oft den Weg zur Wirklichkeit nicht zurückfindet und dem Wahnsinn verfällt, so versinkt der Denker bei seiner Furcht vor allem Außerordentlichen, bei seinem ängstlichen Bestreben nach Nüchternheit und Mittelmäßigkeit oft in ein flaches und geistloses Philistertum, eine widerwärtige Mischung aus erbärmlichem Behagen und ödem Materialismus, wobei dann allerdings das Genie verloren geht. Denn im tiefsten Grunde der Seele eines jeden echten Genies schlummert ein starker Glaube, der auch bei dem, der sich mit der exaktesten Wissenschaft abgegeben hat, endlich einmal mit Heftigkeit zum Ausbruch kommt, wie es das Leben Newtons und anderer Männer der Wissenschaft zur Genüge beweist. Es ist recht leichtfertig und wohlfeil, diesen „Rückfall in den Köhlerglauben" mit Lombroso und Haeckel auf Altersschwäche und Irrsinn zurückzuführen. Dieser Glaube ist nun einmal ein unabweisbares Bedürfnis des Genies; er gehört zur Persönlichkeit des Wissenschaftlers — so weit er eben wirklich genial ist — ebenso, wie zu der unserer größten Dichter, so oft man auch Shakespeare, Goethe und Schiller als Ungläubige bezeichnet hat.

Und ganz besonders empfindet der Philosoph jenes Bedürfnis nach dem Positiven. Wenn er als Analytiker die ganze Welt in Trümmer geschlagen hat, dann graut ihm vor dem Nichts; er will wieder aufbauen und als Synthetiker zusammenfügen. Wessen Seele mit Forschereifer bis an die letzte Grenze des

Wissens vorgedrungen ist, wo das Gehirn wirbelt und dem Geiste schwindelt vor dem gähnenden Abgrund der Leere, der empfindet jenen sagenhaften horror vacui, und er strebt zurück zum Lichte und zum Glauben.

Nachdem Kant durch die Kritik der reinen Vernunft bewiesen hatte, „daß wir nichts wissen können", gab er uns, um einem unheilvollen Skeptizismus vorzubeugen, die notwendige positive Ergänzung in der „Kritik der praktischen Vernunft", die uns wieder an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit glauben lehrt. — Als Schopenhauer in einem vernunftlosen Willen den Beweger dieser schlechtesten aller möglichen Welten erkannt hatte, da schuf sein Glaubensbedürfnis eine Möglichkeit der Erlösung durch das asketische Ideal. — Sein gewaltiger Antipode Friedrich Nietzsche hat über die gesamte Kultur der Vergangenheit und Gegenwart Gericht gehalten und sie verworfen. Hätte er sich mit dieser negativen Kritik begnügt, nie wäre er uns als der überragende Genius erschienen, den wir heute in ihm bewundern. Seine positive Tat war die geistige Schöpfung des Übermenschen, des gottähnlichen Wesens der Zukunft. Eine Idee nur — wohl wahr! Aber gerade die Idee und der felsenfeste Glaube daran sind die untrüglichsten Kennzeichen des Genies.

Da die einzige Aufgabe des Philosophen Erkenntnis der Wahrheit ist, so sollte er sich eigentlich aller Einwirkung auf das praktische Leben enthalten. Das ist in der Tat nie der Fall gewesen, und Nietzsche gibt seiner Meinung beredten Ausdruck, wenn er sagt: „Die eigentlichen Philosophen sind Befehlende und Gesetzgeber, sie sagen: so soll es sein, sie bestimmen erst das Wohin und Wozu des Menschen, sie greifen mit schöpferischer Hand nach der Zukunft, ihr Erkennen ist Schaffen, ihr Schaffen ist Gesetzgebung, ihr Wille zur Wahrheit ist Wille zur Macht." Allein es muß einmal endgültig festgestellt werden: der Philosoph als solcher (als Typus) begnügt sich damit, das Wesen und den geistigen Zusammenhang der Dinge zu ergründen; er zeigt, wie die Welt *ist*, nicht wie sie *sein soll*. Doch zur Verwirklichung dieses Idealbildes wäre die abgeklärte Ruhe eines Gottes erforderlich. Jedenfalls waren die Philosophen aller Zeiten nicht leidenschaftslos genug, um nicht das Bedürfnis zu empfinden, ihren Einfluß auf die Handlungen ihrer Mitmenschen geltend zu machen. Seit dem Erwachen des philosophischen Geistes in Griechenland, seit Sokrates als dem ersten, der sich mit dem logischen Denken von der Natur emanzipierte, während die früheren Wahrheitsfreunde noch ganz aus dem Geiste der Natur herausredeten, haben die Philosophen neben ihrem eigentlichen Gebiete, der Erkenntnistheorie, auch die Sittenlehre verwaltet, die bisher ausschließlich den Priestern gehörte. Ethik ist angewandte Philosophie und damit ein Teil von jener Kraft, die in der Religion zum genialsten Ausdruck kommt. Der reine Philosoph, den es in Wirklichkeit nicht gibt, hat damit nichts zu schaffen. Wer sich mit Moral befaßt, der tut das als Pädagoge, als Lehrer der Menschheit.

Es ist überaus bezeichnend, daß die Nicht-nur-Philosophen, also alle leidenschaftlichen, tatkräftigen Denker, die machtvoll auf ihre Zeitgenossen einwirkten, einem verhältnismäßig frühzeitigen Tode verfielen, wohl weil bei ihnen der Lebensprozeß heftiger und schneller ablief als bei den ruhigen, beschaulichen Weltweisen. Spinoza starb bereits mit 45 Jahren, und Nietzsche versank in demselben Alter in die Nacht der Geisteskrankheit. Stirner starb nach wildbewegtem Leben als ein Fünfzigjähriger, und Fichte, der willensstarke Redner an die deutsche Nation, der in heiliger Begeisterung die Worte ausrief: „Handeln, handeln, das ist die Sache, was hilft nur das bloße Wissen", Fichte wurde nur 52 Jahre alt. Dagegen erreichte der abgeklärte Denker Kant ein Alter von 80 Jahren, Fechner ein solches von 86 Jahren. Plato war 82 Jahre, als er starb, und Hobbes gar 91. Und ein ebenso hohes Alter war den Männern beschieden, die sich mit ernstem Fleiße der Wissenschaft widmeten: Newton und Lamarck waren zur Zeit ihres Ablebens 85 Jahre alt, Bunsen 88, Alexander von Humboldt 90. Und der Vater der deutschen Chirurgie, Hieronymus von Brunschwigk, durfte beim Sterben sogar auf das seltene Alter von 110 Jahren zurückblicken.

In psychischer und in somatischer Hinsicht haben Philosophen und Wissenschaftler die gleichen Merkmale, und wir können nicht umhin, sie entschieden als genial zu bezeichnen, soweit sie in der Idee leben, d. h. wenn ihr geistiger Blick weiter reicht als die Sehkraft ihres Auges. Die heutigen Gelehrten aber, diese Handwerker der Wissenschaft, sind Philister durch und durch. Und wehe über Deutschland! wenn es ihnen gelingt, vorherrschenden Einfluß auf unsere Kultur zu gewinnen: „Man sehe sich die Zeiten eines Volkes an, in denen der Gelehrte in den Vordergrund tritt", sagt Nietzsche mit warnender Stimme, „es sind Zeiten der Ermüdung, oft des Abends, des Niederganges, — die überströmende Kraft, die Lebensgewißheit, die Zukunftsgewißheit sind dahin. Das Übergewicht des Mandarinen bedeutet niemals etwas Gutes: so wenig als die Herrschaft der Demokratie, der Friedens-Schiedsgerichte an Stelle der Kriege, der Frauen-Gleichberechtigung, der Religion des Mitleids und was es sonst alles für Symptome des absinkenden Lebens gibt."

Leider ist heute nicht Faust der Wahrheitssucher, sondern der trockene Gelehrte Wagner das Bildungsideal der Deutschen. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo wir uns unserer geistigen Schöpferkraft bewußt werden und unserem Namen Ehre machen als dem Volk der Dichter und Denker.

Dr. Bernhard Münz: Der Gottsucher Thomas G. Masaryk.

Der gegenwärtige Präsident der tschecho-slowakischen Republik und frühere Professor der Philosophie an der tschechischen Universität zu Prag ist in theoretischer Beziehung im ganzen dem Comte-Spencerschen Positivismus zugeneigt. Bei aller Wertschätzung des französisch-englischen Positivismus huldigt er jedoch einem philosophischen Ethizismus, der aber nicht ohne religiöse Färbung ist. Die Folgerungen seiner philosophischen Überzeugung vornehmlich auf soziale und politisch-nationale Gebilde, als die zunächst ethisch beeinflußbaren Gebiete, übertragend, arbeitet er auf eine philosophische Vertiefung der Religions- und Nationalitätsidee und auf Nachbesserung sozialer Doktrinen hin. So ist sein außerordentlich anregendes Buch über den Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Zivilisation mit offenem Hinweis auf die Möglichkeit der Versittlichung der menschlichen Gesellschaft durch Abschaffung der Zustände, welche die erschreckliche Zunahme der Selbstmörderziffer bedingen, wie Irreligiosität und mangelhafte Bildung, geschrieben. Er läßt hier ergreifende, herzbewegende Töne erklingen, die allenthalben ein mächtiges Echo weckten. Er weist darauf hin, daß die Wissenschaft nur den Kopf zu befriedigen vermag, aber fürs Leben und Sterben nicht genügt; darum befriedige sie nur zur Hälfte, sie biete keinen moralischen Halt, vermöge die Massen nicht zu leiten; dazu sei die Religion berufen, freilich nicht die Religion und die Kirche, an die wir nicht mehr glauben und der wir nicht mehr vertrauen. Er klagt in beweglichen Worten, daß das Alte weggeworfen wird, ohne daß der Versuch gemacht wird, es durch etwas Neues zu ersetzen, Gott auf andere Weise zu suchen und zu finden. Er bezeichnet es als einen ungeheuren Fehler unserer Zivilisation, daß in allen unseren Schulen, den unteren und den hohen, nur der Verstand ausgebildet wird, daß sie der ethischen Lebensführung keine Aufmerksamkeit zuwenden, sie der positiven Religion überlassen, als ob dieser Leuchtturm noch immer fest und ungebrochen dastände.

Er hat wohl auch noch manches andere an unserer Kultur auszusetzen. So trifft er den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt, daß die Schulbildung nicht die praktische Ausbildung ersetzt, die der Mensch überall im Leben gewinnen kann und soll. In Deutschland und Österreich gehen aber im Gegensatze zu England und Amerika Leben und Schule auseinander. Die Frucht davon sei die Halbbildung. Man sehe sich nur unsere absolvierten Hochschüler an. Am Gymnasium lernen sie die klassischen Sprachen, die Literatur ihres Volkes, Mathematik und etwas Naturwissenschaft; an der Universität liegen sie ihrem Fachstudium ob, machen ihre Prüfungen in Philologie, Jurisprudenz oder sonst einem Fache und treten nun ins Leben, bringen aber für dasselbe nichts, gar nichts mit! Im Leben sollen sie

vor allem Charaktere sein — dazu wurden sie nicht ausgebildet; sie sollen Staatsbürger sein — sie wissen aber nichts von Politik, nur das, was ihnen die Zeitungen vorkauen; sie werden Ehemänner und Väter — sie haben aber keine blasse Idee von Erziehung, von dem, was das Familienleben erheischt. Noch so gut geregelte Schulen, in denen „man überdies mehr auf die Disziplin der Lehrer als der Schüler achtet", taugen nichts, wenn sie den praktischen Anforderungen des Lebens nicht genügen, und unsere Schulen entsprechen diesen Anforderungen absolut nicht.

Geradezu schreiend ist aber das Mißverhältnis zwischen unserer intellektuellen und moralischen Ausbildung. Menschen, die fast zwanzig Jahre die Schule besuchen, lernen und lernen immer wieder, aber um ihr Gemüt und um ihren Willen kümmert sich niemand. Was Wunder, daß ihnen Einheit und Harmonie abgehen, daß ihr ganzes Wesen Halbheit und Zerfahrenheit ist!

Das unvermeidliche Resultat der durch das im großen Stile betriebene Popularisieren der Wissenschaften und die Lesegier des Publikums um sich greifenden Disharmonie zwischen Verstand und Gemüt ist Mangel an Seelenruhe, Unzufriedenheit. Aus dieser erklärt es sich, daß sich immer lauter und drohender die Stimmen erheben, die selbst vor einer gewaltsamen Reorganisierung der Gesellschaft nicht zurückschrecken. Lamennais spricht Masaryk aus der Seele, wenn er in den „Discussions critiques et pensées diverses sur la religion et la philosophie" sagt: „Wenn der Glaube aus der Seele verschwindet, der sie zu Gott erhob und mit ihm verband, dann geht etwas Entsetzliches in ihr vor. Die Seele, von ihrer eigenen Schwere gewissermaßen in die Tiefe gezogen, sinkt und sinkt und sinkt immerfort ohne Aufhören, ohne Unterlaß und zieht mit sich hinab in den Fall ihre Intelligenz, die nun losgerissen ist von ihrem Ursprung, und sie hängt sich nun an alles, was ihr auf ihrem Weg in die Tiefe begegnet, jetzt in schmerzlicher Unruhe, jetzt wieder mit einer Lust, ähnlich dem Gelächter des Wahnsinnigen. Gequält immerfort von einem unstillbaren Drange und Durst nach Leben, hascht sie bald nach der Materie, die sie vergebens zu beleben, vergebens zu vergeistigen und zu vergöttern sucht, bald verfolgt sie leere Abstraktionen, die flüchtigen, gestaltlosen Schatten ihrer Phantasie . . . Alle höheren Anlagen und Kräfte erlahmen und liegen wie in einem tiefen Schlafe; alle jene geheimnisvollen Mächte in der Seele, die in uns und um uns her ein Reich der Sitte, eine geistige Weltordnung schaffen, die das Wesen des inneren wahren Menschen bilden, sterben nach und nach, und er fühlt mit einem Schmerze, der sein Innerstes zerreißt, dieses allmähliche Sterben seines besseren Selbst. Seine Seele hungert, er hat keine Nahrung für sie; was soll er beginnen? Er tötet seine Seele, um nicht mehr zu hungern, nicht mehr diese innere Qual zu empfinden . . . Losgerissen von seinem Mittelpunkt, wird er wie ein leckes Schiff ohne Steuer und Ruder hin- und hergeschleudert auf dem trostlosen Ozean dieses Alls."

So erweist sich für Masaryk die soziale Massenerscheinung des Selbstmordes als traurige Konsequenz der einreißenden und immer mehr Terrain gewinnenden

Irreligiosität der Massen, die jener pessimistischen Weltanschauung Nahrung gibt, welche nicht nur in der modernen Poesie und Philosophie ihren beredten Ausdruck findet, sondern Tausenden und Abertausenden das Leben tatsächlich unerträglich macht. Wenn man die große Zahl der pessimistisch gestimmten Dichter und Denker der Neuzeit überblickt und mit Schopenhauers Philosophie zusammenhält, so erhält man eine direkte Bestätigung dessen, was uns die Daten der Statistik so furchtbar trocken sagen: wir sind lebensmüde, wir haben keine rechte Lebensfreudigkeit.

Wie kann dieser Lebensmüdigkeit der Boden abgegraben werden? Fast alle Theoretiker und Praktiker suchen die Übel der modernen Gesellschaft durch wirtschaftliche und politische Reformen zu heben. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist entschieden auf diese Versuche gerichtet und man hofft auch allgemein sehr viel von ihnen. Masaryk vermag aber diese Hoffnung nicht zu teilen, wenn es sich ihm auch von selbst versteht, daß die bestehende drückende Not und das entwürdigende Elend, das existiert, beseitigt werden muß. Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse eines Volkes sind ihm eben nur die Außenseite des Geisteslebens, sie sind ihm durch dieses bedingt. Die Versuche und Kämpfe unserer Parlamentarier, Politiker und Nationalökonomen kommen ihm daher oft recht kleinlich und nichtig vor.

Er führt für seine Ansicht, die zumal den praktischen Politikern höchst ketzerisch erscheinen dürfte, ein großartiges Beispiel aus der Geschichte an: Christus. Die Römerwelt war zu seiner Zeit so ziemlich in derselben trostlosen Verfassung, wie die heutige Gesellschaft; wie jetzt, so herrschte auch damals eine krankhafte Selbstmordneigung, die Menschen waren unzufrieden und unglücklich, die Sehnsucht nach einem Erlöser war allgemein. Wer erlöste die Menschheit? Kein Politiker, kein Nationalökonom, kein Sozialist oder Demagog. Es ist wahrhaft großartig, zu sehen, wie Christus in jener politisch und sozial so aufgeregten Zeit jeglicher Politik sich enthielt. Wie leicht hätte es für ihn sein müssen, die Gemüter durch politische und sozialistische Aufreizungen zu gewinnen! Aber er dringt auf Besserung der Charaktere, auf Vertiefung und Verinnerlichung des religiösen Gefühls; er will, daß die Menschen gut werden, denn er weiß, daß sie nur dann Ruhe für ihre Seelen finden würden.

Da die Übel der modernen Gesellschaft nach Masaryks Überzeugung in letzter Instanz durch die zunehmende Irreligiosität verursacht sind, so ergibt sich ihm mit zwingender Notwendigkeit, daß sie nur dann radikal geheilt, nur dann mit Stumpf und Stil ausgerodet werden können, wenn die Irreligiosität und die mit dieser zusammenhängende Halbheit beseitigt wird. „Wir müssen aus uns heraustreten", ruft uns unser Gottsucher zu, „wir müssen Interesse bekommen an der Außenwelt und an der Gesellschaft, wir müssen uns hingeben lernen: uns fehlt die wahre und echte Liebe. Wir glauben zwar lieben zu können, wir glauben, daß wir der zartesten Gefühle fähig sind, aber das ist nicht wahr: krankhafte Sentimentalität

und wahres, echtes, warmes, lebendiges und ursprüngliches Gefühl sind nicht identisch." Will man die soziale Frage aus der Welt schaffen, so entwickle man in den Menschen die Fähigkeit, Ideen und Gefühle harmonisch durchzubilden, man flöße ihnen Kraft und Energie ein, gebe ihnen einen moralischen Halt.

Einige Forscher, wie Treitschke, Renan u. a., glaubten, man solle das Volk religiös erziehen, die Gebildeten sollen frei bleiben dürfen. Masaryk bemerkt dazu: „Das heißt die bestehende Halbheit sanktionieren und geschieht übrigens ohnedies; oder soll man eine streng abgesonderte Aristokratie der Bildung schaffen? Wo fängt die Bildung an und wo hört sie auf?"

Konsequenter sind diejenigen, die mit der Vernichtung der positiven Religion nur eine wissenschaftliche, einheitliche Weltanschauung fordern. Es ist aber sehr fraglich, ob eine wissenschaftliche Weltanschauung sich zum Gemeingut eignet; denn man bilde sich ja nicht ein, man könne eine solche mit Leichtigkeit erwerben, um sie zu besitzen. Wissen wird schwer errungen und verdaut. Es ist aber auch die Frage, ob man die Religion ohne weiteres weglassen soll und kann. Masaryk ist, wie wir sahen, der Ansicht, daß der Mensch zum Leben die Religion ebenso braucht, wie er zum Atmen die Luft braucht. Die geschichtliche Entwicklung deute auch darauf hin, daß sich neben dem Denken das religiös-sittliche Leben und Fühlen entsprechend entwickelt. Comte begehe einen großen Fehler, wenn er in seiner positivistischen Philosophie den Fortschritt auf religiösem Gebiete nur bis zu einer gewissen Grenze zulasse und von da ab alles religiöse Leben einfach über Bord werfe.

Viele finden in der Kunst ein Surrogat für die Religion und glauben daher, die Kunst werde die moderne Gesellschaft retten. Masaryk kann nicht einsehen, wie ein feiner, ästhetischer Kunstgenuß den Ernst des Lebens erträglich machen kann. Der schaffende Künstler, zumal der große, geniale Künstler, bringe gewiß nichts anderes zum Ausdruck als der Religionsstifter; aber das Anschauen oder Anhören eines Kunstwerkes ersetze nicht das Mit- oder Nachempfinden des allgemeinen religiösen Inhalts. Der kenne das Leben sehr schlecht, der da glaube, das Welträtsel lasse sich aus Kopf und Herz „wegkonzertieren".

Den Schlüssel zur definitiven Lösung der sozialen Frage besitzt nach Masaryk nur der, der nicht müde wird, zu verkünden: Wir brauchen eine Religion, wir brauchen Religiosität. Er ist davon durchdrungen, daß das Christentum als die erlösende Religion anzusehen ist. Allein nun kommt die schwer zu beantwortende Frage, welche Form des Christentums die Menschheit zu erlösen vermag. Der Katholizismus? „Er ist", so lehrt Masaryk, „für uns unmöglich geworden." Wer anderer Ansicht ist, der würde die geschichtliche Entwicklung ignorieren, es dem Vogel Strauß gleichtun. Soll die Welt also protestantisch werden? Masaryk antwortet darauf mit einem bedingten Ja. Er läßt die Wahl offen zwischen der ursprünglichen Lehre Christi, der Religion des Urchristentums, und irgend einer der vielen protestantischen Sekten. Und diese christliche Sekte würde eigentlich

mit einer neuen Religion aufwarten, sofern sie den Anforderungen der fortgeschrittenen Zeit Rechnung tragen müßte. Unsere Zeit ist nach der Ansicht unseres Gottsuchers für eine neue Religion wie geschaffen: „Geradeso wie zur römischen Kaiserzeit ist die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttert; die Menschen fühlen sich unglücklich, die Unzufriedenheit und der Wunsch nach einem Erlöser ist allgemein. Ganz besonders günstig wäre aber für die Ausbreitung der neuen Lehre die allgemeine Nervosität, die pathologische Aufregung, in der sich die moderne Gesellschaft befindet; wie alle Religionen, würde auch die neue Lehre mehr auf psychologischem als auf logischem Wege ihre siegreiche Bahn zurücklegen. Da die Religion, obwohl sie in wahrhaft protestantischer Weise Sache des Individuums sein muß, trotzdem zugleich eine Volksreligion sein soll, durch welche die Herzen aller Menschen ohne Ausnahme geeinigt würden, so dürfte sie in ihrem theoretischen Teile kaum auf der Höhe der intellektuellen Bildung stehen. Vielmehr denke ich mir die Sache so, daß sie, geradeso wie der mittelalterliche Katholizismus, ein neues, besseres Mittelalter inaugurieren könnte, nach welchem eine neue Periode des freien Gedankens beginnen würde, und so fort, bis schließlich durch abwechselnde Perioden von Glauben und Unglauben wird eine Herde und ein Hirte werden."

Ich fürchte, daß Masaryk einen schönen Traum träumt. Unserer Zeit ist jene Kindlichkeit und Naivität völlig abhanden gekommen, die für die Schaffung einer neuen Religion eine unentbehrliche Voraussetzung bildet. Dazu kommt, daß eine nicht auf der Höhe der intellektuellen Bildung stehende Religion den Keim zum Kulturkampfe in sich birgt und somit der Weg zur Bildung vollendeter Charaktere, die eine einheitliche Weltanschauung heischt, auch fürderhin verrammelt bleiben wird. Und — last not least — ist denn anzunehmen, daß die stramm organisierte katholische Kirche so ohne weiteres zugunsten einer neuen Religion kapitulieren wird? Man sollte glauben, daß sie ihre zahlreichen und mächtigen Heerscharen mobilisieren, sich als Ecclesia militans bewähren und daß die soziale Frage durch diesen gewaltigen, furchtbaren Religionskampf erheblich verschärft und zugespitzt werden würde.

Wie immer man sich aber auch zu Masaryks Traum stellen mag, so wird man ihm doch darin recht geben müssen, daß der Religion eine hohe Stellung im Grunde des Herzens anzuweisen, daß sie als der höchste Kulturfaktor der Menschheit, als der Mittelpunkt ihres Geisteslebens zu betrachten ist.

Wir haben Masaryk einen Gottsucher genannt. Ein solcher ist es nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis; denn er hat die Unerschrockenheit eines Mannes, der, wenn sich eine Ansicht in seinen Überzeugungen festsetzt, sie ohne Rücksicht auf Volkstümlichkeit unentwegt verteidigt. Es bleibt ihm unvergessen, daß er sich der aura popularis zum Trotze eines armen Teufels, an dem ein jetzt gar nicht mehr bestrittener Justizirrtum begangen worden ist, mit einem echt menschlichen Zuge leidenschaftlich annahm. Seine Konnationalen, die aus dem Kreuz-

zuge gegen Hilsner politisches Kapital schlugen, rasten gegen ihn, er wurde maßlos beschimpft, bedroht und von den Studenten aus dem Hörsaale hinausgedrängt. Er war schließlich gezwungen, einen Urlaub zu nehmen, aber vor seiner Abreise ließ er es sich, vom Mut der Wahrheit durchglüht, nicht nehmen, auf die Tafel im Saale die ihn kennzeichnenden Worte zu schreiben: Der Prozeß in Polna ist ein Skandal an der Menschlichkeit. Möge der Genius der Menschlichkeit ihm auch in seiner neuen Laufbahn stets zur Seite stehen! Möge er sich auch als Präsident der tschecho-slowakischen Republik allezeit die Devise: Homo sum, nil humani a me alienum puto, vor Augen halten und stets dessen eingedenk sein, daß deutsche Wissenschaft und deutsche Kultur seine Nährmutter gewesen und daß die gegenwärtige Politik seiner Minister nichts weniger als auf Nachbesserung sozialer Doktrinen hinarbeitet! Sie spielt ein gefährliches Spiel mit den Völkern.

Richard May:
Sanssouci.

Schwer schied der Tag, da sich in Sanssouci
Das Schweigen abgestorbner Freuden nistet,
Ein letzter Hall erloschner Melodie,
Der Kerzen Schimmer flackernd und befristet,
Verdorrter Blumen seelenloser Duft,
Zerschlissner Prunk und geisterhafte Schritte,
Ein Totenschrein der überwundnen Sitte
Bezopfter Zeit und eine Königsgruft.

Bald schreibt die Sage in die graue Schicht
Des Altersstaubs sich schnörkelnd. Die Legende
Lebt wach im Liede, das sich still und schlicht
Rankt um den Sieg und um der Schlachten Wende.
Der Einz'ge nur lauscht stumm dem Saitenspiel
Der neuen Zeit. Er sah zu tief ins Wesen
Der Dinge selbst, um menschlich sie zu lesen,
Er bleibt gekrönt, auch wenn sein Purpur fiel.

Auf der Terrasse, die sein Abend schuf,
Lehnt er in herber Einsamkeit der Großen,
Das Ohr geneigt dem gellen Schicksalsruf,
Den Weimars Zinnen in die Lande stoßen,
Ein fremdes Wirken, das er nie begriff,
In welscher Künste heitrem Geist befangen.
Wie spröd' und hart die deutschen Lieder klangen
Ihm, der nach Franken Art die Verse schliff.

Doch diese Nacht voll schwülem Todesgraus,
Da sich ein Volk sein stählern' Schicksal hämmert,
Löscht die Erkenntnis eines Lebens aus,
Und wenn ein neuer Morgen sieghaft dämmert,
Schweift frei sein Blick. Der gramverkniffne Zug,
Der einst des Höflings scheuen Schritt beflügelt,
Weicht einem Lächeln. Vor ihm liegt entsiegelt
Die deutsche Zukunft hell und klar genug.

Auf der Novembernebel feuchter Wand
Drängt Bild an Bild zu flüchtiger Betrachtung,
Der Tag von Leuthen, ein entsumpftes Land,
Verrauschte Feste, Müdigkeit, Verachtung.
Und wie des Lebens Kreis sich ganz verengt,
Zuletzt das Buch als einzigen Gefährten.
Was zeitenlos die Denker ihm gewährten,
Nur das wird heute nicht ins Grab gesenkt.

Sein Thron zerbarst, der Fahnen Ruhm zerschliß,
An Preußens Tore neue Kräfte pochen.
„Dem Narren nur ist Tod die Finsternis,
Dem Weisen Licht", er hat es still gesprochen.
„So gebt doch Raum!" das laute Wort zerschnitt
Den bunten Fries auf nachtgewirktem Grunde.
Ein neues Bild: In Deutschlands trübster Stunde
Nahen ihm Gestalten in gemessenem Schritt.

Der König schweigt, doch alles an ihm strafft
Sich selbstbewußt. Sie waren Zeitgenossen,
Und Söhne, Enkel, Teil derselben Kraft,
Desselben Geistes, dem auch er entsprossen.
Sein Feld verdorrte, üppig grünt die Saat,
Die sie der Heimaterde anvertrauten.
Nun grüßt er freundlich, die für ewig bauten.
Auf Weimars Fluren reift die deutsche Tat.

Was heute starb, ist morgen neu erwacht,
Aus tiefster Quelle speist sich die Belebung.
Der Künstler führt, der Dichter durch die Nacht
Das deutsche Volk zu rühmlicher Erhebung.
Und Friedrich lüftet den gespitzten Hut:
„Tief war der Fall, zerbrochen sind die Waffen,
Die Herzen hoch! Messieurs, wir werden's schaffen,
Und nur ein Lump, wer seine Pflicht nicht tut!"

Erich Hoogestraat: Versuchung.

Holländisches Maleratelier mittelalterlichen Gepräges. Spätnachmittag eines Herbsttages. In der Nähe einer großen steinernen Wendeltreppe, die zum oberen Stockwerk führt, sitzt im Halbschatten ein mit langem braunen Mantel bekleideter alter Mann über einen Folianten gebeugt. Er wendet den Rücken einer Staffelei zu, vor der, die Stirn in die Hand vergraben, anscheinend der Ausarbeitung seines Bildes nachsinnend, die schlanke Gestalt des Malers steht. Wir finden dieses Bild später im Louvre wieder, es heißt „Der Philosoph". Der Maler ist Rembrandt in seinen späteren Jahren. —

Ein irrender Sonnenstrahl veranlaßt den Maler, die Hand von der Stirn abzuziehen; er steht erstaunt, als sein Blick auf sein Modell fällt. Der alte Mann scheint gewachsen, er hat sich dem Maler zugewandt; zwei brennende Augen suchen mit der Starrheit des Spiegelbildes die Augen Rembrandts.

Rembrandt (unwillig): Ich bat Euch nicht, mir Euer Gesicht zuzuwenden.

Der Alte: Eure Ironie durfte mich abgewandt malen, Eurem Zweifel zeige ich mein Gesicht.

Rembrandt: Rembrandt van Ryn hat nie gezweifelt, er hat gelacht, gesungen und gemalt. Was mischt Ihr Euch in sein Werk? Wendet Euch ab, laßt mich mein Bild vollenden.

Der Alte: Ihr schient eine Frage an mich zu richten: Bedürft Ihr der Antwort nicht mehr? Führt denn Euer Bild ohne diese Antwort aus, wenn Ihr es vermögt.

Rembrandt: Euer Blick wird mich daran nicht hindern. Spielt Euch nicht als Spiegel auf! Ich habe mich anders gemalt: mit prüfendem Blick, nie aber fragend. Rembrandt kennt keinen fragenden Zweifel; er weiß die lachende Antwort.

Der Alte: So habt Ihr Euer eigen Bild nicht erfaßt, denn die Frage ist Euer Wertvollstes. Klimpert mit dem Gold Eures Lachens und betrügt die Toren: Nun wir von Antlitz zu Antlitz sprechen, müßt Ihr tiefer greifen in Eure Truhe.

Rembrandt (nähertretend): Wer seid Ihr?

Der Alte: Euer Selbst, das Ihr malend wider Willen verspottet. Dies dürft Ihr nur um einen Preis: Erkennt Euer Wesen.

Rembrandt: Was nennt Ihr mein Wesen?

Der Alte: Euren goldbraunen Ton, den man Euch neidet, ohne ihn zu verstehen.

Rembrandt: Der Künstler soll fühlen, nicht durchschauen. Seid Ihr das, was mein Ich enthält, ohne es zu ergrübeln, so müßt Ihr wissen, daß meine Betrachtung Euch anwendet, ohne daß mein Zweifel Euch wägt.

Der Alte: Unterwerft Euch denn dem Urteil der Welt. Ihr seid für sie der kalte Realitätenmaler. Wie wollt Ihr bestehen vor ihr neben der Wärme eines Murillo, eines Leonardo da Vinci?

Rembrandt: Was frage ich nach Vorgängern und Nachfolgern!

Der Alte: Ihr mißversteht meinen Vorwurf: Eurem Stolz halte ich es zu Gute.

Rembrandt: Meine Zeit drängt, mein Bild wartet auf Vollendung. Was wollt Ihr von mir?

Der Alte: Die Ausprägung Deiner selbst statt indirekter Vermittlung. Die Welt will Deutlichkeit: Wie nun, wenn sie als abhanden annähme, was Du verhüllst?

Rembrandt (nach Überlegung): Welches Mittel hätte ich, sie zu überzeugen?

Der Alte: Die Kenntnis Deines Geheimnisses. (Die Stimme senkend:) Ich weiß es — — Willst Du es erfahren?

Rembrandt (zurückweichend): Jetzt erkenne ich Dich: Du bist der Versucher. Wolle nicht unter falscher Gestalt mein Temperament vergewaltigen, erfahre, daß ich Charakters genug bin, Deiner Täuschung zu trotzen.

Der Alte (vom Sitze erhoben, drohend): Rembrandt, stelle Deine Frage oder zerreiße Dein Bild!

Rembrandt: Zurück mit Dir! Werde Diener, der Du warst! Nie wird Dich das Genie als Herrn erkennen!

Der Alte (furchtbar): Verächtlicher Ironist! Verkenne Dich weiter und laß Dich verkennen!

Rembrandt reißt einen Degen von der Wand und stürzt auf den Alten zu. Dieser sinkt in sich zusammen und fällt auf den Folianten zurück. Als Rembrandt ihn an den Schultern hochzerrt, blickt er in das Gesicht seines Modells, eines müden Greises, der ihn erschrocken anstarrt.

Der Greis: Was ist Euch, Meister? Ist die Sitzung beendet?

Rembrandt (steht in bestürztem Schweigen, der Degen entfällt seiner Hand. Allmählich faßt er sich und wendet sich an den Greis): Ihr könnt gehen.

Der Greis (rafft seine Habseligkeiten zusammen).

Rembrandt (wieder ermuntert, wirft ihm ein Goldstück zu): Nehmt, macht Euch eine frohe Stunde.

Der Greis geht.

Rembrandt nimmt die Palette auf und tritt vor die Staffelei; dort steht er lange nachdenklich.

Dann schüttelt er die grauen Locken zurück, lächelt, taucht den Pinsel in die gelbbraune Farbe und vollendet sein Bild.

Ernst Altkirch: Evremond und Spinoza.

Max Liebermann zugeeignet.

Fortsetzung.

IV.

Vor dem Hause des Ratspensionärs auf dem Hofwall drängten sich die Neugierigen. Seine Leibwache von zwölf Hellebardenträgern bewachte das Tor und hielt die Menge zurück. Aus Karossen und Sänften stiegen die geladenen Herren, von einer großen Schar Diener umgeben.

Evremond kam mit Melos zu Fuß. Sein alter Diener trippelte mit brennender Fackel vor ihnen her. Während Melos ein prächtiges Hofkleid trug, hatte Evremond nur ein schwarzes seidenes Gewand angelegt, über dem auf der Brust das weiße Ordenskreuz der Malteserritter schimmerte.

In dem hohen, zu ebener Erde gelegenen Empfangsraum, dem flämische Wandteppiche und acht Hermen großer Niederländer eine besondere Feierlichkeit gaben, erwartete der Ratspensionär seine Gäste. Zu keinem schöneren Feste hätte er sie laden können; es galt ein lange ersehntes Ereignis, die Vereinigung der niederländischen Geschwader, zu feiern. Da die Flotte des mächtigen Gegners von einem Sturm zerstreut worden war, als sie sich der holländischen Küste näherte, hatten die Geschwader der Staaten Zeit gewonnen, sich zu vereinigen. Mit hohen Erwartungen sahen Herrschende und Volk nun dem Augenblick entgegen, wo die gesamte Schlachtflotte in See stechen würde.

Den Ratspensionär, unter dessen Führung sich die Vorbereitungen zur Ausfahrt vollzogen, beherrschte eine zuversichtliche, für Freude empfängliche Stimmung. Als Melos ihm Herrn von Saint Evremond vorstellte, streckte er ihm beide Hände entgegen und hieß ihn als alten Freund willkommen. Fand er doch seit langem an seinen Dialogen so großes Gefallen, daß er keine Gelegenheit verpaßte, sie sich von französischen Schauspielern vortragen zu lassen, um ihre Schönheit und ihren Wohllaut ganz zu genießen.

Evremond erfreute die herzliche und vornehme Form, worin Johann de Witt sein Lob kleidete. Er war von seiner ehrfurchtgebietenden und zugleich angenehmen Erscheinung entzückt und machte daraus Melos gegenüber kein Hehl. Dieser konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, das seinem Gesicht einen etwas boshaften Ausdruck gab. Evremond schien es nicht zu bemerken und ließ sich, Melos' Arm ergreifend, verschiedene angesehene Haager Persönlichkeiten zeigen, die seine Aufmerksamkeit erregt hatten, wie den feinen Staatsunterhändler und Weltmann Konrad van Beuningen, der bei Ludwig dem Vierzehnten in hoher Gunst stand,

den klugen, freigeistigen Anwalt beim Hofe von Holland Abraham Cuffeler und den Mathematiker und Naturforscher Christian Huygens, den man jüngst in Paris außerordentlich gefeiert hatte. Dann ließ er sich zu dem greisen Amsterdamer Dichter Joost van den Vondel führen, der, auf seinen Stock gestützt, neben der Herme Oldenbarnevelts stand.

Während beide miteinander plauderten, betrachteten sie belustigt einen Schwarm junger Hofleute, unter denen der Graf von Guiche und der Marquis von La Vallière, die der französischen Gesandtschaft angehörten, durch ihre kostbare Kleidung und ihre mächtigen Perücken auffielen. Beide trugen um den Hals und die Hände venezianische Spitzen, zart wie Blumen, ihre Röcke, mit Silberstickerei bedeckt, waren aus blaßblauer Seide, und Knöpfe und Schließen funkelten von Diamanten. Aller Blicke wandten sich ihnen nach und nach zu, um so mehr, da man wußte, daß der Ratspensionär die stutzerhaften, prahlerischen jungen Herren nicht besonders freundlich empfangen würde.

Während man noch im Zweifel war, ob man ihre knabenhafte Narrheit verurteilen oder sie aus Ehrfurcht vor der französischen Mode bewundern sollte, trat in den Saal ein junger Mann, der ein ganz einfaches schwarzes Kleid trug, dessen einzige Zierde die feine, weiße Wäsche bildete. Aber welch ein Kopf mit lichtbeseelter Stirn und dunkel leuchtenden Augen!

Die jungen Adligen maßen ihn mit hochmütigen Blicken. Sie gerieten jedoch in Bestürzung, als de Witt sie nur wortkarg begrüßte, sie stehen ließ und sich dem Fremden zuwandte. Er reichte ihm die Hand, und sein Antlitz drückte, während er mit ihm sprach, soviel Anteil und Zuneigung aus, daß Evremond erstaunt auf Melos blickte, der etwas zwischen den Zähnen murmelte, indessen auch andere sich nicht enthalten konnten, leise zu flüstern.

Aber de Witt nahm dies nur zum Anlaß, dem jungen Manne einen noch größeren Beweis seiner Hochschätzung dadurch zu geben, daß er ihn zusammen mit Huygens ins Gespräch zog. Evremond erkannte in dem Angesicht des Fremden die Züge des Bildnisses wieder, das er in Rieuwertszs Buchladen gesehen hatte. Er betrachtete nun lange und prüfend das Urbild, und je länger er betrachtete, desto mehr fühlte er sich von dem Anblick des jungen Juden ergriffen.

Der hagere Portugiese, ein strenger Katholik, erstarrte darüber fast; Evremond aber erzählte kurz von seinem Besuch im Amsterdamer Buchladen, worauf ihm Melos unwillig zuraunte: „Vor dem Menschen warne ich dich! Dieser abtrünnige Jude steht mit dem Satan im Bunde und treibt ein teuflisches Spiel. Zuerst verhöhnt er den Glauben seines eigenen Volkes, um sich in die Gunst der Christen zu stehlen, dann schreibt er ein Buch über Descartes, um den Geist der Vornehmen und Gelehrten anzulocken, und der Ratspensionär — er läßt sich also von ihm nicht mehr im stillen über mathematische Gegenstände belehren, er behandelt ihn auch öffentlich als seinesgleichen, während er jungen Leuten von edelstem Geblüt Geringschätzung zeigt!"

Evremond konnte sich nicht enthalten, ihm zu erwidern: „Lieber Melos, man denkt in Holland anders als im allerkatholischsten Portugal und Spanien. Was ich mit eigenen Augen sah, hat mich davon überzeugt, daß Jan de Witt wirklich der große Mann ist, für den man ihn ausgibt. Und sehr erfreut es mich, wieder einmal zu sehen, wie frei auch das Äußere eines vornehmen Geistes im Gegensatz zu den Narrheiten kleiner, eitler Menschen wirkt, mögen sie nun im Prunkgewande oder im Talar der Gelehrtenzunft oder in einem anderen Kleide, das sich Hochmut und Nichtigkeit ersonnen hat, daherstolzieren!"

„Du sprichst ja wie ein Freigeist!" stotterte Melos, runzelte die Stirn und schwieg.

„Du solltest mich besser kennen!" entgegnete Evremond. „So frei ich zu denken gewohnt bin, so gering ist fürwahr meine Befähigung zum Freigeist. Aber ich bin ein Wahrheitliebender und schätze das Echte mehr als das Unechte."

Melos antwortete nicht. Seinen Widerspruch bekundete er nur dadurch, daß er den Mund zum Gähnen öffnete und davor ein Kreuz schlug, damit die bösen Geister nicht hineinführen. Dann seufzte er wiederholt und blickte Evremond schweigend an.

Da wurden die Türen zum Schmaussaal geöffnet. Den Geladenen drang der festliche Glanz von schier tausend Kerzen entgegen, deren Widerschein der blanke, getäfelte Boden spiegelte. Auf den weißgedeckten Tischen funkelte kristallenes und silbernes Gerät von edelster Form. In schönen Gefäßen, aus deren Rauten die Regenbogenfarben blitzten, standen langgestielte Tulpen, die sich anmutig neigten und ihren gelben Blütenstaub über das feine flandrische Linnen streuten. Großblumige Nelken dufteten in hohen Gläsern, und auf silbergetriebenen Schalen lagen Pyramiden italienischer Sammetpfirsiche zur Augenweide.

Während Musik von Flöten und Lauten erklang, eilte der älteste Sekretär umher und wies den Gästen ihre Plätze an. Der Ratspensionär selbst führte von ihm besonders geschätzte Männer zu Tisch.

Zehn Diener mit weingefüllten Kannen bewegten sich hin und her. Alte französische und rheinische Weine ergossen sich in geschliffene Kelchgläser, und in rascher Folge wurden Krebse, Karauschen und Hechte, Wildschweinsschinken, junge Fasanen mit Trüffeln, Spanferkel, Ochsenklauen und gefüllte Lammsbrust, Hirschwildbret, Artischocken, Naschwerk und Früchte aller Art aufgetragen.

Aber dieses prächtige und üppige Mahl gewährte Evremond, der an den Tafeln der großen Herren Frankreichs und Englands gesessen hatte, und der ein ebenso großer Freund feiner Tafelsitten wie erlesener Speisen war, keinen vollkommenen Genuß. Die derbfrohen Holländer, starke Schmauser und Trinker, erschreckten ihn. Nicht gewohnt mit der Gabel umzugehen, die ihnen unbequem war, nahmen nur wenige Anstoß daran, mit den Fingern zu essen, wobei ein behäbiges Schmatzen von Mund zu Munde sprang, so daß dem französischen Edel-

mann sehr unbehaglich zu Mute wurde. Auch in der Unterhaltung verletzte ihn ein gewisser freier Ton, weit entfernt von dem funkelnden, geistreichen Gespräch, wie er es bei Tafel zu vernehmen liebte. Melos, der neben ihm saß, aber blieb verstimmt und hüllte sich in störrisches Schweigen.

Wahren Augentrost bereitete Evremond darum der junge Spinoza, der still und zurückhaltend mit dem Anstande eines vornehmen Ausländers aß. Seine schmale Hand, die die Speisen mit der Gabel zum Munde führte, war ebenso edel geformt wie sein Angesicht, das auffallend bleich und durchsichtig in der Umrahmung seines dunklen, über Schläfen und Ohren fallenden Haars erschien. Er aß nur wenig, die meisten Gerichte ließ er vorübergehen, und während er aß, blickte er mit einer zärtlichen, fast feierlichen Freude die Blumen an, die ihn durch ihren Duft erquickten.

Allgemach löste und befeuerte der Wein die schwerfälligen holländischen Zungen. Man fand kräftige Worte für die unersättliche Wasserspinne auf der anderen Seite des Kanals und lobte einmütig die durch de Witts Fürsorge gut ausgerüstete und von erprobten Offizieren befehligte Flotte, über die der behutsame Admiral Jakob van Wassenaer den Oberbefehl führte.

Der Ratspensionär brachte der Flotte sein gefülltes Glas dar. Ein einziger Schrei folgte dem Trinkspruch. Alle erhoben sich von ihren Plätzen, die Gläser erklangen und wurden dann zu Boden geschleudert, während die vom Wein geröteten Gesichter sich noch dunkler färbten unter dem Ruf: „Heil, du edles Holland, du guter und starker Hüter des freien Meeres!"

Die Herrlichkeit der Staaten wurde von van Beuningen und Cuffeler mit beredten Worten gefeiert, worauf der alte Vondel aufstand, die Hände, die Hugo de Groots „Mare liberum" umschlossen, zum Gebet erhob und mit überlauter Stimme rief: „Herregott, ich bitte dich, laß mich noch so lange leben, bis Engeland gedemütigt ist durch den Seetriumph der freien Niederlande!"

Da gedachte der Ratspensionär Spinozas, seiner heißen Vaterlandsliebe und seiner Macht der Rede. Und ohne lange zu erwägen, wandte er sich an seinen Schützling mit der Aufforderung, den Kreis der Sprecher zu schließen. Unruhe ging durch den Saal, und alle Köpfe kehrten sich Spinoza zu. Man gaffte ihn an, und wer ihn nicht kannte, befragte über ihn seine Nachbarn.

Das Antlitz des jungen Denkers erglühte. Er sah umher, und es war, als ob sich der tiefe Glanz seiner Augen in den Augen der auf ihn Schauenden entzünde. Mit leidenschaftlich bewegter Stimme sprach er, und so, daß von den gedrungenen, machtvollen Worten auch die ihm nicht Wohlgesinnten im Augenblick hingerissen wurden.

Evremond sah Spinoza unverwandt an, bis er schwieg. Dann streckte sich seine Hand unwillkürlich nach dem mit Rheinwein gefüllten Glase aus, aber er faßte daran vorbei und griff mitten in einen Strauß Nelken, den er halb unbewußt an sich zog, um sein Gesicht darüber zu neigen. Da legte sich eine Hand auf

seine Schulter, und als er aufblickte, schaute er in Johann de Witts männlich schönes Antlitz. Sie lächelten sich wie zwei alte Bekannte an, worauf der Ratspensionär den Nelkenstrauß aus Evremonds Händen nahm und ihn Spinoza über den Tisch reichte mit den Worten: „Mein lieber Freund, von uns beiden! Dies ist Herr von Saint Evremond, der nach Holland gekommen ist, um uns seine Liebe zu schenken! . ."

V.

Am anderen Morgen war das erste, was Evremond tat, daß er Spinozas Buch über Renati des Cartes' Prinzipien der Philosophie aus seiner Bibliothek hervorzog. Er hatte bisher nur darin geblättert, jetzt fühlte er sich gedrängt, es in einem Zuge zu lesen. Als er die Schrift gegen Mittag zugeschlagen und von sich geworfen hatte, sprang er wie ein jugendlicher Mensch auf die Beine, durchquerte das Gemach und riß ein Florett von der Wand.

Er war ein ausgezeichneter Fechter, von niemand noch sah er sich übertroffen, und er war stolz darauf, daß ein Stoß nach ihm „Stoß Saint Evremonds" genannt wurde. Und gebrauchte er nicht auch die Feder wie eine geschmeidige, scharfe Klinge auf Angriff und Abwehr? Dieser junge Fechter Spinoza aber . . . ja, seine Klinge war von anderer Art, und unwiderstehlich die Hand, die sie führte. „Stoß Spinozas" nannte er dieses rasch hingeworfene Erstlingswerk, worin sich der Schüler mit dem Meister in einem heißen Gang maß.

Evremond empfand erst jetzt, wie ihm selbst heiß geworden war. Er stieß ein Fenster auf und erfrischte sich an der hereinströmenden milden Frühlingsluft, in die sich die Düfte des Gartens mischten. Dann ging er in sein Bücherzimmer, blieb vor einer griechischen Bronze, einem Eros, stehen und betrachtete ihn genießenden Auges, wobei er die Inschrift las, die in den Sockel eingegraben war: „Ich liebe, also bin ich." Ein weises Lächeln umspielte seinen anmutreichen Mund. —

An den holländischen Sitten fand Evremond so großes Gefallen, daß er auch die Bitterstunde in sein tägliches Leben eingefügt hatte. Das ist die sorgenlose Stunde, wo man am Spätnachmittag vor der reichhaltigen Abendmahlzeit die Zunge durch einen Schluck kräftigen Bittern lüstern macht.

In einem Gäßchen, nicht weit vom Binnenhof, lag die kühle Bacchusklause „Zur ewigen Lampe". Dort pflegten sich die Haager Gelehrten und Künstler einzufinden, um bei Tage einen Bittern und am Abend das gute Delfter Bier zu trinken. Ihren Namen verdankte die Klause ihrem ersten Besitzer, einem Kapuziner, der mit einer Nonne aus Frankreich geflüchtet war. Über runden Eichentischen und hohen Lehnstühlen hingen blinkende Messinglaternen mit roten Scheiben, die wie Ampeln in einer Kapelle erglühten. Hinter dem Schenktisch, von dickbauchigen Flaschen umgeben, thronte die Tochter der Nonne, pausbäckig,

mit schwerem Goldgehänge in den Ohren, den Kopf in eine steife, blendend weiße Halskrause eingepreßt, so daß sie ihn kaum bewegen konnte. Um so flinker aber regten sich ihre Hände und füllten die langstieligen Tulpengläser bis an den Rand mit dem schwerflüssigen Naß.

Der vornehme Herr von Saint Evremond, der nicht knauserte, war ein gern gesehener Gast. Wenn er zur Tür hereintrat, lächelte die Wirtin nach ehrerbietigem Gruß über das ganze Gesicht, und die Jungfer, die die Gläser auftrug und abräumte, eilte sogleich zum Pfeifenständer, worauf die langen Tonpfeifen der Gäste zu einer Pyramide zusammengestellt waren. Schnell und geschickt stopfte sie diejenige Evremonds, der sich stets mit einem artigen Wort bedankte. Während er sodann den Bittern in kleinen Schlucken genoß und ihn der edle Knaster umduftete, las er die französischen Gazetten.

Eines Tages stand Simon de Vries in der Tür und ließ seine Augen durch den blauen Tabakdunst von einem Tisch zum andern wandern. Als er Evremond erblickte, ging er mit raschen Schritten auf ihn zu.

Dieser erfaßte seine Hand, bot ihm einen Stuhl neben sich an und fragte: „Was hat Euch nach dem Haag getrieben? Sicher kommt Ihr Euren Freund zu besuchen. Darum will ich Euch mit der Nachricht bewillkommnen, daß ich ihn vor einigen Tagen beim Herrn Jan de Witt kennen lernte."

De Vries berichtete von seinen geschäftlichen Angelegenheiten, die ihn nach dem Haag geführt hatten, wobei Evremond erfuhr, daß der junge Amsterdamer nicht dem Gelehrtenstande angehörte, sondern Kaufherr war, dem das väterliche Handelshaus zugefallen.

Die Söhne der wohlhabenden holländischen Kaufmanns- und Regentenfamilien genossen zu jener Zeit eine sehr sorgfältige Erziehung. Viele von ihnen eigneten sich eine humanistische Bildung an, die gewöhnlich durch eine Reise nach Italien ihren Abschluß fand. Andere unternahmen große Seereisen, da der holländische Handel den ganzen Erdball umfaßte, und zur politischen Selbständigkeit erzogen, leisteten sie Tüchtiges im Dienste ihres Gemeinwesens oder der Staaten.

Simon de Vries stammte aus einer Kollegiantenfamilie, die großes Ansehen genoß. Die mit ihm Umgang hatten, rühmten seine nicht geringen mathematischen Kenntnisse. Zart und etwas kränklich neigte er zur Schwermut, aber als ein freier, ja seliger Mensch erschien er, wenn er von seiner Begeisterung für die Wissenschaften, und wenn er von seinem Freunde Spinoza und dessen Lehre sprechen konnte. Dann lag auf seinem Antlitz ein heiterer Glanz, und leicht floß dem sonst Zaghaften die Rede vom Munde.

Das Gespräch wandte sich bald Spinozas Buch über Descartes zu, und de Vries erzählte, wie es entstanden war. Als es Evremond mit dem meisterhaften Stoß eines Fechters verglich, rief Simon in schwärmerischer Aufwallung aus: „O lieber Herr, in der Nacht nach dem Tage, da die Juden diesen Benedictus im Tempel verflucht hatten, sah ich ihn im Traume, herrlich schön von

Gestalt, mit dem Schwerte die Wahrheit beschützen, die ein rasender Haufe Rabbinen anfiel. Seitdem umschwebt mich dieses Gesicht, und ich kann mich nicht in eine Schrift Spinozas versenken, ohne daß mir das Bild des schwerttragenden Benedictus vor der Seele steht."

Evremond zog ein wenig die Stirn hoch, legte aber dann seine Rechte auf die des jungen Mannes, als ob er dadurch seinen Worten besonderen Nachdruck verleihen wollte: „Simon, Ihr träumtet schön! Wäre ich Spinoza, so würde ich Euch Johannes nennen."

„Ihr seid so gütig zu mir wie Spinoza," antwortete de Vries mit einem dankbaren Blick. „Begleitet mich morgen zu ihm; ich bitte Euch von Herzen darum."

Das sagte ihm Evremond gern zu, und da ihm Simons Art in hohem Grade gefiel, lud er ihn an seinen Tisch. Er hatte die Gesellschaft eines jungen, empfänglichen Menschen lange entbehrt. Er liebte diese jungen Männer, die, wahrhaft und zuverlässig, leeren Gefäßen gleichen, in die sich des Freundes Seele ganz ergießen kann.

Was Evremond nach Tisch von de Vries erfuhr, vernahm er nicht ohne Bewegung. Er hörte Näheres über die Werke, — über die Ethik, woran Spinoza mit so großer Leidenschaft schrieb, daß er in vielen Nachtwachen seine Gesundheit geschwächt hatte. Simon zog aus dem Busen einige Manuskriptblätter der Ethik und entfaltete sie. Evremond zündete eine Kerze an und erblickte eine Handschrift, die sich über die Seiten wie mächtig strömende Flut verbreitete, daraus sich Steinblöcken gleich getilgte Stellen erhoben, über die sich neu geformte und abermals neu geformte Gedanken ergossen. Evremond konnte lange Zeit von diesen Zeugnissen großen und inbrünstigen Kampfes den Blick nicht wenden. Es drängte sich ihm ein Vergleich mit seinen eigenen Niederschriften auf, und er empfand fast Scham über sie; mühelos, als wären es Blumen, streute er die Worte auf die Seiten.

Plötzlich blies er die Kerze aus. Wollte er nicht, daß Simon de Vries in diesem Augenblick sein Gesicht schaute?

VI.

Durch den heiteren Maimorgen kutschierte der junge de Vries in seinem Reisewagen Herrn von Saint Evremond nach Voorburg. Die kräftigen Apfelschimmel, deren starke Mähnen wie Frauenhaar zu langen Zöpfen geflochten waren, trabten mit scharfem Hufschlag über die breite Landstraße, die durch den Haager Busch führt. Dahinter blieb der Blick der Reisenden an baumumschützten Gehöften und prächtigen Landsitzen mit großen, künstlerisch gepflegten Gärten haften, die die Fahrt nach Voorburg genußreich machten. Das ansehnliche Dorf mit seinen engen Gassen und blanken, spitzgiebligen Backsteinhäusern lag in der grünen Ebene, im Duft der Wiesen ausgestreckt wie ein Siebenschläfer.

Simon hielt vor dem alten Gasthause zum Schwan an, gegenüber der protestantischen Kirche, wo bereits ein paar Botenfuhrwerke verweilten, deren schwere Gäule sich aus den gefüllten Krippen sättigten. Nachdem er die Pferde dem Stallknecht übergeben hatte, führte der aufmerksame Wirt die beiden Gäste in die Herrenstube, wo sie einen milden Rotwein tranken und sich dazu ein Stück von holländischem Käse wohl munden ließen.

Am Ende der Kirchstraße wohnte Spinoza. Rechterhand, an einer schmalen, trüben Gracht, auf der mit Gemüse beladene Kähne lagen, drängten sich eine Reihe zweistöckiger Häuschen aneinander, deren eines der Malermeister Daniel Tydeman gemietet hatte. Er war fast der Nachbar von Constantin Huygens, der am Ausgang des Dorfes ein einfaches Landgut, von einem Park umgeben, besaß. Hier pflegte Huygens' Sohn Christian den Sommer zu verbringen.

De Vries setzte den Klopfer an der Tür Tydemans in Bewegung; eine blonde, noch junge Frau von behäbigem Umfang tat ihnen auf, rief erfreut „Willkommen!" und führte die beiden Männer in die geräumige Küche, die zugleich als Wohnstube diente.

De Vries holte unter dem Mantel ein verschnürtes Päckchen hervor und reichte es dem blonden Weibe. „Diese Gewürzschokolade ist für Euch, liebe Frau Margarita; laßt sie Euch schmecken!"

Frau Tydeman faßte, bevor sie nach der Schokolade griff, zwei Falten ihres bauschigen Rockes und machte einen artigen Knicks. „Herr de Vries, das ist in diesen teuren Zeiten ein seltenes Geschenk. Darum wäre es Sünde, wenn ich es ganz für mich behielte. Die Hälfte schicke ich noch heute meinem Mann, der auf der Zaandamer Werft Wachtdienst tut, und von der anderen soll Herr de Spinoza öfter zu kosten bekommen. Mit einer Tasse Schokolade locke ich ihn auf eine Stunde in den Garten. Was für einen Streich mußte ich ihm jüngst spielen! Um ihn von seiner langen Nachtarbeit abzuhalten, habe ich vorgeschützt, die Kerzen stünden jetzt so hoch im Preise, daß eine einen ganzen Stüber koste. Seitdem legt er sich um zehn Uhr zur Ruhe, und von seiner letzten Erkrankung hat er sich sichtbar erholt."

De Vries machte ein ernstes Gesicht, in seiner Besorgnis drängten sich ihm die Worte über die Lippen: „Ich bitte Euch, Frau Margarita, wenn die bösen Anfälle wiederkehren sollten, mir sofort Nachricht zu geben. Ich bin selbst mit Schuld daran, daß Herr de Spinoza nach Rijnsburg gezogen ist. Wenn er nur dort die vermaledeite feuchte Wohnung früher aufgegeben hätte. Diesem geizigen Homan, diesem elenden Mieteschinder, möchte man zum Dank das Podagra wünschen, wenn er es nicht schon hätte!"

„Ihr erregt Euch!" mahnte Frau Tydeman. „Und vergeßt, daß Ihr ein guter Christ seid. Sorgt Euch nicht, Herrn de Spinozas Gesundheit liegt mir nicht weniger als Euch am Herzen."

Simon ergriff ihren weißen, runden Arm. „Man muß Euch loben. Ihr seid ein braves und tüchtiges Weib! Erlaubt, daß ich Euch hundert Gulden für besondere Ausgaben einhändige. Herr de Spinoza bedarf, wie Ihr wißt, einer guten, kräftigen Kost. Laßt es ihm an nichts fehlen."

„Ach, Herr de Vries," klagte Frau Tydeman. „Man hat oft mit ihm seine rechte Plage! Es ist gar nicht leicht, ihm Gutes zu tun. So genügsam kann wohl nur ein Philosoph sein. Ein Heiliger kann nicht selbstloser leben, und trotzdem sagen der Pfarrer und die Leute im Dorfe, daß er ein böser Jude sei, vor dem man sich hüten müsse. Mein Mann und ich wissen es besser! Doch nun will ich Herrn de Spinoza von Eurer Ankunft Nachricht geben."

Sie begab sich in das obere Geschoß, zu dem eine steile Holztreppe führte. Dort erschien Spinoza im Rahmen seiner Kammertür und streckte die Arme nach de Vries aus. Sein Gesicht war noch von dem sanften Fieber der Gedankenarbeit gerötet.

Als Simon in das geliebte Antlitz blickte, strömte ihm das Blut zum Herzen; er war machtlos, ein Wort über die Lippen zu bringen.

Spinoza zog ihn an seine Brust, küßte ihn, und während er ihm die Wangen streichelte, sagte er innig: „Mein Simon, mein Simon, wie freue ich mich, dich zu sehen!"

Evremond war auf der Treppe stehen geblieben und betrachtete mit tiefem Gefallen Spinozas schmale, feingliedrige Gestalt, die in einen leichten Hausrock aus Serge gehüllt war, der bis zu den Füßen reichte, und er umgab ihn wie ein Mönchsgewand.

Spinoza bot dem Edelmann die Hand und sprach freundlich: „Ich bin noch in Eurer Schuld, Herr von Saint Evremond. Auch hat mir Herr de Witt einen großen Genuß verschafft, daß er mir das Gespräch zwischen dem Marschall von Hocquincourt und dem Pater Canaye zu lesen gab. Ihr habt mit diesem schalkhaften kleinen Kunstwerk den derben Marschall und den guten Pater unsterblich gemacht."

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Pädagogische Rundschau.

Von P. Hoche.

Die Organisation der Volksschule.

Obwohl wir bisher inbezug auf unser Schulwesen, auch das der Volksschulen, mit an der Spitze der Völker marschierten, haben wir in Zukunft dennoch alle Ursache, ihm dauernd alle mögliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Durch unsere gute Volksbildung waren wir in der Hauptsache hochgekommen, und sie wird es sein, die uns auch im kommenden Frieden wieder emporführen wird. Deshalb ist es notwendig, daß alle die reichen Kräfte, die zweifellos in unserem großen und gut befähigten Volke schlummern, auch wirklich geweckt und genährt werden. Denn die großen geistigen Führer allein tun's ja nicht; wir brauchen vielmehr auch ein sorgsam durchgebildetes Volk, das jenen Führern auch zu folgen versteht. Deshalb bedarf die Volksschule, durch die etwa 95 Prozent unseres Volkes ihre Schulbildung erhalten, ganz besonders sorgfältige Pflege. Sie verlangt tüchtige Lehrer, zeitgemäße Stoffpläne, die besten Lehrmethoden und vor allem eine reiche Organisation.

Im letzten Punkte hapert es bei uns noch bedenklich. Jedenfalls ist unsere Volksschule noch bei weitem nicht so gut ausgebaut wie unsere höhere und die Fachschule. Gewiß haben wir in den Klein- und Großstädten fast überall sechs- bis achtklassige Systeme, aber dieser mechanische Aufbau nach den acht Schuljahren allein genügt doch noch lange nicht. Denn das Schülermaterial in diesen Klassen ist viel zu ungleich. Neben dem Gutbegabten oder dem Talent sitzt der Normale oder gar der abnorm Schwache, und alle drei, der Starke, der Schwache und der Mittelmäßige, sollen nun den Bildungsweg in etwa gleicher Schnelligkeit zurücklegen. Das ist aber eine Unmöglichkeit, das ist ein Weg, der nur dem Gros der Mittelmäßigen entsprechen dürfte. Gut- und Schlechtbegabte müssen notwendig darunter leiden.

Aus wirtschaftlichen wie sozialpolitischen Gründen hat man daher schon oft besondere Klassen für die Starken und die Schwachen vorgeschlagen. In seiner Schrift „Organisation des Volksschulwesens auf differentiell-psychologischer Grundlage" (Leipzig, Quelle u. Meyer) verlangt Dr. J. van den Wyenbergh eine reinliche Scheidung nach der besonderen Leistungsfähigkeit des Volksschülers. Daß eine reiche Verschiedenheit in der Leistungsfähigkeit der Schulkinder besteht, ist ja ohne weiteres klar. Sie liegt in der Hauptsache in den angeborenen Anlagen des Kindes begründet, sie wird aber zweitens auch in hohem Grade durch äußere Umstände bedingt z. B. durch die verschiedenartigen häuslichen und sozialen Verhältnisse, in denen der junge Mensch aufwächst. Gestützt auf ein reiches Tatsachenmaterial aus der wissenschaftlichen Jugendkunde, behauptet der Verfasser, daß etwa 50 Prozent, also die Hälfte, zu den Normalen zu rechnen seien. Je 25 Prozent gehören zu den Gut- oder den Schlechtbegabten. Bei

den letzteren unterscheidet er wieder die normal und etwa drei Prozent abnorm Schlechtbegabte. Diese Gliederung der Kinder nach der Leistungsfähigkeit dürfte auch dem Nichtfachmann als die wahrscheinliche vorkommen. Ist sie aber in Wirklichkeit vorhanden, so heißt es nun auch die notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen. Dann sollten wir auch unser Volksschulwesen entsprechend organisieren. Darnach ergäbe sich für die normal Begabten, die regelmäßig versetzt werden könnten, das achtstufige Hauptklassensystem. Für weniger gut begabte Schüler, für die normal Schwachbegabten käme, da sie auch nur unregelmäßig fortschreiten, das sechs- bis siebenklassige sogenannte Förderklassensystem in Frage. Die etwa drei Prozent der abnorm Schwachen wären in drei- bis vierklassigen Hilfsschulen einem gewissen Abschluß zuzuführen. Blieben noch die Gutbegabten übrig. Nach dem bekannten Worte des früheren Reichskanzlers sollen auch sie zu ihrem besonderen Rechte kommen. Sie sollen es ebenfalls in besonderen Schulen finden. Zum Teil sollen solche Kinder n Klassen kommen, die für die höheren Schulen vorbereiten, zum Teil in Sprachenklassen, in denen eine fremde Sprache gelehrt wird und die Lehrpläne auch sonst etwas weiter führen als die Hauptklassensysteme für das Gros der normal Begabten. So etwa stellt sich eine Organisation unserer Volksschule dar, wenn sie sich auf der einzig richtigen, nämlich auf der psychologischen Grundlage aufbaut. Zwei wichtigen Zielen, die heute vielfach nicht erreicht werden, würde dadurch Rechnung getragen. Erstens erhalten alle Kinder einen Bildungsabschluß, wie er im großen und ganzen ihrer Natur entspricht, und zweitens wird damit eine enge Verbindung zwischen Volksschule und höherer Schule hergestellt, wie sie heute oft schmerzlich vermißt wird.

Der bekannte Pädagoge Kerschensteiner scheidet die Schüler nicht nur nach der Quantität, sondern nach der Qualität der Begabungen in die der sprachlich-historischen Neigung, der mathematisch - naturwissenschaftlichen, der technisch-konstruktiven und der künstlerisch-intuitiven. Gewiß läßt sich auch gegen eine solche Differenzierung nichts einwenden. Aber in dem Alter der Volksschulkinder tritt sie jedenfalls noch nicht genügend hervor, als daß man nach ihr die Organisation der Schule einrichten könnte. Diese wird sich vielmehr in erster Linie nach der Quantität der Begabung zu richten haben, und wenn diese richtunggebend wirkt, so haben wir fürs erste schon viel erreicht. Dabei mag allerdings erwähnt werden, daß der erwähnte Pädagoge Kerschensteiner in München der Pflege praktischer Interessen dadurch Rechnung getragen hat, daß er den „Arbeitsunterricht" einführte. Dieser bestand in der Hauptsache in sehr ausgedehntem Handfertigkeitsunterricht, Laboratoriumsunterricht für praktische Schülerübungen in Chemie und Physik und Schulküchenunterricht in den Mädchenklassen. Eine nicht ganz leichte und eine verantwortungsvolle Entscheidung wird es sein, die Schüler nun nach der Leistungsfähigkeit zu sondern und den verschiedenen Schulen zuzuweisen. Ausschlaggebend müssen hierfür jedenfalls die Schulleistungen des Kindes sein. Heute gibt es verschiedene Methoden, um die Intelligenz eines Schülers zu prüfen. Auch diese Methoden müssen in zweifelhaften Fällen zu Hilfe gezogen werden. Nach dem Vorschlage des Psychologen Prof. Stern soll einem besonderen Schulpsychologen mit die besondere Aufgabe zustehen, die Leistungsfähigkeit der Schüler festzustellen.

Von besonderem Werte wird es sein, die Unterschiede in der Begabungsstärke der Schüler zu verrin-

gern, denn umso weniger brauchte man ja das Volksschulwesen zu differenzieren. Der Verfasser bemerkt sehr richtig: „Die Forderung, äußeren, die Leistungsfähigkeit hemmenden Momenten durch entsprechende Maßnahmen im Schulorganismus entgegenzuwirken, halte ich für ebenso wichtig, wie die Differenzierung nach Begabung überhaupt. Man darf sicher annehmen, daß auch im differenzierten Schulsystem manche Schüler nicht in die Sonderklassen für Schwache versetzt zu werden brauchten, wenn sich ihrer im vorschulpflichtigen Alter bezw. in der ersten Schulzeit mit größerer Fürsorge angenommen würde, um Schwächen zu heben, die nicht angeboren, sondern lediglich auf Rückstand in der Entwicklung zurückzuführen sind, der selbst wieder begründet ist in mangelhaften Umwelteinflüssen." Hinzuweisen wäre hier besonders auf alle die Fürsorgemaßnahmen, die das Schulkind zum Gegenstande haben, wie besondere Kurse, ärztliche Bewachung, Beaufsichtigung, Speisung, Berufsberatung, Körperpflege. Um das unreife Kind erst einmal schulfähig zu machen, sei an die Schulgärten erinnert, wie sie in Charlottenburg in so segensreicher Weise wirksam sind.

Wenn hier eine reiche Gliederung unserer Volksschule verlangt wird, so reden wir damit keineswegs uferlosen Plänen das Wort. Was hier verlangt wird, das ist zum Teil schon praktisch erprobt worden. Wir verweisen auf die vorbildlich vorangegangenen Städte Charlottenburg und vor allem auf Mannheim. Das Mannheimer System ist unter diesem Namen bekannt geworden. Es weist ein achtklassiges Hauptklassensystem auf, daneben die siebenstufige Förderschule für normal Schwache und die vierklassige Hilfsschule für abnorm Schwache. Für die besser Begabten sorgen Vorbereitungsklassen für die höhere Schule und achtklassige Abschlußklassen für Gutbegabte mit Sprachunterricht. Was in diesen zwei Städten vereinzelt geschehen ist, das sollte in allen Groß- und Mittelstädten möglich sein. Gilt es doch, daß einem jeden sein persönliches Recht werde, daß aber auch unser Volk als Ganzes aus seiner Volksschule den höchsten Nutzen ziehe.

Geschichtliche Rundschau II.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Unter dem Doppeltitel „Dietrich Schäfer und Hans Delbrück, Nationale Ziele der deutschen Geschichtsschreibung seit der französischen Revolution" ist im Verlage von Friedr. Andreas Perthes (Gotha) ein ausgezeichnetes Buch des Freiburger Universitätsprofessors Dr. Gustav Wolf erschienen. In anschaulicher, klarer Weise gibt der Verfasser in diesem Buche eine kurzgefaßte Darstellung von der Entwickelung der deutschen Geschichtswissenschaft im letzten Jahrhundert. Wenn auch das Buch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit macht, — es lag dies auch garnicht im Plan des Verfassers, — wenn auch mancher diesen oder jenen Punkt in der Darstellung vermißt, jeder wird dieses Werk mit Genugtuung lesen, und jeder wird in ihm etwas finden, was ihm neu und interessant ist. Wolf hat dieses Buch nicht nur für den Historiker geschrieben, in erster Linie ist es für den Laien bestimmt, der sich über die Auffassung geschichtlicher Probleme und Fragen durch unsere großen Historiker unterrichten will.

Nicht weniger interessant und lesenswert sind zwei Bücher, die neuerdings in der bei der deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart veröffentlichten „Poli-

tischen Bücherei" erschienen sind, einer Sammlung, der wir schon so manches wertvolle Werk verdanken, und die wir auch früher bereits zu nennen Gelegenheit hatten. Bereits in 2. Auflage konnte das Buch „Frankreich und das linke Rheinufer" aus der Feder des Bonner Historikers Aloys Schulte erscheinen. Schulte, der die linksrheinischen Verhälnisse von seiner mehrjährigen Tätigkeit in Straßburg genau kennt und dort Gelegenheit gehabt hat, nicht nur die Quellen im Original zu studieren, sondern auch aus eigenster Anschauung sich mit den Zuständen und den Stimmungen im Elsaß und in Lothringen bekannt zu machen, weist in diesem ausgezeichneten Buche nach, „wie in einer Glied an Glied sich schließenden Kette Frankreich unter allen Regierungsformen bestrebt gewesen ist, das historische Gebiet des alten deutschen Reiches zu verkleinern, rücksichtslos Stücke vom deutschen Sprachgebiete wegzunehmen, den Rhein, diese unnatürliche Grenze zu gewinnen, und wenn es diese hatte, sie durch Brückenköpfe offensiv auszubauen". Bei der inneren Zerrissenheit des alten deutschen Reiches konnte es dem schon seit Jahrhunderten konsolidierten Nationalstaate Frankreich nicht schwer fallen, mehrere wertvolle, einst kerndeutsche Stücke Landes aus dem deutschen Staatskörper herauszureißen, zumal man bei der Wahl der Mittel nicht allzu skrupulös vorging; Gewalt und List, Raub und Annexion im tiefsten Frieden, das sind die Mittel, die Frankreich bei der Angliederung deutschen Bodens und deutscher Volksgenossen verwendete. „Keine Annexion erfolgte unter der völlig freien Zustimmung der Bewohner."

Vergebens haben französische Publizisten, Staatsmänner und selbst Historiker versucht, diesen Tatsachen zu widersprechen, wobei sie sich keineswegs scheuten, in gröbster Weise die Geschichte zu fälschen und auf der Hand liegende Unwahrheiten in die Welt hinauszuposaunen, um die Zugehörigkeit widerrechtlich sich angeeigneten deutschen Landes zu Frankreich darzutun. Das geschah nicht etwa nur während des Weltkrieges, wo der Chauvinismus in allen kriegführenden Ländern mehr oder weniger hoch ging, nein, schon lange vor dem Kriege haben selbst namhafte französische Historiker in einer manchmal geradezu kindlichen Naivität ihren Lesern derartige Geschichtsfälschungen aufzutischen gewagt. In objektiver Weise weist Schulte an Hand der Quellen diese Unwahrheiten nach und zeigt, in wie schamloser Weise oft die Welt von den französischen Geschichtsforschern — wenn man sie mit diesem Worte überhaupt noch bezeichnen darf — angelogen und hinters Licht geführt wird. Schulte hat sich mit dieser seiner Darstellung ein unleugbares Verdienst um die Geschichtsforschung erworben, und zweifellos wird sein Buch auch in den neutralen, vielleicht — wenn erst ruhigere Zeiten wieder gekommen sein werden — auch in den uns jetzt feindlichen Ländern alle Einsichtigen davon überzeugen, wohin das linke Rheinufer geographisch und geschichtlich gehört, wer der wahre Störenfried in diesem Falle ist, und wem dieses Gebiet in Wahrheit zukommt. —

„Das Verfassungsproblem im Habsburgerreich" behandelt Dr. Wilhelm Schüßler ausführlich in einem grundlegenden Buche. Wir haben früher bereits bei Besprechung des Buches von Südland darauf hingewiesen, wie wenig Aufmerksamkeit und Beachtung verhältnismäßig diesem wichtigen Probleme in Österreich und in Deutschland bisher in der Literatur geschenkt worden ist, so daß man hauptsächlich auf ausländische Schriftsteller und Forscher angewiesen war, wollte man sich einen Einblick verschaffen in dieses Völker-

gewirr der Donaumonarchien. Und doch hängen so viele, ich möchte sagen weltpolitische Fragen von der richtigen Erkenntnis und von der befriedigenden Lösung dieses Problems ab.

Schüßler geht von der Feststellung aus, daß für die Gestaltung der Habsburgermonarchie zwei verschiedene Auffassungen maß- und richtunggebend waren: „für die Länder, aus denen sie besteht („Stände"), ist ... die Monarchie nur ein Bündnis gegen Dritte, bei Bewahrung ihrer inneren Selbständigkeit; für die Dynastie dagegen ist die Monarchie ein Staat, und ihr Bestreben ging also von vornherein dahin, aus der dynastischen Einheit eine politische zu machen". Dieser grundlegende Unterschied erklärt die Geschichte Österreichs seit dem Jahre 1526, dem Jahre der Schlacht bei Mohácz und der Vereinigung Ungarns mit Österreich. Aus der ursprünglich trialistischen Monarchie entwickelte sich allmählich der österreichisch-ungarische Dualismus. Von besonderer Wichtigkeit auf diesem Wege sind die „für die ganze künftige Gestaltung der Monarchie grundlegenden Maßnahmen" Ferdinands II. nach Niederwerfung des böhmischen Aufstandes. „Die weltgeschichtliche Tat Kaiser Ferdinands II. ist es" — wie der Verfasser ausführt —, „die Monarchie deutlicher denn vorher als besonderen Staat neben Deutschland gekennzeichnet und ferner — ohne es natürlich zu ahnen — den Beginn mit der Umwandlung der ursprünglich trialistischen in eine dualistische Monarchie gemacht zu haben." Böhmens Unglück war so das Glück der Magyaren, die niemals in einer trialistischen Monarchie die Stellung hätten einnehmen können, wie sie es tatsächlich jetzt seit 1867 tun. Schüßler zeigt dann im weiteren Verlauf, wie Ungarn immer mehr an Macht gewinnt, wie die Magyaren es verstanden haben, unter Ausnutzung der inneren und äußeren schwierigen Verhältnisse der Habsburger, ihre Selbständigkeit zu erweitern und zu befestigen. „In den Stürmen des Krieges, den ... Maria Theresia zusamt ihren Ländern für den unteilbaren und untrennbaren Zusammenhalt gegen eine gewaltige Übermacht führen mußte, verstanden es die Ungarn, sich auf dem berühmten Reichstag von 1741 ihre Hilfeleistung ... durch die erneute Bestätigung ihrer Unabhängigkeit bezahlen zu lassen. Und damit wurde der Grundstein gelegt für die Gestaltung der Monarchie, die bis heute dauert, die dualistische." Von nun an beginnt der Zentralismus der Monarchie immer mehr in die Brüche zu gehen. Es hat im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts nicht an Versuchen gefehlt, die alte Zentralisation wieder herzustellen. Aber vergebens. Der Ausgleich von 1867 machte diesen Versuchen für immer ein Ende. Schüßler gibt interessante Aufschlüsse über die Entstehung, das Wachsen und die schließliche Lösung dieser dualistischen Idee und eine kurze, klare geschichtliche und rechtliche Darstellung des Ausgleichs, der — wie der ältere Andrássy einmal erklärte — Ungarn im Verhältnis von 30% zu den gemeinsamen Lasten ein Ausmaß von 70% an Rechten sicherte. Die Entwickelung vollzieht sich auch weiterhin zugunsten Ungarns. „Es ist kein Zusammenwachsen der beiden Staaten erfolgt, sondern eine immer strengere Sonderung und Nationalisierung Ungarns", wie dies z. B. auch äußerlich beim Abschluß der Brüsseler Zuckerkonvention von 1903 deutlich zu Tage tritt, wo Österreich und Ungarn selbständig vertreten waren nnd jedes für sich den Vertrag unterzeichnete. „Aus Österreich-Ungarn ist im Lauf der Zeiten ein Ungarn-Österreich geworden, ein Groß-Ungarn von einer Bedeutung, wie es 1867 auch der größte magyarische Chauvinist nicht in seinen kühnsten Träumen gesehen hatte. Der magya-

rische Stamm, nicht mehr als 19 % der Bevölkerung des Habsburgerreiches, leitet, selber eine Minderheit im engeren Ungarn, völlig souverän die Geschicke eines Fünfzig-Millionen-Reiches!"

Im nächsten Abschnitte seines Buches beschäftigt sich der Verfasser alsdann mit den föderalistischen Lösungsversuchen, die allerdings bislang nur theoretisch dargestellt waren und der praktischen Ausführung ermangelten, aber deswegen Beachtung verdienen, weil sie möglicherweise die künftige Verfassungsform des Habsburgerreiches gebildet hätten, hätte nicht die Revolution und die mit ihr eintretende — wenigstens vorläufige — völlige Auflösung des Reiches der ganzen Entwicklung einen Strich durch die Rechnung gemacht. Die Pflegestätte des Kronländer-Föderalismus, der eine neue Lösung des alten Reichsproblems anbahnte, nämlich den Föderalismus der Nationen, ist Böhmen, wo in den letzten Jahrzehnten der Nationalismus der Tschechen besonders erstarkt war und eine Gleichstellung mit Ungarn forderte. Auch die südslavische Frage, über die wir in dem vor kurzem erschienenen Südland'schen Buche nunmehr eingehend unterrichtet werden, gewann immer größere Bedeutung. Ihr Ziel war der Trialismus, der „die Vereinigung aller Südslaven der Monarchie, zu denen in gewisser Beziehuug auch die Slovenen zu zählen sind, zu einem besonderen Staate" bedeutet, „der neben Österreich und Ungarn als dritter Teil der Monarchie das Schicksal des Habsburgerreiches bestimmen soll".

Die Nationen der Monarchie verlangen nicht nur autonome Verwaltung auf ihrem Gebiete, sondern auch Mitregierung am Reiche entsprechend ihrer Bedeutung. „Diesem Problem kann" — wie Schüßler mit Recht ausführt — „Österreich ... für die Dauer nicht ausweichen". Je länger man in Wien zögere, diesem Wunsche nachzukommen, um so mehr Nationen würden sich melden, um Berücksichtigung und Anerkennung ihrer nationalen Wünsche zu fordern. —

Und wie gewöhnlich hat man am Ballplatz zu lange gewartet und den rechten Augenblick versäumt. Man hat vielleicht geglaubt, der Weltkrieg würde die nationalen Wünsche in den Hintergrund drängen. Aber das Gegenteil war der Fall. Die Flut der Nationalitäten schlug höher denn je, und als man schließlich — der Not gehorchend — sich entschloß, den Wünschen der Nationalitäten zu entsprechen, war es bereits zu spät. Der Zerfall des Habsburgerreiches war nicht mehr zu verhüten.

Das Schüßler'sche Werk war erschienen, bevor dieser Zusammenbruch und die Auflösung eintraten, und wenn auch die Schlußfolgerungen, die der Verfasser ziehen zu dürfen sich berechtigt glaubte, nicht ganz eingetreten sind, so darf ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden. Seine Ausführungen sind äußerst interessant und lehrreich, und wir können mit bestem Gewissen unseren Lesern dieses Werk aufs Wärmste empfehlen.

* * *

In einer kleinen Schrift „Englands Friedensschlüsse", die bei der Verlagsbuchhandlung Dr. Walther Rothschild in Berlin erschienen ist, lenkt der Professor an der Freiburger Universität Wolfgang Michael die Augen der deutschen Leser auf Englands frühere Friedensschlüsse, die eine Warnung sein können und sollten für den kommenden Friedensschluß mit unserem Feinde jenseits des Kanals. In dem kurzen Überblick, den der Verfasser zu geben sich vorgenommen, hat er die mittelalterlichen Kriege und die ihnen folgenden Friedensschlüsse ganz außer Betracht gelassen und sein Augenmerk nur auf die letzten vier Jahrhunderte gelenkt,

die ja auch lediglich entscheidend sind für Englands Politik, Weltstellung und Größe, deren Geburtsstunde erst in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts zu suchen ist. Ausführlicher verweilt der Verfasser bei Englands Kämpfen und Friedensschlüssen mit Spanien, Holland und Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert, sowie bei dem Bündnisse mit Friedrich dem Großen, wo sich wohl am deutlichsten die englische Praxis zeigt, die sich in der englischen Bündnispolitik immer wieder findet: „man läßt die Bundesgenossen links liegen und sichert sich in besonderer Verhandlung mit dem Hauptgegner die wertvollsten Kriegsziele, die Bundesgenossen können dann beitreten, wenn es ihnen beliebt, erhalten aber die schlechteren Bedingungen". Wenn man die englische Geschichte verfolgt, so kann man als Hauptcharakteristik immer wieder beobachten, daß England stets mit äußerster Zähigkeit seine Kriege durchgeführt, und daß er den Sieg über einen völlig geschlagenen Feind erbarmungslos ausgenutzt hat. Nie hat sich die englische Politik gescheut, wenn es zu seinem Vorteil war, seine Bundesgenossen preiszugeben, um im Sonderfrieden günstigere Bedingungen für sich herauszuschlagen, ohne Rücksicht auf den Verbündeten, der sich auf Englands Vertragstreue verlassen zu dürfen glaubte.

Auch die Michael'schen Ausführungen sind vor dem Zusammenbruch der Mittelmächte erschienen, und wenn auch hierdurch einige Anspielungen des Verfassers auf die Gegenwart überholt sind, so ist doch seine Arbeit vom historischen Standpunkte aus als wertvoll und begrüßenswert zu bezeichnen, zumal sie aus der Feder eines der besten Kenner englischer Geschichte stammt. —

* * *

Nur kurz wollen wir an dieser Stelle auf den dritten Band: „Der Krieg und die große Politik" hinweisen, den Otto Hoetzsch im Verlage von S. Hirzel (Leipzig) soeben erscheinen läßt. Wir haben bereits früher die ersten beiden Bände dieser Aufsatzsammlung besprochen und können uns deshalb diesmal auf das frühere Urteil berufen. Auch der neue Band enthält all die Vor-, aber auch Nachteile der vorhergegangenen; aber es soll nochmals hervorgehoben werden, daß auch diese Aufsätze, die die Zeit vom Eintritt Rumäniens in den Krieg bis zum deutsch-russischen Waffenstillstand, d. h. von September 1916 bis Dezember 1917 behandeln, zum größten Teil sehr interessant und lesenswert sind. Hoffentlich läßt Hoetzsch bald den vierten Band dieser Sammlung folgen, der vermutlich bis zum Ende des Krieges reichen wird, sodaß wir ein abgeschlossenes politisches Werk über den größten aller Kriege vor uns haben. —

In zweiter Auflage liegt das 402. Bändchen der Teubner'schen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" vor, das „Das Deutschtum im Auslande" darstellt. Der Verfasser, Professor Dr. Robert Hoeniger von der Berliner Universität, gibt in diesem Bande eine kurze interessante Übersicht über das Auslandsdeutschtum, seine geschichtlichen Beziehungen zum Stammvolke, seine Entwicklung und seine Lage. Hoeniger hat sich — und zwar mit Recht — auch bei der neuen Auflage auf die Zeit vor dem Weltkriege beschränkt, denn zur Zeit ist es kaum möglich, ein klares und geschichtlich wahres Bild von dem Deutschtum im Auslande während des Krieges zu geben. Wie in so viel anderen Fällen hat die Revolution auch den Schlußfolgerungen und Wünschen Hoeniger's bezüglich des Auslandsdeutschtums den Boden entzogen, und kein Mensch vermag im jetzigen Augenblicke, wo noch alles im Fluß ist, zu sagen, wie sich in Zukunft die Beziehungen zwischen Deutschland und

seinen Volksgenossen außerhalb seiner Grenzpfähle gestalten werden. Immerhin behalten die Darlegungen des Verfassers als historische Arbeit ihren vollen Wert.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Wie vor vierhundert Jahren die deutsche Literatur von der großen zeitgeschichtlichen Bewegung völlig beherrscht wurde, so steht sie auch jetzt im Bann und Dienst der Zeitgeschichte. Bei der so viel breiteren Masse der heutigen Druckwerke ist, an und für sich genommen, die Zahl rein schöngeistiger Erzeugnisse nicht unbeträchtlich, aber verhältnismäßig überwiegen besonders unter den Werken, die einige Aussicht auf Bestand haben, die zeitgeschichtlich und politisch bestimmten so sehr, daß die heiß erstrebte Politisierung des Volkes wenigstens als Politisierung der Schriftsteller einen Sieben-Meilen-Anfangsschritt gemacht hat. Die Dichter sind nicht nur in ihren künstlerischen Werken vom rechten Flügel der Vaterlandssänger bis zum linken der internationalen Aktivisten Bekenner politischer Glaubenssätze, sie beteiligen sich auch mit Zeit- und Streitschriften selbst am großen Redekampf um Volk und Staat.

Im vollsten Sinne politisch sind die „Betrachtungen eines Unpolitischen" von Thomas Mann (Berlin, S. Fischer, 1918). Auch ein Buch, das die Entwicklung unserer Politik bekämpft, gehört zu den politischen Büchern so gut, wie ein Buch, das die Entwicklung der Psychologie bekämpft, zur psychologischen Literatur zu rechnen wäre. Denn dies bedeutet hier der Ausdruck „eines Unpolitischen": eines Mannes, der gründlich über Politik nachgedacht hat, der sich eingehend darüber ausspricht, aber ganz dem Sinne ergeben bleibt, daß die Politik, wenn sie nicht den Charakter verdirbt, jedenfalls dem Charakter der Deutschen nicht gemäß ist. Freilich nicht jede Politik beurteilt und verurteilt der Verfasser so, natürlich nicht den eigenen Standpunkt, der doch auch eine Teilnahme an den Angelegenheiten des Staates ausdrückt, also politisch ist, sondern die nach westlichem Muster gebildete parlamentarisch-demokratische Politik. Hören wir ihn selbst: „Wessen Bestreben es wäre, aus Deutschland einfach eine bürgerliche Demokratie im römisch-westlichen Sinn zu machen, der würde ihm sein Bestes und Schwerstes, seine Problematik, nehmen wollen, in der seine Nationalität ganz eigentlich besteht; der würde es langweilig, klar, dumm und undeutsch machen wollen und also ein Anti-Nationalist sein, der darauf bestände, daß Deutschland eine Nation in fremdem Sinne und Geiste würde." Und noch bezeichnender an dieser Stelle: „Der Unterschied von Geist und Politik enthält den von Kultur und Zivilisation, von Seele und Gesellschaft, von Freiheit und Stimmrecht, von Kunst und Literatur; und Deutschtum, das ist Kultur, Seele, Freiheit, Kunst und nicht Zivilisation, Gesellschaft, Stimmrecht, Literatur. Der Unterschied von Geist und Politik ist, zum weiteren Beispiel, der von kosmopolitisch und international. Jener Begriff entstammt der kulturellen Sphäre und ist deutsch; dieser entstammt der Sphäre der Zivilisation und Demokratie und ist — etwas ganz anderes. International ist der demokratische Bourgeois, möge er überall auch noch so national sich drapieren; der Bürger ist kosmopolitisch, denn er ist deutsch."

Die Begriffe sind hier und an andern Orten so zugespitzt, daß Mißverständnisse nicht leicht ausbleiben können, und das ist schade wegen des tiefen Gehalts, den trotz der ausgesprochenen Einseitigkeit des Ganzen die hier vorgetragenen Gedanken haben. Die Begriffe sind andererseits trotz der scheinbaren Schärfe oft nicht bestimmt genug, um mehr als ein Stimmungsbild, um eine klare und beweiskräftige Gedankenentwicklung zu ergeben.

Immer neu umschrieben, aber unbewiesen ist der Leitsatz, daß die Demokratie dem Wesen des deutschen Volkes grundsätzlich fremd und unangemessen sei. Von den alten Germanen haben wir die Kunde, daß die höchste staatliche Gewalt bei der Volksversammlung lag, zu der alle wehrhaften Freien gehörten: man kann hierin immerhin einen demokratischen Zug erblicken.

Selbst des Verfassers eigene Staatsanschauung ist nicht ohne einen Tropfen demokratischen Öls. Thomas Mann bekennt sich zu Goethes „gemäßigtem Liberalismus," der ungefähr dasselbe bedeute wie gemäßigter Konservatismus, und konservativ sein heiße nicht: alles Bestehende erhalten, sondern: Deutschland deutsch erhalten wollen. Er hält den Volksstaat für notwendig, weil „Deutschland in den Sattel gesetzt" sei und nicht abfallen dürfe, aber die nationale Gefahr liege darin, daß der „Volksstaat" mit der Demokratie im westlichen Sinne verwechselt werde.

Wo aber liegt die Grenze? Wie ist der Verwechslung vorzubeugen? Wie wird Deutschland ein Volksstaat, ohne der Demokratie anheimzufallen? Ich sehe in dem Buche keine klaren Antworten auf diese Fragen. Es ist stärker im Ablehnen als im Aufbauen. Es führt uns in immer neuen Wanderungen bis zu demselben Punkte, der doch kein Endziel ist, von dem aus vielmehr erst der schwierigere Teil des Weges beginnt.

Dies hindert nicht, daß auf den durchschrittenen Strecken zahlreiche Plätze zur Einkehr und Ausschau einladen, daß dies Buch überall anregend und oft voll philosophischen Tiefsinns ist. Es ist ein fesselndes Selbstgespräch, in dem der Sprecher nicht nur das Ergebnis seiner Gedanken, sondern auch deren Werdegang sehen läßt. Dies Selbstgespräch ist vielfach unterbrochen von Aussprüchen, auch längeren Darlegungen anderer, Gegner und Geistesverwandter, mit denen sich der Verfasser auseinandersetzt. Geistesverwandt ist es besonders mit den Schriften Lagardes. Seiner Form nach ist es ganz von eigenem Wuchs. Was Lagarde als Prophet verkündet, offenbart sich hier in der Art und Sprache des seelenkundigen Dichters „als Erzeugnis einer gewissen unbeschreiblichen Irritabilität gegen geistige Zeittendenzen, einer Reizbarkeit, Dünnhäutigkeit und Wahrnehmungsnervosität", die auch in den künstlerischen Werken des Verfassers hervortritt. Beglückend und werbend wirkt die nationale Gesinnung, die das Werk durchströmt. Es würde ihm wohl anstehen, auch in der Sprache das aus dem Westen eingedrungene Fremdgut mehr zu meiden.

Das politische Lied, das Arthur Holitscher in der Betrachtung „Bruder Wurm" (Berlin, S. Fischer, 1918) anstimmt, ist der Klagegesang eines Friedfertigen, der ein eifernder Gegner nicht nur aller kriegerischen Gewalt, sondern auch aller staatlichen Macht ist. „O heiliges Wort: Freiheit! Und o, die Ruchlosigkeit dieses Begriffes: Macht!" Es gibt in dieser langen Trauerrede einige gedankenvolle und ergreifende Stellen, so die Betrachtung über das Glück, keinem befehlen und keinem gehorchen zu müssen, (der Zusatz ist geboten:

als sich allein), oder den sehnsüchtigen Ausblick nach dem Heiligen, der da kommen wird, um sein Volk zu erlösen. Die dem ganzen zugrunde liegende Vorstellung von der Welt ist mehr Wahn als Wirklichkeit. „Einen darfst du hassen, Bruder: den, der vor dich hintritt und spricht: Der Mensch ist böse von Grund auf". „Es gibt in jeder Volksgemeinschaft unter der großen Masse der Friedfertigen eine winzige, verschwindende Minderzahl Übeltäter und Narren, so wie sich in jeder Menschenseele unter den Trieben zur Rechtschaffenheit und Güte ein winziger Bruchteil von Bosheit und Zerstörungssucht vorfindet". Solange die Voraussetzung nicht bewiesen ist, daß die Menschen und Völker mit verschwindenden Ausnahmen selbstlose Tugend üben, sind auch die Folgerungen, die daraus für Staat und Krieg gezogen werden, haltlos. Der Einfall, auf dem die Form der Darbietung beruht, — ein erdichtetes Gespräch mit einem der Ärmsten, einem Regenwurmsucher — ist trotz aller Ausdeutungen und Wortspiele nicht stark genug, um den Gedankenbau zu tragen.

Walther Rathenau wendet sich in feurigen Reden „An Deutschlands Jugend" (Berlin, S. Fischer, 1918). Er führt seine Zuhörer an die schwierigen Fragen und kühnen Lösungsversuche seiner Wirtschaftslehre heran, vor allem aber rüttelt er ihr sittliches Bewußtsein auf zum Glauben an einen Fortschritt, zum Gemeinschaftssinn, zum Gefühl der Verantwortlichkeit, zu „adliger Entsagung und dienendem Herrentum".

In ausführlichen „Betrachtungen über Walther Rathenaus Zukunftspläne" („Gedanken zur Neuen Wirtschaft", Berlin, F. Wunder, 1918) legt Diedrich Bischoff zunächst umsichtig die Hauptpunkte dieser Pläne dar, um sodann deren innersten Kern, „die ethische Erneuerung und Aufwärtsentwicklung unserer Volkswirtschaft als das große Grundgebot der kommenden Zeit" ausführlich zu besprechen. Er vermißt eine klare und einwandfreie Wegweisung der geforderten Geistesreformation. Er tadelt in gewisser Geistesverwandtschaft mit Thomas Mann „die einseitige Überschätzung der politischen Seite nationaler Lebensgestaltung und Lebensbetätigung". Die Betrachtungen münden in dem Gedanken, daß das ethische Gesundungsbedürfnis einen „deutschen Baubund" nach Art des Freimaurerwesens erfordere, eine Gemeinschaftsbildung „sozial-idealistischer Erkenntnis und Sittenbildung" als „Schule und Hochburg des öffentlichen Gewissens". Im ganzen sind diese Betrachtungen mehr eine Ergänzung als eine Widerlegung der Rathenauschen Schriften und scheinen mir Beachtung neben diesen zu verdienen, wenn sie auch deren hinreißenden Schwung nicht erreichen.

Noch wichtiger und schwieriger als bisher ist die Frage des Deutschtums im Ausland geworden, die doppelte Aufgabe der Auslandsdeutschen, im Sprach- und Kulturzusammenhang mit der Heimat zu bleiben und doch sich draußen zu behaupten. Was kann der Auslandsdeutsche für sein Vaterland tun? Welches ist die Pflicht Deutschlands gegen seine Kinder in der Fremde? Ein Sonderheft der Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt", „Deutschtum im Auslande" (Leipzig, K. F. Koehler, 1918) gibt wertvolle Anregungen zur Beantwortung dieser Fragen, indem es u. a. auf die Notwendigkeit hinweist, die deutsche Auslandspresse mehr zu beachten, sie als Kulturträger des Deutschtums zu unterstützen. Besonders wirtschaftliche Fragen werden übersichtlich und klar erörtert in der Schrift von Albert Unter-Harnscheidt

„Auslandsdeutschtum und Übergangswirtschaft" (Berlin-Zehlendorf, H. Kalkoff, 1918).

Eine willkommene Ergänzung dieser Übersicht über Schriften zur deutschen Kultur mag der Hinweis auf ein groß angelegtes Sammelwerk bilden, das einen wichtigen Ausschnitt aus dem deutschen Geistes- und Gesellschaftsleben behandelt, „Deutschland und der Katholizismus", im Auftrage des Arbeitsausschusses zur Verteidigung deutscher und katholischer Interessen herausgegeben von Max Meinertz und Hermann Sacher (Freiburg im Br., Herder, 1918). Das Werk, an dem sich viele erfahrene und führende Männer beteiligt haben, will zugleich die geschichtlichen Leistungen des Katholizismus darstellen und Anregungen für die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft geben. Der erste Band ist vorwiegend dem religiösen Leben, der Philosophie, dem Bildungswesen, dem literarischen Schaffen gewidmet; infolge äußerer Umstände fehlt leider ein Aufsatz über die Kunst. Der zweite Band behandelt das Gesellschaftsleben, Ehe und Familie, Nation und Staat, soziale Arbeit und Volkswirtschaft. Von den zahlreichen Beiträgen können u. a. als bedeutend oder bezeichnend hervorgehoben werden „Philosophische Welt- und Lebensanschauung" von Clemens Baeumker, „Missionssinn" von Max Meinertz, „Bildungs- und Berufsideale" von Franz Kaufmann, „Das literarische Schaffen" von Hermann Cardauns, „Nation und Staat" von Aloys Schulte, „Deutsche Stämme, Landschaften, Einzelstaaten" von Gustav Schnürer. Das ganze Werk erscheint wohl geeignet, einen guten Einblick in die Geisteswelt des deutschen Katholizismus zu geben. Die Übersichtlichkeit kann vorbildlich genannt werden. Durchweg herrscht ein nicht unduldsamer Geist, wenn auch die Überlegenheit der katholischen Weltanschauung nachdrücklich behauptet wird. Das Bestreben, einen Ausgleich zwischen Überlieferung und Fortschritt zu schaffen, ist unverkennbar. Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet der Raum. Nur eins: vielfach wird die Frage der sogenannten Inferiorität behandelt, d. h. der geringen Teilnahme der Katholiken am wissenschaftlichen und literarischen Leben im Verhältnis zu ihrer Zahl; woher sie komme und wie ihr abzuhelfen sei, wird eingehend erörtert; erschöpfend scheint mir die Behandlung nicht zu sein; die Möglichkeit eines Zusammenhangs jener Erscheinung mit der kirchlichen Gebundenheit wird kaum gestreift.

*

Zwei zeitgeschichtliche Romane mögen sich anschließen. In einem „Volksroman aus Österreich" — genauer: aus Deutsch-Böhmen — „Die tanzende Familie Holderbusch" von Johannes Thummerer (Leipzig, Fr. W. Grunow, 1918) scheint mir das Beste in einigen Seitenzweigen der Handlung zu liegen. Da ist zum Beispiel ein junger Verwaltungsbeamter, der über das rückständige Staatswesen verärgert ist und einen Weg zu fruchtbarem Schaffen findet, indem er sich der Arbeiterbewegung anschließt. Er sucht dabei auf eine friedliche Verständigung der Arbeiter mit den besitzenden Klassen hinzuwirken und vor allem auf ein Zusammenhalten des deutschen Proletariats mit den deutschen Volksgenossen. In den Betrachtungen und Gesprächen dieses Mannes wird der Gedanke entwickelt, daß solches Zusammenhalten nicht nur das Deutschtum Österreichs allein retten kann, sondern auch die Wohlfahrt der deutschen Arbeiter am besten sichert. Im Bürgertum muß das soziale Gewissen, in der Arbeiterschaft das nationale Gefühl stark und lebendig sein: nur dann ist ein freies Deutsch-Österreich gesichert. Wir dürfen hin-

zusetzen: nur dann auch ein freies, starkes Deutschland.

Die Haupthandlung, namentlich in der ersten Hälfte des Buches, malt in grellen Farben den sozialen und sittlichen Tiefstand einer Proletarierfamilie aus. Schon scheint sich der Eifer und Zweck des Buches in der Darstellung verkommener und verkommender Menschen, fauliger Volkshefe oder öden Philistertums zu erschöpfen, da bringt ein hochgesinnter sozialistischer Arbeiter neuen und aufbauenden Geist in die Gesellschaft: er weist nicht nur dem mißvergnügten Beamten den Weg, sondern gibt auch der eigentlichen Heldin neuen Halt und neue Menschenwürde. Es besteht in diesem Werk ein gewisses Mißverhältnis zwischen der Breite des Sitten- oder Unsittenromans und der etwas schmalen sozialpolitischen Krönung, mit der das ganze Bauwerk abgeschlossen wird. Trotzdem und trotz unnötiger Kraßheiten erscheint das Buch durchaus beachtenswert.

Viel stärker ist das Mißverhältnis zwischen dem allgemein menschlichen und dem zeitgeschichtlichen Teil in dem Roman aus der Gegenwart von Karl Strecker „Der Pfeifenkönig" (München, C. H. Beck, 1918). Ein verwaister Junge, dessen Vater im Gefängnis Selbstmord begeht, dessen Mutter im Irrenhaus stirbt, wird zuerst bei einem Waldhüter untergebracht, von dem er zum Wildern angehalten wird, darauf dank einem glücklichen Zufall auf einem Schloß erzogen. Er begeht gezwungen einen Diebstahl und beschließt endlich, da die Vergangenheit seine Lebenskraft lähmt, durch eigene Hand zu enden. Da geschieht die große Wendung — nicht von innen heraus, nicht aus gegebenen Voraussetzungen, sondern rein äußerlich, zufällig. Der Krieg bricht aus, der angehende Selbstmörder wird ein hochgemuter Held. Er sühnt seine Schuld als tapferer Soldat, findet romantisches Liebesglück und fällt fürs Vaterland. Dies Werk bricht völlig auseinander. Es ist, als ob an eine vor vielen Jahren geschriebene Geschichte eine Kriegsnovelle angesetzt wäre. Einen innerlich notwendigen Zusammenhang vermag ich nicht zu erkennen. Die romanhaften Vorgänge muten herkömmlich an, desto herkömmlicher, je abenteuerlicher sie sind. In der Darstellung des Innern fehlt es nicht an schönen Einzelheiten, aber doch an jener letzten Bestimmtheit, durch die eines Dichters Phantasiegestalten volle Lebenskraft empfangen.

Drei kleine mehr literaturgeschichtliche Werke mögen diesen Kreis deutscher Kultur und kulturgeschichtlich bestimmter Literatur beschließen. Ein „Scheffelbrevier", herausgegeben von Karl Bertsche, (München, Fr. Seybold) stellt in mehreren Abteilungen Kundgebungen des Dichters in Vers und Prosa über seine Welt- und Kunstanschauung zusammen. Auf manchem liegt schon leichter Staub, die Ordnung im einzelnen erscheint zuweilen willkürlich, aber als Ganzes erfüllt das Büchlein seinen Zweck, durch diese Kern- und Merksprüche das Andenken an den frohsinnigen Dichter, den gemütvollen Mann und vor allem den guten Deutschen zu befestigen.

Von der Freundschaft zweier Dichterinnen gibt ein Büchlein Kunde, das Johannes Mumbauer veröffentlicht, „Der Dichterinnen stiller Garten. Marie von Ebner-Eschenbach und Enrica von Handel-Mazzetti. Bilder aus ihrem Leben und ihrer Freundschaft". (Freiburg im Breisgau, Herder). Ein Schreiben von Frau von Handel-Mazzetti an den Herausgeber gewährt in ausführlicher Plauderei Einblick in die Geschichte dieser Freundschaft. Viele Briefe der Ebner-Eschenbach an die jüngere Freundin veranschaulichen die

Zärtlichkeit und Bewunderung, die jene ihr dauernd widmete. Der Herausgeber rahmt das Ganze in liebevolle und etwas zu liebliche Betrachtungen ein. Besonderer Nachdruck ist auf den katholischen Standpunkt der Handel-Mazzetti gelegt.

Hans Knudsen gibt eine gute Einführung in das Wesen und Schaffen Hermann Burtes („Der Dichter Hermann Burte". Konstanz, Reuß & Itta), der in seinen Dichtungen ein politischer und religiöser Bekenner ist, der Heimat und Höhenmenschen liebt und mit seiner Gegnerschaft gegen die Demokratie unsere Gedanken an den Anfang, zu Thomas Manns Betrachtungen zurückführt.

Dramatische Rundschau.

Von Dr. Walter Meckauer-Breslau.

Neue dramatische Literatur gibt es immer und hat es stets gegeben. Für die Öffentlichkeit ist sie jedoch erst vorhanden, wenn ein neues Schlagwort gefunden wurde. Nun haben jählings einige hauptstädtische Bühnen ihre Pflicht entdeckt, die sie ringenden Talenten schuldig sind. Und die Verleger lassen sich nicht lumpen und wollen hinter der Entdeckerehre der Dramaturgen nicht zurückstehen. Während früher sich hier und da ein einzelnes großes selbständiges Talent aller literarischen Apathie zum Trotz den Weg bahnte (mit wieviel Wunden, Verzweiflungen und Enttäuschungen bedeckt!), tauchen heute die Genies serienweise auf. Ein gemeinsamer Zug ist ihnen allen zu eigen, und das ist verdächtig. Man nennt diese Gemeinsamkeit Zeitstimmung, doch scheint hier fast mehr eine Gemeinsamkeit des äußeren Loskommens von bisher gültigen Formen gegeben zu sein, als ein gemeinsamer geistiger Wille. Ein solcher besteht lediglich in negativer Hinsicht. Karl Sternheims „Tabula rasa" gab den Ton an, die Herren versuchen alle, Tabula rasa zu machen. Das ist letzten Endes das Erbe des alten Strindberg und ein konzentriertes Destillat aus Ibsen, Tolstoi, Wedekind. Sie stellen Forderungen auf, viele Forderungen, sie wollen neu anfangen, ein neues Leben beginnen. Das alte Europa soll schweigen, neue tüchtige Menschen sollen geboren werden. Sie wollen den dionysischen Rausch, die Befreiung vom Intellekt, vom Zweck, von der Gesellschaft, von allem Bestehenden. Sie wollen neue Worte, sie wollen über das Wort hinaus, sie wollen reine Seele sein und reine Geistigkeit. Die theoretischen Wurzeln für all dieses reichen nach Nietzsche hin und nach Bergson, es ist nicht so furchtbar neu, was hier gesagt wird. Das Reinlichkeitsstreben, die Befreiung im Überbürgerlichen charakterisiert jede Kunst, sie wird geradezu an jeder Zeitenwende aus ihr geboren. Sieht man sich die Dramen an, die der Verlag S. Fischer-Berlin unter dem Gesamttitel „Dichtungen und Bekenntnisse aus unserer Zeit" herausgibt, so hat man unter den vier zuletzt erschienenen allein drei, die auf diesen defaitistischen Ton gestimmt sind. Keines davon ist talentlos, obwohl kaum eins dramatisch ist. Zumeist sind sie einem dialogisierten Traktat ähnlich, der als Dichtung nur durch eine paradoxe Bildmäßigkeit gerechtfertigt ist. Es ist philosophische Lyrik, die hier geboten wird. Der Begabteste davon ist zweifellos Paul Kornfeld, dessen Fünfakter „Die Verführung" in Frankfurt a. M. über die Bretter gehen durfte. Sein Held steht wie die Helden des neuen Dramas alle vis-à-vis de rien und kämpft in einer geistreichen

antithetischen Haltung gegen die Schatten der bürgerlichen Umwelt, die er zu schreckhaften Fratzen verzerrt. Richard Guttmann schrieb acht Bilder, die er „Der Anfänger" benennt. Dieser Titel kann einmal zum Schlagwort der ganzen „Richtung" werden, so wie Klingers Drama „Sturm und Drang" für die Sturm- und Drangperiode des 18. Jahrhunderts. Tabula rasa, tabula rasa! Der berühmte Gelehrte kehrt zur schlichten, ungekannten Geistigkeit zurück. Tabula rasa auch in Werner Schendells fünfzehn Szenen „Parteien". Zum Schluß dieses Kampfes zwischen Macht und Geist sagt ein Erkennender: „Sie Anfänger des Lebens! . . . Was erregt Sie an diesen Dingen, die so einfach sind wie alle Prozesse der Natur?" Der Held geht unter, um der Erkenntnis von dem Neuanfang aller Dinge Raum zu schaffen.

Abseits von diesen Dramen, die den Querschnitt unserer Zeit geben sollen, steht Georg Kaisers „Von Morgens bis Mitternacht". Es ist in diesem Sinne kein Zeitdrama und gerade deshalb aus dem wahren dichterischen Boden unserer Zeit gewachsen. Georg Kaiser gehört zu denen, die über die Möglichkeit verfügen, das durch Denken Erschlossene in die Sphäre bühnenmäßiger Gestaltung zu retten. Er ist das zukunftsicherste Talent unter den Vielen, die heute um die Gunst der Bühne bemüht sind, die sie gleichzeitig mit einer resignierenden Verachtung zu verschmähen scheinen. Kräfte sind am Werk, und manch einer, wie der begabte Reinhardt Sorge, dessen „Bettler" gleichfalls bei S. Fischer erschien, ging zu zeitig unter. Es rührt und regt sich allerorten, und es ist ein Verdienst der Verleger und Theater, wenn sie nach so vielen Jahrzehnten schonungsloser Nichtachtung einmal die Jungen auf den Schild heben. Die Jungen sind stets geneigt, Tabula rasa zu machen, und ein Neuanfang, ein gründliches Neubeginnen tut uns allen heute bitter Not. Zurückfinden muß Europa von einer ins Unwahre und Verzerrte gewachsenen Geistigkeit. Wir müssen uns mit den Gespenstern der Vergangenheit zu Tisch setzen wie der Gespensterdeuter August Strindberg. Dabei können uns die Jungen helfen. Sie bereiten den Acker. Vivant sequentes!

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Paul Lindau †

Begründer von „Nord und Süd“.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — C. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 168. Heft 534. März 1919.

Dr. Oscar Wilda, Breslau:
Paul Lindau †.

Im Jahre 1903 war's, als Paul Lindau, der Ewig-Junge, der an genußfroher Seßhaftigkeit in geselliger Runde die Jüngsten übertraf, einen Tafelgenossen, der die Stunde des Aufbruches für gekommen erachtete, mit der beschämenden Mahnung zurückhielt: „Sie Jüngling, wollen plötzlich schlafen gehen? In 16 Jahren werde ich 80 alt. Was hab' ich dann? Jetzt bleiben Sie nur noch ruhig hier." Es ist ihm nun doch nicht vergönnt gewesen, den 80. Geburtstag, auf den er damals in dem beneidenswerten Optimismus einer von unverwüstlicher Lebenskraft durchpulsten Natur als selbstverständlich rechnete, zu erreichen; vielmehr ist die Feier seines 75. Geburtstages, um sein eigenes scherzhaft-ernstes Wort zu gebrauchen, die „vorletzte Ehre" gewesen, die man ihm erwiesen. Aber er wird mit keiner Klage, daß das Schicksal ihn verkürzt habe, die Augen, die so viel „vom goldenen Überfluß der Welt" getrunken, geschlossen haben; er, der wohl, wenn er die letzten Zeiten der vaterländischen Not und Schmach nicht hätte schauen müssen, die Worte des Goethe'schen Lynkeus hätte sprechen dürfen:

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr geseh'n,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön."

Über das biblische Maß hinaus hatte ihm die Gnade der Himmlischen die Schranken des Daseins gesteckt, und doch erscheint diese weite Zeitspanne von der Wiege bis zur Gruft fast als ein zu enges Gefäß für den außerordentlichen Reichtum dieses Lebens. Was hat dieses, im Schaffen und Genießen unermüdliche, frohsinnige Weltkind nicht alles gesehen, erfahren, geleistet! Was ist der vielseitig Gewandte nicht alles in den acht Jahrzehnten seines Lebens gewesen! Journalist, Redakteur, Essayist, Zeitschriftengründer, Kritiker, Dramaturg, Dramatiker und Bühnenleiter, Romancier, Kriminalpsychologe und Reiseschriftsteller; er hat in Paris die Jahre aufstrebender Jugend verlebt, er hat als reifer

Mann den Orient, Spanien, die Vereinigten Staaten und den skandinavischen Norden besucht; vieler Menschen Länder und Städte hat er gesehen; hie und da hat sein Lebensschifflein für einige Zeit Anker geworfen, aber mit allen Fasern seines Wesens ein Gegenwartsmensch, der sich nur im vollsten Strome des brausenden Lebens wohl fühlte und für den das Wort, daß sich das Talent in der Stille bilde, keine Geltung hatte, konnte er sich dauernd nur in der Reichshauptstadt wohl fühlen, zu der er denn auch, so ehrende und lohnende Wirkungsmöglichkeiten sich ihm an anderen durch Kunst und vornehme Kultur anziehenden Stätten boten, immer wieder zurückkehrte.

Seine Vaterstadt war Magdeburg, wo er am 3. Juni 1839 das Licht der Welt erblickt hat. Daß Pastorenblut in seinen Adern floß, soll nicht unerwähnt bleiben, und war zeitweilig festzustellen nicht überflüssig; daß es sich aber in seinem Wesen und Schaffen aufdringlich bemerkbar gemacht hat, wird man nicht behaupten können. Weit eher konnte man die halbe Flasche prickelnden französischen Sektes, die Bismarck dem schwerfälligen deutschen Blute als Beimischung für zuträglich erachtete, und die der jugendliche Lindau seinem seelischen Organismus in den fünf Jahren seines Pariser Aufenthaltes nach den Studienjahren in Halle, Leipzig und Berlin einverleibte, in den Ausstrahlungen seines beweglichen, sprühenden Geistes spüren. Er hat es wiederholt als eine besondere Gunst des Schicksals gepriesen, daß es ihm vergönnt gewesen war, die schönste und empfangsfreudigste Periode seines Lebens in Paris, dem lebensfreudigen Paris des zweiten Kaiserreiches, zu verbringen, das damals, als der zwanzigjährige deutsche Student dort seinen Einzug hielt, nach den die Bevölkerung in stolzen Siegesrausch versetzenden Erfolgen in der Krim, der Lombardei und im fernen Osten, in der Vollblüte seiner Herrlichkeit stand. „Alles, was ich da sah," so schrieb Lindau, in seinen Pariser Erinnerungen schwelgend, in dem Jubiläumshefte dieser Zeitschrift vom April 1902, — „die monumentalen Zeugen einer alten Kultur, einer reichen und bewegten Geschichte, der steten, logischen und organischen Fortentwicklung, die von gewaltsamen Umwälzungen nur momentan gehemmt, dann aber, nachdem das Blut getrocknet und der Schutt der Zerstörungen weggeräumt war, einen nur um so kräftigeren Aufschwung genommen hatte — alles, was mir in den ehrwürdigen Denkmälern der Vergangenheit und den geschmackvollen Schöpfungen der neueren und neuesten Zeit entgegentrat, fesselte mich, regte mich an, reizte mich, machte mich glücklich." Daß Lindau, der in der ebenfalls zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlichten Novelle „Vater Adrian" ein reizvolles Bild seines Pariser Bohémienlebens gegeben hat, wohl fühlte, auf welch' morschem Grunde das Prachtgebäude des kaiserlichen Frankreich ruhte, daß er die Verderbnis unter der gleißenden, verführerischen Anmut des Pariser geselligen Lebens, die Unterwühltheit der politischen Verhältnisse, die Korruption in der Presse wohl erkannt hat, bezeugen seine Pariser Erinnerungen, und läßt uns seine Erzählung „Henri" (in dem Bande „Toggen-

burg und andere Geschichten", Breslau, 1882, S. Schottlaender), die wohl als dichterische Formung eines wirklichen Erlebnisses zu nehmen ist, erkennen. Aber trotz der unwürdigen Erniedrigung, der Schmach und der sittlichen Verkommenheit des Landes, von der sie eigentlich verwünscht wenig merkte, war es für die Jugend, war es für den jungen Deutschen hier eine Lust zu leben. „Handel und Wandel blühten; alle Leute hatten Geld, die Arbeiter hatten alle Hände voll zu tun — dafür sorgte schon der mächtige Niederreißer und Aufbauer Haußmann. Der Fremdenandrang war ungeheuer. Von Tag zu Tag wurde Paris schöner, gesunder, freundschaftlicher, großartiger. Auf allen Gebieten der Industrie und Kunst wurde Rühmliches geleistet." Die Theater, in denen eine unvergleichliche Schar glänzender Darsteller und Sänger das Hinreißendste an künstlerischen Offenbarungen boten, standen zu jener Zeit, wie Lindau meinte, auf einer Höhe, wie wahrscheinlich nie zuvor und sicher nie nachher. Scribe gab seine letzten Stücke, Sardou seine ersten; Augier und der jüngere Dumas standen im Zenith ihres Könnens. In der Komischen Oper erklang der Schwanengesang Meyerbeers: „Dinorah"; Rossini, damals schon beinahe ein Siebziger, feierte als Komponist des „Barbier von Sevilla" und des „Tell" und als geistreicher Spötter, dessen Bonmots die Pariser Salons durchschwirrten, von den Parisern vergöttert, künstlerische und gesellige Triumphe, Offenbach, dessen „Orpheus in der Unterwelt" 1861 seine Uraufführung erlebte, brachte mit seiner übermütig-dreisten, reizvoll frivolen Musik beredter als irgend ein anderer die leichtsinnige Sorglosigkeit des zweiten Kaiserreiches zum Ausdruck, und der in dieser Welt als wunderlicher Fremdling auftauchende deutsche Musikreformator Richard Wagner erlitt hier am stürmischen Abend des 13. März 1861 mit seinem „Tannhäuser" die bekannte schmähliche Niederlage, über die der junge Lindau als Augen- und Ohrenzeuge der ersten Aufführung einen lebendigen Bericht geliefert hat. Wie zu einer Première drängte man sich auch zu den Fastenpredigten des P. Lacordaire und des P. Hyacinthe und zu den großen Gerichtsverhandlungen, in denen Berryer, Marie, Lachaud, Crémieux, Favre plaidierten; und vielleicht hat hier schon Lindau jenes Interesse für das Kriminalistische gewonnen, das ihn später zu einem juridisch und psychologisch so scharfsinnigen Darsteller Aufsehen erregender Kriminalprozesse gemacht hat. Und wenn man irgendwo die Erbschaft des Pastorenblutes bei Lindau feststellen möchte, so könnte man sie noch am ersten in der warmen, menschlichen Beredsamkeit finden, die Lindau gerade als Anwalt der unter den Irrtümern der Justiz oder den Härten unseres Strafprozeßverfahrens Leidenden entfaltet hat.*)

Das war die Welt, in der der junge Lindau in Paris lebend und lernend sich bildete. Hier empfing der soeben von den deutschen Hochschulen gekommene

*) Paul Lindau: „Interessante Fälle". Kriminalprozesse aus neuester Zeit. Breslau, 1888, S. Schottlaender. — „Der Mörder der Frau Marie Ziethen". Breslau, 1892, S. Schottlaender.

Student für seine wissenschaftliche Arbeit, die auch späterhin vorzugsweise der französischen Literatur galt, die entscheidenden Anregungen, hier sammelte er das Material für seine später zu einem wertvollen Buche erweiterte Promotionsschrift „über Molière“, für seine, das literarische Frankreich schildernden Studien („Aus Paris“, 1864; „Aus dem literarischen Frankreich“, Breslau, 1882, Verlag von S. Schottlaender); hier schulte er, für deutsche Zeitungen über Pariser Zustände und Ergebnisse berichtend, seine journalistischen Fähigkeiten, hier schon geriet er in den Bann des Theaters und legte die ersten Grundlagen nicht nur für sein eigenes dramatisches Schaffen, für das ihm die bewunderte technische Virtuosität, die Kunst des szenischen Aufbaues und die dialogische Meisterschaft der Boulevard-Dramatik ein fruchtbringend ausgenütztes Vorbild war, sondern auch für seine dramaturgische Betätigung und seine spätere Bühnenpraxis, in der ihm hernach Heinrich Laube, der bekanntlich selbst ein Verehrer und Begünstiger der gallischen Komödie war, ein autoritativer Lehrer und Führer ward.

Dann folgten für den mit reichem Gewinn Heimgekehrten Jahre des journalistischen Wirkens, zunächst (1864) in Düsseldorf, wo sein lebhaftes Eintreten für den wegen einer Rede im Allgemeinen deutschen Arbeiterverein angeklagten Lassalle keineswegs die ungeteilte Zustimmung der liberalen Kreise des Rheinlandes fand. In seiner Schrift „Ferdinand Lassalles letzte Rede“ (Breslau, 1882, S. Schottlaender) hat Lindau das Bild und vor allem das ungemein eindrucksvolle Auftreten des genialen Mannes vor den Schranken des Gerichts mit lebendigen Strichen gezeichnet und späterhin sein Interesse für diese ungewöhnliche Persönlichkeit auch durch die Herausgabe der Tagebücher des jugendlichen Lassalle bekundet. Dann kam er an das Wolffsche Telegraphenbüro in Berlin, wo er eine Zeitlang als Parlamentsberichterstatter tätig war, und von 1866 ab ließ er, mit 27 Jahren bereits zum Chefredakteur emporgestiegen, in Elberfeld sein „politisches Licht leuchten“, wie er mit heiterer Selbstironie in der Erzählung „Kollege Schnabel“ (zuerst im Aprilheft 1888 dieser Zeitschrift veröffentlicht) sagt, und machte „allwöchentlich drei oder viermal in größeren, wohlerwogenen Leitartikeln die Leiter der europäischen Staaten auf unverzeihliche Versehen aufmerksam“. „Ich stellte an Bismarck die verfängliche Frage: ob er sich denn auch wohl überlegt habe, wie bedenklich es sei, dem König Georg von Hannover eine so bedeutende Abfindungssumme zur Verfügung zu stellen? Ich eiferte gegen den Grafen Leo Thun und gegen dessen schroffe Haltung in der Ehegesetzdebatte. Ich sagte Serrano beinahe verletzend schroffe Wahrheiten. Ich hatte an der Kriegführung Englands in Abessinien mancherlei auszusetzen. Ich unterstützte Thiers und bekämpfte Lamarmora. Aber sie alle, Bismarck und Thun, Disraeli und Serrano, Thiers und Lamarmora, kümmerten sich nicht im geringsten um das, was ich sagte und in so überzeugenden Worten niederschrieb.“

Aus dem Journalisten aber wächst mehr und mehr der freie Schriftsteller

heraus. Julius Rodenberg, der um jene Zeit den „Salon" begründet hatte, gibt ihm den ersten Anstoß zu dichterischem Schaffen; zur Mitarbeit an dem „Salon" aufgefordert, greift Lindau ein Erlebnis seiner Pariser Jahre auf: das Schicksal eines bedauernswerten Geschöpfes, das Verführung und Schuld aus den Kreisen der anständigen Gesellschaft ins Elend, auf die Straße stoßen, und das im Spital endet. Aber der Stoff gerät dem Gestalter zum Drama, zum Trauerspiel „Marion", dem später Heinrich Laube in Leipzig zum Bühnenleben verhalf.

Für den „Salon" aber schrieb er jene satirischen Plaudereien, die als „Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters" ihm den ersten großen schriftstellerischen Erfolg, aber auch eine Beleidigungsklage des grausam verspotteten Plateniden Johannes Minckwitz einbrachten. Hier, wie in den „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" (1870/71) werden literarische und politische, mit Vorliebe aber literarische Tagesereignisse unter die kritische Lupe genommen, mit unbarmherzigem Spotte, der sich oft in die Form der Anerkennung kleidet und dadurch um so schärfer trifft, bloßgestellt und durch witzige Parodierung dem Gelächter preisgegeben. Es waren freilich meistens nur literarische Eintagsfliegen, die er hier einfing, und man kann diese Bücher Sammelkästen vergleichen, in denen Lindaus Witz allerlei kleines Insektenvolk, Schmetterlinge und Käfer, säuberlich auf Nadeln gespießt hat. Aber er hat sich keineswegs nur mit Kleinigkeiten abgegeben. Er jagte auch größeres Wild, und seine Feder war nicht immer nur Nadel, sondern ward zum Pfeil, der sich hohe Ziele suchte, und, wo es nottat, zur scharfen Klinge, die in mancher literarischen Fehde kräftige Hiebe austeilte. Theodor Fontane hat über den vielfach einseitig beurteilten Kritiker Lindau das Urteil gefällt, daß er auf kritisch-journalistischem Gebiete, wie auf dem dramatischen, seinen Mitbewerbern um einen Pas voraus sei, „und zwar nicht deshalb, wie seine Gegner behaupten möchten, weil er dem frivolen Zug unserer Zeit entgegenkommt (es ist damit nicht so schlimm), auch deshalb nicht, weil er witzig, schlagfertig und voll guter Einfälle ist, sondern vielmehr deshalb, weil er über zwei Eigenschaften verfügt, die namentlich in ihrer Vereinigung keineswegs häufig angetroffen werden: gute ästhetische Schulung und bon sens". Lindau ist auch als Kritiker keineswegs bloß der negierende Spötter, zu dem ihn seine Widersacher zu stempeln versucht haben; er hat vielmehr bedeutsame literarische Erscheinungen seiner Zeit mit Ernst und Gründlichkeit, wenn auch nicht immer im Geiste bahnbrechenden Fortschrittes, gewürdigt; und die witzige Auseinandersetzung mit dem Richard Wagner'schen Kunstwerke in den „Nüchternen Briefen aus Bayreuth" und in den „Bayreuther Briefen vom reinen Toren" (Breslau, S. Schottlaender, 1876 und 1881) verleugnet doch nicht die Erkenntnis der außerordentlichen Bedeutung des Bayreuther Meisters, für dessen musikalische Schöpfung Lindau oft Worte höchster Bewunderung findet.

Im Jahre 1869 war Lindau nach Leipzig übergesiedelt, wo er das „Neue Blatt" gründete und in für seine weitere Entwicklung bedeutungsvolle Beziehungen zu Heinrich Laube trat; nach dem Kriege mit Frankreich aber zog es ihn zu der mächtig aufblühenden Reichshauptstadt, wo er zunächst den „Bazar" leitete, aber bereits 1872 sich in der „Gegenwart" ein eigenes Organ schuf, das er rasch zur Blüte brachte, und durch das er sich zum maßgebenden Kritiker Berlins emporschwang. Aber nur bis zum Jahre 1881 blieb er Leiter dieses Blattes, in dem er besonders als Theaterkunstrichter das Wort führte; denn seine ganze Liebe gehörte nunmehr einer anderen Gründung, der von ihm 1878 mit Julius Grosser ins Leben gerufenen Monatsschrift „Nord und Süd", die sich alsbald ihrer älteren Schwester, der Rodenberg'schen „Rundschau" ebenbürtig an die Seite stellte. Die ersten Leuchten der Wissenschaft, die hervorragendsten schöpferischen Kräfte seiner Zeit wußte der rührige Herausgeber zur Mitarbeit heranzuziehen, und sein eigenes Lebenswerk ist zum großen Teile von den Bänden dieser Zeitschrift umschlossen. Wie keinem anderen Unternehmen hat Lindau diesem seine treue Teilnahme bis ans Ende bewahrt und diese auch in der Zuschrift an den gegenwärtigen Herausgeber bekundet, in der er (Januar 1912) das neue, umfassende Programm der umgewandelten, den Forderungen einer neuen Zeit sich anpassenden Zeitschrift entwickelt hat. Und hier sei dem Schreiber dieser Zeilen der Hinweis gestattet, daß er eine Reihe von Jahren unter Paul Lindaus Oberleitung dieser Zeitschrift als Redakteur seine bescheidenen Kräfte widmen durfte und daß er an diese Zeit nur mit den Gefühlen wehmütiger Dankbarkeit gegen den nun verewigten Begründer von „Nord und Süd", der ihm immer ein gütiger, einsichtiger Berater gewesen ist, zurückdenken kann.

Der einflußreichste Theaterkritiker Berlins hatte sich auch bald selbst die Bühne erobert. Sein dramatisches Erstlingswerk, das Trauerspiel „Marion", das nicht nur in der Technik, sondern auch stofflich den französischen Einfluß offenbarte, hatte, wie bereits erwähnt, Heinrich Laube in Leipzig zur Aufführung gebracht. In der Dramenreihe, die „Maria und Magdalena" (1872) eröffnete, befolgte er Laubes Rat, sich den heimischen Verhältnissen zuzuwenden und das deutsche Gegenstück zur französischen Comédie zu schaffen. Es folgten „Diana" (1873), „Ein Erfolg" (1874), „Tante Therese" (1876), „Johannistrieb" (1878), das eine brennende Tagesfrage zur Erörterung stellende Tendenzdrama „Gräfin Lea" (1879); Schöpfungen, die aus ihrer Zeit heraus beurteilt werden müssen. Damals schrieb der „Hohepriester der Berliner Kritik", Karl Frenzel: „Paul Lindau hat die Empfindung des modernen Lebens, er steht inmitten unserer Bewegungen und Kämpfe, und fehlt ihm der Tiefblick auf den Grund dieser Stimmungen, in ihre Ursache und in ihr Wesen, so hat er dafür die Gabe schnellen und leichten Erfassens der vorspringenden Erscheinungen, Schwächen und Irrungen des gesellschaftlichen Verkehrs und eine muntere, satirische Laune, die sich wohl zuweilen überschätzt, aber doch im ganzen

in den Schranken der Anmut bleibt." Als dann die neue Richtung der Bühnenherrschaft Lindaus Abbruch tat, feierte der Erzähler Triumphe. Nach seinen ersten novellistischen Schöpfungen: „Herr und Frau Bewer" (Breslau, 1882, S. Schottlaender) und „Mayo", in denen er sogleich die reifsten Früchte seiner Erzählerkunst geboten hat, verwirklichte er den von Karl Frenzel angeregten Gedanken des Berliner Romans, zu dem Lindau, der das Leben der Reichshauptstadt auf seinen Höhen wie in seinen Tiefen wie wenige kennen gelernt hatte und dessen Forscher- und Erlebensdrang selbst die Asyle und Schlupfwinkel der dunklen Existenzen, die Nachtlokale, Kaschemmen und Verbrecherkeller nicht gescheut hatte, wie kaum ein anderer das erforderliche Rüstzeug besaß. In einem ganzen Roman-Zyklus schilderte er — freilich nicht alle Lebenskreise der Weltstadt ausreichend erfassend — das Berlin seiner Zeit. Nachdem er zunächst im „Zug nach dem Westen" (1886) die Welt der Vornehmen und Besitzenden dargestellt, gab er in den „Armen Mädchen" (1887) — um einen Gottschall'schen Ausdruck zu gebrauchen — die „Odyssee des Proletariats" und als letztes Glied der Romantrilogie — die er später durch andere epische Schöpfungen, wie den zu Berlin W. zurückkehrenden Roman „Hängendes Moos" ergänzte — den die Nachtseiten des Berliner Lebens schildernden Kriminalroman „Spitzen" (1888). Mit dem durchschlagenden Erfolge dieser Werke, die eine ungemeine Verbreitung fanden, hatte Lindau den Höhepunkt seiner literarischen Geltung erreicht. Es kam die Zeit bitterer Erfahrungen, die ihm die Reichshauptstadt verleideten. Er übersiedelte nach dem stilleren Dresden und legte dann das große Wasser zwischen sich und sein Vaterland. Auf unter den günstigsten Bedingungen unternommenen Reisen nach den Vereinigten Staaten, Mexiko und dem Orient sammelte er neue Eindrücke, die er in glänzend geschriebenen Reisebüchern fesselnd wiedergegeben und in mancher novellistischen Schöpfung verwertet hat.

Dem Heimgekehrten öffnete sich dann ein neues Wirkungsgebiet: das des Theaterleiters. 1894 wurde er als Intendant an das Meininger Hoftheater berufen; und der Schüler und Verehrer Heinrich Laubes, der dem Meiningertum in seinen dramaturgischen Schriften eine nicht zweifelsfreie Anerkennung gewidmet hatte, sah sich nun vor die Aufgabe gestellt, seine Anschauungen mit den Überlieferungen der berühmten Hofbühne in Einklang zu bringen. Er durfte mit den Ergebnissen seiner Tätigkeit zufrieden sein. Aber nur in Berlin, für dessen Nachtleben ihm doch Meiningen keinen Ersatz bieten konnte, vermochte ein Mann wie Lindau auf die Dauer zu atmen. Hier setzte er sein Wirken als Theaterleiter zunächst am Berliner Theater sich und dem Berliner Publikum zur Befriedigung und dann, ohne rechten Anklang zu finden, am Deutschen Theater als Nachfolger Otto Brahms fort, dessen Erbe zu verwalten und in dessen Geiste weiter zu arbeiten nicht gerade seine Sache war. Und dann geschieht das Wunderbare, daß Lindau, der Siebzigjährige, als Dra-

maturg und Spielleiter des Königlichen Schauspielhauses, zum Reformator der Hofbühne wird, daß er, der in seinem Schauspiel „Die Sonne" einst seiner Abneigung gegen den Pessimismus und Naturalismus Luft gemacht hatte. den führenden Geistern der Moderne: Gerhart Hauptmann, Eulenberg, Ibsen und Strindberg die Pforten der Hofbühne öffnete. So fand er, als die Sonne seiner Erdentage dem Untergange nahe war, noch den Anschluß an das blühende geistige Leben. Aber die Zeit war gekommen, die Summe seines Lebens zu ziehen. Noch einmal durchlebte er, rückblickend, die nahezu acht Jahrzehnte seiner Erdenlaufbahn und breitete den Reichtum seines Daseins, ohne ihn freilich ganz zu erschöpfen, der Mit- und Nachwelt zum Frommen und zur Erbauung in seinen „Erinnerungen" (2 Bde. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung, 1916 und 1917) aus.

Nun ist er selbst seinen Freunden nur noch eine Erinnerung. Den Zauber seiner lebendigen Persönlichkeit, der den seiner Schöpfungen übertraf, der bis in seine letzten Lebenstage als ein erfrischender, anregender Quell von ihm ausströmte, auf Jung und Alt, auf Hochstehende und auf einfache Menschen in gleichem Maße wirkend, und der, wie Ludwig Fulda bemerkt, vor allem in der, in allen Verhältnissen sich gleichbleibenden zwanglosen Natürlichkeit seines Wesens seinen Ursprung hatte, werden viele mit schmerzlichem Bedauern fortan missen. Er hat manche Feinde gehabt und haben müssen; ohne daß er darauf besonderen Wert gelegt hätte. Der stolze Spruch: „Viel Feind', viel Ehr'" war, wie er bei einer Jubelfeier bemerkte, nicht nach seinem Herzen; er hielt es mit dem Worte: „Viel Freunde, viel Vergnügen." Nun, es hat ihm, dem eine unvergleichliche Elastizität und ein unbesieglicher Optimismus über alle Widerwärtigkeiten des Lebens hinweghalfen, bis ans Ende nicht an Vergnügen und nicht an Freunden gefehlt. Und er selbst, der vielen ein treuer Freund, ein guter Kamerad gewesen ist, hat als Mensch und Schriftsteller zahllosen Menschen Vergnügen und Freude bereitet; und als ein Spender vieler köstlicher Stunden und mancher Werte, die nicht sobald verblassen werden, wird er kunstrichterlicher Strenge und engherziger Splitterrichterei zum Trotz im dankbaren Gedächtnis vieler und als ein maßgebender Vertreter der Epoche der siebziger und achtziger Jahre in der deutschen Literaturgeschichte fortleben.

Professor Dr. Ludwig Stein: Ist der Staat ein Organismus?

„Nicht die Menschen machen den Staat, sondern der Staat macht die Menschen," so lautet, richtig verstanden, das Losungswort der organischen Staatsauffassung. Nicht die Maschine ist die zutreffende Metapher zur Versinnbildlichung der Staatseinheit, sondern das lebendige Plasma ist es, die pflanzliche oder tierische Zelle, richtiger: der zeugungsfähige Same, das Sperma. Der Staat ist keine tote Spieluhr, die von erfinderischen Mechanikern künstlich zusammengesetzt worden ist, sondern ein lebendiges Gebilde, in dem die einzelnen Teile (Bürger) sich verhalten wie die Glieder des Menschen zu seinem Körper und nicht wie die Zähnchen und Rädchen zur Maschine. Im ersten Rausch der werdenden Biologie, als Karl Ernst von Baer die Entwicklungslehre, Schleiden und Schwann die Zellen- und Gewebelehre, Rudolf Virchow endlich die Cellularpathologie begründeten, da vermochte Schwann die Zellenbildung mit einem Kristallisationsprozeß zu vergleichen. Als es vollends den führenden Chemikern (Wöhlert, Liebig, Liebreich, Fischer) gelang, organische Stoffe aus unorganischen künstlich zusammenzusetzen, da gab man sich der trügerischen Hoffnung hin, Zellen künstlich darstellen zu können, gleichsam den Homunculus zu präparieren. Heute sind alle überfliegenden Träume und abenteuerlichen Spekulationen unsrer modernen Alchimisten zunichte geworden. Die Zelle ist kein einfacher organischer Kristall, sondern ein besonderer Organismus, und zwar — mit Brücke zu sprechen — ein Elementarorganismus. Wie alle Lebewesen, so geht auch der Mensch aus einer einzigen Keimzelle hervor. In dieser Keimzelle ist der ganze zukünftige Mensch vorgebildet, nicht zwar im Sinne der Leibniz-Hallerschen Einschachtelungs- oder Präformationstheorie, wohl aber in dem Sinne, daß das Ganze früher ist, als seine Teile. Die Idee des Menschen ist in der Keimzelle vorgebildet, weil aus dieser Keimzelle nur ein Mensch und kein andres Lebewesen hervorgehen kann. Die Glieder und Organe des Menschen sind potenziell in der Keimzelle enthalten; ihr Bau ist gleichsam „zweckverkündend". Die Menschen wachsen durch biochemische Prozesse in den Plan hinein, der in der Keimzelle vorgezeichnet ist. Dieser Prozeß kann zur Auflösung führen; der Mensch kann sterben. Niemals aber vermag er die Richtung zu ändern (Conatus bei Hobbes, Dominanten bei Reinke), welche seine Keimzelle ihm einmal und für immer vorgeschrieben hat.

Von hier aus übersieht man den grundwesentlichen Unterschied zwischen anorganischen Stoffen und organisierter Materie, zwischen mechanischer Bewegung und organischer Entwicklung. Veränderungen spielen sich hier so gut ab wie dort; nur sind die Ursachen dieser Veränderungen verschieden. Das Kausalverhältnis,

das den Ereignisreihen der mechanischen Veränderung vermittels der Bewegung zugrunde liegt, heißt Ursache und Wirkung; die Kausalverbindung innerhalb der lebendig-organischen Natur hingegen heißt Zweck und Mittel*). Die Atome bewegen sich nach strenger Gesetzmäßigkeit, die Zellen entwickeln sich, soweit sie bloß chemische Prozesse sind, nach derselben Gesetzmäßigkeit, aber soweit sie daneben und darüber hinaus noch Organismen sind, nach Zweckmäßigkeit. Die mechanische Weltanschauung kennt nur wirkende Ursachen, bei denen jedes Ganze sich summierend aus seinen Teilen allmählich zusammensetzt; die organische leugnet, wohlverstanden, für die anorganische Natur, die Gültigkeit der wirkenden Ursachen nicht, fordert aber für die lebendig-organische Natur, für die Zelle, die das Prinzip ihrer eigenen Bewegung in sich selbst trägt, eine teleologische Erklärung. Legt man den Ursachenbegriff zugrunde, so sind die Teile früher als das Ganze; stellt man hingegen den Zweckbegriff voran, so ist das Ganze (der Zweck) früher als seine Teile. In diesem Zusammenhange haben Platon und Aristoteles die organische Staatslehre ausgebildet. Nach der antiken Staatsauffassung, für welche die Gesamtheit alles, die einzelne Persönlichkeit nichts bedeutet, ist der Staat früher als seine Teile oder Bürger (τὸ ὅλον πρότερον τῶν μερῶν). Gleich am Eingang seiner Politik (I, 2) führt Aristoteles aus: Von Natur ist der Staat offenbar früher als die Familie und jeder einzelne von uns. Denn das Ganze muß notwendig früher sein, als der Teil. Denn wird das Ganze aufgehoben, so wird auch nicht Fuß noch Hand mehr sein, ausgenommen dem gleichen Namen nach, wie man etwa von einer steinernen Hand redet; indem die natürliche Hand stirbt, wird sie solcher Art sein.

Zwischen dem Menschen und seinen Gliedmaßen besteht nicht das mechanische Verhältnis wie zwischen der Maschine und ihren Rädern. Cuvier hat vielmehr in monumentalen Linien dargetan, wie jedes Lebewesen — und der Mensch zuoberst — ein geschlossenes System von Zwecken darstellt. Nahrung und Organbildung hängen aufs engste teleologisch zusammen. In einer seiner letzten Arbeiten, in der Studie über den großen Gegner Cuviers, Geoffroi de St. Hilaire, hat Goethe auf die wunderbare Übereinstimmung der einzelnen Organe in Tier und Pflanze mit dem vorgezeichneten Plane des ganzen Organismus mit vollem Nachdruck hingewiesen. Und ein führender Naturforscher der Gegenwart, Oskar Hertwig, faßt den organischen Entwicklungsprozeß zum Unterschiede vom mechanischen wie folgt auf: Je höher in der Reihe der Tiere die einzelnen Arten organisiert und differenziert sind, um so mehr ist im tierischen Körper ein jeder der verschiedenen Teile von dem Leben des ganzen abhängig geworden. Während man niedere Tiere in Stücke zerschneiden kann, von denen jedes einzelne für sich weiterlebt und selbst sogar die verlorenen Teile allmählich wieder ersetzen kann,

*) Vgl. darüber meine Abhandlung „Kausalität, Teleologie und Freiheit" in „Der Sinn des Daseins". Tübingen, Mohr. 1904. S. 47 f.

ist in einem höheren tierischen Organismus jeder abgetrennte dem sicheren Untergange verfallen, aber auch der erstere selbst unter Umständen schwer geschädigt oder sogar in seiner Existenz bedroht. Denn bei organischen Entwicklungsprozessen geht dem Prozeß der Differenzierung der Körper in verschieden funktionierende Teile ein zweiter, gleich wichtiger Prozeß parallel, der Prozeß der Integration oder der größeren Unterordnung und Einordnung der Teile unter die Herrschaft des Ganzen. (Die Lehre vom Organismus, Rektoratsrede, 1899, S. 20.)

Die Keimzelle, aus welcher der Mensch sich bildet, ist wohl ihrerseits eine abgekürzte Stammesgeschichte, gleichsam eine Miniaturausgabe der ganzen Vorfahrenreihe, aber ideell und potenziell schließt sie den ganzen zukünftigen Menschen in sich ein. Im Sperma ist, rückwärts gesehen, die ganze Vergangenheit der Gattung zusammengedrängt, vorwärts geschaut, der ganze anatomisch-physiologische Entwicklungsverlauf des aus diesem Sperma hervorgehenden Menschen vorgezeichnet. In diesen vorgebildeten Zweck wachsen dann die einzelnen Organe nach biochemischen Gesetzen allmählich hinein, folglich ist bei höher entwickelten Lebewesen, insbesondere bei Menschen, das Ganze potenziell früher als seine Teile. Die Zukunft des Menschen, die im Samen festgelegt ist, regiert seine jeweilige Gegenwart. Das zeitlich Spätere ist, mit Aristoteles zu sprechen, das begrifflich Frühere (λόγῳ πρότερον).

Ist der Staat nun eine Maschine oder ein Organismus? Setzt er sich, wie Hobbes und Rousseau annehmen, aus einzelnen Willensatomen wie ein Aggregat allmählich zusammen, so daß die Teile (die einzelnen Menschen) früher sind als das Ganze (der Staat)? Oder ist Aristoteles im Rechte, daß der Staat einem Organismus gleiche, das soziale Sperma sei, aus dem die einzelnen Menschen wie die Organe aus dem Körper herauswachsen?

Sehen wir uns zuvörderst die Grundunterschiede von Maschine und Organ an. Eine Maschine kann sich nicht selbst bewegen, sondern muß ihren Bewegungsanstoß von außen empfangen. Eine Maschine wird nicht erfunden, sondern gemacht (Reuleaux); sie dient nach Reuleaux der „Bewegungserzwingung", nach Sombart der „Arbeitsersetzung". Nicht so die lebende Zelle, die ein Automat, d. h. ein Selbstbewegungsapparat, ist. Die Maschine kann, wenn einzelne ihrer Walzen oder Schrauben, ihrer Hebel oder Räder sich abnutzen, sie nicht wieder von selbst ersetzen, sondern die Reparatur wird von außen an sie herangebracht. Nicht so der lebendige Organismus, der die Fähigkeit besitzt, abgenutzte Teile durch biochemische Prozesse selbst wieder zu ersetzen. Brücke (Vorlesungen über Physiologie) sieht die wichtigste Charakteristik des Organismus in der Fähigkeit, sich fremde Stoffe zu assimilieren. Endlich kann keine Maschine sich fortpflanzen. Man kann durch Nachahmung sie verdoppeln, verkleinern, modellieren, aber diese Verdoppelung muß wieder von außen bewerkstelligt werden. Nicht so der lebende Organismus, der aus der eignen Keimzelle die Fortpflanzung vollzieht. Dem

Organismus sind also im Gegensatz zur Maschine eigentümlich: Selbstbewegung, Selbstersetzung durch Assimilierung, Selbstvermehrung.

Hat nun der Staat mehr gemeinsame Merkmale mit einem Organismus als mit einer Maschine? Natürlich handelt es sich bei der Beantwortung dieser Frage um einen Analogieschluß, dessen logische Berechtigung und Begrenzung erst festzustellen sein wird. Ginge es in der Wissenschaft nach einfachem Majoritätsbeschluß zu, wie im Hobbesschen „Leviathan", so würde die organische Staatsauffassung zweifellos als Siegerin aus einem Plebiscit der Geschichte hervorgehen. Die Organizisten, wie sie sich jetzt nennen, verfügen über die große Zahl, aber die Mechanizisten über große Köpfe. Sehr häufig repräsentieren indes die Majoritäten dort die Macht, wo die Minoritäten die Einsicht darstellen. Befragt man den historischen Tatbestand, so sprechen sich wohl 95 % aller Denker, die diesen Gegenstand bearbeitet haben, für die organische Staatsauffassung, und nur etwa 5 % für die mechanische aus. Fatal ist's nur, daß in dieser verschwindenden Minorität einer der klarsten und schärfsten Köpfe aller Zeiten, Hobbes, sich befindet, dessen Stimme allein hunderte von gedanklichen Mitläufern aufwiegt.

Doch prüfen wir zunächst die Gründe der Organizisten. Ihr Lebenselement ist die Analogie: entweder ist ihnen der Staat ein Makroanthropos, ein Mensch im großen, oder der Mensch ein Staat im kleinen. Platon nannte wohl zuerst den Staat einen Menschen im großen (καθάπερ ἕνα ἄνθρωπον). Aristoteles treibt durchweg soziologischen Makrokosmus, sofern er den Staat als Organismus begreift. Einmal im Banne dieser vagen Analogie zwischen menschlichen und staatlichen Organen, verwandelt sich die Redefigur sehr bald in einen ernsten Vergleich, die Analogie in einen Parallelismus und der Parallelismus zuletzt in eine förmliche Identität*). Was bei Aristoteles nicht viel mehr war als Metapher, wird im Mittelalter zur bevorzugten Lieblingsidee: Dem mittelalterlichen Denken muß, insofern es von der Idee eines einheitlichen Ganzen ausgeht, eine organische Auffassung ebenso nahe liegen, als ihm eine atomistische und mechanische Konstruktion der Gesellschaft ursprünglich fremd ist. In Anlehnung teils an die biblischen Allegorien, teils an die griechischen und römischen Vorbilder wird daher der Vergleich der ganzen Menschheit wie jedes engeren Verbandes mit einem beseelten Körper allgemein durchgeführt. (Gierke.)

Die Menschheit wird jetzt als der mystische Leib dargestellt, dessen Haupt Christus ist. Hier nimmt also die Analogie den Charakter des Allegorischen an. Unter Ausdeutung des paulinischen Satzes (Röm. XII, 4—6; Korinth. I, 12, 12—31), daß wir alle Glieder eines Leibes sind, bricht sich im Mittelalter die schon im stoischen Kosmopolitismus vorgebildete Überzeugung Bahn, die ganze Menschheit sei ein einheitlicher Körper „mit gottgewollter geistig-weltlicher Ver-

---

*) Vgl. meine Abhandlung „Wesen und Aufgabe der Soziologie. An der Wende des Jahrhunderts". 1899. S. 176 ff.

fassung". Seit Johann von Salisbury wird es üblich, die Analogie zwischen Staatskörper und menschlichem Körper ins einzelne zu verfolgen und ins Spielerische zu übertreiben. Die Seele dieses Körpers stellen die Priester dar. Das Haupt ist der Monarch, das Herz der Staat, Augen, Ohren und Zunge sind die Beamten und Richter. Das Heer ist die bewaffnete, die ausführenden Behörden sind die unbewaffnete Hand. Bauch und Eingeweide sind in der Finanzverwaltung repräsentiert. „Landleute, Handwerker und alle nützlich Tätigen sind die Füße, so daß der Staat die Tausendfüße numerositate pedum übertrifft, ihr Schutz (ist) die Beschuhung, ihre Not das Podagra des Staates" (Gierke).

Man lächle über diese Phantastereien nicht. Man lese nur die Vergleiche unsrer Organizisten (etwa Lilienfeld, Worms, Novikow), und man wird sich in den medizinischen Naturalismus des deutschen Kardinals Nikolaus von Kues zurückversetzt fühlen. Die biologischen Analogien zwischen Mensch und Gesellschaft oder Staat, von denen selbst die Werke Spencers und Schäffles nicht frei sind, die sich aber bei den erstgenannten orthodoxen Organizisten ins Abenteuerliche und Groteske, teilweise direkt ins Absurde verlieren, haben in der Schilderung der vita corporalis beim Cusaner ihr Vorbild. Dort sind schon die leges die Nerven, die leges imperiales das Gehirn. Das Knochengerüst ist die beständige patria, das Fleisch die wechselnden und hinfälligen homines. Die Gesundheit des Staatsbürgers beruht auf der Harmonie der vier Temperamente (Gierke, Genossenschaftsrecht III, 550). Wenn heute Lilienfeld Häuser und Eisenbahnen mit der Zwischenzellensubstanz, Worms Straßen und öffentliche Verkehrswege mit Blutgefäßen, aber selbst Spencer die Banken mit dem sympathischen Nervensystem vergleicht, so tun sie methodisch vom Standpunkte der heutigen Biologie nichts andres, als Nikolaus von Cusa im Sinne der Medizin seines Zeitalters getan hat. Man betrachtet eben, wie Schleiermacher, den Staat als reines Naturerzeugnis.

Nicht allein die demokratisch gerichteten Organizisten unsrer Tage wie Spencer, auch die aristokratisch gesinnten wie Izoulet (La cité moderne. 6. Auflage, 1902) reproduzieren nur Gedankengänge, die im Mittelalter als marktgängige wissenschaftliche Münze von Hand zu Hand gingen. Nach Izoulet ist unser Zentralnervensystem in seiner zellularen Zusammensetzung ein Modell für unsre Staatseinrichtungen. Wie das Gehirn schon einen Zellenstaat darstellt, in dem es regierende und regierte Zentren gibt, so bilden im Staate die herrschenden Stände die Elite, welche zu befehlen, und die Massen die dirigierten Zellen, die nur zu gehorchen haben. Seit Aristoteles ist es Gemeinplatz, den Herrscher mit dem Kopf des Menschen zu vergleichen und den Gehorsam der Bürger damit zu begründen, daß wie die Glieder des Menschen sich den Befehlen seines Hauptes fügen, so haben die Glieder des Staates, die Bürger, dem rechtmäßigen Oberhaupte zu gehorchen. Der wahre Monarch der Welt ist recht eigentlich Gott, und alle weltliche Herrschaft beruht auf Stellvertretung des göttlichen Willens.

Auf einen andern Boden verpflanzt die deutsche historische Rechtsschule (v. Savigny, Bluntschli) den Organismusbegriff in der Staatsauffassung. Wird von den naturalistischen Organikern die Kausalität vorangestellt und der Staat als reines Naturprodukt begriffen, so rückt die historische Rechtsschule den Zweck in den Vordergrund. Schon Kant versteht (Kritik der Urteilskraft, § 65) unter einem organisierten Produkt der Natur das, „in dem alles Zweck und wechselseitig auch Mittel ist". Denn „zu einem Ding als Naturzweck wird erfordert, daß die Teile nur durch ihre Beziehung auf das Ganze möglich seien". Anders ausgedrückt: „Die Idee des Ganzen soll die Form und Verbindung aller Teile bestimmen." Man vergleiche mit diesen Aussprüchen Kants die Definition Virchows: „Organismus ist die einheitliche Gemeinschaft, in der alle Teile einem gleichartigen Zweck zustreben, einen immanenten Plan verwirklichen." Die Verbandseinheit, aus der der Staat hervorgeht, ist im wesentlichen eine Zweckeinheit. Wie das menschliche Individuum einheitlich nur ist und wirkt durch den zusammenhaltenden Zweck, der von seinem Ich-Zentrum aus alle seine Gliedmaßen beherrscht, so ist der Staat ein „sittlicher Organismus", ein Organismus der „zweiten Natur" (Schelling), ein Supraorganismus (Spencer). Die Formel Schellings lautet: „Der Staat als Organismus der Freiheit ist der Ausdruck der Harmonie von Notwendigkeit und Freiheit im Realen." (Rede über d. akad. Stud. S. 226.)

Zum schärfsten Ausdruck gelangt die organische Staatslehre der historischen Rechtsschulen bei Bluntschli. Er verwirft die atomistisch-mechanische Staatsauffassung rückhaltlos. Wie das Ölgemälde, so führt Bluntschli aus, etwas andres ist als eine Anhäufung und Verteilung von farbigen Öltropfen, und eine Statue etwas andres als eine Verbindung von Körnchen Marmor und der Mensch etwas andres als eine Menge von Blutkügelchen und Zellengefäßen, so ist auch das Volk nicht eine bloße Summe von einzelnen und der Staat nicht eine bloße Anhäufung von äußeren Einrichtungen. Der Staat hat vielmehr, wie der Mensch, innere Gliederung, Verbindung belebt-seelischer Wesen zu einem Dasein, endlich eine Entwicklung von innen heraus und äußeres Wachstum, was bei Atom-Aggregaten nicht der Fall ist. Es gibt, wie einen Volksgeist, so einen Volkswillen, der die Bewegung der einzelnen Bürger bestimmt und bedingt, während bei der Maschine alle Bewegung von außen herangebracht werden muß. Staaten haben als lebendige Einzelheiten Geschichte, was Maschinen durchaus abgeht. Dem Staatsgeist und Staatswillen läuft beim Einzelmenschen parallel der Rassengeist und der Rassenwille. Und so gelangt denn Bluntschli zu folgender Definition des organischen Staatsbegriffs: Der Staat ist das männlich organisierte, zu einer selbständigen und das Gemeindeleben beherrschenden Person gewordene Volk eines Landes.

Von dieser Staatsauffassung wendet sich die neuere Staatslehre (H. Schulze, G. Meyer, Haenel, Bernatzik, Gierke, Rehm und Jellinek) mehr und mehr ab,

während Bruno Schmidt die organische Staatsauffassung durch die Voranstellung des Assoziationstriebes und Kennzeichnung des Staates als Rechtsorganismus psychologisch zu stützen sucht. Gemeinsam ist den jüngeren Staatstheoretikern, besonders Jellinek, die erkenntnistheoretische Grundlegung. Sie sind mehr bei Sigwart, Rümelin und Wundt als bei den Naturrechtlern in die Schule gegangen. Das teleologische Element berücksichtigen auch sie. Nur verschmähen sie — am ausgesprochensten Jellinek, am gemildertsten Gierke — organologische Vergleiche. So sieht Jellinek in solchen Verallgemeinerungen wie Volksseele und Volksgeist „mystische Wesenheiten, Abkürzungen höchst verwickelter und in ihren Details gar nicht zu entziffernder psychologischer Massenprozesse". Die organische Staatsauffassung lebt, nach Jellinek, nur von einem „falschen Monismus". Den vagen Analogien zwischen Staat und menschlichem Organismus stehen eben tiefgreifende Unterschiede gegenüber: Staaten wachsen und vergehen nicht nach organischem Vorbilde, sie unterliegen nicht notwendig den Gesetzen der Entwicklung und Rückbildung . . . ., sie können sich nicht fortpflanzen. (Das Recht des modernen Staats, 1900, S. 138.)

Deswegen sei es zutreffender, den Staat als Kollektiv- oder Verbandseinheit (Κοινωνία) aufzufassen; er ist ein Gemeinwesen (unio), d. h. eine Zusammenfassung des Vielen zu einer Einheit, und diese Einheit stellt sich dann als Zweckeinheit dar. Legt man nun dieser fingierten, wenn auch zwecknotwendig von uns gebildeten Einheit einen Träger, ein Substrat, unter, so verwandelt sich die Zweckeinheit Staat in ein W e s e n. Nur darf dieses Wesen nicht realistisch als lebende Persönlichkeit oder gar als Substanz begriffen werden, wie bei Hegel, sondern es muß nominalistisch als Denknotwendigkeit oder — mit Mach — als Denkökonomie erklärt werden. Es gibt kein lebendes Wesen, sondern nur einen notwendigen Sammelnamen, einen abkürzenden Allgemeinbegriff, kurz eine unentbehrliche „Fiction" namens Staat. Ist doch nach Mach das Ich selbst unrettbar. Es ist für Mach, wie schon für Hume, nur ein Name für die Elemente, die sich in ihm verbinden. „Die Elemente bilden das Ich." Das Ich ist eine ideelle, denkökonomische, aber keine reelle Einheit. Das gleiche gilt nun von der Verbandseinheits-Kontinuität, Staat genannt. Diesen abkürzenden Begriff Staat brauchen wir — im Interesse unsrer Selbst- wie unsrer Arterhaltung. Deshalb, und n u r deshalb bilden wir ihn. Der Kollektivbegriff Staat ist somit subjektiv-phänomenalen Ursprungs, wie die Farben und Töne; eine transzendentale Realität geht ihm, nach Jellinek, völlig ab. Der Staat erscheint somit relativiert, aus der Kategorie der Substanzilität in die der Relation verwiesen. Die Verbandseinheit Staat ist nur ein geordnetes System menschlicher Zweckbeziehungen. Die Regelung dieser Beziehungen erfolgt in erster Linie durch das Recht, das der Staat zu hüten und fortzubilden hat. Der Kollektivbegriff Recht wird somit dem höhern Kollektivbegriff Staat untergeordnet. Die Menschen haben eine Anzahl Regeln und Normen, Gesetze, Verordnungen und Gebote im

Interesse ihrer wechselseitigen Beziehungen festgestellt und alles dieses unter den obersten Begriff: Staat subsumiert, wie etwa rot, grün und gelb unter den Oberbegriff: Farbe.

Ordnungssinn und Klassifikationsbedürfnis bauen gleichsam eine logische Pyramide menschlicher Einzelhandlungen auf, deren Basis die Individuen mit ihren scheinbar willkürlichen Handlungen sind, deren Spitze aber der Staat mit seinen Imperativen bildet. Dieser an Mach orientierte erkenntnistheoretische Nominalismus beherrscht augenblicklich unser wissenschaftliches Denken, besonders auch das staatsphilosophische. Nur darf dieser Nominalismus nicht mit sozialem Atomismus im Hobbesschen Sinne verwechselt werden. Auch dem weitestgehenden unter unsren staatsphilosophischen Nominalisten, Georg Jellinek, gilt die streng individualistische Staatsauffassung, deren soziologische Formel: universalia post rem lauten müßte, für unhaltbar, weil sie erstens die Kollektiveinheit nicht zu fassen und zu erklären vermag, und des weiteren übersieht, „daß das Individuum selbst biologisch als Kollektiveinheit sich darstellt" (S. 152). Die Kollektiveinheit des Staates ist auch nach Jellinek keine äußerliche, mechanische, sondern eine teleologische. Die Vielheit der Bürger wird durch die Verbandseinheit Staat zusammengehalten mittels eines Systems dauernder und wirksamer Zwecke. Je konstanter und kohärenter diese gemeinsamen Zwecke sind, desto enger wird das Band, das alle Glieder dieser Verbandseinheit umschlingt. Voraussetzung der Gemeinsamkeit (Solidarität) solcher Zwecke ist die Seßhaftigkeit der zu einem Staate verbundenen Menschen auf der einen, sowie die Festlegung der Herrschaftsverhältnisse unter den Individuen auf der andern Seite. Beruhen aber stabilisierte Zwecksetzungen, wie sie die staatlichen Organe, das festgefügte System sozialer Über- und Unterordnung, fordern und durchsetzen, auf genereller Regelung der Willensverhältnisse einer Mehrheit von Menschen, so gelangt der soziologische Nominalismus Jellinekscher Artung zu folgender Definition: Der Staat ist die mit ursprünglicher Herrschermacht ausgerüstete Verbandseinheit seßhafter Menschen (S. 159). Diese Verbandseinheit wird (S. 209) näher noch als Zweckeinheit bestimmt.

Haben wir das bezeichnende Merkmal der mechanischen Staatsauffassung darin gefunden, daß sie das Denkmittel der Kausalität bevorzugt, während wir die organische dahin präzisierten, daß sie vorwiegend mit dem Denkmittel der Teleologie operiert, so werden wir auch den soziologischen Nominalismus Jellineks wegen seiner Voranstellung des Zweckes — nach der Formel: der Staat eine Zweckeinheit — den organologischen Theorien beigesellen müssen, obgleich uns nicht entgangen ist, wie sehr sich dieser scharfe Denker in seinem „System der subjektiven öffentlichen Rechte" (S. 35f.) gegen die Einreihung unter die Vertreter der organischen Staatslehre sträubt. Durch seine Voranstellung des teleologischen Moments in der Verbandseinheit: Staat, welche allein es ihm ermöglicht, zwischen der Selbständigkeit der einzelnen Verbandsglieder und der

Einheit des Staates eine logische Brücke zu schlagen, nähert sich seine Theorie der Verbandseinheit und seine juristische Lehre vom Staate als Rechtssubjekt, wie er (S. 152) wohl selbst fühlen mag, der organischen Staatslehre. Versteht man unter Gesamtorganismus, mit Wundt, jede zusammengesetzte Einheit, welche aus Teilen besteht, die selbst einfachere Einheiten von ähnlichen Eigenschaften, zugleich dienende Glieder oder Organe des Ganzen sind, so wird die teleologische Einheit Staat die höchste Analogie mit einem solchen Gesamtorganismus aufweisen. Jedenfalls paßt die Analogisierung des Staates mit einem Organismus unvergleichlich besser, als die mit einer Maschine.

Cécile und Oskar Vogt: Wissenschaftliche Forderungen an den modernen Staat.

Unter einem modernen Menschen verstehen wir denjenigen, welcher sich die letzten allgemeinen Ergebnisse der Wissenschaft aneignet und dieselben zur Grundlage seiner Weltanschauung und seines Handelns macht. In ähnlicher Weise kann nur derjenige Staat als ein moderner gelten, dessen Gestaltung und dessen Betätigung den Forderungen der gegenwärtigen Wissenschaft entspricht.

Zu denjenigen Staaten, welche am meisten von diesem Ideal entfernt waren, gehörte bisher das Deutsche Reich. Auf Mystik und überlieferte Glaubenssätze stützte sich eine in den vitalsten Fragen unumschränkte Macht des Kaisers, und seinen Entscheidungen hatten sich die Untertanen in „gottgewollter Abhängigkeit" zu fügen. Kinder freidenkerischer Eltern wurden zum Religionsunterricht gezwungen und erfahrungswissenschaftliche Untersuchungen der gesellschaftlichen Zusammenhänge und Entwicklungstendenzen wurden als staatsgefährliche gewaltsam gehemmt.

Andererseits sehen wir die erste hervorragende Befreiungstat der Neuzeit, die große französische Revolution, als einen unmittelbaren Ausfluß der damaligen Philosophie. Aber seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag hat kein Staat der Welt den Versuch gemacht, seine innere und äußere Politik mit den Lehren der wissenschaftlichen Gesellschaftslehre in Einklang zu bringen. Dies hing überall damit zusammen, daß die sogenannten bürgerlichen Parteien die herrschenden waren. Unter diesen bemühten sich die konservative und klerikale um eine Festhaltung der bisherigen staatlichen Verhältnisse. Soweit sie es nicht aus familiärer Tradition, aus erzieherischer Angewöhnung, aus Klassen- oder Standesinteresse

taten, kam für sie fast nur eine Ideologie in Betracht, welche sich auf religiöse Dogmata stützte. Eine Ausnahme bildete die Ideologie der Alldeutschen. Diese suchten tatsächlich vorhandene nationalistische und imperialistische Tendenzen zu stärken. Ihre Kräftigung derselben hat zu dem für Deutschland katastrophalen Ende des Weltkrieges wesentlich beigetragen: eine Tatsache, welche durch Entstellung des wirklichen Sachverhaltes von Seiten der alldeutschen Presse nicht aus der Welt geschafft werden kann. Es wird aber vielleicht eine Zeit kommen, in welcher diese alldeutschen Politiker als ungewollte Förderer der Befreiung des deutschen Volkes aus den Banden des alten Regimes ihre richtige historische Würdigung finden werden. Die fortschrittlichen bürgerlichen Parteien ihrerseits erstrebten eine politische Ordnung, welche sich wiederum wenig auf Erfahrungstatsachen, sondern im wesentlichen auf dialektische Spezialisierung eines allgemeinen Freiheitsideals stützte. Die wenigen, den verschiedenen bürgerlichen Parteien angehörenden sozialwissenschaftlich gebildeten „Kathedersozialisten" und „Sozialreformer" sind stets Einzelgänger geblieben und haben nirgends zu einer Parteibildung geführt oder eine Partei wesentlich beeinflußt. Dagegen hat die sozialdemokratische Partei von Anfang an den Anspruch erhoben, ein wissenschaftliches Programm zu besitzen. Sie behauptete, daß ihren programmatischen Forderungen die von Marx und Engels intuitiv erschauten, unabänderlichen gesetzlichen Entwicklungstendenzen zugrunde lägen, und daß gleichzeitig die Verwirklichung dieser Entwicklungstendenzen den größten, bisher in der Geschichte zu verzeichnenden kulturellen Fortschritt bedeuten würde. Diese Anschauung gab den Sozialisten ihre Siegesgewißheit.

Wir wollen eine Kritik der Einzelheiten der Marxistischen Lehre Berufeneren überlassen. Wir möchten hier nur darauf eingehen, daß die sozialdemokratische Lehre eine allgemeine wissenschaftliche Behauptung und eine allgemeine sittliche Forderung enthält, gegen die kein Vertreter der Erfahrungswissenschaften irgend welchen Einspruch zu erheben vermag.

Die allgemeine wissenschaftliche Lehre ist die Behauptung der Existenz einer Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung. Wir haben keinen allgemeinen Erfahrungssatz, aus dem wir ein ausschließlich gesetzliches Geschehen herleiten können. Aber ein solches hat erfahrungsgemäß noch niemals eine Ausnahme erfahren. Seine Annahme ist die Fundquelle unendlich vieler Gesetzmäßigkeiten gewesen und eine unentbehrliche Voraussetzung der Wissenschaft überhaupt. Hat diese doch nicht nur einen beliebigen Zustand und seine Veränderungen zu beschreiben, sondern die kausale Begründung des ursprünglichen Zustandes und seiner weiteren Veränderungen festzustellen, um aus den erkannten ursächlichen Zusammenhängen künftiges Geschehen voraussagen zu können! Eine solche Voraussage setzt aber eine geschlossene Kausalität voraus. So gibt es denn auch keinen Wissenschaftler, der die ausnahmefreie Gesetzmäßigkeit leugnet und der sich nicht dem schönen Goethe'schen Worte anschließt:

„Nach ewigen, ehrnen
Großen Gesetzen
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden."

In der Natur begegnen wir nun vielfach einem Streit von Kräften, von denen jede einzelne ihren bestimmten Gesetzen gehorcht. In dem Maße, wie der Mensch Einsicht in diese verschiedenen Kräfte und ihre Gesetze gewinnt, kommt er in die Lage, das Kräftespiel in bestimmter Richtung zu beeinflussen. Ist ein Kranker nach gewissen biologischen Gesetzen in seinem Leben bedroht, so bemüht sich der Arzt durch Anwendung entgegenwirkender biologischer Kräfte diese Bedrohung zu bekämpfen. Dabei wird das Handeln des Arztes bisher im allgemeinen durch eine sehr einfache Maxime bestimmt: nämlich die der unbedingten Lebensrettung. Gegen diese Maxime läßt sich aber im einzelnen allerlei einwenden. Und so führt uns dieses Beispiel zu jener allgemeinen sittlichen Forderung, die wir im Programm der sozialdemokratischen Partei fanden. Der moderne Staat muß nicht nur der Tatsache Rechnung tragen, daß sich das Zusammenleben der Menschen nach Naturgesetzen gestaltet hat und weiter gestalten wird, sondern er muß auch aus der Wissenschaft diejenigen Grundsätze ableiten, nach denen er die in dieser Gestaltung hervortretenden widerstrebenden Tendenzen zu fördern oder zu hemmen hat. Hier scheinen uns die Biologie und die Psychologie die besten Fingerzeige zu gewähren. Wir sehen überall im Tierreich eine Lebensbejahung, ein Streben nach Glück und da, wo soziale Instinkte zur Aufopferung des einzelnen Wesens führen, auch dieses Geschehen nur im Interesse kräftigerer und deshalb zum höheren Glücksgenuß befähigter Individuen oder einer größeren Gemeinschaft. Und dasselbe lehrt uns die Beobachtung der Menschen. Nur wenige geistesgesunde, gläubige Christen trauern nicht über den Tod eines Geliebten oder wünschen selbst die Erlösung aus dem „irdischen Jammertal". Wir dürfen aus diesen Feststellungen für den modernen Staat die sittliche Pflicht ableiten, daß er ein möglichst großes Glück für möglichst viele zu schaffen und nach diesem Prinzip die wissenschaftlich erkannten politischen Entwicklungstendenzen im einzelnen zu fördern oder zu hemmen hat.

Der moderne Staat hat aber nicht nur Stellung zu nehmen zu den wissenschaftlich erkannten Zusammenhängen und Entwicklungstendenzen der menschlichen Gesellschaft, sondern er hat im höchsten Maße die weitere Vertiefung der Soziologie zu pflegen. Es wird immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte des kaiserlichen Deutschlands bleiben, daß dasselbe mehr als ein anderer zeitgenössischer Staat Zweige der Wissenschaft, insbesondere solche der Naturwissenschaft, gefördert hat. Aber von der Gesellschaftslehre gilt — wie wir schon oben hervorhoben — das Gegenteil.

Wir selbst sind nun zwar keine Soziologen. Aber aus Analogie mit der von uns gepflegten Hirnforschung und Psychologie können wir ohne weiteres sagen, daß die bisherige Soziologie sich auf ein so geringfügiges empirisches Material stützt, daß sie in ihrer jetzigen Form durchaus nicht imstande sein kann, den durch die heutigen politischen Verhältnisse zur baldigen Lösung drängenden sozialen Problemen einen sicheren Weg zu zeigen. Es ist deshalb dringend notwendig, in der Art, wie O. Vogt es in dieser Zeitschrift in einem früheren Artikel „Über Forscher und Organisation der Forschung" (37. Jahrgang, Dezember 1912) allgemein im Interesse der Wissenschaft gefordert hat, ausgesprochene soziologische Forschernaturen in die Lage zu versetzen, sich ganz ihren Forscheraufgaben zu widmen, und zu diesem Zwecke kleine, den besonderen Interessen und der besonderen Begabung der einzelnen Forscher angepaßte Arbeitsgemeinschaften zu gründen. Dieselben haben die geschichtliche Entwicklung der heutigen Gesellschaftszustände systematisch zu untersuchen, die in der heutigen Gesellschaft wirksamen psychologischen, ökonomischen und politischen Faktoren auf empirischem Wege festzustellen, auf erfahrungswissenschaftlicher Grundlage die Rechtsentwicklung und das Verhältnis des Rechtes zu den psychologischen und wirtschaftlichen Faktoren der Gesellschaftsentwicklung zu studieren und endlich die ökonomischen und psychologischen Faktoren des Verbrechertums mit Einschluß der Prostitution zu untersuchen. Auf diese Weise ist volle Klarheit über die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse und Entwicklungstendenzen anzustreben, unter Zugrundelegung des oben präzisierten sittlichen Leitmotivs der Grad und der Weg der Sozialisierung festzulegen, den sittlichen Schädigungen der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse entgegentretende und kulturfördernde Erziehungs- und Aufklärungsarbeit in die Wege zu leiten und eine gründliche Reform im Strafrecht, Gerichtsverfahren und Strafvollzug anzubahnen. In Bezug auf das Gerichtsverfahren ist eine wesentlich andere und zwar reichlich mit Psychologie durchsetzte Vorbildung der Strafrichter nötig und gleichzeitig ihre Erziehung zu einer gewissenhafteren Feststellung des Tatbestandes und zu einem modernen Rechtsgefühl. Auf Grund mancher empörender Vorkommnisse kann nur an der Unabsetzbarkeit solcher Strafrichter, welche diese Bedingungen erfüllen, festgehalten werden.

Neben der Pflege der Gesellschaftslehre scheint uns der moderne Staat dann aber weiter noch eine bisher viel zu sehr vernachlässigte Wissenschaft gründlich fördern zu müssen: die Individualpsychologie. Zum Glück des Einzelnen gehört die Ermöglichung, sich in seiner eigentlichen Begabung ausleben zu können. Und andererseits wird wiederum der Staat umso Höheres leisten können, je mehr er die einzelnen Bürger entsprechend ihrer Begabung beschäftigt. Wir können bei der gegenwärtigen Absperrung die ökonomischen Verhältnisse der anderen Länder nicht beurteilen. Auf alle Fälle muß aber wenigstens Deutschland diese höchste Leistungsfähigkeit seiner Bewohner anstreben, denn es muß in der Zukunft nur eine große Stätte der Arbeit bilden, wenn es sich überhaupt erholen

will. Da gilt es denn, die Fähigkeiten und die Art und die Stärke der Strebungen des einzelnen Menschen richtig zu erfassen. Der Weg zu dieser Erfassung ist ein verschiedener, je nachdem es sich um die Beurteilung eines Kindes respektive eines heranwachsenden Menschen oder eines bereits selbständig schaffenden Individuums handelt. Den Weg, die Qualitäten des letzteren richtig zu beurteilen, wollen wir in späteren Aufsätzen erörtern. Hier haben wir zunächst die Anwendung der die einzelnen geistigen Fähigkeiten messenden Individualpsychologie für das heranwachsende Geschlecht im Auge.

Das verarmte Deutschland kann sich nicht mehr den Luxus des bisherigen Abiturientenexamens, d. h. den Luxus der Nichtentwicklung der Beobachtungsgabe durch die einseitige Gedächtnispflege der heutigen höheren Schulbildung für diejenigen gestatten, welche sich praktischen Berufen oder Erfahrungswissenschaften widmen wollen und deshalb auf kritische Verwertung eigener Beobachtungen angewiesen sind. Das heutige Deutschland kann sich des weiteren nicht mehr die Zeit- und die Geldvergeudung derselben Bildung für ungleich Begabte gestatten. Unsere künftige Erziehung muß bei Nichtvernachlässigung der Bestandteile einer wirklichen modernen Geistesbildung und unter gründlicher Pflege einer nicht kirchlich verankerten Sittlichkeit und Charakterstärke einen möglichst geraden, auf den künftigen Beruf hinsteuernden Bildungsweg einschlagen. Ergänzungen der allgemeinen Bildung sind eventuell noch für alle Bildungswege nach Beginn der eigentlich fachmännischen Ausbildung fortzusetzen. Als äußerst notwendiger Bestandteil dieser allgemeinen Bildung muß die Kenntnis der politischen Verhältnisse unseres Landes sowie der Nachbarstaaten und der allgemeinen Ergebnisse der empirischen Gesellschaftslehre angesehen werden. Gilt es doch jenen Mangel an politischem Sinn des deutschen Volkes nach Kräften zu bekämpfen, welcher bei dem Kriegsausbruch und der Kriegsführung einer kleinen unfähigen Kaste die heutige, weitgehende Vernichtung Deutschlands herbeizuführen ermöglicht und so uns alle zu Schuldigen an der Katastrophe gemacht hat!

Es gilt deshalb zunächst die Berufsbegabung des einzelnen Kindes möglichst früh zu erkennen, um ihm dann eine dem künftigen Berufe tunlichst angepaßte Erziehung zuteil werden zu lassen. Dabei möchten wir ausdrücklich hervorheben, daß sich die Prüfung der Berufsbegabung neben der Berücksichtigung des körperlichen Zustandes nicht ausschließlich auf eine solche der intellektuellen und manuellen Fähigkeiten beschränken darf. Das Interesse des betreffenden Kindes, die Steigerung seiner Leistungsfähigkeit da, wo dieses Interesse mitspielt, und ferner der Grad der eigenen Initiative und der Ausdauer bilden ganz wesentliche Momente für die künftige Leistungsfähigkeit des Prüflings. Ferner haben wir die Lernfähigkeit und die Lernart der einzelnen Kinder aufzudecken, um Gruppen möglichst gleich veranlagter Kinder zu bilden und dann die einzelnen Gruppen in der für sie geeignetsten Weise zu unterrichten. Endlich

handelt es sich darum, die sittlichen Qualitäten des einzelnen Kindes richtig zu erfassen und die guten unter ihnen zur Entwicklung zu bringen und die schlechten nach Kräften zu hemmen. Die vierjährige Kriegszeit hat in den weitesten Volkskreisen eine geradezu erschreckende Demoralisation zur Folge gehabt und damit den Zusammenbruch einer auf kirchliche Dogmata gestützten Sittlichkeit genau so vor Augen geführt, wie es die Geschichte früherer Zeiten tut, wo wir Blüte des kirchlichen Glaubens mit schwerster Unmoral vereinigt sehen. Es gilt deshalb im Interesse der Heranbildung sittlicher und charaktervoller Menschen nicht nur die heute überall noch in der Schule übliche Kultur des Autoritätsglaubens wesentlich zurückzudrängen, nicht nur einen rein wissenschaftlich begründeten Moralunterricht einzuführen, sondern die sittlichen Qualitäten des einzelnen Kindes möglichst früh zu erkennen, um dasselbe tunlichst individualisierend zu beeinflussen. Zur Ausarbeitung der geeigneten Messungsmethoden für alle diese in dem einzelnen Kinde schlummernden Kräfte und der geeignetsten Wege für die Entfaltung resp. Hemmung derselben bedarf es noch zahlreicher psychologischer Untersuchungen: ein Bedürfnis, das nur wiederum durch die Gründung besonderer Institute und die Förderung geeigneter Forscher befriedigt werden kann.

Damit haben wir einige wissenschaftliche Forderungen an den modernen Staat präzisiert. Wir sehen im gegenwärtigen Deutschland mannigfache Ansätze zu der Entwicklung eines solchen Staates. Mögen sich diese Ansätze trotz aller Schwierigkeiten, die aus inneren Wirrnissen und äußeren Bedrängnissen entstehen, weiter entfalten! Und mögen die anderen Staaten bald von einem ähnlichen Streben erfaßt werden! Dann würden wir in einer durch die heutigen Erfahrungswissenschaften modifizierten, aber gleichzeitig lebensfähig gewordenen Form Anschluß finden einerseits an Herder, Kant und andere Deutsche, welche im 18. Jahrhundert den Menschheitsgedanken vertraten, und andererseits an jene großen Führer der französischen Revolution, welche das Zeitalter internationaler Verbrüderung bereits angebrochen glaubten. Und damit würde eine Zeit kommen, wo nicht nur die kulturzerstörenden Kriege der Geschichte angehören würden, sondern wo infolge Aufhebung des bewaffneten Friedens, infolge internationaler Regelung von Konsumtion und Produktion und infolge dadurch bedingter Vermeidung von Überproduktion und kapitalistischen Krisen die vereinigte Menschheit mehr und mehr Zeit und Kraft gewinnen würde, sich Kulturaufgaben zu widmen, dem Dienste des Wahren, des Guten und des Schönen!

Karl Hiller und Dr. jur. Hölscher: Grundzüge für den Wiederaufbau Deutschlands.

Die Voraussetzung für den Wiederaufbau Deutschlands ist die Erhaltung eines in sich geschlossenen lebensfähigen deutschen Wirtschaftsgebietes in der ungefähren Größe und Gestalt des bisherigen Deutschen Reiches, ohne Amputation seiner wichtigen industriellen und volkswirtschaftlichen Glieder im Westen und Osten, sowie volle Unabhängigkeit vom Auslande in Bezug auf die Verfügung über die heimischen Bodenschätze.

Weitere Voraussetzung ist, daß diese Gebiete politisch straff zentralisiert sind, unter Vermeidung vieler kleiner Einzelstaaten mit ihren naturgemäß entstehenden Sonderinteressen und Strömungen politischer und religiöser Art. An Stelle der bisherigen Einzelstaaten, deren Umfang und Größe sich nur historisch erklärt, sind infolgedessen, ähnlich wie dies Professor W. Vogel im Vorwärts vom 2. Januar 1919 anregt, provinzielle Selbstverwaltungskörper nach Maßgabe der verschiedenen deutschen Stämme zu errichten, die, in sich geschlossen, zusammen das ganze Reich bilden.

Die Staatsnotwendigkeiten des Deutschen Volksstaates sind:

1. Eine auf zuverlässige Macht gestützte sichere Ordnung, die auch die Grenzen gegen jeden Angriff raubgieriger Nachbarn schützt,
2. unbeschränkte politische und religiöse Freiheit,
3. eine auf sozial-politischer Anschauung beruhende tragfähige Finanzwirtschaft,
4. weitgehendste soziale Gesetzgebung, welche die Produktion möglichst hebt, aber nicht behindert.

Zu Punkt 1 und 2 können im Rahmen nachstehender Darlegungen nur Andeutungen gegeben werden. Vor allem ist unbedingtes Erforderunis, daß der Volksstaat zuverlässige Machtmittel in Gestalt eines Volksheeres in der Hand hat, mit dem er seine Grenzen verteidigen und die Ordnung im Innern aufrecht erhalten kann. Regierung ohne Macht ist Unsinn. Politische und religiöse Freiheit aber bedeutet, daß Beschränkungen, wie sie der alte Obrigkeitsstaat anordnete, nicht mehr vorkommen dürfen. Das schöne Wort Friedrichs des Großen „Jeder soll nach seiner Façon selig werden" muß endlich auch in Deutschland zur Tat werden. Dabei muß aber die Freiheit ihre natürliche Grenze in dem Eigenwillen des Volkes finden. Eine Freiheit, die das Volk nicht haben w i l l, ist keine Freiheit. Beneficia non obtruduntur. Oft wird Zügellosigkeit mit Freiheit verwechselt. Übergriffe auf kulturellem Gebiet, insbesondere auf dem Gebiet der Kirche und Schule, wie sie die jetzige provisorische Regierung sich geleistet, und womit sie sich eine Gegnerschaft im ganzen Lande geschaffen hat, dürfen ebenso-

wenig geduldet werden wie die früher üblichen Obrigkeitsverordnungen. Dem Kultusminister H o f f m a n n wird vielleicht einmal das Zentrum noch ein Denkmal der Dankbarkeit errichten, weil er mit seinen Kirchen- und Schulerlassen das christlich gesinnte Volk wieder in die Arme der Zentrumspartei hineingezwungen hat.

Punkt 3 und 4 bilden recht eigentlich das Fundament des ganzen staatlichen Aufbaues; denn ohne eine geordnete Finanzwirtschaft wird uns alles andere nichts nützen. Wir sind stark verschuldet, und, was das schlimmste ist, die Lasten, welche uns noch auferlegt werden, stehen noch nicht fest, sind noch garnicht abzuschätzen. Es ist deshalb z. B. heute unmöglich, einen Haushaltsplan aufzustellen. Was aber wohl möglich ist, ist, sich klar zu machen: Was kann der oben skizzierte Volksstaat leisten? Und stellen wir das fest, dann können wir unseren Friedensverhändlern eine Grundlage geben für das, was sie übernehmen können und was nicht.

Der vierte Punkt ist dem dritten aufs engste verknüpft, denn nur ein sozial auf der Höhe stehender Staat, in dem jeder nach seinen Kräften mitarbeitet, und jeder nach seinen Kräften Lasten trägt, ist imstande, das ungeheure Werk der Volksgesundung zu vollbringen. Intensive produktive Arbeit wird aber nur geleistet werden, wenn neben dem Staate auch jeder Einzelne den Lohn seiner Arbeit findet.

Bei dem Aufbau unseres Wirtschaftslebens kann es sich nicht darum handeln, Experimente zu machen und Theorien auf Kosten des Volksganzen auszuprobieren, sondern das Problem praktisch anzufassen und auf gesunde Grundlagen zu stellen. Allerdings wird es dabei ohne Eingriffe in vermeintliche durch die Gewohnheit geheiligte Rechte einzelner Bevölkerungsgruppen nicht abgehen. In dieser Beziehung hat uns der Krieg schon an Vieles gewöhnt, was früher allgemeine Entrüstung hervorgerufen hätte. Ängstlichkeit ist hier ebensowenig am Platze wie das Außerachtlassen jedes Gerechtigkeitsgefühls und vor allen Dingen der fundamentalen Gesetze eines komplizierten Wirtschaftslebens. Bedenken wir, daß wir nicht allein auf der Welt leben und auf den Handel mit anderen Völkern angewiesen sind!

Von der heutigen Art, die Steuern aufzubringen, d. h. möglichst viele kleine und teilweise schikanöse Steuern zu erheben, die noch dazu oftmals eine einzelne Erwerbsgruppe begünstigen, ist ganz abzusehen. Es ist die Verärgerung möglichst zu vermeiden, die durch jede Steuer irgend einem Volksteil zugefügt wird. Darum möglichst w e n i g e, a b e r e r g i e b i g e S t e u e r n. Gleichzeitig müssen aber die Steuern von vornherein getrennt werden nach den Steuerberechtigten: Reich, Staaten und Kommunen müssen jeder auf eigenen Füßen stehen. Keiner darf beim anderen zu Gaste gehen, wie dies bei dem bisherigen System der Aufbringung der Reichsbedürfnisse durch staatliche Matrikularbeiträge der Fall war.

Als Steuern kommen zunächst in Betracht:

1. Eine progressive Reichs-Vermögenssteuer,
2. eine progressive Reichs-Erbschaftssteuer,
3. eine progressive Einkommensteuer,
4. eine Warenumsatzsteuer,
5. Monopole,
6. eine Reform des Bodenkredits als Sozialisierungsmaßnahme, ferner Sozialisierungsvorschläge für industrielle Betriebe.

Erfolgt der Ausbau dieser Vorschläge nach vernünftigen Grundsätzen, so ist zu hoffen, daß das deutsche Volk sich trotz des riesenhaften Zusammenbruchs finanziell und wirtschaftlich wieder erholen kann.

Betrachten wir nun die Steuervorschläge im einzelnen:

Nr. 1.

Die progressive Reichsvermögenssteuer.

Fast jeden Tag liest man von der Forderung einer einmaligen Vermögensabgabe, und zwar soll dieselbe entweder in natura erhoben werden oder aber in der richtigen Empfindung, daß der Staat nicht Werte, sondern Geld braucht, fordern andere ihre Verteilung auf eine Reihe von Jahren, damit die Steuerpflichtigen den abzuführenden Vermögensanteil flüssig machen können. Die Befürworter dieses gedankenlosen Schlagwortes von der einmaligen Vermögensabgabe haben sich wohl kaum das Unmögliche derselben klar gemacht. Also untersuchen wir die Wirkungen.

a) Die Abgabe in natura. Das deutsche Volksvermögen — nach letzten Schätzungen ca. 380 Milliarden — besteht aus Grund und Boden, ländlichen sowie städtischen Hypotheken, Staatspapieren, Pfandbriefen, kurz fest verzinslichen Werten, ferner aus Dividenden-Papieren, Aktien, Kuren, Anteilen an Gesellschaften m. b. H., Nießbrauchrechten und anderen schönen Dingen mehr. Soll die Sache Zweck haben, so müßte die Abgabe mindestens 50 Prozent betragen, d. h. der Staat wird fast überall der Hauptteilhaber, der selbstverständlich auch den Haupteinfluß in der Verwaltung haben müßte. Wir hätten also gleichzeitig das Vergesellschaftungsprogramm zur Hälfte durchgeführt. Um aber seine Interessen zu wahren, müßte der Staat ein Heer von sachverständigen Verwaltungsbeamten mit enormen Kosten anstellen, und es darf füglich bezweifelt werden, ob ihm das gelingen würde, viel mehr aber noch, ob er davon überhaupt einen Nutzen hätte. Ebenso starke Zweifel dürften aufsteigen, ob diese Art der Bevormundung zum Nutzen der Produktion — sei es Landwirtschaft oder Industrie — ausschlagen würde. Schließlich aber hätte der Staat, abgesehen von seinem Anteil am baren Geld und an Staatspapieren etc., noch keinerlei flüssige Mittel. Er müßte also flüssig machen und zwar im eigenen Interesse so bald wie möglich, da ihm sonst

seine Werte unter den Händen fortschmelzen würden. Diese Flüssigmachung würde aber ein wahres Fest für Börsenjobber und in- und ausländische Kapitalisten sein und eines Tages befände sich deutscher Grund und Boden und die deutsche Industrie in den freundlichen Händen der Herren Pierpont Morgan und Genossen und zwar zu einem Spottpreise, während der Staat vielleicht noch nicht die Hälfte des von ihm geschätzten Reinertrages der Abgabe sein eigen nennen würde.

b) Eine ähnliche Wirkung würde die Flüssigmachung einer solchen kolossalen Summe auch bei einer auf mehrere Jahre verteilten Vermögensabgabe seitens des Privatpublikums zeitigen.

Ferner würde die Entziehung des Barkapitals, d. h. in den meisten Fällen des Betriebskapitals, der Industrie schwere Sorgen bereiten. Sie würde dem Wucher in die Hände fallen, wäre schon aus Kapitalmangel nicht konkurrenzfähig. Schließung der Betriebe, Konkurse, Arbeitslosigkeit wären die unausbleiblichen Folgen. Der Staat würde die Henne abschlachten, die ihm auch für später die goldenen Eier legen sollte. Und der Schlußerfolg wäre der, daß den Steuerzahlern nicht nur die Hälfte, sondern ihr ganzes Vermögen verloren ginge, ohne daß es der Allgemeinheit, dem Staate zugute käme.

Also dieser Weg ist trotz des faszinierenden Schlagwortes, mit dem sich mancher gern populär machen möchte, einfach ungangbar. Er hat aber noch weitere auf der Hand liegende Nachteile, nämlich:

1. Die jetzigen Vermögen würden zwar betroffen und meistens ruiniert, die sich neu bildenden aber nicht erfaßt. Also eine offenbare Ungerechtigkeit und dabei ein finanzieller Nachteil für den Staat.

2. Vollständige Ausschaltung der inneren Kaufkraft des Publikums, da jeder auf Jahre hinaus nur Verluste hätte und nicht in der Lage wäre, auch nur das Notwendigste, sei es für die Ergänzung des Haushalts oder in der Industrie, anzuschaffen.

3. Fast vollständiger Verlust der Einkommensteuer, da von einem Einkommen des Privatpublikums bei den notwendig eintretenden Einbußen an dem Rest des Vermögens nicht die Rede sein könnte.

4. Vollständiger Ruin der meisten Industrien, also auch Fortfall der aus diesen fließenden Staatseinnahmen.

Das wäre der vollständige Ruin Deutschlands und die Lohnsklaverei im Dienste des Entente-Kapitalismus. So geht es also nicht. Wohl aber ist ein anderer Weg gangbar, der dem Staat vollen, ja steigenden Ertrag bringt, das Wirtschaftsleben unberührt läßt und letzten Endes von jedem Staatsbürger ertragen werden kann, da wir uns ja darüber klar sind, daß Opfer gebracht werden müssen.

Es ist eben der bedeutende Unterschied zu beachten zwischen Betriebskapital und Rentenkapital. Das Betriebskapital ist zur Aufrechterhaltung der Wirtschaft unumgänglich notwendig. Das Rentenkapital ist es nicht, es dient nur der Bequemlichkeit des einzelnen. Nehmen wir z. B. eine Aktiengesellschaft. Das eingezahlte Aktienkapital ist für die Gesellschaft das Betriebskapital, damit soll sie Geld verdienen, Werte schaffen, damit soll sie Löhne und Material bezahlen, kurz, ein Resultat schaffen, das man Gewinn nennt und von dem ein Teil in Gestalt von Dividende an die Aktionäre gezahlt wird. Die Aktie dagegen ist eine Urkunde über ein bestimmtes der Gesellschaft zur Verfügung gestelltes Betriebskapital, in der Hand des Aktionärs also eine Kapitalsanlage, ein Vermögensbestandteil. Der Dividendenschein ist ein Berechtigungsnachweis für den Empfang eines Gewinnanteils an dem Gesamtgewinn der Gesellschaft. Nehme ich mir als Staat also die Hälfte des auf den Dividendenschein entfallenden Gewinns, so nehme ich mir im Grunde genommen die Hälfte des in der Aktienurkunde verbrieften Kapitalvermögens, obgleich das Betriebskapital, d. h. das Wesentliche für die Gesellschaft und für die Aufrechterhaltung der Volkswirtschaft völlig unangetastet bleibt. Das Gleiche ist der Fall, wenn ich von einem fest verzinslichen Papier, sei es Staatspapier oder Hypothekenpfandbrief, die Hälfte des Zinskupons für den Staat beschlagnahme. Ich nehme weder dem Staat noch der Hypothekenbank etwas von ihrem Kapital, mache sie also nicht wirtschaftlich weniger leistungsfähig und doch profitiere ich am Ertrage zur Hälfte, d. h. ich beschneide dem Inhaber des Pfandbriefes sein Einkommen aus Kapitalvermögen um die Hälfte. Dasselbe kann ich, ohne die Gesamtwirtschaft auch nur im geringsten zu schädigen, bei jedem Renteneinkommen aus Grundbesitz, Hypotheken, Gesellschaftsanteilen, Kuren, Nießbrauch, Bankguthaben oder sonstigen Renten tun.

Das Wirtschaftsleben wird dadurch nicht im mindesten beeinträchtigt, das Betriebskapital als notwendiger Wirtschaftsfaktor geschont. Die Rente jedoch als nur der Bequemlichkeit des einzelnen dienend erfaßt, d. h. das Vermögen um 50 Prozent besteuert.

Die Vorzüge sind folgende:

1. Die Kapitalrentensteuer steigt mit zunehmendem Vermögen.

2. Die Steuer ist meistenteils an der Quelle (bei der Gesellschaft etc. bei den Depotbanken, beim Grundbuch zu erfahren und zu erfassen), d. h. leicht und ohne besondere Unkosten einzutreiben.

3. Sie bringt keinerlei Wirtschaftserschütterung hervor.

4. Sie schafft dem Staate eine Menge neue Mitarbeiter; während bisher 3,4 Millionen Menschen (lt. Statistik 1907) als Rentner lebten, werden es demnächst viel weniger werden.

5. Sie drückt den allgemeinen Zinsfuß herab. Während z. B. der fünfprozentige Zinsfuß in Deutschland üblich ist, wird es in Zukunft eine derartige Verzinsung nicht mehr geben, und wir werden uns dem $2^1/_2$ bis 3 prozentigen Zinsfuß der neunziger Jahre wieder nähern; denn auch die Banken werden sich dem allgemeinen Zinsfuß nicht entziehen können.

6. Sie hält uns ausländisches Kapital zunächst fern, was in Anbetracht unserer z. Zt. schlechten Valuta und der drohenden Verschuldung an das Ausland nur wünschenswert ist.

7. Sie hat keinen mindernden Einfluß auf die im folgenden behandelte Erbschaftssteuer, was bei der einmaligen Vermögensabgabe in geradezu vernichtendem Maße der Fall wäre.

8. Sie hat einen besseren Effekt wie die Vermögensabgabe, denn sie wird in barem Gelde aus dem Renteneinkommen bezahlt und braucht nicht erst flüssig gemacht zu werden. Die Progressivität der Steuer läßt sich dadurch erreichen, daß gewisse kleinere Vermögen durch eine entsprechende Kapitalversicherung, deren Kosten von den größten Kapitalisten getragen würden, freigestellt oder entschädigt würden.

Bei dieser Gelegenheit sei, ehe wir mit diesem Kapitel schließen, mit einem anderen Schlagworte aufgeräumt.

Die Kriegsgewinne. Sie stammen entweder aus dem Wucher, sind also strafbar und der sogenannte Gewinnler gehört vor den Strafrichter und sein gesamtes Vermögen ist zu konfiszieren. Irgendwelche Rücksichten sind nicht am Platze. Oder aber sie sind Industriegewinne und zuletzt sogenannte Konjunkturgewinne. Im zweiten Fall liegt die Sache so, daß die Gewinne für 1917 bei den Gesellschaften längst erfaßt sind und im Jahre 1918 haben sie sich meist in das Gegenteil verwandelt, sind also nicht mehr vorhanden. Man denke sich einen Daimler-Aktionär, der vor kurzem noch ein Papier zum Kurse von 700 sein Eigen nannte und nun die unangenehme Entdeckung macht, daß diese 700 Mark nur noch 180 Mark wert sind. Da nützen auch die bombastischen Versicherungen des Herrn Schiffer nichts, denn sie sind von Sachkenntnis wenig getrübt. In ernsten Wirtschaftsfragen sollten aber derartige Popularitätshaschereien keinen Platz finden, denn es ist kaum anzunehmen, daß der Ertrag der Steuer die Kosten lohnt.

Zum Schluß sei ohne Verbindlichkeit der voraussichtliche Ertrag der Rentensteuer hier erwähnt. Das Volksvermögen wird auf rund 380 Milliarden angegeben. Da in diesem Falle die Reichsschulden nicht abgezogen, sondern hinzugezählt werden müßten, so sei die Ziffer 380 Milliarden eingesetzt. Hiervon würden, im Durchschnitt eine fünfprozentige Verzinsung angenommen, $\frac{380}{100} \times \frac{5}{2} = 9,5$ Milliarden als jährlicher Ertrag angenommen werden können. Dabei ist wesentlich, daß nicht wie bei der Vermögensabgabe der infolge des Angebots niedriger

werdende Kurswert maßgebend ist, sondern der stets höhere Ertrag der Papiere, was natürlich auch für die Rentenbesteuerung und gegen die einmalige Abgabe spricht.

Als diese Zeilen bereits druckfertig vorlagen, erschien in Nr. 653 des „Berliner Tageblatt" ein Artikel des Herrn Geheimrat Max Steinthal unter dem Titel „Vermögensabgabe". Dieser Artikel bestätigt fast Wort für Wort die Richtigkeit der vorstehenden Ausführungen. Es sei deshalb an dieser Stelle ausdrücklich darauf hingewiesen.

Nr. 2.

Kommen wir jetzt zur Erbschaftssteuer oder besser zum staatlichen Erbrecht.

Beide Begriffe sind dem geltenden Rechte keineswegs fremd: Bereits heute wird eine Erbschaftssteuer in beschränktem Umfange erhoben, ebenso wie der Staat auch heute schon in gewissen, aber äußerst seltenen Fällen als gesetzlicher Erbe eintritt. Aber wohlgemerkt: Beide Begriffe unterscheiden sich grundsätzlich in ihrem Inhalte und in ihren Wirkungen. Die Erbschaftssteuer ist ein obligatorischer Geldanspruch des Staates gegenüber dem Erben, während das staatliche Erbrecht eine dingliche Beteiligung an der Erbmasse selbst mit allen ihren Rechten und auch Pflichten darstellt. Auf den ersten Blick erscheint es zweifellos bedenklich, an Stelle des bisher regelmäßig üblichen Geldanspruchs eine dingliche Beteiligung zu begründen, die den Staat in den Besitz zahlreicher für ihn fast unverwertbarer Vermögensobjekte setzt. Will man aber die Erbmasse in hohem Maße heranziehen, wie es unter den heutigen Verhältnissen unbedingt nötig ist, dann scheitert der Gedanke der bloß geldlichen Erbschaftssteuer ohne weiteres daran, daß der Erbe in der Mehrzahl der Fälle garnicht in der Lage sein würde, die hohen geldlichen Ansprüche des Staates zu befriedigen. Mithin kann nur das staatliche Erbrecht zu einer wirklich durchgreifenden Erfassung des Vermögens führen.

Über Höhe und Durchführung dieses Staatserbrechtes ist folgendes zu sagen:

a) Die normale Lebensdauer des Menschen ist 30 Jahre; mithin wechselt das gesamte in privater Hand befindliche Nationalvermögen in 30 Jahren seinen Besitzer oder aber: jedes Jahr wird $^1/_{30}$ des gesamten Volksvermögens umgesetzt. Rechnet man wie oben das private Nationalvermögen auf 380 Milliarden, so wechseln mithin jedes Jahr $^{380}/_{30} = 12{,}66$ Milliarden den Besitzer.

b) An jeder Erbmasse ist je nach ihrem Umfange, progressiv steigend von 25 bis zu 100 Prozent, der Staat als Erbe beteiligt. Das gesetzliche Erbrecht wird auf Kinder und Ehegatten, in Ausnahmefällen auf Eltern, beschränkt. In allen übrigen Fällen wird der Staat Alleinerbe. Daneben wird eine testamentarische Erbeinsetzung zugelassen bis zu einem Viertel des Vermögens, jedoch

natürlich nur unter Anrechnung auf den gesetzlichen Erbteil. Hinterläßt z. B. ein Erblasser ein Vermögen von 1 Million Mark, für das ein Kind und ein Testamentserbe vorhanden ist, so entfällt auf diese Erben zusammen — angenommen, daß bei dieser Vermögenshöhe die zulässige Quote 50 Prozent beträgt — 500 000.— Mk. oder das Kind allein 375 000.— Mk., den Testamentserben 125 000.— Mk., den Staat aber 500 000.— Mk.

c) Da aber, wie gesagt, der staatliche Erbanspruch ein dinglicher ist, der die gesamte Erbmasse einschließlich der Vermögensobjekte umfaßt, welche bei der Bewertung des Nationalvermögens nicht mitgerechnet werden, z. B. Wohnungseinrichtungen, Schmucksachen, Bilder u. dergl., so erhöht sich entsprechend das finanzielle Endergebnis für den Staat. Rechnet man demgemäß das so vorhandene Volksvermögen auf mindestens 400 Milliarden, bewertet weiter den staatlichen Erbteil auf durchschnittlich ein Drittel, so ergibt sich bei einem dreißigjährigen Umschlage dieses Vermögens ein Reinwert für den Staat von jährlich über 4 Milliarden Mark.

d) Diese so in die Hand des Staates gelangenden Vermögenswerte sind jedoch zu einem erheblichen Teil keine baren Mittel, sondern oft schwer, wenn nicht garnicht verwertbare Vermögensobjekte. Infolgedessen ist die Durchführung dieses staatlichen Erbrechts nur möglich, wenn einerseits der Staat berechtigt wird, ihm nicht genehme Erbmassen oder Erbteile auszuschlagen und — die Hauptsache! — wenn bei jedem Erbfall eine zwangsweise Mobilisierung des Vermögens vorgesehen ist. Diese ist derart durchzuführen, daß jeder Bürger nach Maßgabe seines Vermögens von Staatswegen auf den Todesfall versichert wird. Dann zahlt beim Ableben die staatliche Versicherungskasse die Versicherungssumme in die Erbmasse ein, wodurch der Staat nunmehr an Stelle der schwer verwertbaren Einzelobjekte die feste Versicherungssumme als Erbteil in die Hand bekommt.

Hand in Hand mit Einführung dieses Staatserbrechtes muß natürlich eine Regelung des Schenkungswesens erfolgen, derart, daß über die Erfüllung einer Anstands- oder moralischen Pflicht hinausgehende Schenkungen regelmäßig überhaupt verboten werden, im übrigen aber mit einer Steuer belastet werden, die dem staatlichen Erbrechte gleichkommt.

Nr. 3

Die progressive Einkommensteuer wäre den Einzelstaaten oder Provinzialverwaltungen vorzubehalten. Sie ist eine alte sozialpolitische Forderung und dürfte allseitig auf Zustimmung rechnen. Es kann sich nur fragen, welche untere und welche obere Grenze soll eingehalten werden und wie soll die Staffelung sein. Grundsätzlich sollte zu dieser Steuer jedes Einkommen herangezogen werden, welches aus gewinnbringender Tätigkeit oder aus der Ausübung eines Gewerbes stammt, mit anderen Worten das Arbeitserträgnis darstellt. Die Kapitalrente ist bereits unter Nr. 1 gründlich erfaßt, eine Doppelbesteuerung aber

zu vermeiden. Wie oben schon bemerkt, sollte auch das geringste Arbeitseinkommen Steuern zahlen, denn der Arbeiter, der bisher für seine Parteikasse gern gesteuert hat, wird auch dem nunmehr nach seinem Ideal aufgebauten Staat die notwendigen Mittel nicht versagen können. Eine untere Grenze ist erwünscht, um die Einziehung der Steuer nicht unwirtschaftlich zu machen. Die obere Grenze sollte alles in allem, einschließlich aller etwaigen Zuschläge, den Anteil von 20 Prozent des Arbeitseinkommens nicht übersteigen. Wir haben keinerlei Interesse daran, gerade tüchtige Kräfte des Wirtschaftslebens durch eine hohe Einkommensteuer aus dem Lande zu vertreiben und dieselben anderen Völkern als Kulturdünger abzugeben. Auch ist die Vermögensneubildung nur in jeder Weise zu begrüßen. Nach Helfferich war das Einkommen vor dem Kriege ca. 43 Milliarden. Das Arbeitseinkommen ist auf ca. 35 Milliarden zu veranschlagen. Infolge der gesteigerten Preise aber wahrscheinlich höher. Legen wir 35 Milliarden und einen Durchschnittszusatz von ca. $12\frac{1}{2}$ Prozent zugrunde, so beläuft sich der Einkommensteuerertrag auf $\frac{35}{8} = 4\frac{3}{8}$ Milliarden.

Damit wären die direkten Steuern erschöpft und wir kommen zu

Nr. 4.
der Warenumsatzsteuer.

Wie eingangs bemerkt, sind die vielen verschiedenen Steuern auf einzelne bestimmte Artikel deshalb nicht praktisch, weil sie erstens viel Verärgerung schaffen und zweitens mit einem vielfachen Betrage auf die Konsumenten abgewälzt werden und drittens zuviel Einziehungsspesen und Beamten erfordern. Daß diese Steuern die Ware enorm verteuern, haben wir bei Zigarren- und Zigarettensteuer besonders schwer empfunden. Auch die sogenannte Luxussteuer verdient ihren schönen Namen nur deswegen, weil sie ein Luxus ist, den wir uns eigentlich nicht leisten sollten.

Unsere Luxusindustrie ist doch nicht so wertlos, daß wir darauf verzichten könnten, sie umfaßt ganz gewaltige Geschäftszweige. Es kann uns doch nicht gleichgültig sein, die Kunst, das Kunstgewerbe, die Möbel-, Uhren-, Automobilindustrie und was sonst noch alles ein sogenannter Luxus ist, dem Auslande gegenüber konkurrenzunfähig zu machen und unsere Künstler und besten Arbeiter zur Abwanderung ins Ausland zu zwingen. Auch der Begriff „Luxus" ist kein einheitlicher. Ein Auto kann Luxus sein und kann auch zur Ausübung eines Gewerbes notwendig sein. Man nehme eine Automobildroschke oder das Auto eines Geschäftsmannes an; in beiden Fällen kann von Luxus nicht die Rede sein. Wo fängt bei einer Uhr z. B., bei einem Möbel etc. der Luxus an und wo hört er auf? Luxus ist eben kein feststehender, sondern ein relativer Begriff und die ganze Luxussteuer ist in Wirklichkeit weiter nichts als ein schönes Schlagwort zum politischen Stimmenfang.

Es ist deshalb praktisch, alle derartigen Steuern ruhig fallen zu lassen und

sich auf die bereits eingeführte Warenumsatzsteuer zu beschränken. Ihren Satz kann man ohne Bedenken auf 2 Prozent erhöhen und hat dann eine recht kräftige Reichseinnahme. Das Geschrei des Handels über eine ruinöse Belastung kann man ruhig mit dem Hinweis auf die Grundstücksumsatzsteuer, die nominal 3 und 4 Prozent beträgt, abtun. Diese Steuer wird aber nicht nur vom wirklich umgesetzten Guthaben, sondern auch von den nicht umgesetzten Hypothekenschulden erhoben und hat dadurch eine tatsächliche Höhe von 12 bis 15 Prozent erreicht und auf diese Weise nicht unwesentlich zum Ruin des Grundstücksverkehrs beigetragen.

Für Exportwaren könnte man eine Ausfuhrvergütung von 1 Prozent gewähren und so die Exportindustrie konkurrenzfähiger machen. Der Ertrag dieser Steuer ist augenblicklich überhaupt nicht zu schätzen, immerhin dürften aber mehrere Milliarden herauskommen.

Nr. 5.

Monopole.

Die Handelsmonpole haben schon vor dem Kriege in Gestalt von teils staatlichen (z. B. Post, Telegraphie), teils privaten Monopolen (z. B. Spiritus, Kohle) große wirtschaftliche Bedeutung gehabt. Durch den Krieg sind sie zu einem Machtfaktor geworden, dessen Ausbildung als reine Staatsmonopole auf der Hand liegt. Man denke an das Getreide-Handelsmonopol der Reichsgetreidestelle oder das Lebensmitteleinfuhrmonopol der Zentral-Einkaufs-Gesellschaft u. a. m. Der Staat hat hierdurch eine außerordentliche Macht in die Hand bekommen und ist in der Lage, stets regulierend zu wirken, um der Verschwendung von Nationalvermögen vorzubeugen und für das gesamte Staatsgebiet gleiche Lebensbedingungen zu gründen. Durchaus verworfen wird natürlich die durch die Kriegsnotlage eingeführte Zwangswirtschaft. Aber es ist zweifellos berechtigt, daß die wichtigsten und unentbehrlichsten Bedarfsartikel der privaten Spekulation und der hierdurch entstehenden Verteuerung entzogen werden. Dazu gehört vor allem der Handel mit Getreide, Kartoffeln sowie mit Kohlen.

Der geldliche Ertrag solcher Monopole ist beliebig und richtet sich nach den Bedürfnissen und den für den Verbraucher erträglichen Grenzen.

Eine Unterabteilung der Handelsmonopole sind die Verkehrsmonopole: Eisenbahn, Post, Straßenbahn, Schiffahrt usw. Aber schon bei ihnen ist es bedenklich, derartig zu schematisieren, daß alle diese Monopole als reine Staatsmonopole aufgezogen würden. Z. B. eignet sich die Monopolisierung der Straßenbahn nur für die Kommunen, während das Eisenbahnmonopol dem Staate überlassen sein muß. Auch diese Monopole sind des Ausbaues nach jeder Richtung hin fähig. Zum Teil sind ja fertige Organisationen bereits vorhanden, die lediglich von den staatlichen oder kommunalen Organen übernommen zu werden brauchen.

Ähnlich wie bei den Verkehrsmonopolen liegt es bei den Monopolen auf Elektrizität, Gas und Wasser. Während ersteres sich vielleicht noch als Staatsmonopol durchführen läßt, können die beiden letzteren ihrer ganzen Natur nach zweifellos nur kommunale Monopole sein.

Eines der Hauptmonopole des Staates aber muß das Monopol auf Versicherungswesen werden. Auch hier sind ja in verschiedenen Staaten, z. B. im Reiche bei der Kranken-, Invaliditäts- und Altersversicherung oder in Sachsen bei der Staatlichen Brandversicherung, Vorgänge vorhanden. Ihr Ausbau aber ist in weitestem Umfange für das gesamte Gebiet des Versicherungswesens möglich und auch notwendig, wenn die oben bei dem staatlichen Erbrecht vorgesehene zwangsweise Lebensversicherung durchgeführt wird.

Nr. 6.

Reform des Bodenbesitzes, Bodenkredites als Einnahmequelle und als Sozialisierungsmaßnahme.

Der Begriff „Boden" ist eine Zusammenfassung alles dessen, was in der Natur ohne Zutun der Menschen vorhanden ist. Also sowohl der eigentliche Grund und Boden sowie die Naturschätze und Kräfte in, auf und über der Erdoberfläche, also auch Wasser, Luft usw. Jede Produktion bedingt drei Faktoren, nämlich: Arbeit, Kapital und Boden. Während sich die ersten beiden vermehren lassen, ist der Boden unvermehrbar. Die Folge ist, daß der Boden im Werte steigt, sobald die beiden anderen Faktoren sich vermehren. Die Wertvermehrung drückt sich in der Bodenrente aus. Die Wertsteigerung des Bodens ist besonders in die Augen fallend bei dem Grundbesitz in den großen Städten. Je mehr sich die Menschen in diesen zusammendrängen, desto höher werden die Preise für Grund und Boden, desto höher auch die sogenannte Bodenrente und zwar einfach durch die Tatsache des Beieinanderwohnens so vieler Menschen, die auf begrenztem Grund und Boden ihren Lebensunterhalt suchen. Im folgenden sollen nun zunächst die großstädtischen Verhältnisse untersucht werden. Das krasseste Beispiel bietet Groß-Berlin, dessen Bodenwert schätzungsweise 10 Milliarden repräsentiert. Dieser Boden ist zum größten Teil in Privatbesitz und zwar der bebaute meistenteils in Händen physischer Einzelpersonen, der unbebaute meistens in Besitz der Terraingesellschaften. Nur noch verhältnismäßig wenig ist in Händen der Urbesitzer, also der Bauern. Der größte Teil ist schon mehrere Male auf Spekulation gekauft und infolge der Überschätzung der Ausdehnung der Stadt zu hoch bezahlt, d. h. man hat irrtümlich angenommen, daß sich das Terrain in wenigen Jahren zu Bauzwecken verkaufen würde, während diese Hoffnung in fast allen Fällen trügerisch war. Man war gezwungen, teures Leihgeld aufzunehmen, und die Zinsen absorbierten den Nutzen, der beim Verkauf einzelner Baustellen erzielt wurde. Um möglichst hohe Preise zu erzielen, war man in der Wahl des Käufers nicht wählerisch. Der typische sogenannte Bauunternehmer hatte meistens kein Ver-

mögen, vielfach sogar noch Schulden. Er zahlte recht wenig an, der Terrainverkäufer gab oder verschaffte ihm noch Baukredit und so wurde gebaut. Der Bauplatz wurde naturgemäß überwertet, und wenn die Finanzierung nicht auslangte, mußten die Handwerker und Lieferanten einen Teil ihrer Forderungen hinter der Restkaufgeldhypothek eintragen. Die Handwerker warteten auf den Verkauf des Grundstücks. Gelang der, so bekamen sie zum Teil ihr Geld. Gelang er nicht — und das war in den letzten Jahren der Überproduktion fast immer der Fall — dann fielen die Handwerker aus. Zinsen bekamen sie auch bei jahrelangem Zuwarten fast nie. Oftmals „kaufte" der Bauunternehmer auch sofort eine neue Baustelle und stopfte mit dem neuen Baugeld die alten Löcher zu. Dieselben Handwerker mußten wieder liefern, und ihre Forderung vergrößerte sich, bis dann die Zwangsversteigerung dem Elend und der Illusion ein Ende machte. Baugeld und Hypothekenwucher taten das ihrige, um das gewisse Ziel zu erreichen. Unzählige kleine Existenzen wurden vernichtet, der Sündenbock war der Unternehmer, während in Wirklichkeit die Schuldigen ganz wo anders saßen, nämlich bei den Terrainverkäufern und vor allen Dingen bei den Hypotheken- und Baugeldgebern mit ihren hohen Abschlußprovisionen.

Die Folgen dieser Mißwirtschaft sind aber damit noch lange nicht erschöpft. Die Handwerker schlugen selbstverständlich sogenannte Risiko-Prämien auf ihre Kostenanschläge, und da sie nicht unterscheiden konnten, ob der Bauunternehmer zahlen konnte oder nicht, so mußte auch der solide Bauherr mehr zahlen, und das Bauen wurde allgemein verteuert, damit aber auch die Wohnungsmieten. Diese Steigerung ging solange, bis die aus obigen Verhältnissen entstehende Überproduktion ein riesiges Angebot schaffte, und damit senkten sich dann auch die Mieten. Naturnotwendig erfolgte dann der Baukrach. Die Berliner Verhältnisse sind für die meisten Großstädte typisch, wenn auch hier schärfer hervortretend wie bei kleineren Gemeinden. Wie ist es nun möglich, diesem Unwesen zu steuern? Die Riesenverluste, die dem Nationalvermögen durch Verschwendung von Baumaterial bei der Überproduktion und durch die vielen Zwangsversteigerungen erwachsen, einzudämmen bezw. ganz zu vermeiden. Ferner zu vermeiden, daß die kolossale Bodenrente — Professor Oppenheimer schätzt das in städtischem Grundbesitz investierte Kapital auf 50 Milliarden, B. T. Nr. 663 — in die Taschen einiger weniger Kapitalisten und Aktionäre von Beleihungsinstituten fließt. Hier ist eine durchgreifende Reform des Bodenkreditwesens notwendig, die in weiterer Folge die Wirkung hat, daß der eigentliche Eigentümer des Bodens resp. der Nutznießer der Bodenrente die Allgemeinheit wird, ohne daß dadurch jemand wirklich benachteiligt zu werden braucht. Der Vorschlag ist einfach der: Die Gemeinde monopolisiert das „Bodenbeleihungsgeschäft für sich" und zwar geschieht das auf folgende Weise.

Der „Grund und Boden", wohlverstanden ohne die Gebäude und Meliorationen, wird sorgfältig abgeschätzt und von der Gemeinde in

voller Höhe zum Zinssatze von 5 Prozent pro anno, beiderseitig unkündbar, beliehen. Ein Risiko ist dabei für die Gemeinde ausgeschlossen. Die Gemeinde zahlt den Beleihungswert an die Berechtigten in vierprozentigen Pfandbriefen, hat also einen jährlichen Verdienst am Beleihungsgeschäft von 1 Prozent. Die Berechtigten — in den meisten Fällen Hypothekenbanken und Hypothekengläubiger — müssen diese Pfandbriefe an Zahlungsstatt und al pari annehmen. Sollten sie dabei einen Zinsverlust haben, so fällt dieser kleine Eingriff in die privatrechtlichen Vermögensverhältnisse gegenüber den ungeheuren Vorteilen nicht ins Gewicht. Der Pfandbrief der Gemeinde ist sowohl dinglich wie auch durch die Steuerkraft der Kommune gesichert, also eine allererste Kapitalsanlage, die derjenigen der Hypothekenbankpfandbriefe und der Reichsanleihe überlegen ist.

Die Grundstücksbesitzer haben in den weitaus meisten Fällen überhaupt keine Nachteile, da heute Hypotheken nur zu ähnlichen Sätzen zu haben sind, und die Besitzer auf diese Weise einen unkündbaren Hypothekenkredit haben, also nicht alle zehn Jahre die erheblichen Spesen für Prolongation aufwenden müssen. Die Terrainhypotheken erfordern heute meistens sogar sechsprozentige Verzinsung, unter Berücksichtigung der Agenten- und Abschlußprovision zum Teil noch mehr wie oben schon bemerkt, die Hauptursache für die Unhaltbarkeit der Verhältnisse. Da die Beleihung bei unbebautem Grundbesitz sich nach dem derzeitigen Wert unter Berücksichtigung der Aufschließungskosten und der Realisierungsmöglichkeit auf Grund einer vorsichtigen Schätzung unter Ausschluß des Spekulationswertes vollziehen würde, so ist auch bei Terrainbeleihungen kein Risiko zu befürchten. Sollte die Gemeinde aber früher oder später bei schwach gewordenen Terrainbesitzern ein oder das andere Gelände übernehmen müssen, so wäre das kein Unglück, im Gegenteil, es würde die Monopolisierung des Grund und Bodens durch die Gemeinde nur fördern. Das jährliche Zinserträgnis würde bei einem Bodenwert von rund 10 Milliarden sich auf ca. 500 Millionen stellen, der Verdienst der Gemeinde ca. 100 Millionen betragen. Da der Wert des bebauten Bodens sich zum unbebauten ungefähr wie 9 : 1 verhält, so würde, vorausgesetzt, daß sämtlicher unbebauter Boden erworben würde, immer noch ein Zinsüberschuß von 60 Millionen vorhanden sein. Eine $^1/_2$ prozentige jährliche Amortisation aber würde es der Gemeinde ermöglichen, nach ca. einem Menschenalter in vollständig schuldenfreiem Besitz des gesamten Grund und Bodens zu sein, und sie könnte ihren ganzen Etat aus dieser Rente decken. Untersuchen wir nun die Wirkung auf die Bautätigkeit.

a) auf bisher unbebautem Gelände.

Der alte Bauunternehmer dürfte durch die neuen im Krieg entstandenen Anschauungen über Kreditgewährng ausgestorben sein. Bauen wird in Zukunft nur noch derjenige können, der auch die Mittel dazu besitzt. (Vielfach werden Baugenossenschaften anstelle des einzelnen treten.) Diese Mittel sind später nicht mehr so enorm, wie sie nach dem alten System waren, da der Bauherr ja nur noch der

Bau, nicht aber den Boden zu bezahlen braucht, denn der Kaufpreis des Bodens wird ihm ja in voller Höhe durch die Gemeinde beliehen, während sich für die Beleihung der Häuser oder Bauten ein dankbares Geschäftsfeld für die Hypothekenbanken eröffnet. Selbstverständlich kann es sich bei Beleihung dieser Art nur um Amortisationshypotheken handeln. Nehmen wir ein Beispiel an:

Da die Mietskasernen, abgesehen von einigen Ausnahmen der in fast fertigen Straßen noch brachliegenden Bauplätze und sonst notwendigen Ergänzungen des Stadtbildes, wohl der Vergangenheit angehören dürften, soll hier das Zweifamilienhaus als Beispiel dienen, welches höchstens 1/3 des Bauplatzes in Anspruch nehmen darf. Der Bauplatz sei 600 qm à 25,00 = 15 000 Mk. Da der Käufer den Bauplatz nur nominell erwirbt, d. h. kein Guthaben an dem Bauplatz hat, so dürfte von Rechtswegen auch eine Umsatzsteuer nicht erhoben werden. Es soll jedoch ein Kaufstempel von 1 Prozent in Anrechnung gebracht werden, also

	150.—	Mk.
Der Bau, 200 qm Keller, Erdgeschoß und 1. Stock, kostet . .	30 000.—	„
Beleihungsspesen auf den Bau:		
Beleihung mit 60 % des Wertes = 18 000.— Mk. 1 % =	180.—	„
Gesamtbaukosten	30 330.—	Mk.
Hiervon ab: Die Hypothek von	18 000.—	„
verbleibt eigenes Kapital für 2 Familien . .	12 330.—	Mk.

also eine erschwingliche Summe.

Die jährliche Verzinsung würde betragen:

a. Grund und Boden 5 %	750.—	Mk.
b. Hypothek 5 % und 1 % Tilgung	1 080.—	„
gesamter Zinsendienst also	1 830.—	Mk.
Dazu eventuell die Verzinsung des eigenen Geldes 5 % . .	616.50	„
	2 446.50	Mk.

Nach altem System würden sich die Kosten unter Zugrundelegung der gleichen Preise wie folgt stellen:

a. Grund und Boden	15 000.—	Mk.
b. Umsatz 3 %	450.—	„
c. Baukosten	30 000.—	„
d. Beleihungsspesen für I. Hypothek rund 60 % von 45 450 Mk. = 27 000 Mk., Agent und Bank mindestens 2 % =	540.—	„
Notwendiges Eigenkapital	18 990.—	Mk.

Man sieht aus diesem kleinen Beispiel, daß sowohl die Kosten höher sind, vor allen Dingen aber weit größere Eigenmittel erforderlich werden, um eine Heimstätte herzurichten. Die nähere Untersuchung wird aber noch weitere Vorteile der

Reform ergeben. Zinsen und Unkosten sind ungefähr die gleichen. Aber im alten Falle müßte der Eigentümer alle 10 Jahre für Neubeleihung sorgen oder aber 27 000 Mk. amortisieren. Ferner ist es bei der Reform denkbar, daß auf demselben Grund und Boden sich beide Bewohner in die Aufbringung des Eigenkapitals teilten und so jeder nur 6165 Mk. für eine Wohnung von 5 Zimmern bereitzustellen hätte. Auf alle Fälle leuchtet die wesentliche Erleichterung ein. Noch deutlicher tritt der Vorteil der Reform bei höherem Bodenpreise in Erscheinung. Nehmen wir ein Geschäftshaus in Berlin in guter Stadtgegend an. Der qm Boden soll hier mit 1500 Mk. angenommen werden.

Boden. Die Größe des Grundstücks 600 qm à 1 500.— Mk. =		900 000.— Mk.
Umsatz 1 %	9 000.— „	
70 % Bebauung = 420 qm à 1000.— Mk.	420 000.— „	
I. Hypothek 60 % der Baukosten mithin 252 000.— Mk., Beleihungsspesen 1 %	2 520.— „	
Gesamterfordernis der Baukosten usw. . . .	431 520.— Mk.	
Hiervon ab: I. Hypothek auf Bau	252 000.— „	
Erforderliche eigene Mittel	179 520.— Mk.	
Boden-Verzinsung 900 000.— Mk. à 5 % = ...		45 000.— Mk.
Bau-Verzinsung 252 000.— Mk. à 5 % und 1 % Tilgung .		15 120.— „
Eigenes Geld 179 520.— Mk. à 5 %		8 976.— „
Jährliches Zinserfordernis in Summa . . .		69 096.— Mk.

II. Altes System.

Grundstück	900 000.— Mk.
Umsatzspesen 3 %	27 000.— „
Baukosten	420 000.— „
Ablösung 1 %, Baugeld 1 % etwa	16 000.— „
I. Hypothek 60 % von 1 347 000 Mk. rd. 800 000 Mk. = 2 %	16 000.— „
Gesamtkosten	1 379 000.— Mk.
ab I. Hypothek	800 000.— „
Erforderliche eigene Mittel	579 000.— Mk.

Es sind also statt 179 520 Mk. eigene Mittel nach früherem Schema 579 000 Mk. erforderlich und diese sind eher noch zu gering wie zu hoch gerechnet. Da aber eine derartige Summe meist nicht zur Verfügung steht, so muß eine II. Hypothek beschafft werden und diese kostet bei derartigen Geschäftsgrundstücken nicht allein Wucherzinsen und Provisionen, sondern wird usancegemäß alle 5 Jahre fäqig, während die erste alle 10 Jahre zu prolongieren ist. Bedenkt man,, daß die II. Hypothek normaler Weise 1/4 der ersten beträgt und ca. 6 bis 7 Prozent zu kosten pflegt — der Satz über 5 Prozent wird meistens vorweg abgezogen — so entsteht abermals eine Verteuerung von 10—20 000 Mk. und der Eigentümer

hat immer noch eigene Mittel von 390 000 Mk. bis 400 000 Mk. zu investieren und zwar bei höherem Zinsendienst.

Die notwendige Folge ist, falls er nicht sehr gute Mieten bekommt und in 5 Jahren mit Nutzen verkauft, daß es auch hier bei eintretenden Geldkrisen zur Zwangsversteigerung kommt oder zu einem abermaligen Aderlaß bei der Prolongation. Man sieht die ganze Unhaltbarkeit der Zustände, dabei haben wir den schlimmsten Wucher bei Nachhypotheken, die sogenannten Hereingabegeschäfte, noch gar nicht erwähnt.

Nur die Bodenreform in Gestalt der Reform des Realkredits kann den städtischen Grundbesitz retten.

Notwendig ist eine vollständige Trennung von Boden und Gebäuden. Der erstere gehört der Allgemeinheit, das Gebäude bleibt Privatbesitz und kann veräußert werden wie jede andere Ware. Der Umsatzstempel ist nur vom Gebäude zu erheben.

Der Staat hat keinerlei Interesse daran, den Grundstücksverkehr zu beschränken. Im Gegenteil, es ist erwünscht, daß der intelligentere, strebsame Besitzer den weniger intelligenten und trägen ablöst und neue Werte schafft. Aber keinerlei Interesse hat die Allgemeinheit an der trägen privaten Bodenspekulation, an dem Liegenlassen und Abwarten der Wertsteigerung. Dem wird mit der Reform des Realkredits der Boden entzogen. Von Zeit zu Zeit, jedoch nicht in zu kurzen Terminen, etwa alle 20—30 Jahre, könnte eine Nachschätzung des Bodens stattfinden und dann auch die inzwischen nicht umgesetzten neubebauten Grundstücke von der Bodenrente neu erfaßt werden. Beim Umsatz und bei Neubebauung ist ja jedesmalige Beleihung des Bodenwertes möglich, also auch Erfassung des Wertzuwachses.

Der Erfolg der Reform ist in finanzieller Hinsicht für die Gemeinde bedeutend. Aber auch in sozialer Hinsicht werden Wirkungen erzielt, die sehr beachtenswert sind. Man sehe sich die Umgebung einer Großstadt wie Berlin an. Große weite Ödländereien wird man bemerken, die keinerlei Bodenkultur aufweisen. Woher kommt das? Ganz einfach, die Bodenspekulanten haben einen derartig hohen Preis für den Boden gezahlt, daß seine landwirtschaftliche Ausnutzung gegenüber den Zinsen des investierten Kapitals nicht ins Gewicht fällt. Dieser Zustand wird sich aber bei einer gesunden kommunalen Bodenpolitik sofort ändern und einen großen Teil Terrain wieder seiner landwirtschaftlichen Bestimmung zuführen. Zunächst wird schon die moralische Wirkung der offiziellen Abschätzung nach dem wirklichen Wert manche Illusionen zerstören. Denn Spekulation ist zu 90 Prozent auf Hoffnungen und zwar meist auf trügerische aufgebaut, die durch das im Schwunge befindliche Hereingabegeschäft noch künstlich genährt werden. Wenn nun durch die Taxe festgestellt wird, daß vielleicht 5/6 der sogenannten Bauterrains z. Zt. auf Jahre hinaus nur landwirtschaftlichen Wert haben, so wird das dazu führen, daß die Bodenpreise für diese Terrains sinken.

Niemand wird sich z. B. einreden lassen, daß ein Terrain, welches von der Gemeinde mit z. B. 30 Pfg. per qm, also mit 750 Mk. pro Morgen vollwertig beliehen ist, nun auf einmal 3—10 000 Mk. pro Morgen Wert sein soll. Dem Terrainschwindel wird auf diese einfache Weise ein Riegel vorgeschoben, der sich nicht beseitigen läßt, denn jeder Käufer wird zunächst fragen: Wieviel Gemeinderente lastet auf dem Grundstück, und wird hiernach den Wert bemessen. Hier ist einzuschalten, daß der Boden grundsätzlich nur mit der Gemeinderente belastet werden soll und alle darüber hinaus bestehenden Belastungen lediglich Personalschulden werden. Mit dieser Maßnahme ist z. B. das Hereingabegeschäft — der schlimmste Auswuchs des Berliner Bodenwuchers — sofort beseitigt, denn auf Hereingabegeschäfte läßt sich nur ein Kapitalschwacher ein und die Sicherheit besteht zu $^{9}/_{10}$ in hypothekarischer Belastung seines Grundbesitzes.

Die von der Maßregel betroffenen Terraingesellschaften könnten durch Erhöhung ihres Aktienkapitals dem Mangel einer dinglichen Sicherheit abhelfen. Andererseits ist der Fortfall einer illusorischen Sicherheit für den Gläubiger ja auch unerheblich. (Im übrigen ließe sich auch durch Eintragung einer Vormerkung für den Verkaufsfall eine Sicherheit schaffen.) Nun kann es ja in Ausnahmefällen wohl vorkommen, daß ein solches Terrainstück durch irgend welche Zufälle einen höheren Wert bekommt und bessere Preise erzielt. Dem kann aber die öffentliche Bodenrente leicht folgen. Ein Beispiel möge den Fall erläutern:

In irgend einem Vorort siedelt sich ein großes Fabrikunternehmen an und kauft das Gelände, welches mit 30 Pfg. pro qm Rente beliehen ist, zum Preise von 75 Pfg. an. Da durch die bauliche Ausnutzung der Bodenpreis ohne Zweifel eine Steigerung erfährt, so wird eine Neuabschätzung durch das Taxamt erfolgen. Diese Schätzung ergibt, daß infolge vorzeitiger Baureife das Terrain einwandfreien Wert von 60 Pfg. pro qm hat und in dieser Höhe mit Rente beliehen werden kann und infolgedessen auch beliehen wird. Ist der Käufer nun der Ansicht, daß er 75 Pfg. zahlen kann, so bleibt es ihm unbenommen, der Terraingesellschaft 15 Pfg. pro qm auszuzahlen und zwar für die Überlassung der Erlaubnis, auf diesem Teil des Terrains seine Gebäude errichten zu dürfen, und sich die etwaigen Meliorationen der Terraingesellschaft zu Nutze zu machen. Der Boden als solcher darf aber außer der Rente nicht belastet werden. Er bleibt Eigentum der Gemeinde und haftet für die Rente. Der Käufer hat lediglich das Recht, ihn mit Gebäuden gemäß der Bauordnung zu bestellen. Diese Gebäude kann er hypothekarisch belasten, nichts weiter.

Nehmen wir nun den Fall der Zwangsversteigerung.

Die Gemeinde hat ihr Recht auf die Bodenrente. Wird diese nicht pünktlich bezahlt, so kann sie Zwangsvollstreckung in das gesamte Vermögen des Schuldners, also auch des Hausbesitzers, betreiben. Wohlgemerkt, aber nur wegen der fälligen

Rente, nicht aber wegen des Kapitalbetrages. Die Untersuchung dieses Falles ist wichtig und zwar in Bezug auf folgende Punkte:

1. Ist das Rentenkapital der Gemeinde und damit die Pfandbriefsicherheit gefährdet, d. h. ist die Rente selbst eintreibbar?

2. Ist das Beleihungskapital, welches der Hypothekengläubiger nach vernünftigen Grundsätzen auf das Gelände geliehen hat, gesichert oder nicht? Von der Beantwortung dieser Fragen hängt es ab, ob die Rentenbeleihung auf Grund und Boden richtig ist, und zweitens, ob die Gebäudebeleihung für ein Kreditinstitut eine dingliche Grundlage bildet, mit anderen Worten: Wird sich das Privatkapital zu derartigen Beleihungszwecken bereitfinden?

Nehmen wir ein Wohnhaus gemäß unserem Beispiel an.

Der Grund und Boden ist belastet mit einer Rentenschuld von jährlich	750.— Mk.
Die Hypothek beträgt 18000.— Mk. à 6% = ...	900.— „
Die jährlichen Zinslasten also	1650.— Mk.

Die Miete für 2 Fünfzimmerwohnungen ca. 2800.— bis 3000 Mk.

Beide, Mieter und Hauseigentümer, sind zahlungsunfähig geworden, also der ungünstigste Fall. Die sofort einsetzende Zwangsverwaltung führt innerhalb von 3 Monaten die Zwangsversteigerung herbei. An Rückständen sind vorhanden:

1/4 Jahr Bodenrente	187.50 Mk.
Zinsen der I. Hypothek von 3 Monaten	225.— „
Etwaige Steuern und Kosten der Zwangsversteigerung schätzungsweise höchstens	1000.— „
	1412.50 Mk.

Da bei Zwangversteigerungen weder Hypotheken fällig gemacht, noch Umsatzstempel erhoben werden sollten, so würde das geringste Bargebot für ein derartiges Haus 1412,50 Mk. sein. Derartige Käufer sind aber wie Sand am Meer vorhanden. Was ist denn die Veranlassung, daß bei unseren Subhastationen solche Riesensummen verloren werden und der Kreis der Käufer so gering ist? Es ist eine gänzlich veraltete, auf rein kapitalistische Interessen zugeschnittene Zwangsversteigerungsordnung. Es können z. B. sämtliche Hypotheken fällig gemacht werden und sie werden es auch, wenn sich der Ersteher nicht vorher mit den Gläubigern in Verbindung setzt und die nötigen Prolongationsspesen bewilligt; das ist aber ein gegen die guten Sitten verstoßender Wucher. Dazu kommt, daß sich auch Staat und Gemeinde an dem Unglück des Subhastaten und der ausfallenden Hypothekengläubiger bereichern, indem sie vom Ersteher Stempel und Umsatzsteuer verlangen. Auf diese Weise kann unter heutigen Verhältnissen ein Grundstück in der Subhastation nur von einem sehr solventen Manne erstanden werden und zwar nur unter Aufwendung erheblicher Unkosten.

Alle diese Umstände wirken unsozial und schalten den Minderbemittelten vom Eigenbesitz vollständig aus. Unser Beispiel sollte tatsächlich nur beweisen, daß beide Kredite, sowohl die Bodenrente wie auch die Gebäudehypothek, nicht im Geringsten gefährdet seien. Tatsächlich wird der Fall, daß sowohl Mieter wie Besitzer gleichzeitig insolvent sind, kaum eintreten und ferner wird es dem Besitzer nicht schwer fallen, die geringe Summe von 412,50 Mk. an rückständigen Zinsen und Rente leihweise aufzubringen und die Versteigerung zu vermeiden. Hat die Einleitung der Zwangsversteigerung jedoch einen anderen Grund, z. B. den, daß der Besitzer sonst stark verschuldet ist, so ist jedenfalls die Sicherheit des Hypothekenkredits gewahrt und es ist auch anzunehmen, daß bei einer Versteigerung noch erheblich über das geringste Bargebot hinausgegangen wird und nachstehende Gläubiger zum Teil oder ganz befriedigt werden. Notwendig ist es nur, daß der Grundsatz durchgeführt wird, daß sich niemand an dem Unglück eines anderen ungerechtfertigt bereichern sollte; und daß das unmöglich wird, dafür haben gesetzliche Bestimmungen zu sorgen.

Fassen wir die Grundsätze dieser Bodenkreditreform zusammen, so ergibt sich folgendes:

1. Trennung von Boden und Gebäude.

2. Belastung des Bodens mit einer unkündbaren fünfprozentigen Rente unter vollständiger Ausnutzung des taxamtlich festzustellenden Bodenwertes. Darüber hinaus keine Beleihung des Bodens zulässig, da der Boden Allgemeingut ist.

3. Beleihungsmöglichkeit der Gebäude in Höhe von 60 Prozent, mit jährlicher Tilgung für Hypothekenbanken und ferner wie bisher für Privatpersonen und Institute.

4. Bei Zwangsversteigerungen kann die Hypothek als Tilgungshypothek nicht fällig gemacht werden, also Fortfall der Prolongationsspesen.

5. Zwangsversteigerungen müssen spätestens innerhalb 3 Monaten nach Antrag erfolgen. Stempel und Umsatzsteuer dürfen vom Ersteher nicht erhoben werden.

6. Bei jedem freihändigen Grundstücksverkauf findet eine Prüfung der Beleihungshöhe des Bodens statt. Die Gemeinde hat das Recht, den von der Rente noch nicht erfaßten Teil des Bodenwertes mit fünfprozentiger Rente voll zu beleihen, wobei ihr ⅓ des festgestellten Mehrwertes als Wertzuwachssteuer vom Verkäufer nach seiner Wahl in bar oder in Pfandbriefen zu zahlen ist. Dem Verkäufer steht der Anspruch auf Zahlung des festgestellten Mehrwertes in vierprozentigen Gemeinderentenbriefen zu.

7. In gewissen Zeiträumen (ca. 30 Jahren) findet Neuabschätzung des gesamten Bodenwertes statt. Auf Grund dieser erfolgt die Neubeleihung und eine Besteuerung des Wertzuwachses nach Maßgabe der Bestimmungen unter Ziffer 6.

Die Vorteile der Reform sind:

1. Allmähliche Beseitigung der Bodenspekulation mit gleichzeitiger Senkung der Preise für unbebautes Gelände.

2. Beseitigung des Bau- und Hypothekenwuchers, daher billigeres Bauen, billigere Baupreise und billigere Wohnungen.

3. Allmählicher und zwar kostenloser Erwerb des gesamten Grund und Bodens für die Allgemeinheit durch Übergang der Bodenrente auf die Gemeinde.

4. Dadurch große Einnahmen für die Gemeinde und Abbau anderer Steuern.

5. Möglichkeit auch für die Minderbemittelten, ein Eigentum zu erwerben, und dadurch Förderung der Volksgesundheit.

6 Vermeidung der Überproduktion an Wohnhäusern und der Verschwendung von Nationalvermögen.

Und das alles wird erreicht, ohne den Produzenten in irgend einer Weise zu schädigen, lediglich durch Beseitigung des schädlichen Boden- und Baukreditwuchers.

Zum Schluß noch ein Wort über den ländlichen Grundbesitz. Hier liegen die Verhältnisse ganz anders als beim städtischen Grundbesitz, sodaß es zu schweren Erschütterungen führen würde, die für diesen soeben auseinandergesetzten Ideen schematisierend auf den ländlichen Grundbesitz gleichermaßen anzuwenden. Denn während der städtische Grund und Boden als solcher einen leblosen Körper darstellt, der seine Ausnutzung erst durch die Bebauung erlangt, ist der ländliche Grundbesitz ein lebendes Wesen, das dauernd bearbeitet, gehegt, gepflegt und verbessert werden muß, sollen ständige Erträge daraus erwirtschaftet werden. Würde man diesen Grund und Boden ähnlich wie oben den städtischen behandeln, so würde zweifellos binnen kurzem keiner der Nutznießer mehr die jetzige Intensivität der Arbeit aufwenden, um möglichst hohe Erträge zu erwirtschaften. Es würden vielmehr dauernd Verschlechterungen eintreten, wie man das in Rußland bei der dort bis zur sogenannten Stolypinschen Agrar-Reform üblichen Wirtschaftsform des „Mir“ hat beobachten können.

Deshalb muß das Eigentum am ländlichen Grund und Boden grundsätzlich Privateigentum bleiben. Aber der Staat muß verlangen, daß aus diesem Grund und Boden das denkbar beste Erträgnis herausgewirtschaftet wird. Infolgedessen müssen einerseits unwirtschaftliche Großbetriebe, wie Latifundien und Fideikommisse, aufgeteilt werden, und andererseits muß ein Minimalertrag sachverständig festgelegt werden, den der Grundbesitzer zum mindesten erwirtschaften und versteuern muß, soll er nicht von Staatswegen seines Besitzes enteignet werden.

Sozialisierung von industriellen Betrieben.

Die menschliche Natur ist egoistisch. Auf diesen Umstand ist Rücksicht zu nehmen. Jede Art der Vergesellschaftung, die auf einer Änderung der mensch-

lichen Natur basiert, ist unbedingt zu verwerfen, da sie Unmögliches verlangt. Es ist ein bedeutender Unterschied zwischen Theorie und Praxis, das gesteht sogar Kautsky in verschämter Weise auf Seite 22 seiner Broschüre „Der neue Staat" zu. Auch die Sozialisten der preußischen Regierung empfinden das Unangenehme des menschlichen Egoismus und wettern gegen die hohen Lohnforderungen der Arbeiter, werden aber wohl wenig dankbare Zuhörer finden. Will man nicht zu dem probaten Mittel des englischen Oberbefehlshabers in Köln greifen, der durch Zusicherung von Frontarbeit innerhalb 48 Stunden die Arbeitslosigkeit beseitigte und den Stundenlohn auf 50 Pf. herabdrückte, so ist vielleicht folgender Weg gangbar, der gleichzeitig ein „Zwischenglied" à la Kautsky darstellt. Selbstüberzeugung der Arbeiter, d. h. Beteiligung der Arbeiter und Beamten am Gewinn und an der Verwaltung. Das letztere ist eine Hauptsache. Gewährt den Arbeitern Einblick in den Geschäftsbetrieb, gewährt ihnen ihren selbst erarbeiteten Gewinn, also die Beteiligung am Erträgnis. Sie werden ihre Lohnforderungen mit ihren Leistungen in Einklang bringen müssen, oder aber sie werden sich selbst überzeugen, daß das Unternehmen ruiniert wird und ihnen binnen kurzem weder Lohn noch Gewinn bezahlen kann.

Der oder die Unternehmer können verlangen, daß ihr Kapital zunächst entsprechend verzinst wird, sagen wir mit 5 Prozent pro anno. Der Überschuß ist zwischen Kapital und Arbeit zu teilen. Die Verteilung unter die Arbeiter kann nach Maßgabe der im Geschäftsjahre bezogenen Lohnsumme erfolgen. Die Freizügigkeit der Arbeiter wird also nicht beschränkt. Es geht ihm, der seine Stellung aufgibt, sein eventueller Gewinnanteil nicht verloren. Er hat aber ein persönliches Interesse daran, daß das Unternehmen verdient. Es ist, um die Produktion zu heben und zu verhüten, daß der fleißige Arbeiter durch den weniger fleißigen benachteiligt wird, die Akkordarbeit möglichst allgemein durchzuführen. (Taylor-System.) Denn nur die Akkordarbeit in Verbindung mit der Gewinnbeteiligung ist wahrhaft sozial. Die Lohnarbeit ist eine Prämie für Faulheit. Auch die Arbeiter sind ebenso wie die „Ausbeuter" keine Engel, sondern Menschen mit allen Vorzügen und allen Schwächen. Die Produktionshebung bei möglichst kurzer Arbeitszeit ist aber eine Notwendigkeit für die Existenz des deutschen Volkes.

Die Beteiligung an der Verwaltung kann in der Weise geregelt werden, daß z. B. je ein Arbeiter- und Beamtenvertrauensmann dem Aufsichtsrat der Gesellschaft zugesellt wird, mit allen Rechten und Pflichten eines ordentlichen Mitgliedes desselben. Handelt es sich um eine Privatfirma, so ist dieselbe leicht in eine Gesellschaftsform umzuändern. Also auch hier kein Hindernis. Die Vertrauensleute haben die Verbindung zwischen der Geschäftsleitung und der Arbeiterschaft aufrecht zu erhalten, Lohn und Gehaltsforderungen nach jeweilig vorhandenen Verhältnissen zu regeln. Es ist dann anzunehmen, daß die Arbeiterschaft die nötige Einsicht besitzt, um dem Rate ihres Vertrauensmannes zu folgen und auch eventuell Mitglieder, die sich den Interessen der Mehrheit nicht fügen wollen, auf höfliche,

aber bestimmte Art aus den Betrieben zu entfernen. Ist die Gesamtheit der Arbeiter zugleich auch Mitunternehmer, so ist anzunehmen, daß das gegenseitige Verständnis besser wird und auch der moderne Arbeiter die Richtigkeit der Fabel des Menenius Agrippa begreifen wird, daß der Magen nicht allein genießt, sondern auch arbeitet.

Dieser Vorschlag könnte als eins der Kautskyschen Zwischenglieder betrachtet werden, bis der „Idealzustand" ähnlich wie die Quadratur des Zirkels erreicht ist.

Wir sind am Ende unserer Darlegungen. Schwer, furchtbar schwer ist der Weg, den unser Volk gehen muß, um aus dem Zusammenbruch aller seiner Lebensgrundlagen sich ein neues Dasein zu zimmern. Aber geht jeder von uns mit ernstem Wollen an den Aufbau heran, dann wird auch einst über Deutschland wieder die Sonne des Wohlstandes scheinen.

Generaldirektor Vögler-Dortmund: Die Bedeutung der Arbeitsgemeinschaft.

In einer von Tausenden besuchten Versammlung in Dortmund sprach Herr Generaldirektor Vögler über die Bedeutung der Arbeitsgemeinschaft und führte ungefähr Folgendes aus:

Wir alle sind der Meinung, daß wir heute 1919 nicht dort anfangen können, wo wir 1914 aufgehört haben. Aber die Frage ist, ob wir das zukünftige Arbeitsprogramm von oben her diktatorisch übernehmen sollen oder ob wir uns den tausendfach verschiedenen Bedingungen der einzelnen Industrien anpassen sollen. Durchdrungen von der Erkenntnis und der Verantwortung, daß die Wiederaufrichtung unserer Volkswirtschaft die Zusammenfassung aller wirtschaftlichen und geistigen Kräfte und allseitiges einträchtiges Zusammenarbeiten verlangt, haben sich die Organisationen der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen. Damit sind wir zu einer neuen Form der wirtschaftlichen Entwicklung gelangt. Die Lehrmeinungen, die insbesondere innerhalb der Arbeiterschaft eine besondere Bedeutung hatten, werden durch die Entwicklung überholt, auch wenn sie von höchster Warte herab gelehrt werden. Das trifft heute für die Marxistische Auffassung zu. Die von Marx prophezeite internationale Konzentration des Kapitals, die internationale Solidarität der Arbeiterklasse ist nicht Wirklichkeit geworden. Die Arbeiterschaft ist vielmehr in allen Ländern an der nationalen Entfaltung der Produktivkräfte mehr als an der internationalen Solidarität interessiert. Die Bedingungen, unter denen die nationale Volkswirtschaft arbeitet, macht sich in

der Lage der Arbeiterschaft viel mehr bemerkbar, als die internationalen Beziehungen sie auszugleichen vermöchten. Das zeigt die Lage, in der sich heute Deutschland befindet, mit erschreckender Deutlichkeit. In dieser Erkenntnis haben sich die Organisationen der Unternehmer und Arbeiterschaft zu gemeinsamer Arbeit an der Erhaltung der deutschen Wirtschaftskraft zusammengefunden. Wir sehen heute Männer wie Legien, Schlicke, Hue, Stegerwald, Hartmann, Höfle u. a. neben den führenden Köpfen unserer Industriellen gemeinsam an der Arbeit. Damit soll einerseits dem Arbeiter die Förderung seiner Lebensbedingungen gesichert werden, andererseits aber den Bedürfnissen der wirtschaftlichen Lage Deutschlands Rechnung getragen werden. Hier hat eine Sammlung der Geister stattgefunden, die als die besten aus dem gesamten werktätigen Volk ausgewählt worden sind. Hier hat die Selbsthilfe des Volkes eingesetzt. Keine Regierung, keine noch so wohlwollende Bürokratie kann uns aus der wirtschaftlichen Knechtschaft, in die uns das Kriegsunglück gestürzt hat, befreien: das werktätige Volk muß sich selbst helfen! Kopfarbeiter und Handarbeiter müssen zusammenwirken. Diese Zusammenarbeit soll in der Arbeitsgemeinschaft der Arbeitgeber und Arbeitnehmer so durchgeführt werden, daß für die verschiedenen Industrien Fachgruppen gebildet werden, in der die wichtigsten Fragen der Sozialpolitik ebenso wie die der Wirtschaftspolitik im Sinne sozialer Gemeinschaft geregelt werden. Das bedeutet die Verständigung zwischen Unternehmer und Arbeiter. Darin liegt die Anerkennung der Tatsache, daß der Kapitalismus auch in Zukunft nicht zu entbehren ist. Es ist eben diejenige wirtschaftliche Betriebsform, bei der die „Wohlfahrt aller" am ehesten erreicht wird. Der Sozialismus ist vielmehr eine sittliche Forderung, die mit kaufmännischen Grundsätzen garnichts zu tun hat. Die geplante Bürokratisierung der Wirtschaft, die das Parteiprogramm der Sozialdemokratie vorsieht, wird nicht in der Lage sein, die Wohlfahrt aller in dem Maße zu verwirklichen, wie es dem Kapitalismus vor dem Kriege bereits gelungen war. Durch den Krieg kamen wir in die unselige Zwangswirtschaft, die Kriegswirtschaft hinein, von der der Geschichtsschreiber einst sagen wird, daß sie nicht zuletzt an dem Zusammenbruch schuld ist. Man will nun übergehen zur Vergesellschaftung und Sozialisierung. Uns kommen die größten Zweifel, daß die Kräfte, die rege geworden sind, überhaupt noch zu bändigen sind. Wirtschaftlich führen heißt täglich kämpfen. Dazu ist der Staat nicht geeignet. Die täglich neu auftretenden Aufgaben kann wohl der einzelne, niemals aber der Staat erfüllen. Das Beamtenheer würde ins Unermeßliche wachsen; übermäßige Beaufsichtigung und Kontrolle verdirbt aber den Charakter. Der deutsche Arbeiter, der Hand- oder Kopfarbeiter, will frei arbeiten. Die Auswirkung der schöpferischen leitenden Persönlichkeit in der Selbstverwaltung der Industrie hat vor dem Kriege zu Erfolgen und zu einer Lebenshaltung geführt, wie sie dem langweiligen Apparat einer millionenfach gegliederten Bürokratie nie möglich sein wird. Wo die Freiheit der Persönlichkeit dem Ganzen nützt, soll

man sie aus Vorliebe zum Parteiprogramm nicht ausschalten. Für diese Freiheit der Persönlichkeit des Kopfarbeiters sowohl wie des Handarbeiters im wirtschaftlichen und geistigen Leben Deutschlands wollen wir wirken. Die Geschichte wird dereinst diese Arbeitsgemeinschaft als Großtat ersten Ranges bezeichnen. Starker Unternehmerwille hat die Werke geschaffen, der Unternehmer war der Lehrmeister seiner Arbeiter. Mit der gewaltigen Entwicklung mußten weitgehende Veränderungen in diese Verhältnisse kommen. Eine Tatsache ist aber doch geblieben: daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer, daß Beamte, Leiter und Arbeiter eigentlich genau dasselbe wirtschaftliche Interesse haben, nämlich, daß ihre Wirtschaft blüht. Und diese abhanden gekommene Binsenwahrheit ist die Trägerin der neuen Arbeitsgemeinschaft. Wir wollen versuchen, in möglichst reibungslosem Zusammenarbeiten an den Wiederaufbau unserer Wirtschaft heranzugehen. Aber wir müssen bald mit dem Bau beginnen. Und den Grundstein zum Bau hoffen wir zu legen in der Nationalversammlung. Sie soll uns den Boden ebnen, damit wir mit werktätiger produktiver Arbeit beginnen können. Die Gegenrevolution wird kommen, aber nicht mit der Waffe, sondern mit dem Geist. In diesem Sinne muß die Nationalversammlung wirken. Der Staatsumsturz entbehrt noch jeder Größe. Es wird die höchste Zeit, daß das Bürgertum anfängt, an den neuen Verhältnissen mitzuwirken. Wir wollen kein Freiheitsideal aufgestellt sehen, als könnte jeder tun und lassen, was er will; wir wollen eine Freiheit, die uns Zucht und Ordnung und starkes Recht bringt. Ich hoffe, daß die Nationalversammlung uns den Boden richtig ebnen wird. Ist das der Fall, dann wollen wir nicht Vergangenem nachtrauern, denn mit Trübsinn werden keine neuen Werte geschaffen, sondern nur durch harte und zielbewußte Arbeit aller, der Kopfarbeiter und der Handarbeiter. Wir müssen durch Arbeitspflicht zur Arbeitsfreude kommen, und kehrt erst die Arbeitsfreude wieder, dann winkt auch in der Ferne die Hoffnung, daß es dereinst mal wieder schön werden kann im deutschen Vaterlande.

Pfaffe-Hamburg: Die wirtschaftliche Vorbeugung der Gefahr des Bolschewismus.

Wie in alter Geschichte Glaubensbekenntnisse mit Feuer und Schwert verteidigt und vielfach sogar erzwungen wurden, so glauben jetzt die Bolschewisten für ihre noch nicht anerkannten Ideale eintreten zu müssen. Eine neue Weltanschauung, geboren aus der ewig jungen Idee, die Welt zu bessern, egoistisch und altruistisch im innigen Zusammenhang, waren die großen Triebkräfte. Und immer sind die Bewegungen der Vorzeit aus der Tiefe der Volksmassen heraus geboren. Daß solche Bewegungen in der Vorzeit Jahrzehnte und Jahrhunderte brauchten, um sich durchzusetzen, lag in der überaus langsamen Nachrichtenübermittlung von Mund zu Mund. Heute fliegt eine neue Idee in 24 Stunden um den Erdball, streut ihren Samen in die Herzen und Hirne der Menge, wächst und wird genährt durch die Berichte von hunderte Millionen Exemplaren der Tagespresse. Eine derartig verbreitete Idee kann man nicht totschlagen. Wohl kann man ihre Auswüchse mildern und ihre Tendenz biegsamer gestalten. Aber es ist notwendig, bei der Beurteilung von vollkommen neuen Gesichtspunkten auszugehen und auch innerlich die Schiffe hinter sich zu verbrennen. Die Begriffe sind auf den Kopf gestellt: Was gut war, ist böse geworden und umgekehrt.

Nur von diesen Gesichtspunkten aus ist die neue Bewegung, die in ihrer krassesten Form heute Bolschewismus genannt wird, zu bewerten. Und nur von diesen Gesichtspunkten aus hat es Zweck, neue Vorschläge für das Wirtschaftsleben und alles, was damit zusammenhängt, zu betrachten.

Aus einem großen in sich geschlossenen und befestigten Reiche, welches mit an der Spitze der Völker stand, ist ein ohnmächtiges, nur lose durch die Gewohnheit zusammengehaltenes Völkergebilde geworden, etwa einem armen, südamerikanischen Staate vergleichbar. Alle die Faktoren, die vor dem Zusammenbruch für das Wirtschaftsleben eines großen Staates maßgebend waren: gesunde Finanzwirtschaft, straff organisierte und ohne Stockung laufende Regierungsmaschinerie, ein bis ins kleinste funktionierender Handel, eine großzügig und tadellos funktionierende Industrie, sind mit zusammengebrochen. Aber viele der maßgebenden und als maßgebend betrachteten Staatsmänner wollen das Wirtschaftsleben nur nach den Grundsätzen wieder aufbauen, die unter den oben beschriebenen Voraussetzungen Geltung hatten. Die Staatsmänner und Volkswirtschaftler vergessen ganz, daß sie nur noch ausübende Organe sein können und auch das nur mit viel gutem Willen und der Fähigkeit, sich anzupassen.

Die Liebe geht durch den Magen! Ein verzweifeltes und bis ins Mark getroffenes Volk, durch Krankheit und Hunger getrieben, sich bis zur letzten Kraftanstrengung aufbäumend, will anders behandelt sein, als ein in ruhiger Beschaulichkeit dahinlebendes. Seine Willensäußerungen mit Gewalt unterdrücken zu wollen, bedeutet den Bau eines Hauses bei dem Dach zu beginnen. Dann schwebt das Gebäude in der Luft und stürzt immer wieder zusammen. Zuerst muß das Fundament gelegt werden, und das einzig feste Fundament heute heißt: „Nahrung, Nahrung um jeden Preis." Und: „gut und reichlich." — Mens sana in corpore sano. Nur der gesunde Mensch — an Leib und Seele gesunde — kann auf- und weiterbauen. Lange läßt sich mit einigermaßen gutem Willen der Magen betrügen durch schöne Gedecke, viele Teller und Schüsseln mit zum Teil undefinierbaren Lebensmitteln; aber die Zeit ist vorbei. Fett und Mehl, und was dazu gehört, müssen her. Volkswohl und Erhaltung der Art sind die brennenden Tagesfragen. Wenn ich den Tod durch Verhungern der Preisgabe mir wert gewordener Begriffe vorziehe, gut und wohl, dann bin ich vielleicht ein Held oder leide an einer Idiosynkrasie; aber diese meine Ansicht einem ganzen Volke aufzwingen zu wollen, ist eine Unmöglichkeit.

Deutschland kann heute Nahrung bekommen. Aber nur unter bestimmten Bedingungen. Und diese Bedingungen sind denen ähnlich, die man einer südamerikanischen Republik stellen würde und stellt, wenn sie eine Anleihe aufnehmen will, d. h. gegen reale Sicherheiten: Gold, Silber, Papiere des das Geld oder Waren hergebenden Staates, Landkonzessionen, Verpfändung der Zölle, Verkehrswege etc. etc. Das ist demütigend für ein 65 Millionenvolk, wie es noch während des Krieges bestand. Das ist nicht demütigend für dasselbe Volk am Rande des Abgrundes. Noch wird durch das automatische Weiterlaufen der Maschine nach Abstellen des Dampfes eine Kraft vorgetäuscht, die nicht mehr vorhanden ist, aber bald ist die Maschine ausgelaufen, und dann erkennen ihre Maschinisten erst, daß kein Dampf und auch kein Brennstoff, um neuen zu erzeugen, zu beschaffen ist. Steht die Maschine aber erst einmal still, dann verrostet sie schnell und ist später sehr schwer wieder in Gang zu setzen. — Also, wenn wir nicht verhungern wollen, müssen wir die Bedingungen, welche uns gestellt werden, annehmen. Damit allein ist es aber nicht getan. Wir müssen auch vorbereitet sein, die Nahrung, die uns herangeschafft wird, in die Kanäle zu leiten, die sie bis durch die Verästelung allen zuführen. Dieses Kanalnetz kann aber nicht von heute auf morgen ausgebaut werden. Für ein neues ist es zu spät. Aber die Kanäle sind noch da, wenn sie auch jahrelang fast trocken gelegen haben.

Während des Krieges ist in Deutschland ein neues Kanalsystem in Arbeit genommen worden, welches besser und schneller funktionieren sollte als das alte. Großzügig geplant und an seinem Ausgangspunkt verschwenderisch aufgebaut, merkte es bald, daß ein Kanalsystem in einem großen Lande sich aus Uranfängen organisch entwickeln muß und weder durch Dekrete, noch durch reiche Geld-

mittel plötzlich aus dem Boden zu stampfen ist. Ich meine das System der Kriegsgesellschaften. Sie waren und sind ein dem Staatsorganismus aufgepfropftes fremdes Reis, welches nicht leben, aber auch nicht sterben konnte. Denn der gesunde Saft fehlte, der einzig und allein Blüten und Früchte bringen kann. Sie waren der Feigenbaum der heiligen Schrift, reich in ihrem Blätterschmuck äußeren Glanzes, aber — ohne Früchte. Solange es galt, im Kriege die Gegner über unsere Ernährungsschwierigkeiten im Unklaren zu lassen und dem Volke ein (absolut ungenügendes) Existenzminimum an einzelnen Nahrungsmitteln zu geben, hat der Berg Kriegsgesellschaften mit großem Geschrei ein Mäuslein geboren und dieses Mäuslein, Rationierung genannt, mit vielemale Eigengewicht in Gold bezahlt. Nach dem Vorbilde der Konsumvereine und der Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine mußten die Kriegsgesellschaften versagen, weil sie nicht wie ihre Vorbilder im Wettbewerb der freien Kräfte sich organisch entwickelt hatten und im Konkurrenzkampf aller geistigen Fähigkeiten das ABC des Handelns von der Pike auf gelernt hatten. So mußten sie das werden, was sie sind: ein Anachronismus im Staate. —

Deutschland braucht aber schnelle Mittel und Wege, um die Nahrung, die es erhalten wird, allen zuteil werden zu lassen!

Das alte Kanalsystem, legitimer Handel genannt, ist noch da. Es bedarf nur des Hineinschüttens in den Hauptkanal, Importhandel genannt, und bald werden sich Nebenkanäle und Kanälchen füllen und die Flut befruchtend über das ganze Volk und Land spülen.

Das Hauptargument gegen den Handel ist seine Gewinnsucht. Vergessen bei dieser Anklage wird aber stets, daß Auswüchse des Verdienstes nicht im legitimen Handel, sondern nur im Schiebehandel wuchern. Letzterer kann sich dagegen nur entwickeln, solange der altbewährte reelle Handel ausgeschaltet bleibt. Sobald nämlich Ware greifbar ist und weitere Ankünfte zu erwarten sind, gleicht eine freie Konkurrenz die Preise auch inbezug auf Qualitäten von selbst aus. Obgleich die Gewinnsucht so alt wie die Menschheit ist, muß dieselbe doch soweit beschnitten werden, daß sie dem Volke nicht mehr schaden und die Unzufriedenheit nicht mehr schüren kann.

Also kann das Wirtschaftsleben einzig und allein durch den legitimen Handel an Leib und Seele gesunden! Durch sofortige Einsetzung dieses Allheilmittels einerseits und zur sicheren Unterbindung des durch falsche Operationen gezüchteten Wuchers andererseits sind nur wenige vorübergehende Einschränkungen im Handelsleben empfehlenswert und zwar nur, falls und solange das Ausland nicht in der Lage sein sollte, durch völlig ausreichende Nahrungslieferungen der einwandfreien Handelsnatur zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Kurz, für die Übergangswirtschaft dürften folgende konkreten Vorschläge, die ich bereits im Mai 1916 an das Kriegsernährungsamt gab, noch heute eine goldene Brücke zum absolut freien Handel bilden.

Importeure und Großhändler dürfen nur Zug um Zug an Kleinhändler mit einem Höchstnutzen von etwa je 5 Prozent weiterverkaufen.

Der Kleinhandel darf nur ein seinem früheren nachweislichen Bedarf entsprechendes Quantum für einzelne Monate kaufen und darf auf seinen Einkaufspreis plus Unkosten nur 20 Prozent Gewinn aufschlagen.

Makler, als welche auch Großhändler und Konsumvereine auftreten können, dürfen für vermittelte Geschäfte nur vom Verkäufer etwa 1 Prozent Provision beanspruchen.

Von dem Produzenten sowie vom Importeur zum Großhändler, zum Kleinhändler und zum Konsumenten darf keine Instanz eine zweite Zwischenhand mit Ausnahme des Maklers dulden und ist der Hehlerschaft schuldig, wenn er nicht Zuwiderhandlung sofort nach Kenntnisnahme zur Anzeige bringt.

Strittige oder aufgeschossene Nahrungsmittelposten sind sofort durch vereidigte Makler zum bestmöglichsten Weiterverkauf an eine folgerichtige Handelsinstanz zu verkaufen und bleibt der als schuldig befundene Kontrahent für die Preisdifferenz haftbar.

Alle vorgenannten Handelskreise müssen jederzeit genaueste Buchungen mit Belegen über die Einkäufe und/oder Verkäufe nachweisen können, damit die eingesetzten Kontrollkommissionen oder Revisoren jederzeit festzustellen vermögen, ob die Beteiligten im Rahmen des gesetzlich erlaubten Verdienstes geblieben sind.

Regierungs-Handelsämter der einzelnen Bundesstaaten, sowie Reichs- Handels- und Landwirtschaftsorganisationen, wie auch Bezirks-, Stadt- und Ortsverwaltungen haben sich als Makler zu betrachten, welche die Ehrenpflicht übernehmen, überall den Nahrungsmittelaustausch bestmöglichst zu fördern.

Alle Nahrungsmittelabschlüsse oder Läger, welche nachweislich eigenen Mindestbedarf für festzusetzende Zeitläufte überschreiten oder aus strittigen Geschäften übrig bleiben, sind ohne weiteres der Überwachungskommission anzuzeigen und sind allmonatlich auf vorgedruckten Formularen Lagerbilanzen aufzustellen, aus welchen das Plus und/oder Minus für gewisse Zeitläufte genau ersichtlich ist. —

„Suum cuique“ dürfte mit Vorstehendem gegeben sein, denn nicht nur der Hunger des Volkes wird dadurch am besten und billigsten gestillt, sondern auch unzähligen lahmgelegten Händlern und Mitarbeitern wird dadurch zunächst ein Vegetieren ermöglicht, anstatt aufs Ungewisse weiter dem Ruin und absoluter Verzweiflung entgegenzutreiben. Der eisernen Notwendigkeit fügt sich jeder ehrbare Kaufmann gern, während er sich gegen willkürliche Unterbindung seiner Existenz nicht minder als der Arbeiter auflehnen muß.

Den Einfluß einer solchen schnellen und billigen Verteilungsweise der Nahrungsmittel und notwendigsten Rohstoffe auf Lohn- und Arbeitsverhältnisse überlasse ich dem logischen Gedankengange des Lesers.

An dem Tage, an dem die ersten Lebensmittelschiffe landen, treten die Kriegsgesellschaften in Liquidation und bringen ihre Vorräte und Ankünfte zum selben Preise, wie sie dem Auslande für die von ihm beschafften Nahrungsmittel bezahlt werden, plus 5 Prozent auf den Markt und zwar an den berufenen Vertreter des Großhandels, der seinerseits 5 Prozent aufschlägt und sie an die Detailkundschaft weiterleitet. Alle Ablieferungen der im Lande erzeugten Nahrungsmittel haben wieder an den legitimen Handel zu geschehen. Jede Beschlagnahme wird aufgehoben. Die weitere Zufuhr vom Ausland wird automatisch für Preisausgleich sorgen. Der Schleichhandel stirbt aus Mangel an Hausierertum und Kundschaft aus, resp. bringt auch seine Waren auf den regulären Markt, um einen Teil seiner Verluste zu decken. Da der Initiative des legitimen Handels keine Schranken gesetzt sind bezüglich seiner Ausdehnung, so liegt es an ihm, sich einen großen Umsatz zu schaffen. Das kann er aber nur (da er an die Preisaufschläge gebunden ist) durch Rührigkeit und Anspannung aller seiner Fähigkeiten. Wer da nicht mit kann, dessen Umsatz schwindet, und er versucht, durch Herabsetzung seines Aufschlages sich zu halten. Da dies nur zum Nutzen des Volkes sein kann, so ist dagegen nichts einzuwenden.

Da der Wert des Handels in seinem organischen Aufbau, in seiner Organisation besteht, die tausenderlei Kenntnisse und Fähigkeiten voraussetzt, und da seine Fäden und Kanäle über Länder und Meere gehen und doch auch nicht das kleinste Dorf im Inlande vergessen, so ist eine Sozialisierung, die anders als durch die natürliche Entwicklung eintritt, undenkbar. Sie würde mit schnellem Griff ein kostbares Gebilde zerstören, auf dessen Trümmerhaufen ein Volk zu Grunde ginge. Der in den Kriegsgesellschaften verkörperte Staatssozialismus hat das wohl zur Genüge bewiesen.

Die Entente hat größere Furcht vor dem Bolschewismus, denn vor dem Militarismus. Der erstere ist eine Idee, die nicht mit Maschinengewehren auszurotten ist; der letztere war ein Machtfaktor, welcher der Macht wich. Nun wohl: hier ist ein Weg gezeichnet, um die Auswüchse des Bolschewismus zu beseitigen, die allein Gefahr bringen. Würde die Entente zum furchtbaren Versuch greifen, den Bolschewismus durch Aushungerung eines unbeteiligten Volkes zu bekämpfen, so würde sie nur das Gegenteil erreichen und ihn fördern.

Um den Bolschewismus auf das Mindestmaß zu unterdrücken, gibt es nur das einzige Mittel, Nahrung und Rohstoffe aller Art auf dem schnellsten Wege durch den legitimen Handel zur Verteilung zu bringen.

Wird nicht auf diese Art das deutsche Volk zur Gesundung gebracht, sondern demselben die Möglichkeit unterbunden, ein nützliches Glied der großen Völkerfamilie zu bleiben, so wird sich der Rückschlag auf die andern Glieder bald geltend machen!

Präsident a. D. Dr. R. van der Borght: Zur einmaligen Vermögensabgabe.

Der Gedanke, durch eine große einmalige Vermögensabgabe die Finanzen des Reiches zu erleichtern, ihm insbesondere die Abbürdung eines nennenswerten Teiles der Kriegsschuld zu ermöglichen, hat an nicht wenigen Stellen Anklang gefunden. Amtliche und nichtamtliche Kreise glauben in dieser teilweisen Vermögenswegnahme — nach manchen Vorschlägen bis zu einem Viertel, nach anderen bis zu einem Drittel des Vermögens — das wirksamste Mittel zur Anbahnung einer Wiedergesundung unserer Finanzwirtschaft zu finden. Solche Gedanken sind nicht neu. Nach großen Kriegen sind sie wiederholt aufgetaucht, so nach dem spanischen Erbfolgekriege und nach den Napoleonischen Kriegen in England, nach dem Kriege von 1870/71 in Frankreich. Niemals ist es bisher zur Durchführung gekommen. Immer hat man, wenn man der Frage praktisch näher trat, die fast unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten der Durchführung und die nachteiligen Rückwirkungen auf die dauernde Gestaltung der Steuerkraft und des Wirtschaftslebens als ein unbedingtes Hindernis erkannt.

Die jetzige Belastung des Reiches mit Kriegsschulden und dauernden Ausgaben ist allerdings ungewöhnlich hoch und zahlenmäßig jedenfalls mit nichts von alledem zu vergleichen, was frühere Geschlechter auf diesem Gebiet erlebt haben. An den allgemeinen Wohlstands- und Wirtschaftsverhältnissen und an der tatsächlichen Kaufkraft des Geldes gemessen mag freilich Englands Schuldenlast nach den Napoleonischen Kriegen (17 Milliarden Mark) dem damaligen Geschlecht nicht weniger drückend und erdrückend erschienen sein, als uns die heutige. Trotzdem ging es schließlich damals doch ohne die große Kürzung des Vermögens. Jetzt aber scheint die Stimmung in Deutschland anders zu sein, und die sehr ernsten Bedenken, die geltend gemacht sind, scheinen auf viele Freunde der Maßregel keinen so großen Eindruk zu machen, daß sie sich grundsätzlich von dem Gedanken der Vermögenswegnahme entfernen wollen. An dieser Stelle soll deshalb die grundsätzliche Seite der Sache nicht näher besprochen werden. Nur eine rein praktische Frage soll erörtert werden, eine Frage, an der auch der überzeugteste Anhänger des Gedankens nicht vorübergehen kann, das ist die Frage: Ist der jetzige Augenblick geeignet, an die Verwirklichung des Gedankens heranzugehen?

Man muß hier wie bei so vielen anderen Fragen zwischen dem Grundsatz und dem Zeitpunkt unterscheiden: Eine wirtschafts- und finanzpolitische Maßregel kann grundsätzlich berechtigt sein und kann doch in einem gegebenen Zeitpunkt aus den triftigsten Gründen unzweckmäßig erscheinen.

Ein großes Vermögensopfer schmälert immer den Vermögensstamm in fühlbarer Weise. Das Opfer kann am ehesten ertragen werden, wenn es in eine

stark aufsteigende wirtschaftliche Entwicklung gestellt wird. Es kann unerträglich werden, wenn es verlangt wird in einem Zeitpunkt, da Wirtschaft und Wohlstand schwer heruntergedrückt oder gar zerrüttet sind. Wie steht es damit in Deutschland? Von den Kriegsgewinnlern abgesehen, hat der vierjährige Krieg der Wirtschaft des Landes schwere Einbußen gebracht und die Entwicklung des Wohlstandes stark beeinträchtigt. Große Zweige des Wirtschaftslebens, wie Seeschiffahrt, Außenhandel usw., sind völlig zum Erliegen gekommen und haben unter den heutigen Verhältnissen bitter wenig Aussicht, in naher Zeit wieder in die Höhe zu kommen. Andere Zweige haben gearbeitet, haben auch wegen der günstigeren Preise Gewinn erzielen können. Aber sie haben in Industrie und Landwirtschaft Raubbau treiben müssen. Anstatt ihren Gewinn in den Betrieb zu stecken und ihn dadurch zu verbessern und zu größerer dauernder Leistungsfähigkeit zu führen, mußten sie, durch die Kriegsverhältnisse gezwungen, entweder den erzielten Gewinn nutzlos liegen lassen oder ihn durch zinsbare Anlagen hinüberretten in die Zeit, da die Wirkung des Raubbaus wieder beseitigt werden muß, um überhaupt eine gesunde Grundlage der Erzeugung zu gewinnen. Daher sind aus diesen Kreisen erhebliche Beträge in die Form der Kriegsanleihe übergeführt worden zu dem Zwecke und mit der Absicht, sie bei der Umstellung auf die Friedensarbeit zur Nachholung aller derjenigen Betriebsverbesserungen, Betriebsergänzungen und Betriebserneuerungen zu benutzen, die während des Krieges aus Mangel an Material und Arbeitskräften hatten unterbleiben müssen. Jetzt hätte von rechtswegen diese Umwandlung in sachliches Betriebs- und Anlagekapital erfolgen müssen; aber jetzt haben die Verhältnisse zu einer vollständigen Verschiebung geführt. Über allen wichtigeren Betriebszweigen schwebt das Damoklesschwert der Sozialisierung, schwebt der zerfleischende Geier immer erneuter, die Ertragsaussichten untergrabender Lohnsteigerungen und Streiks, schwebt der vernichtende Einfluß eines ungeheuren Tiefstandes der deutschen Valuta, der das Wiederaufleben der internationalen Beziehungen in Rohstoffeinfuhr und Fabrikatausfuhr in weite Ferne rückt, schwebt der zermürbende Mangel an Verkehrsmitteln, Verkehrsmöglichkeiten und Brennstoffen. Wer kann heute noch leugnen, daß Landwirtschaft und Industrie bei uns auf einem Tiefstand angelangt sind, der einem völligen Zusammenbruch verzweifelt ähnlich sieht und der, wenn er noch kurze Zeit anhält, in den endgültigen Niederbruch des deutschen Wirtschaftslebens ausmünden muß? Wo soll da die Kraft herkommen zu einem großen einmaligen Vermögensopfer?

Auch beim städtischen Hausbesitz ist es nicht besser. Die ganze Kriegszeit belastet mit übergroßen Ausfällen durch Mietnachlässe und Mietstundungen, lange Zeit auch durch Leerstehen der Wohnungen und Läden, immer vertröstet auf die Zeit nach dem Kriege, wo auf irgend eine Weise für die in viele Millionen gehenden Kriegsverluste ein Ausgleich geschaffen werden sollte, sieht er jetzt nichts, aber auch garnichts geschehen, um diesen Ausgleich herbeizuführen. Im Augen-

blick hält ihn in einem Teile der Großstädte die Wohnungsknappheit noch einigermaßen aufrecht; aber das geht bald vorüber, weniger durch verstärkten Neubau — an den ist noch lange nicht in großem Stile zu denken —, als durch die Bevölkerungsflucht aus großen Städten, die bei längerer Fortdauer der ewigen Beunruhigungen durch Lohnkämpfe, Verkehrsstörungen, Kohlen- und Lichtmangel, Nahrungsmittelmangel u. dergl., ganz abgesehen von den zum Teil blutigen Straßenkämpfen, einsetzen muß.

Ein Volk, dessen Wirtschaft auf allen Gebieten so aufs schwerste bedroht oder schon erschüttert ist, kann in dieser Verfassung ein großes Opfer aus der Vermögenssubstanz nicht bringen!

Wollte man trotzdem mit allen möglichen Gewaltmitteln in naher Zeit dem deutschen Volke ein solches Opfer abpressen, was wäre die Folge davon? Nichts anderes als eine Erhöhung der Kriegsentschädigungslasten, die uns von unseren Gegnern zugedacht sind und gegen die wir uns nicht wehren können, weil wir unser gutes altes Schwert wegwarfen, noch ehe wir ein neues hatten. Die Einhebung einer solchen einmaligen Vermögensabgabe werden unsere Gegner als Beweis dafür ansehen, daß wir immer noch stark und reich genug sind, große Opfer zu tragen. Sie werden es uns einfach nicht glauben, daß wir uns das Opfer unter unsäglichen Schmerzen und Entsagungen und unter Verzicht auf den baldigen Wiederaufstieg unseres Wirtschaftslebens mühsam abgepreßt haben. Aus der Tatsache als solcher, daß das Opfer gebracht ist, werden sie den Schluß ziehen, daß man die Kriegsentschädigungsforderungen umso höher spannen könne. Was wir an Verminderung der Kriegsschuldenlast durch das einmalige Vermögensopfer gewinnen können, werden wir auf der anderen Seite durch Erhöhung der Kriegsentschädigung wieder verlieren. Ist ein Augenblick dieser Art der rechte, ein großes einmaliges Vermögensopfer zu verlangen?

Wenn ein solches Opfer auch unvermeidlich sein sollte, im Ernst kann man doch erst daran denken, wenn wir wissen, mit welcher endgültigen Last wir aus diesem unglücklichen Kriege hervorgehen werden. Das können wir aber erst wissen, wenn der Frieden geschlossen ist. Jetzt fehlt uns noch jeder Überblick darüber. Das allein schon muß uns davon abhalten, eine solche Maßregel in Angriff zu nehmen, solange wir den Frieden nicht wirklich erreicht haben.

Eine Vermögenswegnahme von dem Umfange, wie sie den Befürwortern der Maßregel vorschwebt, ist ein Eingriff von ungeheuren Wirkungen auf das ganze private wirtschaftliche Leben. Er darf nur gewagt werden, wenn die Staatsmaschine wieder einen geordneten Gang zeigt. Nur dann lassen sich die überaus großen technischen Durchführungsschwierigkeiten überwinden. Nur dann lassen sich die Härten, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten vermeiden, die an sich bei einer solchen Maßregel entstehen können. Nur dann besteht auch die volle Sicherheit, daß die der Privatwirtschaft entzogenen Vermögensteile ausschließlich zu dem Zweck verwandt werden, für den sie erhoben wurden. Wer kann be-

haupten, daß wir jetzt schon eine geordnete Staatsmaschine haben? Erst muß die Nationalversammlung die Reichsverfassung feststellen, erst muß sich auf Grund der Reichsverfassung eine gesetzmäßige Regierung gebildet haben, erst muß diese Regierung den ganzen Verwaltungsapparat auf die neuen Verhältnisse eingestellt und eingespielt haben, ehe die inneren Voraussetzungen gegeben sind, unter denen eine so tiefeinschneidende Maßregel überhaupt gewagt werden kann.

Das sind rein praktische Erwägungen. Sie können auch von denen nicht übersehen werden, die grundsätzlich der einmaligen Vermögenswegnahme zustimmen. Auch sie müssen sich sagen, daß die Maßregel verlegt werden muß auf den Zeitpunkt, in welchem alle inneren und äußeren wirtschaftlichen, politischen und verwaltungsmäßigen Vorbedingungen dafür gegeben sind, daß sie mit dem geringsten Nachteil verwirklicht werden kann, der möglich ist. Wird der Schritt dem Prinzip zuliebe voreilig und im unrichtigen Augenblick durchgeführt, so ist keine Macht der Erde imstande, zu verhüten, daß auf viele Jahrzehnte der deutsche Wirtschaftskörper in unheilbares Siechtum versinkt. Das kann und darf nicht vergessen werden, und deshalb muß die Maßregel hinausgeschoben werden, bis wir im Innern geordnete Verhältnisse und nach außen hin wirklichen Frieden haben und unsere endgültige Kriegslast übersehen können.

Hans Brecht:
Vor neuen Aufgaben.

Der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit läßt sich auf keine Art beseitigen, weil nämlich, sobald der ideale Zustand erreicht ist, der immer weit vorauseilende Geist unversehens neue Ideale aus dem Nichts hervorgezaubert hat, und im Vergleich mit diesen erscheinen die eben erst erreichten, Fleisch und Blut gewordenen beinahe schon nicht mehr als Ideale. Der in einem Kaiserreich lebende Staatsbürger erblickt zum Beispiel in der Republik ein Ideal; wird nun, ähnlich wie in Deutschland und Österreich, aus dem Kaiserreich eine Republik, so ist eine nach der Auffassung des Staatsbürgers ideale Wirklichkeit geschaffen; bald aber — dieses „Bald" können in der Geschichte auch Jahrhunderte sein — regen sich neue Gedanken und neue Ideale werden als Ziele gesteckt, um welche die Edelsten wetteifern. Es mag in der Menschennatur begründet liegen, daß sie stets das, was sie umgibt, worin sie lebt, liebt, haßt, untergeht und neu aufersteht, also das Gegenwärtige, als rauhe, aller Güte, Schönheit und Liebe bare Wirklichkeit empfindet, während der tiefer blickende Forscher hierin lediglich eine Selbsttäuschung erblickt: Die Gestaltung unseres (gegenwärtigen)

Lebens würde manchen unserer Vorfahren als idealste Wirklichkeit erschienen sein (ausgenommen die letzten Jahre des Weltkrieges, die Begleiterscheinungen der Revolution und die Hungersnot), ja sie ist oft das positive Ergebnis früherer Kämpfe um soziale, politische oder sonstige Ideale, während die Nachwelt, uneingedenk der Vergangenheit, ihrer Leiden und Freuden, Schmerzen und Hoffnungen, den Blick in die Ferne, nach Morgenröten und seligen Inseln gerichtet hat.

Die Nutzanwendung: Das Ideal des ewigen Friedens und die realen politischen Verhältnisse der Gegenwart; Philosoph und Staatskünstler. Der Philosoph nämlich, die vornehmste und edelste Gattung Mensch, ist Lehrer, Erzieher und Reformator der Geister; er ist Arzt mit der Aufgabe, die seelischen Leiden und Gebresten der Menschheit zu mindern, zu heilen; er eilt der Geschichte Jahrtausende voraus, er gründet Staaten wie Thomas Morus oder Bacon und lebt seinen Idealen, die das Wohl der Menschheit betreffen. Hingegen der Staatsmann trägt dem Gegebenen Rechnung, er ist eine Antonius-Natur (sein Antipode: Tasso!), eine kriegerische Natur, ein rhetorisches und politisches Genie wie Bismarck (dessen Politik ich deswegen noch keineswegs restlos billige). Ein objektiv urteilender Staatsmann wird die Wohltat des ewigen Friedens anerkennen, aber als nüchterner Verstandesmensch, der Welt, Menschen und Dinge nach ihrem praktischen Wert, ihren Leidenschaften, ihrer Selbstsucht und sonstigen Schwächen beurteilt, ist er überzeugt, daß jedes Beginnen, nach solcher Vollendung zu streben, gegenwärtig zwecklos wäre: so beschränkt sich seine Tätigkeit auf den Kreis der ihm auferlegten Pflichten, und diese sind zeitlicher Art. Wiederum kann dem Staatsmann die Herbeiführung eines größeren allgemeinen Wohlstandes, einer für die Nation günstigeren auswärtigen Lage und dergleichen sehr wohl als Ideal vorschweben, ein Ideal allerdings, dessen Wesen nicht philosophischer, sondern politischer Natur ist und den Sinn einer freiwillig gestellten, hohen, großzügigen Aufgabe hat.

Vornehmlich die Gegenwart mit ihrer wenig idealen Gestaltung (abgesehen von den Errungenschaften der Revolution!) stellt unserer Staatskunst derartige Aufgaben. Hierzu gehört zum Beispiel, die Loslösungsbestrebungen der Einzelstaaten im Interesse der Reichseinheit zu verhindern. Ferner die gründliche Ausmerzung des Militarismus und Bildung einer neuen republikanischen Armee auf humaner Grundlage. Die bisher üblich gewesene Isolierung von Offizier und gemeinem Mann, die durch gesellschaftliche Vorurteile herbeigeführt wurde, hat einer gewissen kameradschaftlichen Annäherung zu weichen; bei aller Wahrung der Disziplin muß trotzdem die Härte des Dienstes durch größere außerdienstliche Freiheit, Erhöhung der Löhnung, gerechte und menschliche Behandlung etc. aufgewogen werden. Pflicht des Offiziers ist es, jedem Soldaten Freund und Ratgeber zu sein. Drittens: Aufklärung, nicht Verwirrung noch Mißleitung der Massen! Das allgemeine Chaos bei Ausbruch der Revo-

lution wurde leider von unsauberen Elementen, die zweifellos sehr wenig mit den Spartakisten gemein hatten, zu persönlicher Bereicherung an fremdem Gut wahrgenommen. Die Republick war gegründet, die Militärpartei und damit der Militarismus beseitigt — was also galt es noch zu erkämpfen? An Stelle des Acht-Stunden-Tages etwa den Sechs-Stunden-Tag? Oder Erhöhung des Monatslohnes der Arbeiter auf Ministergehalt? Wohlgemerkt: die Lohnforderungen der Arbeiter waren zum großen Teil berechtigt. Körperlich schwere Arbeit kann nur geleistet werden bei ausreichender vollwertiger Nahrung. Infolge der außergewöhnlich hohen Preise gerade für die unentbehrlichsten Lebensmittel war der Arbeiter genötigt, mit entsprechenden Geldmitteln zu zahlen, und diese Mittel wiederum konnten erst erworben werden, wenn der Brotgeber den billigerweise geforderten, nötigen und den Verhältnissen entsprechenden Lohn bewilligte. Und er wurde bewilligt, weil er bewilligt werden mußte. Nun aber glaubten einige Spekulanten unter den Arbeitern, die oft weniger gute Arbeiter waren als ihre vernünftigeren Genossen, immer höhere Forderungen stellen zu können, Forderungen, die so extrem, so unvernünftig waren, daß selbst der radikalste Sozialist sie nicht gutheißen würde. Die Obmänner der Arbeiterschaft waren überzeugt, auf diese Weise unser allerdings noch recht fehlerhaftes kapitalistisches Wirtschaftssystem beseitigen oder doch nachhaltig schädigen zu können, während es ratsamer gewesen wäre, sie hätten ihren politischen Einfluß in anderer, ihnen mehr versprechender Richtung geltend gemacht; in der Richtung nämlich, daß von der Regierung nicht nur mit der „schärfsten Erfassung der Kriegsgewinne" begonnen, sondern daß jedem Kapitalisten, dem zukünftige Gewinnchancen sicher sind, das gesamte Vermögen, fließendes und festes, bis auf einen bestimmten Prozentsatz (bei Gütern zum Beispiel auf eine Anzahl Morgen) entzogen würde. —

Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich in der Revolution von 1918 nicht nur die Folge des militärischen Zusammenbruchs sehe, sondern sie gleichzeitig als einen Sieg der Sozialdemokratie bezeichne. Die bornierte, dünkelhafte, in aller Welt verhaßte Junkerherrschaft war endlich zu Fall gebracht und dadurch dem Militarismus das Rückgrat gebrochen. Daß aber vier volle Jahre vergehen mußten, ehe der Deutsche aus seinem politischen Schlaf erwachte, daß erst Hungersnot, Verarmung, Siechtum und tausend andere Übel über ihn kommen mußten, ehe er mit dem Mut der Verzweiflung das schier Unglaubliche vollbrachte: seine Götzen zu entthronen — ist neuerdings ein Beweis seiner berühmten „Treue" und Schwerblütigkeit. Der 9. November wird in den Annalen der Geschichte einzig dastehen! Gewaltiges geschah, und wieder brauste ein „Ruf wie Donnerhall", aber es war der Ruf eines geknechteten, heimgesuchten Volkes nach Freiheit, Frieden und Brot! Vor einem halben Jahrhundert schon hatten die Throne in Deutschland gewankt; Gewalt und List, vom König selbst begünstigt, sollten noch einmal — zum letztenmal! — die Freiheit des

Volkes in Fesseln schlagen. Die Freiesten und Besten der Nation mußten häufig in schmachvoller Verbannung leben — man denke an Freiligrath — oder wurden, wie zum Beispiel Hoffmann von Fallersleben, ihres Amtes entsetzt oder, wie der Romantiker Kinkel, mit Zuchthaus „bestraft", weil sie für Freiheit und Recht kämpften. Der weltgeschichtliche Novembertag des vergangenen Jahres hat die Gekrönten „von Gottes Gnaden" jäh von ihrer Höhe herabgestürzt, und es war ein wahrhaft königliches Schauspiel, als fast zur selben Stunde all diese Herren des alten Regimes ihr Zepter bescheiden niederlegten.

Viel ist erreicht worden, was uns vordem zu erreichen unmöglich dünkte; doch neue Kämpfe um neue Ziele stehen uns bevor, ehe die volle Einigkeit des deutschen Volkes die gegenwärtige Periode zum harmonischen Abschluß bringt. Während wir einesteils sozial gesunden, sind andernteils reaktionäre Kräfte am Werke (die früheren Konservativen unter dem Decknamen „Deutschnationale Volkspartei"), bestehen noch immer jene unerhörten Standesvorurteile, nach denen ein Sozialdemokrat unbedingt ein „schlechter Mensch", schlimmstenfalls ein „Vaterlandsverräter" sein muß. Wie unmenschlich sind solche Urteile, wie einseitig und niederträchtig!

Die Regierung, unter der Ägide Ebert-Scheidemann, ist bemüht, allen Anforderungen in sozialer Hinsicht gewissenhaft zu entsprechen. Die Bahn für den Tüchtigen ist freigemacht, und wer gewillt ist, trete in die Schranken! Die Lebensmittelnot kann selbstverständlich nicht von heut auf morgen gedeihlichem Wohlstand weichen; den Höhepunkt dürfte sie im nächsten Frühjahr erreichen, falls Amerika nicht inzwischen aushilft. Sollte jedoch die erwartete Hilfe in Form von Fett, Fleisch und Getreide nicht eintreffen und die einheimischen Produkte für die Ernährung nicht ausreichen, so warne ich, die Schuld der neuen Regierung zuzuschreiben: die Hungersnot ist allein die Folge unserer früheren Kriegspolitik.

*

Am 10. Januar 1919. Bürgerkrieg in Berlin, Kampf zwischen Spartakisten und Regierungstruppen, zahlreiche Opfer des Bruderkrieges, Spartakusunruhen im ganzen Reiche, die Proletarier für Liebknecht, Verurteilung seiner Tendenzen durch die Mehrzahl der Bürgerlichen und aller übrigen Stände: „Verbrecher", „Phantast", „Irrsinniger". Mir liegt es fern, für Liebknecht eine Lanze zu brechen, doch ist er weder verbrecherisch noch irrsinnig. In den Annalen dieser Revolution, die gegenwätrig noch ganz Deutschland im Tiefsten erschüttert, wird er als ein Mann bezeichnet werden, der mit zähester Ausdauer und härtestem Willen sein Ziel verfolgte, die kommunistische oder sozialistische Republik. Er übersieht nur eins: Sein politisches Programm ist zu weitgehend, es steht in seiner ersten übereilten Gestaltung selbst mit dem, was nach der Revolution besteht und gilt, in allzu schroffem Widerspruch. Während

nämlich die Sozialdemokratie Bienenarbeit verrichtet, während sie mit unermüdlichem Fleiße langsam, doch siegreich ihrem Ziele zustrebt, versucht Liebknecht unter Ausnützung der militärischen Niederlage und der damit verbundenen revolutionären Gesinnung vieler Soldaten, ungeachtet des natürlichen Widerstandes aller übrigen Parteien, seine Forderungen mit Waffengewalt durchzusetzen. „Er hat alles gewollt und nichts erreicht", wird also die Zukunft lehren. Selbst ein vorläufiger Sieg der Spartakisten wäre noch kein Beweis für die kommunistische Reife Mitteleuropas. Erst müßten die siegreichen Westvölker dem deutschen Beispiel folgen; dann hätte Liebknecht gesiegt. Man verstehe mich recht: Ich bin kein prinzipieller Gegner des Kommunismus und gehöre zu denen, die das Gute, Fruchtbringende des Sozialismus zu schätzen wissen; aber als Deutscher, der von Kindheit an unter Deutschen aufwuchs, der ihre Tugenden und Untugenden, ihren Hochmut und ihre Bescheidenheit, ihre Kultur und ihr Wissen, ihren Trotz und ihre Unterwürfigkeit, der, in einem Wort, ihre Seele gut ergründet zu haben glaubt — als Deutscher weiß ich nur zu gut, daß der Interessengegensatz — der politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche, soziale — ein viel zu großer ist, um über Nacht eine solche Umwälzung herbeiführen zu können, wie sie Liebknecht für möglich hält.

Am 16. Januar 1919. Liebknecht ermordet, Rosa Luxemburg, seine treue Gefährtin, von Fanatikern erschlagen. Ich bin überzeugt, daß beide nicht nur ein Opfer ihrer Überzeugung, sondern leider auch jenes in Deutschland noch immer gepredigten, mehr berüchtigten als berechtigten Antisemitismus geworden sind. Insbesondere trieben deutschnationale Blätter antisemitische Propaganda ... Es ist ein Zeichen niedrigster Gesinnung, die Juden, deren hohe Verdienste um Kunst und Wissenschaft für mich Grund genug sind, sie jedem tüchtigen Christen gleichzustellen, ihrer Abstammung wegen so gehässig zu verfolgen und die Massen gegen sie aufzuwiegeln. Hat man vergessen, daß Christus ein Jude war, und können nicht auch Juden in christlichem Geiste leben? Weiß man, was Spinoza für die Philosophie bedeutet? Versteht man die Verdienste eines Heine um die Literatur, eines Mendelssohn um die Musik zu würdigen? Außerdem: diese Fragen stellt nicht etwa ein Jude, sondern ein, der Abstammung und dem Glauben nach, Christ und Germane. ein Mann, dessen Gesinnung eine humane ist und der den Mitmenschen nicht nach Abstammung und Herkommen, wohl aber nach Leistung, Fähigkeit und Charakter wertet.

*

Die Zersplitterung in Parteien verschiedenster Richtung besteht nach wie vor; teils haben sich neue Parteien gebildet, teils leben die alten unter neuen Namen fort; sie mußten es unbedingt sein. Der Staatsmann, dem es gelänge, diese sieben in eine oder zwei zusammenzuschmelzen, wäre ein Völkerschmied wie Bismarck — der Mann, der Deutschland erneut emporhöbe aus

Elend, Verzweiflung und Not, empor auf jene Höhe, die unser Volk schon einmal erreicht hat, und die wiederzuerreichen es in Zukunft so würdig und berufen sein soll wie vormals! Nur im Zeichen der Einigkeit, des einen Willens und Strebens sind wir groß! Man mache dem Spartakus-Bund Konzessionen, stimme für Konfiskation aller dynastischen Vermögen, für Enteignung des Grund und Bodens aller landwirtschaftlichen Groß- und Mittelbetriebe, Bildung sozialistischer Landwirtschaftlicher Genossenschaften unter einheitlicher zentraler Leitung im ganzen Reiche; für Konfiskation aller Vermögen von einer bestimmten Höhe an, die durch den Zentralrat festzusetzen ist, und man lehne die Annahme derjenigen Forderungen ab, die unzweckmäßig sind. Man bilde aus den geeigneten Vertretern dieser Partei sowie aus den Vertretern der unabhängigen Sozialdemokratie, der Sozialdemokratie und der Deutschen demokratischen Partei die Große sozialistisch-demokratische Partei und fasse die Deutschnationale Volkspartei, die Christlich-demokratische Volkspartei sowie die Nationaldemokratische Partei unter dem Namen einer Nationalen Partei zusammen. Während die „Große" im Sinne des Erfurter Programms wirkt, den sozialistischen Staat ausbaut, für Förderung der Kultur und allgemeinen Wohlstand sorgt, soll die Nationale Partei die Kirche vertreten — Kirche und Religion sind altbewährte Erziehungsmittel —, ihr Subsidien zufließen lassen, soll sie bewährte Führer deutsche Interessen im Ausland vertreten lassen, jedoch unter Kontrolle der Sozialistisch-demokratischen Partei . . .

Streiks werden nicht aufhören, solange die oft riesenhaften Privatvermögen der Großkapitalisten wiederum für Privatzwecke verbraucht werden, anstatt, zum Teil wenigstens, dem Wohle des Ganzen zu dienen, solange sie nicht von Staatswegen konfisziert und ungefähr fünfzig bis sechzig Prozent für Aufbesserung (nicht Vergeudung!) der Arbeiterlöhne, Beamtengehälter und Hebung des vierten Standes verwendet werden. Betriebskapital kommt bei der Konfiskation nicht in Frage. Schwächt die Regierung die Privatvermögen nur unerheblich, so ist die Folge (unter anderen ominösen Folgen) ein neuer, gewaltiger Aufstand des Proletariats, der nicht nur die Reichen schädigen wird, sondern alles, was bisher im Organismus des Staates ein nützliches Glied war, alle, die vom Staate lebten und für ihn wirkten, die Führer in Kunst, Wissenschaft, Handel, Politik u. s. f.; eine Stagnation der Kultur auf Jahrhunderte wäre möglich. Nun erst vollzöge sich die gefürchtete Weltrevolution, der „Sklavenaufstand der Entrechteten".

Wie ich aber prinzipiell die extremen Lohnforderungen mancher Arbeiter bekämpfe, so bekämpfe ich gleichzeitig die Grundsätze der Schwerindustriellen: den Arbeiter auszubeuten, durch Verweigerung eines seinen Leistungen und seinem zu gründenden Wohlstand entsprechenden Lohnes beständigen Druck auf ihn auszuüben, ihn in der Tat zu einem Sklaven des Kapitalismus zu machen, während sie, die Besitzenden, für ihre eigenen (materiellen) Bedürfnisse keine Grenzen ge-

zogen haben. Was hat man bisher für notleidende Künstler, Akademiker und solche, die, gelehrte Autodidakten, zu Höherem streben, getan? Freiwillige Spenden verdienen höchste Anerkennung; erzwungene Vermögensabgaben für die strebende Intelligenz sind praktischer. —

Die Aufgaben unserer Friedenspolitik habe ich schon früher kurz angedeutet. Die „Versöhnung mit dem ehemaligen Gegner" erscheint trotzdem noch vielen Deutschen als ein absurder Gedanke: die Bitterkeit der Enttäuschten und ein gewisses „resseutiment" der Herren von 1914, die ihren Sturz in erster Linie dem militärischen Sieg der Feinde zu „danken" haben. Auch ein Teil der Presse sündigt in diesem Geiste — Revanchepolitik anstatt Friedenspolitik — unentwegt weiter. Es ist nicht mehr zeitgemäß, von „unmenschlichen Waffenstillstandsbedingungen" der Franzosen, „Länderraub der Entente" und Ähnlichem zu berichten: als ob ein siegreicher Hohenzoller oder alldeutsche Bierbankstrategen mit dem status quo ante sich begnügt hätten! Die Gefahr, die in jeder Revanchepolitik liegt, sollte niemals unterschätzt werden. Trieben wir sie unentwegt weiter, so gingen wir nach einigen Jahrzehnten von neuem jener politischen Gewitterschwüle entgegen, wie sie für die letzten Jahre vor dem Kriege bezeichnend war. Ein Ausnahmefall wäre gegeben, wenn z. B. die Polen, unsere Erschöpfung zu eigenem Vorteil wahrnehmend, urdeutsche Gebiete annektierten: alsdann wäre eine Politik mit dem Ziele der Wiedernahme Polens — ich vermeide das Wort „Eroberung" — unvermeidlich. —

*

Der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit: letztere zeigt uns das hungernde, geschlagene, von inneren und äußeren Gefahren bedrohte Vaterland; doch dort, in weiter, leuchtender Ferne, noch Ideal, noch Traum, erblicke ich ein glücklicheres Deutschland, geachtet von den Völkern der Erde, gesegnet mit den Reichtümern aller Zonen und bewohnt von dem freiesten Volk der Welt. Wer aber führt uns einer solchen Zukunft entgegen?

Max Graf Bethusy-Huc: Erwerbsfremde.

In der unabsehbaren Unordnung, die nach dem Zusammensturz unserer Staats- und Wirtschaftsform hemmungslos einsetzte, ist die eine Erkenntnis unbestreitbar, daß unser aller Lebensanschauung sich von Grund aus neu einstellen muß. Auch an die Kreise, die heut die neue Zeit mehr feiern als begründen, wird die Not der Zeit herantreten. Die Schichten des alten Obrigkeitsstaats, die durch Jahrhunderte den Staatsdienst bevorzugten, stehen heute als Leidtragende in vorderster Reihe. Sie sind plötzlich verwaist, da ihre Lebensform unter dem Patronat des alten Staates stand. Bescheiden bezahlt, gesellschaftlich bevorzugt, blieben sie bei treuer Pflichterfüllung und politischer Abhängigkeit in wirtschaftlicher Unselbständigkeit. Der Erwerbssinn ist durch Geschlechter hin verkümmert. Der materielle Rückhalt ist meist nur bescheidenes Spargut, das durch die Entwertung der Zahlungsmittel, schon abgesehen von steuerlichen Eingriffen, in seiner Kaufkraft auf ein Bruchteil gesunken ist.

Die Erwerbsstände können sich mit entsprechenden Forderungen den Ausgleich zwischen alter Einnahme und neuer Ausgabe verschaffen, überholen ihn sogar zum Nachteil der Allgemeinheit, wie die derzeitigen Ausschreitungen der Lohnbewegungen erweisen. Der Rentner und Festbesoldete ohne Geschäftserfahrung ist der Entwertung seiner Einkünfte gegenüber vorerst hilflos. Ein Opfer seines blinden Vertrauens zur alten Gesellschaftsform, noch dazu des Übelwollens der neuen Richtung gewiß, muß er sich selbst helfen und sein Leben entsprechend umstellen. Große Teile unserer Soldaten- und Beamtenfamilien, soweit sie nicht ihre Ersparnisse in der Kriegszeit aufgezehrt haben, sind in dieser Lage. Die drohende Verelendung zwingt sie, neue Lebens- und Erwerbsform zu suchen, um die Zukunft der Familie zum mindesten durch die Einführung der Kinder in das Erwerbsleben zu sichern. Je klarer und rascher der Ernst der Lage erkannt wird, desto ruhiger kann die Umstellung erfolgen, ehe die letzten Mittel verbraucht sind. Gewiß werden tausend und abertausend Arbeiterfamilien heute ebenso vor der Frage der Erwerbslosigkeit stehen, aber gerechtes Urteil muß zugeben, daß letztere durch Vergangenheit und Zusammenschluß besser gerüstet sind als die Schiffbrüchigen des Sturmes, in dem unser altes Staatsschiff zerschellte.

In zweiter Linie wird die Neugestaltung und Politisierung des Heer- und Beamtenwesens den Einzelnen zwingen, den Dienst zu verlassen. Wenn auch damit zu rechnen ist, daß die Gehälter künftig aufgebessert werden, so werden Auswahl und Lebensbedingungen für den militärischen Beruf so erheblich verändert werden, daß die Wirkung fast einem Berufswechsel gleichkommt. Wie nun immer die Verhältnisse sich gestalten und wie weit die Kräfte, bei denen die Familien-

fürsorge nicht gebieterisch die Umstellung auf Erwerbstätigkeit verlangt, das Verbleiben im Amt mit ehrlicher Überzeugung vereinbaren können, ist noch nicht zu übersehen. Eine Frage, die der einzelne nur für sich selbst beantworten kann. Der Unabhängige kann und soll abwarten, für die übrigen wird ein rascher Entschluß eine bittere Notwendigkeit sein.

Ein Erfordernis ist für alle gleich, wenn auch die Scheidenden vorerst allein die praktischen Folgerungen ziehen: ein gut Teil der alten Lebensanschauungen muß sich ändern. Wir wollen uns nicht verhehlen, viel Standesvorurteil und Standessitte galten als gegebene Größe, die tatsächlich nur äußeres Gewohnheitserbe sind. Der gute Wesenskern, die glaubensstarke Liebe und Treue zu Heimat und Berufspflicht kann sich dabei voll erhalten. Dieser Kern muß sogar in der Schicksalswende neu erstarken und sich in der innigen Berührung mit weiten Volkskreisen mehr als bisher segensreich durchsetzen. Aber ausschließlich diesem sittlichen Wert gebührt der Ehrentitel vornehmer Überlieferung, nicht dem zu toter Form erstarrten Beiwerk. Solche Selbstentäußerung wird erfolgreich dem Übelwollen der Gegenwart begegnen. So ngerecht die erregte Volksstimmung insbesondere der Gesamtheit des Offizierkorps gegenüber ist, so wenig darf man die Erfolglosigkeit einer Abwehr durch die Erinnerung an das Verdienst der Vergangenheit verkennen. Mitschuldig ist die frühere Abgeschlossenheit innerhalb der alten Gesellschaftsschicht und der Mißbrauch, der zum Schaden der altgedienten Familien von Neulingen im Beruf mit der Vorzugsstellung getrieben wurde. Dem Massenurteil gilt trotz des Volksheeres der Offizier und höhere Beamte schlechtweg als der Vertreter der Führung, der die Schuld am Unglück des Vaterlandes zugeschrieben wird, ohne zu bedenken, daß der Stand als solcher nur seinem Eide getreu und bis auf verschwindende Ausnahmen ganz unpolitisch seine Pflicht erfüllt hat.

Unfruchtbar bleibt jede Erkenntnis, wenn aus ihr nur Bitternis gewonnen wird — nein, der Unmut darf den festen Willen zur Selbsthilfe nicht lähmen. Der Beweis muß erbracht werden, daß die heute aus diesen Kreisen freiwerdende Kraft auch im bürgerlichen Leben ihren Mann stehen wird. So sollte sich jeder bescheiden, um mit vollem Selbstbewußtsein zu jedweder ehrlichen Erwerbsarbeit bereit zu sein und möglichst neue Fühlung mit dem arbeitenden Volke zu suchen. Zwitterstellungen, die den Schein gehobener Lebensführung wahren, aber in Wahrheit behelfsmäßig sind, können keinen dauerhaften Nutzen bringen. Die Kluft, die zwischen den Berufsständen bestand und das Verderben unseres politischen Lebens war, muß verschwinden. An der Lösung dieses besten Zieles der Revolution werktätigen Anteil zu nehmen, ist eine Aufgabe, vornehm genug, um jedem neuen Beginnen einen ideellen Wert zu geben.

Das Wort, daß jede Arbeit den Mann ehrt, darf vor dem Unterschied nicht halt machen, der früher zwischen herrenmäßiger und anderer Beschäftigung be-

stand. Grundsätzlich muß die gesellschaftliche Wertung von der Art der Beschäftigung und der politischen Gesinnung unabhängig sein, sofern beide pflichtgemäß geübt und ehrlich bekannt werden. Eine solche neue Gesellschaftskultur würde uns unschätzbaren Gewinn bringen. Der Beamte und Offizier, der ins bürgerliche Leben tritt, mache sich zum Träger dieses Gedankens, beginnend damit, daß, wo immer der alte Kamerad neue Arbeit findet, ob an leitender Stelle, im Handwerk, in geistiger oder Handarbeit, jeder erhobenen Hauptes sicher ist, an geselliger Wertschätzung nichts zu verlieren. Diese Auffassung wird überall Anerkennung und Nachahmung finden und die Gegensätze beseitigen helfen, die im Mangel gegenseitiger Fühlung der Volkskreise beruhen. Nur der gesunde soziale Gedanke, nicht der Notbehelf einer Fürsorge von Herr zu Arbeiter, kann die Auswüchse eines verstiegenen Sozialismus auf immer unschädlich machen, ein Ziel, der Opfer dieses Weltkrieges wert; auch die bescheidenste Mithilfe bedeutet somit letzten Sinnes Ehrung der gefallenen Kameraden. Besonders der Bessergestellte betätige diese Auffassung.

Das Streben nach gehobener Lebensführung und Arbeitsleistung bleibt unbeschränkt. Die Aussicht zu organischem Aufstieg bei bescheidenem und gründlichem Anfang sei aber höher gewertet als der Zufallsgewinn eines mühelosen Beginns, denn es handelt sich hier um das Vorbild und Ansetzen der jungen Kräfte, vor allem um den Nachwuchs der Familien, um Entschlüsse, die auf Generationen hin wirkungsvoll werden. Etwa mit der Rückkehr alter Verhältnisse zu rechnen und gewissermaßen verschämt nach einem Unterschlupf zu suchen, wäre sinnlose Vogelstraußpolitik. Engherzigkeit in der Berufswahl kann nur Schaden anrichten, je freier der Kreis gezogen wird, desto sicherer wird der allgemeine Erfolg der starken Persönlichkeit werden, die der Reichtum des alten Standes war. Die Lage auf dem Arbeitsmarkt wird heut durch ständig wachsendes Angebot und Beschränkung unserer Erzeugungsmöglichkeit wahrscheinlich auf lange hinaus bestimmt werden. Allgemeine Rückkehr zu Landwirtschaft und Siedlung kann sich, wenn sie nutzbringend sein soll, nur langsam vollziehen.

Bei der geringen Erfahrung und dem gut Teil Wagemut, wie sie besonders der soldatische Bewerber meist besitzt, ist die Einrichtung von gemeinnütziger Organisation dringend geboten. Beratung von Sachverständigen in der Auswahl neuer Lebenswege und Unterstützung in der Übergangszeit ist zweckmäßig so zusammenzufassen, daß eine Verzettelung der Mittel ausgeschlossen wird. Als Beiräte für alle Zweige des Erwerbslebens stehen die inaktiven und Reserve-Offiziere, deren Mitglieder im bürgerlichen Leben stehen, zur Verfügung. Tatkräftige Hilfe ist ihre Ehrenpflicht, besonders derer aus vermögenden Kreisen. Die Mittel aus allen Besitztiteln der alten Gemeinschaft wie aus neuen Beiträgen der Organisation müssen eine großes, einheitlich arbeitendes Kapital bilden. Die Wahrung örtlicher Interessen steht dem allgemeinen Interesse nach: auf je breiterer Grundlage der erforderliche Ausgleich je nach der Bedürftigkeit erfolgt,

desto gerechter wird er sein. Des Friedens Not fordert den Beweis vorbehaltloser Kameradschaft, um dem Schwachen den Wechsel moralisch und materiell durch die alte Parole zu erleichtern: Einer für alle, alle für einen. Nichts wird einer dahin zielenden Organisation ferner liegen dürfen als der Erhalt einer Absonderung oder Sonderstellung. Die Aufgabe besteht in der sachgemäßen Überführung der Kraft und des Wertes der alten Gemeinschaft in das bürgerliche Leben, in dem der Verabschiedete mit seinen Angehörigen den Vollwert als werktätiger Bürger vorbehaltlos suchen soll.

Die Wertschätzung, die das in höheren Bildungsstufen erworbene Wissen in der Vergangenheit erfahren hat, wird durch eine lebendigere Ausgestaltung unseres Schulwesens zur Erziehung und Auslese der kraftvollen Persönlichkeit erhebliche Berichtigung erfahren. Die abgeschlossene akademische Bildung wird stets die ihr gebührende Stellung wahren, aber auch nicht mehr einen alleinigen Anspruch auf ganze Gruppen unserer Gesellschafts- und Staatsordnung haben. Damit werden sich für die Erziehung der Kinder neue Gesichtspunkte ergeben, die manches alte Bedenken auch in der Berufswahl beseitigen und die Berücksichtigung der Fähigkeiten des einzelnen viel früher und weitgehender ermöglichen. Der Torso sogenannter höherer Schulbildung zum Zwecke des Einjährigen und ähnliche Abstempelungen der Vergangenheit, die im wesentlichen mit Bildung nichts zu tun hatten, sondern nur die höheren Schulen unnütz belasteten, werden fortfallen. Die Fachausbildung bis zur Weiterbildung des guten Handarbeiters soll wieder mehr geachtet und gefördert werden. Der Weg nach oben muß der echten Schaffenskraft, wo auch immer sie sich offenbart, freistehen, wenn sie sich auf dem Wege der Erfahrung die nötigen Kenntnisse erworben hat.

Die Auffassung, das persönliche Verhältnis zum Arbeitgeber bedeute an sich eine gesellschaftliche Unterordnung, besonders wenn diese Arbeit in der Stufenfolge der Arbeitsleistung an niederer Stelle steht, wird sich durch die im öffentlichen Recht zwischen Arbeitgeber und -nehmer gesicherte Machtverteilung allmählich ändern. Kennzeichnend ist heute erst die materielle Folge in der unverhältnismäßig hohen Bezahlung der unteren Arbeitsstufen. Die selbstmörderischen Übertreibungen revolutionären Übermutes seitens einer Minderheit beschleunigen die Rückkehr zur gesunden Vernunft. Wenn diese Hoffnung heute gewagt klingt, so ist sie fest im gesunden Selbsterhaltungstrieb des Volkes begründet. Ein Urteil über das heutige Treiben darf nie vergessen, was die Mehrheit des Volkes im Kriege erduldet und erhofft hat. Die Wunden der Enttäuschung bluten noch zu stark. Wenn die Macht der arbeitenden Massen, ihren äußeren Lebensstand dauernd zu heben, sich lebendig erhalten will, so ist die Einkehr zu gemeinnützigen und sittlichen Lebensanschauungen unerläßlich. Das Schicksal der Welt wird nicht mehr in der Hand weniger Auserwählter, sondern in der des einfachen Mannes liegen. Das ist keine Redensart des amerikanischen Präsidenten, sondern ein Gedanke, der zur Wirklichkeit empordrängt und letzten Endes

das Kriegsziel des Weltkrieges bedeutet. Davon wird auch unsere gesellschaftliche Lebensanschauung beherrscht werden. Das schwerste Gebrechen unserer alten Gesellschaftsformen war die Überschätzung des Reichtums an sich für den gesellschaftlichen Wert der Person. Von diesem Gebrechen waren die Kreise, von denen hier gesprochen wird, nach dem Vorbild höchster Kreise nicht frei.

Die Erkenntnis der kommenden Dinge ist die Forderung des Tages für weittragende Lebensentscheidungen. Der freie Aufstieg vom Arbeiter aus über selbstgewählte Fortbildungsschulen wird bei uns keine Ausnahme mehr sein. Ohne besondere Vorbereitung ist die sofortige Ausnützung jeder Arbeitskraft in der Handarbeit derzeitig unzweifelhaft die lohnendste. Andererseits kann die Gefahr, wie sie bei übereilter Anlage von Mitteln in Unternehmungen vorhanden ist, gar nicht groß genug eingeschätzt werden. Die Verlockungen treten an den Erwerbsfremden jetzt von allen Seiten heran, sei es, daß es sich um Ankauf von ländlichem Besitz mit kleiner Anzahlung oder um Beteiligung an gewerblichen Unternehmungen handelt, wobei noch feste Anstellungen im Austausch versprochen werden. Doppelte Vorsicht sei hier die Regel, der Versuch, rückwärts gewandten Blick und Urteil durch den Bruchteil einer sogenannten Selbständigkeit zu blenden, wird meist außerordentlich geschickt und leider oft erfolgreich gemacht.

Bei den vielfachen Beziehungen der Kreise zur ländlichen Bevölkerung wird die Siedelungsfrage in allen Abstufungen vom Gutsbesitzer bis zum Kleinsiedler mit Recht bevorzugt. Hier muß das noch lebhafte Gefühl für die alte patriarchalische Schichtung im Landleben vor der nüchternen Erkenntnis zurücktreten, daß die landwirtschaftliche Tätigkeit, ob groß oder klein, neben sehr ausreichenden Betriebsmitteln Erfahrung und mannigfaltige Kenntnisse verlangt, um ein nährendes Gewerbe zu sein. Kleine Besitzer werden nur dann eine billige Selbstversorgung finden, wenn sie selbst arbeiten können und wollen, also am letzten Ende auch Handarbeiter werden, wobei die Anpassungsfähigkeit des weiblichen Teils der Familie eine ausschlaggebende Rolle spielt. Jedenfalls muß der Vorteil der Selbständigkeit beim kleineren Besitz durch Arbeit erkauft werden. Von vornherein ist bei den heutigen hohen Preisen des Landes, die weit über den dauernden Ertragswerten liegen, nicht scharf genug vor kleinen Anzahlungen zu warnen. Nur wer einschließlich seines Betriebskapitals sich annähernd schuldenfrei halten kann, wird auf die Dauer bestehen. Grundsätzlich muß eine längere Lehrzeit, für kleine Verhältnisse möglichst als landwirtschaftlicher Arbeiter, der endgültigen Siedelung vorangehen.

Die heutigen Verhältnisse im Handel und Gewerbe sowie die Überfülle in den freien Berufen dürften nicht als bestimmend dafür angesehen werden, das Land unbedingt zu bevorzugen. Familien, die in städtischen Lebensgewohnheiten wurzeln, werden sicher gut tun, mit der Bindung auf dem Lande, die gesunderweise als eine feste angesehen werden muß, sehr vorsichtig zu sein. Gar zu oft

pflegt die Beurteilung des Landlebens nach den Eindrücken eines gelegentlichen Landaufenthaltes vorzuherrschen.

So hervorragend wichtig für die Gesundung unserer Verhältnisse die sachgemäße Abwanderung aufs Land ist, unsere Volksernährung würde auf das schwerste gefährdet, wenn auch nur Teile unseres kostbaren Bodens in die Hand ungeeigneter Siedler kämen.

Auf Aussichten in Handel und Gewerbe näher einzugehen, führt selbstverständlich zu weit. Die mannigfaltigen Wege sind auch im Dunkel der Zeit noch zu wenig übersehbar. Doch erscheint der Hinweis nicht überflüssig, auch hier mit einigen Gepflogenheiten früherer Zeit vorsichtig zu sein. Verabschiedete bevorzugten vielfach die Tätigkeit im Agenten- und Vermittlergewerbe. Der Grund des leichten Unterkommens war in der Hauptsache die Ausnutzung der gesellschaftlichen Beziehungen und des Vorteils guter Formen. So achtbar der Beruf an sich gewiß ist, die gründliche Kenntnis dessen, was man anbietet und vermittelt, muß sehr genau genommen werden, wenn echte kaufmännische Ehrbegriffe gewahrt werden sollen. Ohne solche wird ein dauernder Erfolg nicht zu erlangen sein. Wenn Name und Person nur Aushängeschild und blindes Werkzeug sind, so besteht eine doppelte Gefahr für sich und das Publikum, besonders wenn dieses, wie es nahe liegt, innerhalb der alten Kreise gesucht wird. Jetzt, nachdem das gesellschaftliche Übergewicht und die Beziehungen sich zu entwerten drohen, kann die Verantwortung nicht streng genug bedacht werden. Nichts würde dem Ansehen der Allgemeinheit jetzt abträglicher sein als eine leichtfertige Bevorzugung dieser Tätigkeit.

Gleichermaßen spielt der Wunsch nach einer Vertrauensstellung seit jeher eine große Rolle. Ausnahmsweise kann wohl eine solche durch persönliche Beziehungen ohne besondere Vorkenntnisse erreichbar sein. In der Regel werden abgeschlossene Kenntnisse und Erfahrungen, nicht nur gute Charaktereigenschaften Vorbedingung für das Vertrauen sein, wenn man von Stellungen wie Kassenbote und Wächter absieht, die der mit dem Wunsche verbundene Begriff im allgemeinen nicht einschließt. Als allgemeines Berufsziel für Anfänger wird also der Wunsch selten erfüllbar sein.

Über die Wahl des akademischen Studiums können nur Fähigkeiten und vorhandene Mittel entscheiden, da eine längere brotlose Wartezeit gewiß ist. Der Wettstreit wird sich hier wohl in äußerlich angenehmeren Formen abspielen, aber bei der zu erwartenden breiteren Konkurrenz auf allen Gebieten geistiger Tätigkeit wird der Maßstab für die nötigen Fähigkeiten und Mittel sich vergrößern, der Beginn in vorgerückten Lebensjahren somit erheblich erschwert werden.

Die Befürchtung daß, je weiter sich die neue Lebensstellung den unteren Stufen der Arbeitsleistung nähert, das Verhalten der alten Werktätigen zu den Neulingen im steigenden Maße übelwollend sein würde, ist bis zu einem gewissen

Grade gerechtfertigt. Wenn aber der Wille vorhanden ist, sich den vernünftigen Bedingungen der wirtschaftlichen Gemeinschaft einzufügen und in vorbehaltloser Achtung der fremden persönlichen Überzeugung die eigene zu wahren, so wird diese Hemmung zum Vorteil der Allgemeinheit beseitigt werden. Der zahlenmäßige Zuwachs der neu konkurrierenden Kräfte wird letzten Endes so wenig beachtenswert sein und sich von vornherein auf bestimmte Sondergebiete beschränken, daß der leider allmächtige Brotneid nicht mitzusprechen braucht. Nach diesen Zeiten der politischen Gährung ist außerdem damit zu rechnen, daß ein gut Teil der feindseligen Stimmung durch den Abbau allzu hoher Gesellschaftsschranken aufhören wird, angriffslustig zu sein. Wenn trotzdem fremde Einflüsse auf schwache Elemente abfärben oder abschrecken, so wiegt der Gewinn, den stärkere Naturen durchsetzen, diesen Nachteil sicher auf, abgesehen davon, daß so radikale Entschlüsse wie der zum Aufstieg vom Arbeiter aus eine Willensstärke voraussetzen, die überall zum Erfolge führt.

Ein Weg, auch Schwächeren das Fortkommen zu erleichtern, ist die genossenschaftliche Form von Arbeitsgruppen, sei es für landwirtschaftliche oder gewerbliche Zwecke. Solche Gruppen werden sowohl vom Arbeitgeber eher beachtet werden, wie gegenüber den Mitarbeitern leichteren Stand haben. Kann die Gruppe so günstig zusammengesetzt werden, daß einzelne Mitglieder über Mittel verfügen, so besteht die Möglichkeit späterer gemeinschaftlicher Unternehmungen. Eine Form, die besonders für die Landwirtschaft, aber auch für kleinere Betriebe des anderen Wirtschaftslebens — man denke z. B. an die Feinindustrie, das mechanische und das Kunsthandwerk — aussichtsreich sein dürfte. Die Bemittelten, die nur eine Lehrzeit für künftiges Unternehmertum durchmachen, haben selbst das größte Interesse daran, dieses Genossenschaftswesen zu fördern und können so mit der kameradschaftlichen Hilfe den späteren eigenen Vorteil verbinden.

In diesen Ausführungen sind gewiß viel Binsenweisheiten nochmals ausgesprochen, aber wer das praktische Leben kennt, wird zugeben, daß in solchen Zeiten, im Chaos ganz neuer Gedanken gar zu leicht die einfachsten Lebensregeln gegenüber abenteuerlichen Plänen vernachlässigt werden. Aus dem ruhigen Zinsempfänger und Festbesoldeten kann leicht über Nacht, im begreiflichen Wunsche, baldmöglichst sein altes Gleichgewicht wieder herzustellen, der Spekulant wider Willen werden.

Nur die vollerwerbsfähigen Kräfte, deren Pflicht die Selbsthilfe ist, sind hier in den Kreis der Betrachtung gezogen worden. Ehrenpflicht des Staates ist, allen, deren Erwerbstätigkeit im Staatsdienst und durch Alter beschränkt wurde, ebenso den Witwen und Waisen die feste Zuversicht zu geben, daß ihre Ansprüche, welche Parteien auch immer am Staatssteuer stehen, nicht nur dem Buchstaben der Verpflichtung nach erfüllt, sondern auch den zeitlichen Lebens-

bedingungen angepaßt werden. Keineswegs soll die loyale Haltung dieser Kreise gegenüber der Neuordnung dabei als ein Verdienst hingestellt werden. Sie entsprang nur der Einsicht, zum Besten des geliebten Vaterlandes so und nicht anders handeln zu müssen, aber der soziale Gedanke im neuen demokratischen Staate würde sich selbst verleugnen, wenn er dieser Ehrenpflicht gegenüber auch nur einen Zweifel aufkommen ließe.

Fritzgeorg Dietrich, Naunhof: Unser Kennen.

Wir wußten so viel und waren so stolz darauf. Aber vor lauter „Kenntnissen" drangen wir nicht durch bis zu „Erkenntnis"! Nun wir an den Trümmern unserer Weltanschauung stehen, entdecken wir freilich, daß unser eingebildeter Weitblick nichts anders ist als ein Traum des ewig schlafenden Michels. Wir reiben uns die Augen und suchen als gründliche Deutsche eine Erklärung dafür, daß alle unsere Voraussetzungen sich als Trugbilder erwiesen. Nicht nur die Hoffnungen und Berechnungen, nicht nur die anscheinend so logischen Folgerungen fielen zu einem Häuflein Asche zusammen, auch was wir von der Gesinnung der Mitwelt zu wissen glaubten, waren Scheinannahmen. Wir kannten trotz aller Kenntnisse weder uns noch die andern! Fürsten und Heerführer, Staatsmänner und Statistiker sahen sich getäuscht. Und nicht durch andere, sondern durch sich selbst. Wir hatten alle lustig darauf los spekuliert und wähnten uns so sicher in den Folgerungen, daß nur dadurch die gänzliche Zerfahrenheit bei dem Zusammenbruch erklärbar wird. Wie klammerten wir uns kindlich an das Rechtsempfinden der Welt und sogar unserer Feinde! In naivster Vertrauensseligkeit suchten unsere Staatslenker Schutz und Fürsprache bei unsern zwar zuerst heimlichen, aber darum nicht weniger erbitterten Widersachern. War das zur Not entschuldbar durch die romantische Auffassung, die durch alle unsre politischen und anderen Maßnahmen ging, so durfte uns, wenn wir schon vom Ausland nichts wußten, das eigene Wirtschaftsleben doch keinesfalls so gänzlich unergründet sein, wie es in Wahrheit den verantwortlichen Stellen gewesen sein muß. Es ist schwer hier nur Selbsttäuschung als Entschuldigung annehmen zu müssen. Und doch ist auch hier die Schuld einzig der mangelnden Erkenntnis zuzuschreiben. Das gleiche Nichtverstehen ließ die Herrschenden noch in letzter Stunde dem Volke Opfer zumuten, die statt der harmloser Weise erwarteten Begeisterung nur zu Erbitterung der ausgehungerten Massen führen mußten. Wir wollen nicht untersuchen, ob bei richtiger Erkenntnis der Sachlage und der Stimmung sich nicht hätte ein geeigneterer Zeitpunkt zur Beendigung der Kämpfe

finden lassen, schlechter konnte der Ausgang keinesfalls sein. Und so viel ist heute wohl auch den Törichtsten unter uns klar, daß die Berechnungen der privilegierten Staatsweisen, die man uns vorsetzte, samt und sonders Makulatur waren. Prüfen wir sie jetzt an der Hand der Ereignisse nach, so zeigt sich eine geradezu schreiende Unkenntnis oder absichtliche Entstellung. Wie sinnlos müssen in diesem Lichte die Maßnahmen der Zerstörung unersetzbarer Werte erscheinen; wenn nicht eben die absolute Unkenntnis als Entschuldigung herangezogen werden kann, ist der Haß der Gegner fast berechtigt. Aber man glaubte an die Möglichkeit, den meerfreien Feinden den Weg nach England und dem festländischen Europa abschneiden zu können. Man lehrte uns, über die kühlen Berechnungen der Feinde uns zu entrüsten oder sie zu belächeln, die sich doch im Laufe der Begebnisse fast restlos erfüllt haben. Die gleiche Unkenntnis malt sich in den letzten verzweifelten Versuchen, durch wortreiche Besuche industrieller Unternehmen die immer noch angenommene Stimmung aufrecht zu erhalten. In rückfälliger Theatralik scheute man sogar nicht davor zurück, ein öffentliches, feierliches Gelöbnis derselben Klassen zu fordern, die längst bereit waren, auf ein gegebenes Zeichen die zu stürzen, die noch so weit davon entfernt waren, sie zu verstehen. Auch hier Verblendung durch Unkenntnis! Und doch wäre es falsch, die Person Wilhelms des Zweiten, ja selbst seine befugten und unbefugten Ratgeber allein dafür verantwortlich zu machen. Unser Nichtkennen war so allgemein, daß niemand frei davon war und leider auch jetzt noch ist. Wie zeterten die Gegner des alten Regimes darüber, und was bewiesen sie bei der überstürzten Abschließung des Waffenstillstandes anderes als die gleiche, unbefangene Auffassung? Die Schicksalsschläge hatten niemand klüger gemacht. Man warf die Karten offen auf den Tisch und wiegte sich in der Hoffnung auf nie vorhandene Großmut! Und siehe! Das Volk war sogleich bereit zu jubeln und spürte den Fuß nicht, der sich ihm in den Nacken setzte. Und sind wir nun klüger, da man uns so grausam die Binde von den Augen riß? Zeigt nicht der Weg, den die Umgestaltung unserer Verhältnisse wandelt, das gleiche Nichtverstehen des anderen? Noch immer regieren die Parteien an einander vorüber. Man hofft, vermutet und erwartet, aber die Mühe gibt sich keiner, den erst ergründend kennen zu lernen, den man zur Mitarbeit bestimmen will. Trotz aller neuzeitlichen Drapierung hausen wir nach wie vor in Wolkenkuckucksheim. Erst wenn wir bereit sind, nicht die eigene Meinung als die einzig richtige zu betrachten, und uns entschließen, aus Wunsch und Willen der anderen zu lernen, was an der unseren verbesserungsfähig ist, kann auf allmähliche Genesung gerechnet werden. Bis dahin werden wir den bequemen schlafenden Michel der Welt in Reinkultur bewahren. Denn das, was wir vielleicht selbst für Erwachen hielten, war wie das Tun des Hypnotisierten, das vergessen ist, wenn der zwingende äußere Wille aufhört.

Rudolf Klein Diepold: 1914 — 1918.

Überblicken wir heute das Erlebnis, das seit den Augusttagen 1914 hinter uns liegt, so müssen wir zugeben, daß es wohl das Gewaltigste ist, dessen im Lauf der Geschichte seit Jahrtausenden ein Geschlecht Zeuge sein durfte. Dazu kommt, daß es in seiner Ungeheuerlichkeit wohl Anfang, nicht Ende zu haben scheint: überstürzten sich die unerhörten Ereignisse des Geschehens von den glänzendsten, nie dagewesenen Heldentaten, deren man unsere Zeit und unser Geschlecht nicht mehr für fähig gehalten hätte, an bis hinab in seinen Begleiterscheinungen zur bittersten Not derart, daß dem Miterlebenden kaum Besinnung blieb, den Opfern den gebührenden Lorbeer zu winden, so sieht er sich nun am Ende des Krieges, der gleichsam über Nacht sich in die alles verändernde Revolution verwandelte — um in dieser Gestalt seine Träger auf andere Weise erreichen zu lassen, was in jener nicht gelang — vor so unermeßliche Aufgaben gestellt, daß der leitenden Gesamtheit die Möglichkeit zu schwinden scheint, an jene ersten Zustände überhaupt noch Fühlen und Denken zu setzen. — Dabei kann man folgende seltsame Beobachtung machen: es gibt heute kaum noch einen, der begeistert vom Kriege (als solchem) spräche; und doch loderte die Flamme in jenen Augusttagen unerwarteter Weise bis tief aus den Kreisen hervor, die in ihrem Dichten und Trachten stets andere Bahnen wandelten. Demgegenüber muß es Wunder nehmen, daß die innere Größe und Bedeutung des verwandelten Krieges, der Revolution, ihrer tiefen Bedeutung nach, wahrscheinlich ihrer Vollzugsorgane wegen, aus einem Widerstreben gegen alle Unordnung und Umsturz, wie der für jeden Einzelnen damit verbundenen Nachteile, nur von verhältnismäßig Wenigen geahnt und voll empfunden wird. Und doch zeigt sich in dieser neuen Gestalt das Erlebnis in einer noch ungeheureren Form, indem sich in ihm das innere Walten der Geschichte wie unter dem Zwange der Vorsehung offenbart, (dem wir nicht entrinnen können), und das Wollen und Handeln der Menschen, so groß und so klein es uns scheint, als Äußerungen von langsam gewordenen Kräftesummen, deren jene sich nun bei der Entladung bediente, die Menschheit auf ihrem Gange voranzubringen, der von einzelnen großen Geistern früh erkannt, von der Menge und ihren skrupellosen Führern teils blind und verständnislos, übereilt herbeigewünscht, von anderen aus Trägheit verleugnet wurde. —

Betrachten wir die Vorgänge, in deren vulkanischem Ausbruch wir mitten darin stehen, von diesem Standpunkt, so ergibt sich folgendes: In den Tagen der Mobilmachung traten die wundervollsten Eigenschaften unseres Volkes ans Licht; aus allen schlug das Gleiche: wir sahen und fühlten uns als „Volk", nicht mehr als neidvolle Klassengegensätze von Besitzenden und Proletariern; das

Beste, uns allen Gemeinsame, leuchtete hervor unter dem Druck einer Idee und einte uns in ihrem Zeichen; so ließ sie Viele vergessen machen unter dem dadurch hervorgerufenen und gesteigerten Gefühl des eigenen Wertes, daß sie in einer Richtung wirkten, die nicht die ihrige war und von der sie als Schicksals-Träger und Geschichts-Werkzeuge auch wieder abfallen mußten, während sie in den Kreisen ihrer eigensten Organe jene zahlreichen, im Lauf der Jahre angesammelten Züge an Nachteilen überstrahlte und vorübergehend aufhob, die sich in der Folge als verhängnisvoll erweisen sollten, indem sie teils als Hybris die Menge blendete und schwächte und den einzelnen die Kräfte mehr und mehr statt im Dienste der Sache unter dem Deckmantel der Phrase eigennützig verwenden ließ; von Anbeginn jedoch nur die Dämonisch-Negativen abseits blieben. — Daß die Idee an sich — der nach genauer Betrachtung nicht mehr die Zeit gehörte, die vielmehr durch einen traditionell mit ihr verbundenen Volksteil und eine Gruppe (im Grunde nicht zu diesem zählender und von seiner Wirksamkeit ausgeschlossener) theoretischer Idealisten hochgehalten wurde — sich damals auf die Spitze trieb und als notwendige Summe der zusammengesetztesten politischen, völkischen und wirtschaftlichen Kräftelagerungen nach einer kurzen glänzenden militärischen Entladung zusammenbrechen sollte, konnte in den Tagen noch keiner weder klar sehen, noch mit Recht behaupten. —

Überschlagen wir die Einzelheiten. Die Tage der Mobilmachung verliehen unserem Volke einen Zug von Größe, wie, damals selbst von weit links Stehenden zugestanden, seit Armins Taten nicht: wie kleinlich deshalb, in der Folge sie und ihre geistigen Motoren herabwürdigen zu wollen: es war das letzte große Aufleuchten eines Volkes im Wesen und der Kraftwürde seiner Vergangenheit. Ein Heldentum ohnegleichen entfaltete sich unter jener heute verlästerten Idee des Nationalismus und Militarismus. Der Soldat, der uns im Frieden eine sinnlose Zwitterexistenz dünkte, schien über Nacht als Vollzugsorgan geschichtlicher Gesetzmäßigkeiten dem Begriff seiner Existenzberechtigung die letzte Verkörperung und Ausbildung gegeben zu haben. Es folgten jene ersten unerhörten Waffentaten. Wie unter den Sturmzeichen der Nemesis schnitt der Sensenwagen vernichtender Armeen dahin; Städte, Fluren und Völker niederlegend. — Und mit solch ungeahntem Gelingen entwickelten sich in Kopf und Herz zwei Regungen, aus jenem über Nacht geboren und zugleich miteinander im Streit. Das Herz sprach: du unterwirfst fremde Völker, beraubst sie ihrer Freiheit, dafür sind die Zeiten für immer dahin; und der Verstand erwiderte: wir rüsteten über die Jahre, allerdings nicht zu diesem Zweck, vielmehr zum Selbstschutz; aber wenn wir es nicht zu erobernder Kraftentfaltung taten, so war es vielleicht die Folge von Unbedachtsamkeit? Denn: tun wir es nicht, so tut es der Feind; noch ist es Zeit; Macht geht vor Recht! — Warum nicht — wenn sich in diesem Augenblick die Möglichkeit bietet — die Grenzen des alten Germanenreiches wieder aufrichten! — Und wieder regte sich im Herzen die mahnende Stimme: es ist ein

Rückfall in die Zeiten des Heidentums. Aber der Verstand erwiderte aufs neue: Dehnen wir unsere Macht nicht aus, so tut es Rußland! — Und unter diesem Zwiespalt von Gefühlsrausch und mahnendem Gewissen — wobei dieses in der Öffentlichkeit seine Zunge durch die kleinen Geister der Verneinung zumeist fand — taumelte das deutsche Volk dahin in der Rolle des tragischen Helden, der kindlich handeln muß, weil seinem Tun kein klarer Plan zugrunde liegt, nicht zugrunde liegen kann, da er unter zwingenden Mächten handelt; der sich in sein Schicksal verstrickt fühlt und sie zu Ende führen muß, ob er will oder nicht. Denn all die Faktoren, die am Werke waren, die sowohl, die ihm durch immer neue glänzende Siege das nahe Ufer zeigten, wie jene heimlichen, mit bohrenden Hebeln das innere Zerstörungswerk betreibenden, waren notwendig, naturbedingt und konnten nicht ausgeschaltet werden: sie alle, so entgegengesetzter Natur sie waren, wirkten in einer Richtung, einem Ziele zu! —

Es kam der russische Zusammenbruch. — War er unser Werk? So sagen die Militärs. — Ein Fingerzeig der Vorsehung, raunte die Stimme des Herzens; denn trotz unserer Siege muß der Boden dort vorbereitet gewesen sein und der russische Riesenleib scheint von der Geschichte-Waltung zu dem traurigen Objekt einer Versuchsstation für unsere Zukunft ausersehen worden. —

Inzwischen wuchs uns mit jedem Siege ein neuer Feind — die Rolle, in die wir uns über Nacht nur zu rasch gefunden, ließ unsere unverbrauchten Kräfte in verhängnisvoller Richtung wirken; es sollte nicht sein. Die Welt konnte es nicht dulden. Aus dem an sich glänzenden Prinzip einer vergangenen Zeit, das zu unserem Schutz sich krankhaft vergrößerte, alle Seelen- und Geisteskräfte in seiner Richtung absorbierend — erwuchs uns die eigene Vernichtung. Der Geist der Geschichte duldete seine Wirksamkeit nicht mehr. Mögen wir hundertmal und mit Recht sagen: wir hätten den Krieg nicht zu verlieren brauchen, hätten wir Politiker gehabt; die Antwort lautet: wir hatten keine Politiker, weil der Militär- und Beamtenstaat unser Menschentum aufgezehrt und an Stelle der geistigen Überzeugung im öffentlichen Leben die Phrase gesetzt hatte und an Stelle der seelischen Genügsamkeit und moralischen Duldsamkeit das materielle Strebertum: darüber täuschte uns das glänzende Aufflackern der Augusttage und der schmähliche Zusammenbruch der Heimat, durch die dämonischen Geister der Negation geschürt, ist nur das andere Gesicht der Maske, unter der im Frieden unsere Gesamtheit fortlebte, und so eine naturbedingte Notwendigkeit, der wir nicht entrinnen konnten. Wer sagt: es hätte anders kommen können, wenn Dies und Das nicht gewesen wäre, der rechnet mit Einzel-Faktoren und übersieht nicht den Zusammenhang.

So sind wir, um es in e i n Wort zu fassen, am preußischen Geiste zusammengebrochen; der, so herrlich er an sich und in seinen glänzendsten Tagen war, in seiner letzten Form das „d e u t s c h e" Wesen verkümmern ließ. Preußen in

dieser Form war ein Anachronismus. Das Bismarck-Reich ein Heidenstaat, von ihm, dem Junker-Genie, in selbstherrlicher Gewalt zusammengeschweißt. Der Kaiser-Traum eine überlebte Romantikeridee, die in ihrem letzten Träger zu der unnatürlichen Mischung von mittelalterlichem Absolutismus und Ballin-Freund führen mußte; rein kulturell jener unkünstlerischen Wiederbelebung der deutschen Renaissance verwandt, die mit der Reichsgründung einherging. So lebten wir seit dieser von Jahr zu Jahr mehr, vor allem aber seit Bismarcks Sturz von der Phrase, und sie endete im Zusammenbruch. — Kam er unerwartet? Wäre er zu verhindern gewesen? Die Frage wurde schon mit Nein beantwortet. Denn: das Positiv und Negativ unserer Kraft war gleich naturbedingt, nicht auszuschalten und schien im höheren Dienste der Geschichte zu wirken. Wir mußten uns zu Tode siegen, um der Geschichtsentwicklung neue Bahnen zu weisen, und niemand mehr als die Sozialisten, diese oft unwürdigen Träger durch große Genien in die Welt gesetzter Ideen, hätten mehr Ursache als andere dem Militarismus dankbar zu sein, denn ohne ihn ständen sie heute nicht am Morgen ihrer Zukunftswelt. Nur aus seiner Asche konnte der Phönix steigen, und so ging denn die rätselhafte Verwandlung gleichsam über Nacht vor sich. Ein Funke entzündet sich in Kiel und überspringt wie beim Präriebrand das ganze Land, das schon am nächsten Tage auflodert und für den, der eine ahnende Seele hatte zu fühlen, verjüngt dastand: man wollte den Militarismus erschlagen und in neuer Gestalt traten seine Glieder als die kindlichen Boten des Heils wie ein Naturphänomen vor uns hin: Matrosen, Soldaten! Wo nahmen sie nur die Gabe her, ihre Rolle zu vollführen? Man stoße sich nicht an unzureichende Träger, an Unwürdige, daran, daß Vieles als Einrichtung vorübergehender Natur ist: das Ganze wirkt in seiner Großartigkeit als ein Vorgang, wie die Menschheit ihn seit Jahrtausenden nicht erlebte: das Volk in seinen elementarsten Gliedern — Matrosen, Soldaten — nimmt über Nacht sein Schicksal in die Hand und wird zum Eckstein des neu zu errichtenden Baues. Man wird erinnert an die Zeit, da nazarenische Fischer und Teppichwirker in der Sprache des Heils redeten, deren Verwirklichung die Menschheit nun einen Schritt näher geführt werden soll. Einst waren es geistige Theoretiker, die an der Spitze der Revolutionen standen, diesmal nahm das Volk sie selbst in die Hand. Es war, wie wenn die harte Larve platzt und der Schmetterling emporsteigt. Wir stehen am Morgen einer Weltrevolution und niemand wird sie aufhalten. Die alten Werte sind zerbrochen; wir fühlten alle ihre Last, aber wer hätte vermuten dürfen, sie vernichtet zu sehen, zumal beim Anblick der Unzulänglichkeit derer, die bisher gegen sie loszogen. Es mußte die Natur zu Hilfe kommen und sie an sich selbst zu Grunde gehen lassen. So erleben wir die Revolution von 1918 als den positiven Pol der Volkserhebung von 1914. Eine Transmutatio der gleichen Kräfte. — Unerwartet kam der Zusammenbruch doch als der letzte und plötzliche Springpunkt innerer Notwendigkeit. Die Krise beim Fieberkranken verwandelt die Situation im Nu. Die Ge-

schichte kennt kein „wenn". Und die neue deutsche Mission in ihrem Aufbau beginnt nicht, wie wir 1914 wähnten, mit dem lorbeerumkränzten Schwert in der Hand, vielmehr auf einem mit einer ungeheuren Buße beladenen inneren Reinigungswege des Geistes, der von jeher allein den seelischen Aufstieg des Einzelnen und der Völker verbürgte und an dessen Ende das deutsche Volk stehen soll in neuer Stärke.

Professor Dr. Carl Koehne: Blau und Rot als Farben der Revolution.

Seit wir den 9. und 10. November dieses Jahres erlebt haben, ist jedem Deutschen zu vollem Bewußtsein gekommen, daß Rot die Farbe der Revolution bildet. Wir sehen rote Abzeichen und Banner, und die Zeitung der radikalsten Revolutionäre nennt sich „die rote Fahne". Dagegen dürfte man sich wundern, daß in der Überschrift dieses Aufsatzes auch Blau als Farbe der Revolution bezeichnet wird. War doch Blau seit Friedrich Wilhelm I. die Farbe, in der sich die preußischen Könige am häufigsten der Öffentlichkeit zeigten, und bis zur Einführung des Feldgrau auch die Farbe der meisten Regimenter des preußischen Heeres!

Indessen gab es eine Zeit, in welcher nicht Rot, sondern Blau das Symbol der Revolution bildete, die an Aufständen reiche Periode des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit. Eine sich als „Reformation Kaiser Sigmunds" bezeichnende Schrift eines Augsburger Pfarrers von 1348, welche den Wünschen der ärmeren städtischen Bevölkerung den besten Ausdruck verleiht, auf der die Herrschaft der Zunftmeister schwer lastete, verkündet, daß das Wappen eines Kaisers Friedrich, der, durch einen Aufstand der Massen auf den Thron gelangend, die Welt reformieren solle, „von blauer Himmelsfarbe" sein werde. Diese bedeutet nach jener Quelle „die Liebe zu der steten Ewigkeit der Himmel". In ähnlicher Weise ließ Johann Carion in seiner 1524 veröffentlichten Weissagung den von ihm prophezeiten Zukunftskaiser, welcher ein Kaiser der armen Leute sein werde, „in blauen und weißen Farben" erscheinen. Dem entspricht, daß die aufständischen Bauern zu Untergrombach in Baden 1502 beschlossen, sich eine halb weiße, halb blaue Fahne anfertigen zu lassen.

So tritt uns in der mystisch-demagogischen Literatur des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit und in den von ihr hervorgerufenen Volksbewegungen, da damals religiöse Gedankengänge zur Aufstachelung der Massen benutzt wurden, die religiöse Symbolik der blauen Farbe entgegen. Von jeher spielt

nämlich gerade diese Farbe, welche an die Himmelsbläue, ihre Spiegelung in der Meerestiefe und die blauen Gipfel ferner Berge erinnert, in der Mythologie und Religion eine hervorragende Rolle. Wie in Indien und Ägypten verschiedene Götter oder ihre Kleidung die Farbe des unbewölkten Himmels zeigten und wie der ursprünglich auf Bergesgipfeln verehrte Zeus azurblau dargestellt wurde, so war im Mittelalter das Blau des Obergewandes Christi alte Malertradition, und auch der Nimbus der Engel trug die gleiche Farbe.

Den erwähnten Tatsachen entspricht auch, daß im 15. und 16. Jahrhundert die Handwerksgesellen, als sie eigene Genossenschaften zur Wahrnehmung ihrer Standesinteressen gründeten und vielfach übereinstimmende Trachten und Abzeichen anlegten, sich nicht selten der blauen Farbe bedienten. Schon im Jahre 1436 bestimmten eine große Anzahl ober- und niederrheinischer Städte gemeinsam, daß nicht mehr als drei Gesellen gleiche Mäntel, gleiche Hosen oder andere Erkennungszeichen tragen sollten. Dasselbe wurde 1463 in Straßburg verordnet. So fand das Sprichwort „Gleiche Brüder, gleiche Kappen", das auch in der Form „Gleiche Brüder, gleiche Röcke, gleiche Herden, gleiche Böcke" vorkommt, gerade bei Handwerksgesellen Anwendung.

An manchen Orten hat sich die blaue Farbe als Symbol der die Gesellen gleicher Handwerke einigenden Genossenschaften lange erhalten. So mußte sich noch im 19. Jahrhundert bei der Steinhauer- und Maurergilde zu Braunschweig jeder zünftige Gesell beim Arbeiten eine blaue Schürze vorbinden, und bei dem Zimmerhandwerk in Wolfenbüttel hatte sich der Lehrling bei der Einschreibung in die Zunft in ihrer Herberge mit blauer Jacke angetan einzufinden. Mit blauer Schürze versehen, meldete sich in Braunschweig auch der zum Gesellen erklärte Lehrling bei seinem Polier; bei seinem Eintritte in den Gesellenverein erhielt er von diesem eine Pfeife, an welcher ein Blumenstrauß mit blauen Bändern befestigt war, und bei dem Tanze, den die Gesellenschaft der erwähnten Handwerke am zweiten Quartalstag abzuhalten pflegte, waren die Teilnehmer mit blauen Bändern angetan. Endlich sei nur noch erwähnt, daß die „Umschaugesellen", nämlich diejenigen, welche für zugewanderte Berufsgenossen eine Arbeitsstelle suchten, bei den Klempnern in Magdeburg bis 1806 blaue Mäntel trugen.

Längst war damals die symbolische Bedeutung der blauen Farbe vergessen. Eine andere hatte sich zum Symbol der Revolution entwickelt, das Rot. In vielen Volkskreisen und auch in angesehenen wissenschaftlichen Werken findet man die Anschauung, daß jenes Rot vom Blute herstamme, ohne welches die Freiheit nicht errungen werden könne. Indes ist dies Symbol ohne Zusammenhang mit jenem „ganz besonderen Safte" durch zwei historische Vorgänge entstanden.

Zur Zeit der Unruhen, welche im Sommer 1790 eine große Zahl französischer Provinzialstädte heimsuchten, beteiligte sich an einem Aufstande in Nancy auch das aus Deutschschweizern bestehende Regiment Châteauvieur. Nach der blutigen Bewältigung des Aufstandes wurden die an ihm beteiligten Schweizer von einem

aus Landsleuten bestehenden Kriegsgerichte zur Galeerenstrafe verurteilt, welche sie zu Brest verbüßen mußten. Indessen gab ihnen schon im September 1791 eine allgemeine Amnestie die Freiheit zurück, und der Jakobinerklub der genannten Stadt feierte sie durch besondere Ehrenfeste. Im Triumph wurden dann diese Schweizer, deren Zahl nur noch 41 betrug, in der Uniform der Nationalgardisten, aber mit der roten Mütze der Galeerensträflinge auf dem Haupte, nach Paris geführt. Die dortigen Jakobiner nahmen ihnen, indem sie ihnen Bürgerkronen reichten, ihre Mützen vom Kopf und setzten diese sich selbst auf. Wenige Tage darauf bildeten, als man zu Ehren der Schweizer, denen ihre Heimatkantone die Rückkehr für ewige Zeiten verboten hatten, ein großes Fest auf dem Marsfelde veranstaltete, die nun auf Piken gesteckten Galeerenmützen den Hauptschmuck der Feier. Seitdem galt das Aufsetzen dieser roten Kopfbedeckung als Bekenntnis zum Jakobinertum und behauptete sich als Abzeichen der Revolution, übrigens zum großen Ärger Robespierres.

Außer der roten Mütze der Insassen des Bagnos hat noch ein anderer Umstand — zunächst in Frankreich — die rote Farbe zum Kennzeichen radikaler Gesinnung gemacht. Als am 21. Oktober 1789 die Konstituante die Nationalgarde verpflichtete, aufständische Volkshaufen mit der Waffe auseinanderzusprengen, stellte sie gleichzeitig fest, daß eine Ansammlung dann als aufständisch zu betrachten und zu behandeln sei, wenn sie sich nicht nach dem Entfalten einer roten Fahne sofort zerstreue. Dies bewog die Führer solcher Volkshaufen, welche die jeweils herrschende Regierung stürzen wollten, ihnen selbst mit roten Fahnen voranzuziehen, um ihren Anhängern dadurch zu zeigen, daß das Entfalten jener Banner seitens ihrer Gegner keinen Eindruck auf sie machen dürfe.

In Frankreich behielt die rote Farbe auch nach dem Ende der großen Revolution die Bedeutung eines Kennzeichens der radikalsten Partei. Nicht wenig mochte dazu beitragen, daß dort auch andere Parteien den Massen verständliche Symbole besaßen, nämlich die Legitimisten in dem Weiß der Lilie, des alten Wappens der Bourbonen, die Anhänger Louis Philippes und später die gemäßigten Republikaner aber in der Trikolore. Dagegen bildete in der Schweiz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Rot noch die Farbe der Aristokratie, und auch in Deutschland wurde es in jener Zeit noch nicht als Symbol radikaler Gesinnung gebraucht. Erst dadurch, daß die französischen Sozialisten in der Revolution von 1848 sich rote Fahnen auf ihren Demonstrationszügen vorantragen ließen und man deshalb geradezu zwischen der von dem Proletariate gewollten „roten“ und der „honetten“ Republik unterschied, welche die bürgerlichen Radikalen erstrebten, ist das Rot mit der allmählichen Ausbreitung des Sozialismus über alle Länder zur Farbe seiner Anhänger geworden.

P. Hoche:
Schulerziehung nach dem großen Kriege.

Wenn wir uns auch in Deutschland eines reich gegliederten Schulwesens erfreuen konnten, so werden wir doch in Zukunft gerade einer besseren Organisation unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, hauptsächlich inbezug auf die Volksschule, die wir mehr an die höhere Schule anzugleichen hätten und deren wirklich begabten Schülern mehr als bisher der Weg zu einer ihren Fähigkeiten entsprechenden Ausbildung zu ebnen wäre. Wie steht es aber mit unsern Schulerziehungszielen selbst? Bedürfen auch sie einer Abänderung? Oder haben sie sich als gut und untadelig erwiesen? Wenn wir den Krieg als eine Probe auf die bisherige Erziehung betrachten dürfen, dann haben wir keinen besonderen Anlaß, auf sie zu schmälen. Sie hat sich wohl bewährt, zum großen Teile ist es ja nur ihr zu verdanken, wenn wir in den vier Jahren die bekannten Riesenleistungen vollbrachten. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß bei uns alles ideal war.. Wenn wir einen großen Vorsprung vor andern Völkern besaßen, so bestand er darin, daß bei uns von der Schule infolge eines Schulzwanges, der kaum noch nötig war, eben alle Volksglieder, nicht nur wie oft anderwärts die obersten Schichten erfaßt wurden. Aber schon vor dem Kriege wurden viele Stimmen laut, die an das Gute in unserer Schule das vermeintlich Bessere zu setzen trachteten, und in Zukunft werden wir uns erst recht darauf gefaßt machen müssen, daß Reformen zu noch besserer Erziehung als bisher von Berufenen und Unberufenen einsetzen werden.

Einer, der das Volksschulwesen genau kennt, der Rektor Christian Ufer ist mit einer besonderen Schrift, „Schulerziehung nach dem großen Kriege"*), an die Öffentlichkeit getreten, um seine Ansichten über die neuen Aufgaben unserer Schule, besonders der Volksschule auseinanderzulegen. Er spricht zuerst von der Gliederung unserer Schule und betont im Sinne der neuesten Bestrebungen das Recht der Tüchtigen ebenso wie das der Schwachen, die man heute vor jenen etwas zurücksetzt. In maßvoller Weise weist Ufer aber auch auf die Bedenken hin, die in umstürzenden Forderungen liegen und die schließlich auch gegen die Einheitsschule sprechen, die allerdings trotzdem nun wohl ihre Verwirklichung im neuen Deutschland finden dürfte.

Einverstanden kann man mit dem Verfasser auch durchaus sein, wenn er einer sorgfältigeren körperlichen Erziehung das Wort redet. Was er über Schule

---

*) Das anziehend geschriebene Buch Ufers ist in Leipzig bei Veit & Co. erschienen als 2. Band der von Bast. Schmid und Max Brahn herausgegebenen Schriftenreihe: Das neue Deutschland in Erziehung und Unterricht. Preis 4,20 Mk., 25 Prozent Teurungsaufschlag.

und Gesundheit, insbesondere über den Einfluß der Schule auf die Ernährung, die Kleidung, die Körperübungen, hauptsächlich das Spiel sagt, das kann man getrost unterschreiben. Deutschland braucht doch in Zukunft vor allem lebenstüchtige Menschen. Die erste Voraussetzung für die Tüchtigkeit ist aber die körperliche Gesundheit. Die geistige Bildung tut uns gewiß not, aber ihr Wert wird umso illusorischer, je mehr ihr Träger ein geschwächter Körper ist. In den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege trieben wir tatsächlich einen ausgeprägten Kultus des Geistes und vergaßen darüber nur zu oft des Leibes. In Zukunft wollen wir deshalb nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis harmonisch erziehen.

Interessant ist, wie Ufer die Forderungen für die geistige Erziehung und das praktische Leben ausführlich behandelt. Er beruft sich dabei recht eingehend auf die Lehren des englischen Philosophen Spencer. Nach ihm erhalten die einzelnen Unterrichtsfächer ihren Wert und ihre Anordnung durch ihren Nutzen für das praktische Leben. In erster Linie sollte daher die Physiologie stehen. Die Lehre vom Bau, vom Leben und der Pflege des menschlichen Körpers ist für jeden gleich wichtig zu seiner unmittelbaren persönlichen Selbsterhaltung. Die Kenntnis über sich selbst ist in jeder Beziehung grundlegend für das menschliche Leben. In zweiter Linie kämen Mathematik und Naturkunde, die den Menschen in dem ungeheuren Reiche der Natur, die er sich ja doch dienstbar machen will, heimisch machen soll. In die große Gemeinschaft der Menschen soll ihn als drittes Fach die Geschichte hineinführen. Freilich wird es nicht unwesentlich anders aussehen als bisher. Man sollte mehr „angewandte" Geschichte treiben, sowohl mit Bezug auf die inneren wie äußeren Verhältnisse des Staates, also kurz gesagt, „den Geschichtsunterricht politisieren", und man wird diesen Ausdruck ruhig passieren lassen, wenn man darunter einen bisher schon geforderten staatsbürgerlichen Unterricht versteht, der nicht nur belehrt, sondern das Gewordene verstehen lehrt und sittlich erzieht. Um Zeit zu sparen, soll der Geographieunterricht teils dem Geschichts-, teils dem Naturgeschichtsunterricht angeschlossen werden. Dieser Forderung möchte mit Entschiedenheit zu widersprechen sein. Für unser wirtschaftliches Leben ist der Geographieunterricht von größter Wichtigkeit. Wir verlangen ihn gesondert erteilt und mit dem Zweck, mehr als bisher die welt- und volkswirtschaftlichen Zusammenhänge aufzudecken. Auch er sollte wie die Geschichte „politisiert" werden. Endlich verlangt der Verfasser eine gründliche Ausbildung im mündlichen wie schriftlichen Gebrauch der Muttersprache, auch hierbei sich in der Hauptsache auf den Nützlichkeitsstandpunkt stellend, und ohne genug Rücksicht auf die hohen sittlichen und Geschmackswerte zu nehmen, die gerade durch den Unterricht in der Muttersprache gewonnen werden können und sollen.

Es ist ja selbstverständlich, daß wir unsere zukünftige Erziehung noch mehr als bisher auf das wirkliche Leben beziehen. Es war eine alte Klage der letzten Jahrzehnte, daß wir so vieles lehren mußten, was ganz ohne Lebenswert war.

Darum wollen wir die Stoffpläne gern neu sichten. Aber man verfahre dabei auch nicht einseitig. Ich will nicht behaupten, daß der Verfasser sein Erziehungsziel einseitig vom Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachtet, aber er konnte und mußte noch schärfer betonen, daß die deutsche Erziehung nicht nur dem Nutzen, sondern auch der Schaffung einer ideellen Gedankenwelt dienen müsse. „Die Quelle der deutschen Wissenschaft ist das Suchen nach der Wahrheit um ihrer selbst willen gewesen." Wir waren das Volk der Dichter und Denker. Wir erwachten in dem vergangenen Jahrhundert und begannen unsere reiche Gedankenwelt auch zu veräußerlichen. Daher der ungeheure Aufschwung in den letzten Jahren vor dem Kriege. In Zukunft wollen wir uns vor jeder Einseitigkeit hüten. Das Streben nach einer idealen Gemüts- und Gedankenwelt ist urdeutsch und wir können es, ohne uns selbst untreu zu werden, nimmer unterbinden. Aber es allein läßt uns in dieser Welt nicht bestehen, wir müssen unser Gedankenreich auch veräußerlichen, müssen treiben, was uns die Welt der Wirklichkeit erkennen und erobern läßt. Erst in der Synthese beider Richtungen liegt das rechte Erziehungsziel der deutschen Zukunft.

C. A. Bratter:
Roosevelt.

Zu dem trefflichen englischen Essayisten A. G. Gardiner, dem Verfasser der vielgelesenen biographisch-kritischen Studie „Pillars of Society", sagte Theodor Roosevelt einst: „Der erfolgreichste Politiker ist derjenige, der das, was jedermann denkt, am häufigsten und lautesten sagt." Dieser knappe Satz ist die politische Biographie Roosevelts in einer Nußschale. „Er lag", um Gardiners Worte zu gebrauchen, „stets mit dem Ohr am Boden, um Weg und Richtung des Marsches der millionenfüßigen Menge zu erlauschen und von fernher ihre Schlachtrufe aufzufangen." Dann ging er dorthin, wo der Streit tobte, stellte sich mit seiner großen Trommel und anfeuernden Reden an die Spitze, und die großen Bataillone folgten ihm. Ist das Land kriegerisch gestimmt? Roosevelt schwingt sich in den Sattel, ruft seinen Rauhreitern zu, ihm zu folgen, und sprengt mit ihnen an die Front, unter den begeisternden Klängen des Rauhreiter-Liedes:

„**Rough, tough, we're the stuff;**
We want to fight and can't get enough."

Fordert das Land die Unterdrückung des Trustunwesens? Roosevelt zieht in den Krieg gegen die „reichen Verbrecher". Ist der Unwille des Volkes über richterliche

Mißgriffe und Unehrlichkeit emporgelodert? Roosevelt ruft am lautesten von allen nach dem „recall“, nach dem Gesetz über sofortige Absetzbarkeit belasteter Richter. Ist im Weltkriege die Volksstimmung den Deutschen feindlich? Roosevelt wird nicht müde, das „amerikanische Gewissen“ aufzurütteln, es zu ermahnen, daß es seine unentrinnbare Pflicht ist, Deutschland den Krieg zu erklären. Wo auch immer „the crowd“, die Menge, war, da stellte Roosevelt sich ein, um die Führung zu übernehmen, den „war cry“, den Kriegsruf auszugeben. Und da vielleicht in keinem Lande der Welt die Emotion eine so große Rolle in der Politik spielt wie in Amerika, wo, sei es in den inneren oder äußeren Angelegenheiten, immer „etwas los“ ist, so konnte es nicht ausbleiben, daß Roosevelt jahrzehntelang die bekannteste, augenfälligste, am meisten umstrittene, geräuschvollste und pittoreskste Persönlichkeit Amerikas war.

Er war dabei auch, was seine zahlreichen Feinde auch immer sagen mögen, ein Mann von reicher Begabung, ein klarer und kluger Kopf, ein reger Geist. Daneben eine Energie, wie sie selbst in Amerika nicht zu den Alltäglichkeiten gehört. Hätte sich zu all diesen Eigenschaften eine angemessene Quantität staatsmännischer Begabung gesellt, so wäre Theodor Roosevelt den Größten beizuzählen gewesen. Aber da er kein Staatsmann war, trieben seine Gaben, seine Energie, sein Ehrgeiz ihn mit der Notwendigkeit des Naturgesetzes in das Betätigungsgebiet des Volkstribunen, des Demagogen, des „politician“. Auf diesem Gebiet war er freilich ein unerreichter Meister. Nur wer die sinnverwirrende Kompliziertheit der amerikanischen politischen Technik, des Wahlbetriebes, des Ringens um das „getting there“, um das Ziel-Erreichen, wer die verblüffenden Listen, Tücken und Tricks der Parteimaschinerie, die tausend täglichen Sorgen und Arbeiten des „party manager“ aus eigener Beobachtung kennen gelernt hat, kann ermessen, was es heißt, sich vom kleinen politischen Anfänger ohne Namen und Anhang zum anerkannten Parteiführer und von da aus zum höchsten Amt hinaufzuarbeiten. Roosevelt aber hat noch mehr als das erreicht. Er ist auch nach seiner siebenundeinhalbjährigen Präsidentschaft eine beherrschende Figur im politischen Leben der Vereinigten Staaten geblieben. Von den Ex-Präsidenten seiner Generation war er der einzige, der dies von sich sagen konnte. Rutherford Hayes, Chester Arthur, Grover Cleveland, Benjamin Harrison waren, nachdem sie das Weiße Haus verlassen hatten, einfache Bürger geworden und blieben es bis zu ihrem Tode. William Taft hat sich gleichfalls von der aktiven Politik zurückgezogen und ist seit 1912 in der Öffentlichkeit nur als Begründer der „League for the Enforcement of Peace“ und hie und da als Redner hervorgetreten. Anders Roosevelt. Er hat den Panzer nicht einen Augenblick abgelegt. Er ist in den Sielen gestorben. Er wollte zum dritten Male Präsident werden, und er hat, um dieses Ziel zu erreichen, erst die amerikanische, dann die ganze Welt mit seinen Reden und Schriften, mit dem Lärm seiner unaufhörlichen Polemik, mit dem Kampf um die Volkstümlichkeit erfüllt. „The Colonel“ blieb

auch nach seinem zweiten Präsidentschaftstermin, nach seiner Wahlniederlage von 1912 ein maßgebender Faktor in der Politik seines Landes. Es gab keine Tagesfrage, zu der er nicht in seiner aggressiven, explodierenden Art Stellung nahm, kein Tagesstreit, bei dem nicht das ganze Land, Freund und Feind, irgend eine Kundgebung aus Oyster Bay erwartet und vernommen hätte. Das lag nicht nur an seiner nicht gewöhnlichen politischen Virtuosität — „politisch" im amerikanischen Sinne —, sondern an seiner ganzen durch und durch amerikanischen Art, sich zu geben, an der Eigenart seiner Persönlichkeit, die für seine Landsleute etwas stark Faszinierendes hatte; denn er kam ihrer Vorliebe für das „Demokratische" (so nennt man drüben die mehr als ungezwungene, derb volkstümliche Art des Gehabens und der Redeweise) auf ganzem Wege entgegen. Der Amerikaner liebt vor allem das Geräuschvolle, das laut Schallende; und Teddy war ein lebendes Megaphon. Sein bloßes Flüstern klang wie grollender Donner; und wenn er, was häufig genug geschah, seine Stimme sehr laut erschallen ließ, so hörte man ihn vom Broadway bis zum Goldenen Horn. Jeder Amerikaner kannte ihn — wer kannte Hayes oder Arthur oder Harrison? — wie die Kinder „Punch and Judy" kennen, den englisch-amerikanischen Kasperle, an dem Klang seiner Schläge, an dem Falsett seiner Stimme, am Weiß seiner Zähne. Sein breites Lächeln war sprichwörtlich geworden wie der Fettwanst Falstaffs. Das große demokratische Herz Amerikas bebte vor Wonne, wenn Teddy eine seiner derben Redensarten losließ, von denen jede in den Spruchschatz des Amerikaners übergegangen ist. Schade, daß sie sich in der plumpen deutschen Sprache so schlecht wiedergeben lassen. Als er 1908 durchsetzte, daß William H. Taft, damals sein intimer Freund, die Präsidentschafts-Nomination erhielt und dann auch zum Präsidenten gewählt wurde, sagte er zu den Zeitungskorrespondenten: „We have beaten them to a frazzle" (ungefähr: Wir haben unsere Gegner zu Brei verhauen). Übler Jargon, gewiß, aber trotzdem — oder besser gesagt: gerade deshalb — bei seinen Landsleuten von zündender Wirkung. Und als 1912 die früheren Freunde sich als erbitterte Feinde gegenüberstanden und Roosevelt sich anschickte, die zweite Präsidentschafts-Kandidatur Tafts zu bekämpfen, sagte Roosevelt: „My hat is in the ring" — ein den Preisborern entlehnter Ausdruck: Mein Hut ist im Ring, das heißt, jetzt kann's losgehen. Oder: „Boys, I have had a bully time" (Jungens, ich habe ein glorreiches Gaudium gehabt), als er von seiner afrikanischen Jagdexpedition heimkehrte. Welche noch so starke Parteimaschine kann drüben einem Manne etwas anhaben, der zu den Zeitungsleuten „boys" sagt und zu den Amerikanern in der bildreichen Sprache der Kneipen oder des Faustkämpfers spricht? „Er gibt sich ganz wie unsereiner, er ist der echte Mann aus dem Volke, herzlich, offen, ehrlich, ungeschminkt." Wie oft hat man drüben dieses Urteil über Roosevelt gehört! Aber auch wenn sein Zorn überschäumte, wenn er nicht nur seine Gegner, sondern (wie er es 1912 und in den darauf folgenden Jahren tat) seine eigene Partei mit wilden Schmähungen

überhäufte, so galt das den Amerikanern nur als ein neuer Beweis für seine Gradheit, seine wackere Unerschrockenheit. Die republikanischen Parteigenossen, die ihn 1912 im Stiche ließen und Taft nominierten, hat er in unzähligen Artikeln und Reden Gauner und Lügner gescholten, die ganze Partei einen „Ananias-Klub". Einem Reporter, der ihn in jenen Tagen ausfragen wollte, rief er zu: „Ihr Chefredakteur ist ein infamer Schuft und unverschämter Lügner. Jawohl, Herr, das ist er. Sie können freilich nichts dafür. Haben Sie die Güte, ihm das zu sagen. Und jetzt legen Sie los, und ich will sehen, was ich für Sie tun kann." Der Chefredakteur verklagte Roosevelt —? I wo, er veröffentlichte diese schmeichelhafte Äußerung in größter Aufmachung, ohne ein Wort des Kommentars, auf der ersten Seite des Blattes. Und darunter das Interview. Da ist es freilich keine Kunst, offen und unerschrocken zu sein.

Es hat Leute gegeben, die sowohl die urwüchsige Bonhomie der Redeweise wie die fast animalische Wildheit der Zornausbrüche Roosevelts für Mache, für politische Kunstgriffe hielten, von einem weltklugen Politiker geschickt der Eigenart seiner Umwelt angepaßt. Dem Fernstehenden ist es schwer, zu entscheiden, ob diese Behauptung zutrifft. Merkwürdig ist jedenfalls, daß Roosevelt auch einem anderen Wesenszuge seiner Landsleute bei passender Gelegenheit Rechnung zu tragen pflegte: dem religiösen. Teddy hat sich nicht selten dem Volk im härenen Gewande des Frommen, des Predigers gezeigt. Als er 1912 die „Unabhängige Partei" gründete (die 1916 ein so klägliches Ende nahm), klang seine erste Rede wie ein kirchlicher Sermon; und als diese Partei ihre Konvention hielt, um ihn als Präsidentschaftskandidaten aufzustellen, ließ er die Versammelten die Hymne: „Vorwärts, ihr christlichen Streiter" singen und führte den Chor mit seiner Stentorstimme. Er hat 1916 auch ein Buch predigtartiger Aufsätze veröffentlicht, deren Tendenz sich zum großen Teile gegen Deutschland richtete.

Als Grover Cleveland Präsident war, begegnete ihm, der mit einem Freunde spazieren ging, Theodor Roosevelt, damals Kommissar für Zivildienstreform. „Sehen Sie," sagte Cleveland zu seinem Freunde, „dieser hier ist der beste Politiker in Washington." Der beste Politiker: das heißt in Amerika, der Mann mit dem stärksten Ellenbogen, der gröbsten Fiber, der undurchdringlichsten Haut, der kräftigsten Lunge. Die Politik ist allerorten ein rauhes Handwerk, für weiche Gemüter und rücksichtsvolle Menschen ganz ungeeignet. Ganz besonders ist aber in Amerika eine dicke Verhärtung aller edleren Anlagen erforderlich, wenn man es als „politician" zu etwas bringen will. In jenem Lande mit seiner beispiellosen Vitalität, der nationalen Unausgeglichenheit seiner vielen Fremdvölker, seinen unermeßlichen Reichtümern, seinem Mangel an Tradition, seiner politischen Ungebundenheit und seiner wirtschaftlichen Sklaverei ist das politische Leben rauh, heftig, leidenschaftlich erregt. Ein glühender Lavastrom kocht unter der Oberfläche, auf der sich über kurz oder lang soziale Riesenkämpfe abspielen werden. Das Volk schreit nach einem Befreier aus der Übermacht einer Kapitals-Oligarchie

und ihrer politischen Werkzeuge. Es ist nur zu willig, sein Ohr Männern wie Theodor Roosevelt zu leihen, die ihm in der Sprache und der Denkweise des Volkes sehr laut und sehr oft Hilfe und Befreiung versprechen. Es hört ihn donnernde Anklagen gegen die Trusts schleudern, gegen die Partei-Konventikel, die die ganze politische Maschinerie in ihren Händen haben. Roosevelt hat seine sozialen Versprechungen nicht erfüllt. Er zog als streitbarer Kämpe gegen die Trusts ins Weiße Haus, hat aber als Präsident keinen ernsthaften Schritt gegen sie unternommen, hat vor allem ihr stärkstes Bollwerk, den Hochschutzzoll, unangetastet gelassen; und noch während seiner Präsidentschaft unterhielt er engste Beziehungen zu den Trustgrößen, namentlich zu Pierpont Morgan und zu Harriman, von denen er, beziehungsweise seine Partei, in der Kampagne 1904 Wahlgelder annahm. Er kündigte einen erbarmungslosen Krieg gegen die Korruption der „Bosse", der Parteimaschine an, führte ihn auch eine Zeitlang tapfer durch, erlahmte aber auch hierin sehr bald. Wer von Kapitalisten, die er öffentlich bekämpft, insgeheim Wahlgelder annimmt, ist kein Reformator der politischen Sitten. Dagegen hat er die Erwartungen erfüllt, die von ganz entgegengesetzter Seite auf ihn gesetzt wurden: von den Imperialisten Amerikas. Seine Politik des „big stick", des dicken Knüppels, hat im Verein mit der Dollar-Diplomatie von Wall Street die Vormundschaft der Nordamerikanischen Union über ganz Mittel- und einen Teil Südamerikas in die Wege geleitet. Der Geist, der von ihm ausging, hat in weiten Kreisen seines Volkes jene Seelenveranlagung gezeugt, die letzten Endes zur Beteiligung Amerikas an dem Weltkriege führte. Sein imperialistisches Vermächtnis hat Theodor Roosevelt als Präsident in die Worte gekleidet, an die jetzt, anläßlich seines Ablebens, ganz gewiß jede amerikanische Zeitung erinnert hat:

„Wir haben keine Wahl, wir Volk der Vereinigten Staaten, darüber, ob wir eine große Rolle in der Welt spielen wollen oder nicht. Das ist uns vom Schicksal, vom Gang der Ereignisse vorgezeichnet. Wir m ü s s e n diese Rolle spielen. Alles, was wir bestimmen können, ist, ob wir sie gut oder schlecht spielen werden."

Ernst Altkirch:
Evremond und Spinoza.

Max Liebermann zugeeignet.

Fortsetzung.

In der weißgetünchten Kammer, in die sie jetzt eintraten, stand am Fenster ein mäßig großer eichener Tisch, auf dem Manuskriptblätter vor einem zinnernen Schreibzeug lagen. Im Leuchter daneben steckte eine frische Fettkerze. Wie ein wunderliches Spielzeug sah eine in einem länglichen Glase voll Wasser hockende Mißgestalt aus, das sogenannte „Cartesische Teufelchen".

Fast die ganze Breite der Wand nahm ein fünffächriger Schrank ein, den Oktav-, Quart- und Foliobücher in Pergament- und Schweinsledereinbänden füllten, ein stattlicher und kostbarer Bücherschatz. Er ließ die sonstige Ärmlichkeit der Kammer ganz vergessen, — rote, verblichene Gardinen, hinter denen das Bett stand, eine farbige Truhe, die abgebrauchte Werkbank mit Gerätschaften zum Schleifen optischer Gläser und drei Binsenstühle, die gerade hinreichten, Spinoza und seinen beiden Gästen Sitze zu bieten.

Simon richtete die Grüße aus, die ihm von den Amsterdamer Freunden aufgetragen waren. „Auch Herr van Blyenbergh, dem ich auf der Börse begegnete, läßt Euch grüßen. Er wundert sich, von Euch auf seine letzten Briefe noch keine Antwort erhalten zu haben."

Spinoza seufzte. „Der gute van Blyenbergh ist ein gar wunderlicher Heiliger. Aber im Ernst gesprochen, lieber Simon, du weißt, wie langmütig ich bin. Dieser Dortrechter Getreidemakler, an dem ein Theologe verloren ist, treibt es jedoch zu arg. Seine ellenlangen Briefe mag ich kaum mehr lesen. Ich habe einen Mohren gewaschen! In den nächsten Tagen soll er meine Antwort erhalten; daran wird er, so hoffe ich, sein Genüge finden und keine Lust verspüren, mich weiter zu quälen."

Zwischen seinen kräftigen, gewölbten Brauen, die zusammenstrebten, um die schöne lichtvolle Stirn zu tragen, zeigte sich eine Furche, die erst verschwand, als Simon im salbungsvollen Predigerton deklamierte: „Ihr lieben Leute, hört mich an! Ich habe zwei Hauptregeln, von denen ich mich beim Philosophieren leiten lasse. Die erste Regel heißt Klarheit und Bestimmtheit meiner Verstandesbegriffe, die zweite das geoffenbarte Wort Gottes. Vermöge der ersten suche ich ein Freund der Wahrheit, vermöge beider aber ein christlicher Philosoph zu sein!"

De Vries hatte diese Worte mit solcher Komik gesprochen, daß die drei Männer sich einem herzlichen Gelächter überließen. Dann sagte Evremond: „Die Stimme kenne ich! Gehört sie nicht dem trocknen Gesellen, der in Nieuwertéz's

Buchladen unter seinem Hute die Spatzen so lange hütete, bis er dem Bilde des verehrten Mannes seinen Bückling machte?"

„Meine Freunde," schnitt Spinoza dieses Gespräch ab. „Ihr stimmt mich nicht fröhlich, wenn Ihr mir noch mehr von einem Toren erzählen wollt. Lassen wir ihn, um so mehr, als ich fühle, daß er eines Tages versuchen wird, sich an mir zu rächen . . . Sprechen wir von Wichtigerem. Ich höre so viel von unserer Flotte, aber nichts Gewisses. Auch Herr Huygens, der mich gestern abend besuchte, um mich einen Brief Robert Boyles lesen zu lassen, den er gerade erhalten, zeigte sich sehr besorgt. Das Volk fängt an, Schlimmes zu argwöhnen; es vermag keinen Grund dafür zu finden, warum man die wohl ausgerüstete Flotte nicht in See stechen läßt. Und wirklich scheinen die Dinge nicht im rechten Fahrwasser zu sein. Ich fürchte, daß die Unsrigen allzu weise und vorsichtig sein wollen. Es hat bereits, wie ich weiß, an drängenden, zur Eile mahnenden Briefen des Herrn de Witt nicht gefehlt, der sogar daran denkt, sich als Abgeordneter der Stände auf die Flotte zu begeben . . . Die Götter mögen es zum guten Ende lenken!"

De Vries warf vertrauensselig ein: „Herr van Wassenaer war stets vorsichtig und schlau wie eine alte Wasserratte. Das ist gute holländische Art! Als ich Amsterdam verließ, wurde er von vielen gelobt, daß er sich wegen des widrigen Windes und der stürmischen See an der Küste halte."

Spinoza sah Simon mit einem langen Blick an. Er schien mächtig bewegt von einem vorausgeahnten schweren Geschick. Es jedoch wie von sich wegweisend, streckte er die Hände aus und sprach mit ruhiger und fester Stimme: „Mich soll alles dieses Menschliche nicht zum Lachen noch zum Weinen reizen, sondern vielmehr zum Philosophieren und die menschliche Natur besser zu erforschen."

Simon griff nach Spinozas Hand, um sie an seine Lippen zu drücken. Jener aber wehrte ihm, strich über sein weiches Haar und sagte liebreich: „Mein guter Simon, du darfst lachen und weinen!"

Der junge de Vries brach in Tränen aus. Durch die Pest und den Krieg war über ihn großes Unglück gekommen. Er hatte in kurzer Zeit die Mutter und einen Bruder verloren. Spinoza führte ihn zu seinem Stuhl, ließ ihn sich setzen, und während er einen Arm um ihn schlang, wartete er schweigend voll zärtlichem Mitgefühl, bis Simon den Schmerzensausbruch überwunden hatte.

Es klopfte an der Tür. Frau Tydeman steckte ihr volles Gesicht herein, und ihre Augen flackerten munter wie die Herdflamme, die sie soeben verlassen hatte. „Zu Tisch, meine Herren, zu Tisch!" rief sie geschäftig. Sie drehte sich wie eine junge Dirne um sich selbst, daß die Röcke flogen, dann öffnete sie weit die Tür, und die drei Männer mußten ihr folgen.

In der Küche stand der gedeckte Tisch. Was der Geschirrschrank an schön bemalten Tellern und Schüsseln aufbewahrte, prangte auf dem blütenweißen Tischtuch. Von einem gesottenen Hecht, der junges Grün im offenen Maul trug,

stieg eine feine Dampfwolke auf, in einer Schüssel lagen große, scharlachrote Erdbeeren, und in bauchigen Krügen schäumte das braune Dünnbier.

Nach dem Essen öffnete Frau Margarita die Arbeitsstube ihres Mannes, wo einige gute Ölgemälde hingen. Hohe Stühle mit gewebten Kissen umgaben den runden Eichentisch, und in einem schweren Schrank, dessen Gesims ein geschnitzter Heiland mit der Weltkugel zierte, befanden sich die dicke, in Holzdeckel gebundene Familienbibel und Herrn Tydemans Malergerät. Durch blanke Fensterscheiben sah man in den blühenden Garten, und die breitästigen Linden vor dem Hause erfüllten mit ihrem grünen Schatten das Gemach. Spinoza wandte sich zu Frau Tydeman: „Meine Freunde gelüstet es hier nach einer Pfeife Tabak und einer Partie Schach!"

Sie ging, um Pfeifen und das Schachbrett zu holen, aber mit einem leisen Schrei blieb sie an der Treppe stehen, da sie den Ratspensionär zur Hauspforte hereintreten sah. Er schlug den Kragen seines Mantels zurück und warf diesen wie eine lästige Hülle vor sich, so daß Frau Tydeman schnell zufassen mußte, um ihn aufzufangen. Die Worte blieben ihr vor Ehrerbietung in der Kehle stecken, sie riß nur als eine eifrige Dienerin die Tür zum Männerstübchen auf, und Johann de Witt sprang wie ein ungestümer Jüngling mit beiden Füßen über die Schwelle.

„Zürnt nicht dem Störenfried!" rief er. „Der schöne Tag hat mich hergelockt. Nach schwerer Nachtarbeit und ein paar Stunden Wegs kreuz und quer durch den Haager Busch fühle ich mich so munter wie ein Füllen und spüre einen rechtschaffenen Hunger!" Er lachte laut und fröhlich, worauf er, zu Frau Tydeman sich kehrend, hinzufügte: „Keine Umstände, liebe Frau, ein Stück Brot und Käse mit Milch, das soll mir vortrefflich schmecken!"

Er nahm neben Spinoza Platz, und Evremond staunte, da er die beiden Männer bei einander sitzen sah, wie ähnlich sie sich waren. Man hätte sie für Brüder halten können, die nur der Altersunterschied trennte. Beide hatten ein längliches und gebräuntes Gesicht, dunkel leuchtende Augen, starke, edelgebogene Nasen und ein festes Kinn; nur war Johann de Witt braun von Augen und Haaren, hatte ein Bärtchen auf der Oberlippe, und sein Antlitz war von blühender Gesundheit und einer eckigen Schärfe, während Spinozas Antlitz seelenvoller, feiner, von der Feinheit alter Rasse, und blutlos durch Leiden war.

Während der Ratspensionär mit dem gesunden Hunger eines an einfache Kost gewöhnten Mannes aß, schwieg er beharrlich und blickte nur lächelnd von einem zum andern. Er schien sich an dem weißen, lockeren Landbrot und der Satte Milch, die er mit beiden Händen zum Munde führte, als an einer besonders herrlichen Gottesgabe zu erfreuen. Er trank die würzige Milch, ohne abzusetzen, in sich hinein, und als er die geleerte Schale auf den Tisch stellte, sagte er gelassen: „Das hat geschmeckt! Könnte man anderes auch so mit Behagen in den Schlund hinuntergießen, man erlebte mehr Freude an der Welt . . . Ihr seht

mich an und erwartet, daß ich Euch eine gute Botschaft verkünde. Nun wohl! Die Staaten haben gestern abend dem Flottenkommandanten, Herrn von Wassenaer, den strengen Befehl erteilt, die britische Küste aufzusuchen, um einen Kampf, unter welchen Umständen es auch sei, zu wagen!" Er hatte diese Worte mit Hast hervorgestoßen. Scharf betonend fügte er hinzu: „Der Raschhandelnde war noch immer im Vorteil. O, daß mein herrlicher de Ruyter am Platze dieses Zauderers stände!"

Spinoza reichte ihm die Hand: „Wir wollen unsere Hoffnung auf Euch setzen!"

Der Ratspensionär lächelte bitter und erhob sich. „Ach, liebe Freunde, Sporn und Peitsche, nichts anderes bin ich! Doch nun verzeiht, wenn ich Euch bitte, mir eine kurze geistige Erholung zu gönnen; sie tut mir not. Ich führte kürzlich mit Herrn de Spinoza ein Gespräch über Kegelschnitte. Es würde mir heute das innigste Vergnügen bereiten, es auf eine halbe Stunde fortsetzen zu dürfen. Das wollet mir gestatten." Er verneigte sich höflich gegen Evremond und de Vries, worauf er Spinozas Arm ergriff und mit ihm das Zimmer verließ.

Sie stiegen die Treppe zum oberen Stockwerk hinauf, und der junge Philosoph öffnete dem wissensdurstigen Staatsmann seine Arbeitskammer.

De Vries lauschte, bis ihre Schritte auf der Holzstiege verklungen waren. Er faltete die Hände und blickte in den Garten.

Evremond klopfte ihm auf die Schulter und erweckte ihn mit seiner gütigen, tiefen Stimme: „Mein Herr Träumer, das Schachbrett und die Pfeifen warten auf uns."

VII.

Am Abend des dreizehnten Junius verbreitete sich im Haag das Gerücht, daß es an der britischen Küste, auf der Höhe von Lowestoft, zu einem Zusammenstoß zwischen den Niederländern und Engländern gekommen wäre.

Aber erst am anderen Morgen drangen Nachrichten in die Stadt, die die Menschen aus den Häusern trieben, und ihr Jammergeschrei: „Unsre Flotte ist geschlagen!" erfüllte die Gassen.

Hatte der Satan den Engländern beigestanden und ihnen zum Siege verholfen? Doch hört zu: Der Teufel war vielmehr bei den Niederländern, denn das Mißtrauen aller Offiziere gegen den alten Oberbefehlshaber, der in kopfloser Gekränktheit den Angriff befohlen, hatte sich zu einer Aufregung gesteigert, die an Meuterei grenzte. Die sieben Geschwader, in die die Flotte eingeteilt war, handelten daher so wenig gemeinsam, daß jeder Unterbefehlshaber und sogar jeder Kapitän auf eigene Hand den Kampf führte.

Die Engländer durchbrachen mit großer Gewalt die niederländische Schlachtlinie, wobei die Schiffe Yorks und Wassenaers miteinander ins Gefecht kamen.

Auf Pistolenschußweite, backgebraßt, beschossen sie sich stundenlang, eingehüllt in die gelben Rauchwolken der feuernden Kanonen.

Als die gleichbürtigen Gegner zuletzt eine Entscheidung erzwingen wollten, wurde der Herzog von York verwundet, und sein Schiff entging nur mit knapper Not der Gefahr, geentert zu werden. Da kam ihm das Geschick zu Hilfe. Aus der Pulverkammer des schwer beschädigten Fahrzeugs Wassenaers loderte eine grelle, schreckliche Flamme empor, worauf mit dumpfem Knall das Schiff in der wunden Breitseite auseinanderbarst. Das Meer wurde davon so heftig aufgewühlt, daß die Brandung hoch über die kämpfenden Schiffe hinwegschlug. Die wogende See bedeckte sich mit Wrackholz und Leichen.

Den Niederländern erstarrte das Blut, und abergläubisch, wie Schiffsvolk ist, erschraken sie aufs höchste, als an Deck des Admiralsschiffes, bevor es unterging, eine große, schwarze Katze erschien und mit Gefauch über Bord sprang. Die niederländischen Schiffe wandten sich zur Flucht. Nur einige Kapitäne, junge Heißsporne, hielten noch stand, die jedoch den Engländern nicht gewachsen waren. Ihre Vernichtung und die Verfolgung der fliehenden Schiffe brachten dem Feinde einen vollständigen Sieg.

Tromp deckte den Rückzug und rettete sich mit sechzig Schiffen nach der Insel Texel, Evertsen mit zehn nach der Maasmündung, andere erreichten das Vlie. Die brennenden und zerstörten Schiffe, die auf dem Meere zurückblieben, erleuchteten düster die Nacht, und am geröteten Himmel verblaßte der Glanz der Sterne. Auf den blutgefärbten Wogen aber trieben mehr als zweitausend Tote.

Dänische Fischer, die sich in der Nähe befunden hatten, landeten am anderen Morgen im Hafen von Scheveningen. Sie hatten Schiffbrüchige, holländische Offiziere und Matrosen, an Bord, auch einen englischen Feldscher, dem von einem niederstürzenden Mast die Beine zerschmettert waren. Man hatte ihn aufgefischt, freundlich behandelt und in Decken gehüllt. Als man ihn an Land trug, drängte sich der Pöbel heran, schmähte und bespie ihn; und die dänischen Fischer konnten ihn kaum vor Mißhandlungen schützen.

Ungeheuer war die Wut und Empörung im ganzen Lande. Das englische Besitztum an Schiffen, Speichern, Waren in Amsterdam und Rotterdam wurde vom Janhagel in der folgenden Nacht vernichtet und in Brand gesteckt.

Als Evertsen, der neue Oberbefehlshaber, in Briel an Land ging, empfing ihn eine tausendköpfige Menge, Verwünschungen gegen ihn und den toten Wassenaer ausstoßend. Obwohl er von Offizieren und Matrosen umringt war, bemächtigte man sich seiner, stieß ihn von einer Brücke ins Wasser und hätte ihn elendig ertrinken lassen, wenn nicht einige Kapitäne ihn gerettet und ihre Pistolen in die tobende Menge abgefeuert hätten.

Um das Volk zu beruhigen, wurde Evertsen im Haag gefangen gesetzt und vor ein Kriegsgericht gestellt. Er wurde zwar freigesprochen, aber er mußte den

Oberbefehl über die Flotte niederlegen. Die schuldigen Kapitäne wurden hart bestraft.

In diesen schweren und kummervollen Tagen hatte nur einer, Johann de Witt, von seiner unbeugsamen Natur aufrecht erhalten, den Mut nicht verloren und Unmenschliches vollbracht, wobei er sich keine Stunde Schlaf gönnte und Speise und Trank kaum über seine Lippen kam. Er war auf die Insel Texel geeilt und hatte sich in einem Fischerkahn zu der einlaufenden Flotte rudern lassen, um sie gegen die ihr nachfolgenden Engländer verteidigen zu helfen. Er beunruhigte den Feind derart, daß er sich zurückzog.

Dieser bescheidene Erfolg richtete die Herzen wunderbar auf; Starrheit und Qual wich von den Gesichtern, Glanz kam wieder in die Augen, neuer Mut hob die Brust der Männer, und wie Ein Mund gelobte sich laut das ganze Volk, die Flotte alsobald wieder auszurüsten und in See zu bringen, um den Feind von neuem aufzusuchen.

Bevor der Ratspensionär den Haag verlassen hatte, war er seinem Herzen gefolgt, das ihm eingab, sich mit Spinoza zu unterreden und seinen klugen Rat zu hören. Er sandte noch in der Nacht zu ihm einen Boten. Spinoza machte sich sofort auf und kehrte vor Tagesanbruch nach Voorburg zurück. Nur der treue Schreiber de Witts wußte davon, daß die beiden Männer über eine Stunde in einem abseitigen Kabinett ihre Gedanken ausgetauscht hatten. Als der Ratspensionär danach in sein Arbeitsgemach zurückkehrte, wo Regenten und Kuriere seiner warteten, befremdet über seine lange Abwesenheit, war ein tiefes Leuchten in seinen Augen und eine große Heiterkeit auf seiner Stirn. Sein ganzes Wesen verriet eine Festigkeit und Bereitschaft, daß sich alle vor ihm tief verneigten und mit ehrfürchtigem Schweigen ihm huldigten.

De Witt, in seiner Tracht von schwarzem Samt, die ihn königlich kleidete, lächelte und sprach: „Geehrte Herren, ich habe Trost und Kraft bei meinem Gott gesucht und bin nun so wohlgemut, wie ich es nie in meinem Leben war. Diese verlorene Schlacht wird uns nicht schaden, dafür verbürge ich mich. Jetzt an die Arbeit!" Die Anwesenden vernahmen nicht ohne Erstaunen und mit einer gewissen Genugtuung die Worte des Ratspensionärs, dessen freie und duldsame Anschauungen den meisten von ihnen ein Ärgernis gaben, und die nun im Stillen bei sich dachten: Wahrlich, ihm hat Gott seine Macht gezeigt und ihn am tiefsten gedemütigt.

Die Nacht war warm und hell. Im silbernen Dunst hing der Mond über der weiten Ebene. Erst als der Morgen graute, wurde es kühl, und von den Wiesen erhob sich die Feuchtigkeit in weißen Nebelschwaden. Spinoza hatte sich nur leicht bekleidet auf den Weg gemacht, um besser und freier ausschreiten zu können. Trotzdem war er in Schweiß geraten, und auf dem Heimwege, ohne Mantel, fröstelte ihn. Dennoch überließ er sich zuerst nur der tiefen Seligkeit des Bewußtseins, dem Freunde in entscheidender Stunde Halt und Hilfe geboten

zu haben, daß er sogar den breiten Filzhut abnahm und barhäuptig dahinschritt, von erfrischenden Lüften umkost, und von der heiteren Milde der schönen Nacht erregt. Aber als er Voorburg im Morgengrauen fast erreicht hatte, fror ihn plötzlich so stark, daß er in Ängsten vorwärts eilte und qualvoll hustend sein Haus betrat, mit beiden Händen das Kleid über der Brust zusammenziehend, als vermöchte er sie auf diese Weise zu schützen.

Frau Margarita erwartete ihn. Als der Kerzenschein auf sein feuchtes, blutleeres Antlitz fiel, worin die Augen groß und fieberhaft glühten, entfuhr ihr ein Ausruf des Schreckens. Spinoza aber suchte sie, ohne zu sprechen, mit erhobener Hand zu beruhigen, stützte sich auf ihren kräftigen Arm, da er zu schwach war, die steile Treppe allein hinaufzusteigen, und legte sich sofort zu Bett.

In schwerer Erschöpfung schlief er bis zum Mittag. Nach dem tiefen Schlaf fühlte er sich gestärkt, erhob sich, aß von einem Huhn und trank etwas Rotwein dazu, worauf er sich ans Fenster setzte. Aber das Buch, das er vom Schreibtisch nahm, entfiel mehrmals seinen Händen. Während jedoch sein Haupt gegen die Rückenlehne des Stuhles sank, blickten die Augen klar und heiter über die weite, wolkenbeschattete Ebene dorthin, wo das Meer daran grenzte.

Gegen Abend überfiel ihn ein heftiges Fieber. Mit seinem Zustand vertraut, bat er Frau Tydeman, nach seinem Arzte Lucas im Haag zu schicken. Als dessen schwerfällige Karosse zu vorgerückter Stunde vor dem Hause Tydemans hielt, sprang der ein wenig behäbige Medikus, so schnell ihn seine Beine trugen, zur Tür hinaus, worauf er einer verschleierten Dame aus dem Wageninnern half. Frau Margarita küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand und schluckte dabei die aufsteigenden Tränen tapfer hinunter.

Erst am Lager des Kranken lüftete die Dame ihren Schleier. Mit mütterlicher Sorge beugte sie sich über Spinoza und legte ihre feine Hand auf seine glühende Stirn. Eine Weile verstummte der fiebernde Mund.

„Mein Gemahl wird aufs höchste erschrecken, wenn er erfährt, daß Herr de Spinoza schwer erkrankt ist. Was soll ich ihm mitteilen?" fragte die Dame und drückte ihr Taschentüchlein gegen die Augen.

Lucas bewegte den kahlen Kopf hin und her und stieß einen Seufzer aus. „Meine gnädige Frau Wendela, schreibt zunächst nicht Eurem Gemahl, der jetzt an anderes zu denken hat, sondern Herrn Simon de Vries. Ich wüßte niemanden, der unsern Freund Spinoza besser pflegen könnte. Eine gute Pflege wird ihn wieder gesunden lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Karl-May-Jahrbuch 1919.*)

Von Univ.-Prof. Dr. Konrad Guenther.

Zum zweiten Mal erscheint das Karl-May-Jahrbuch. Es wurde geschrieben, als Deutschland noch stark und unbesiegt in voller Waffenrüstung den Feinden gegenüber stand, und der Stolz auf diese deutsche Kraft spricht aus seinen Zeilen. Vor allem gilt das von zwei fortreißenden Kriegserzählungen, von denen die eine in Frankreich spielt und Hauptmann Dr. Eichacker zum Verfasser hat, während die andere von Hauptmann Tzschirner-Bey uns in die Wüste bei Palästina führt. Beide Verfasser sind Verehrer von Karl May und verkörpern die Tatkraft, das schnelle Zugreifen und das deutsche Bewußtsein des Helden der Reiseerzählungen Mays. Ja, sie finden auch des öfteren Gelegenheit, darauf hinzuweisen, wie sehr die Abenteuer der Mayschen Bücher aus dem Leben gegriffen sind, da sie sich in diesem Kriege so oft wiederholten. Die zweite Erzählung atmet auch die Umwelt Mays, sie schildert voller Farbenpracht die Wüste und ihre Poesie und könnte geradezu Mays Erzählungen als Fortsetzung in der Wirklichkeit angeschlossen werden. Man kann einen solchen Vergleich im Jahrbuch selbst ziehen. Denn hier finden sich zwei Erzählungen Mays aus dem Orient, die in der bekannten Weise den Sieg der edlen Tat feiern und die Wüste mit gewohnter Anschaulichkeit schildern.

Außerdem bringt das Buch eine längere Erzählung Mays, die aus dem Gleise des Reiseerzählers fällt. Sie stammt aus dem Jahre 1881 und handelt vom alten Dessauer und den schlesischen Kriegen. Wie uns das erste Jahrbuch erzählt hat, lag die Gestalt dieses originellen Feldherrn aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen May am Herzen; er wollte ihr eine größere Arbeit widmen, ist dann aber davon abgekommen. Das vorliegende Stück ist durchaus lesenswert, frisch und anschaulich erzählt und zeigt, wie schon der früher veröffentlichte „Kaperkapitän", daß May auch auf dem historischen Gebiet Gutes leistet.

*) Herausgegeben von Dr Rudolf Beissel und Fritz Barthel. 2. Jahrgang. 1.—4. Tausend. Preis kart. Mk. 5.—. Breslau 1918. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender A.-G.

So kommt auch in dieser Arbeit der patriotische Gedanke zur Geltung, der alle Werke Mays auszeichnet. Und gerade dieser Gedanke ist es, dessentwegen wir zufrieden sein können, daß die Reiseerzählungen immer noch ihre alte Anziehungskraft behalten haben. Wenn der Krieg für uns einen traurigen Ausgang genommen, wenn wir an seinem Ende von Taten und Ereignissen hörten, die für uns Deutsche beschämend waren, so war ganz gewiß oft genug der Grund, daß das Bewußtsein deutscher Stammesangehörigkeit, deutscher Ehre und Pflicht nicht tief genug ins Volk gedrungen war und ist. Hier waren nicht nur der Lehrer zu wenig, sondern es fehlte vor allem an der Förderung derer, die sich der wichtigen Aufgabe gewidmet hatten. Gerade May ist nun wie wenige geeignet, patriotisches Selbstgefühl ins Volk zu tragen, denn dieses will, gerade so wie die Jugend, keine trockene Lehren anhören, sondern frische Ursprünglichkeit erleben, der man nicht auf Schritt und Tritt die erzieherische Absicht anmerkt. May hat diese Ursprünglichkeit, und die Erfahrung zeigt es denn auch überall, er wird vom Volk und von der Jugend mit Feuereifer gelesen; da aber in jedem seiner Werke immer wieder der Deutsche auf Grund seiner Kraft, seines Rechts und seiner Güte siegt, muß die deutsche Selbsterziehung in der obengenannten Grundlage Wurzel fassen. Hätte man sich das immer vor Augen gehalten, dann hätte man den Siegeslauf der Reiseerzählungen nicht durch Angriffe auf die Persönlichkeit Mays zu hemmen versucht, Angriffe, die für die Erzählungen mal sicher auf keine Weise Geltung hatten.

Da aber Sachlichkeit noch immer selten ist und derer, die zwischen dem Dichter und seinem Werk unterscheiden können, noch nicht allzuviele sind, ist es gut, daß auch dieses zweite Jahrbuch wieder den Nachweis bringt, wie unberechtigt jene Angriffe waren. Vor allem lernen wir durch zwei Aufsätze von Dr. E. Schmid und Dr. R. Beissel endlich die Stellen in Mays „Kolportageromanen" kennen, auf Grund derer man ihm jenen Hauptvorwurf machen zu müssen glaubte, er habe gleichzeitig mit seinen „frommen Reiseerzählungen" „unsittliche Schundromane" geschrieben. Zunächst erschienen die letzten bereits in den 80er Jahren, die Reiseerzählungen kamen später. Dann aber sind der „unsittlichen" (besser gesagt: verfänglichen) Stellen so wenig, daß man sie, ohne die Bücher wesentlich zu ändern, leicht herausstreichen kann, und endlich möchte man, wenn man sie nun gar in ihrem Wortlaut liest, lachen, so fadenscheinig ist ihre Unmoralität. Kitschig sind jene Romane vielleicht in vielen Punkten, das mag sein, aber von „unsäglich schmutzig" kann keine Rede sein, jene Stellen werden ihrem Inhalt nach von Tausend anderen, die in unserer Literatur unbeanstandet dastehen, weit übertroffen. Zum Überfluß geht aus den Darlegungen des Jahrbuchs von neuem hervor, daß sie offenbar nicht von May geschrieben, sondern später hineingebracht wurden, und an May bliebe dann nur der Vorwurf hängen, die Korrekturen nicht sorgfältig gelesen zu haben.*)

Nein, Mays Verfehlung liegt offenbar nicht in seiner schriftstellerischen Arbeit, in dieser hat er sich und die Leser immer nur höher zu bringen versucht; seine Jugendsünden aber hat er gebüßt. Wenn ein Verschulden irgendwo zu suchen ist, dann könnte es nur darin liegen, daß May, als jugendliche oder überschwengliche Leser

*) Im übrigen sind diese umstrittenen Werke inzwischen aus dem Buchhandel verschwunden: der May-Verlag hat ihre Rechte vom bisherigen Verleger zurückgekauft, um sie später in einwandfreier Fassung selbst herauszugeben.

ihn mit dem Helden seiner Erzählungen gleichsetzten, nichts tat, um diesen Glauben zu berichtigen, ja sogar hie und da Hinweise anbrachte, die ihn stärken mußten. Das hebt ein Aufsatz von dem bekannten Dichter Dr. Karl Hans Strobl über „Das Tragische im Karl-May-Problem" mit Recht hervor. Später hat er dann versucht, seine Gestalten allegorisch zu deuten, seine Leser zu überzeugen ist ihm aber ebensowenig gelungen, wie die Aufforderung, nun zur Entlastung und allseitigen Befreiung sein ganzes Leben klipp und klar aufzudekken, Erfolg hatte. Er scheute sich, wieder rückblickend sich in die Tiefe zu begeben, aus der er sich emporgerungen hatte. Sicher ist aber an der Verfolgung Mays ein gut Teil das beschämende Bewußtsein schuld, Dinge geglaubt zu haben, die bei einiger Einsicht als unmöglich erkannt werden mußten. Man fühlte sich eben „hereingefallen". Mit Humor hätte man sich darüber hinwegsetzen sollen, etwa in der Weise, wie sie im Jahrbuch eine köstliche Geschichte von Richard v. Kralik berichtet, wo eine fröhliche Faschingsgesellschaft im Jahre 1898 in Wien Mays Gestalten persifliert und ihn zu seiner eigenen Freude damit neckt.

Hübsche Aufsätze über Karl Mays Einfluß als eines Jung und Alt fesselnden Schriftstellers bringen noch Geheimrat Univ.-Prof. Dr. D. Sehling, Hauptmann Dr. Eichacker, Dr. Charlotte Bühler, Prof. Dr. Gurlitt, ferner ein Obersekundaner A. Wagner und Lisa Winkler, die auch noch ein Bruchstück eines dramatischen Versuchs zur Wiederbelebung Mayscher Gestalten anfügt. Neuere Angriffe auf den Dichter weisen F. Barthel in der Einleitung und F. Prüfer zurück, während Dr. Buchenau die Lebensdaten des Verstorbenen in kurzer Zusammenfassung bringt. Mays Witwe berichtet dann noch über Mays Diener im Orient und gibt eine ergreifende Schilderung von der Armut des Weberhäuschens und seiner Haushaltung, in dem May aufwuchs. Illustrationen und Gedichte Mays beleben diese Schilderungen. Endlich weist Dr. Dimmler auf die Bedeutung der Kolonisation für die überschüssige deutsche Volkskraft hin und empfiehlt die Reiseerzählungen zur Anstachelung dieses Gedankens.

Alles in allem muß gesagt werden, daß das Jahrbuch überaus lesenswert ist. Und wenn es den Zweck hat, die Ehre eines Angegriffenen herzustellen, so ist das ein gutes Unternehmen. Um so mehr ist es das, als May, wie oben gesagt, den deutschen Gedanken verbreitet hat und wir jetzt mehr als je für unsere deutschen Männer eintreten müssen. Über vier Jahre lang ist die Welt auf alles Deutsche eingestürmt, da müssen wir selbst um so mehr darauf bedacht sein, uns keine unserer Stützen zu schädigen, und müssen uns freuen, wenn eine, die als innerlich morsch bezeichnet wurde, doch stark und zukunftskräftig wieder hervortritt.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

„Der Mensch erlebt im Grunde immer dasselbe, er merkt es nur nicht immer." Dies Wort, das eine bequeme Rechtfertigung für Stumpfheit und Übersättigung, aber auch eine geistvolle Umschreibung dafür sein kann, daß man im Grunde nur sich selbst erlebt und durch alle Erlebnisse immer näher und tiefer zu sich selbst kommt, dies vielsagende Wort, leicht hingeworfen in der Novelle „Der Geheimniskrämer" von Raoul Auernheimer (Berlin, S. Fischer, 1919), wird durch das eigene Schaffen seines Urhebers bestätigt. Nicht bekümmert durch die

Stürme der Zeit, lebte in ihm — und nicht allein in ihm — das Wienertum in der deutschen Literatur weiter, weltmännisch und gemütlich zugleich, voll witziger Einfälle und gelassener Spötterei, die das Kleine niemals zu schwer, das Große manchmal zu leicht nimmt. Zu den hübschen Einfällen Auernheimers darf man auch den Leitgedanken seiner neuen Novelle rechnen. Ein Krämer wird durch das Tagebuch eines verstorbenen Priesters, das zufällig in seinen Besitz kommt, zu einem gefürchteten und umworbenen Mann, da es die Beichtgeheimnisse der Kleinstadt enthält. Alle Verfehlungen im privaten und öffentlichen Leben sind ihm preisgegeben, und es hängt nur von seiner Gnade ab, ob sie auch andern preisgegeben werden sollen. Die Verwirrung, die hierdurch unter den Leuten angerichtet wird, die Versuche, seine Gunst zu erwerben und ihm womöglich die gefährliche Waffe zu entwinden, und endlich sein durch politische Mittel bewirkter Sturz werden unterhaltend und mit seelenkundiger Treffsicherheit dargestellt. Man muß auch anerkennen, daß die Erzählung über den Einzelfall hinaus sinnbildliche Kraft hat, daß sie nach einem häufig wiederkehrenden Ausdruck „una commedia della vita" ist. Nicht ganz das gleiche Lob kann man der Schilderung des Helden spenden. Er bleibt eine schwankende, unbestimmte Gestalt, boshaft und tückisch, aber zugleich von einem gewissen Idealismus erfüllt, der ihn angeblich dazu treibt, die ihm vom Schicksal verliehene Gewalt nur mit menschenfeindlichem Behagen zu genießen, ohne sie für seine Zwecke auszunutzen. Allein die Grenze wird nicht innegehalten, und trotz aller Bemühungen in Einzelzügen bleibt sein Seelenbild, das schließlich doch die Hauptsache ist, in der Grundanlage unsicher. Kulturgeschichtlichen Reiz hat die politische Umwelt: das österreichische Venetien kurz vor dem Kriege mit Italien im Jahre 1866. Der Stil ist sachlich, gelassen, wohl berechnet und angemessen für den tragikomischen Inhalt, nur selten durch unnötiges Witzeln verunziert.

In Norditalien spielt auch die Novelle „Casanovas Heimfahrt" von Arthur Schnitzler (Berlin, S. Fischer, 1918). Indem der Verfasser den Schatten des vielgewandten und verruchten Abenteurers heraufbeschwört, weiß er Zeit- und Ortsfarbe mit erstaunlicher Einfühlung zu treffen, und die Form des Vortrags, meist im Ton kühler Sachlichkeit, an den Höhepunkten voll glänzender Redekünste, ist bestechend. Aber sie kann bei genauerer Überlegung doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese Geschichte voll aufregender Streiche und jäher Schicksalswendungen im Kern brüchig ist. An entscheidenden Stellen fehlt die innere Notwendigkeit, und statt sieghafter Leidenschaft oder bezaubernder Anmut herrscht im Grunde, mit bunten Lappen aufgeputzt, unendliche Roheit.

Noch etliche Jahrhunderte zurück, auch nach Italien, auch zu einem unbedenklichen Lobredner der Liebe und Schönheit, aber zugleich einem der größten Liebesdichter aller Zeiten führt uns das schöne Werk „Die Gedichte des Properz. Mit einer Einleitung. Deutsche Nachdichtung von Paul Mahn" (Berlin, Verlag der Täglichen Rundschau, 1918). Die umfangreiche Einleitung gibt zugleich gelehrten und unterhaltenden Aufschluß über Art und Zeit des Dichters. Die Übertragungen sind flüssig, sprachgewandt und, nach Stichproben bemessen, sinngetreu. Zur Wiedergabe der Distichen hat der Übersetzer reimlose fünffüßige Jamben mit abwechselnd weiblichem und männlichem Ausgang gewählt. Dies auf die Dauer etwas eintönige Versmaß scheint mir kein passender Ersatz für das Distichon zu sein. Es hat zu wenig Gliederung,

wirkt nicht lebhaft, nicht musikalisch genug, um sich namentlich für längere lyrische Gedichte zu empfehlen.

Gerhard Tischer veröffentlicht ein „Weihespiel für das deutsche Volk in fünf Aufzügen", „Elsaß" (München, J. F. Lehmanns Verlag, 1918). Ludwig der Vierzehnte raubt in schnödem Rechtsbruch das schöne Land; das Volk spaltet sich in Parteien; Französllinge, unterstützt von kirchlichen Eiferern, ebnen den Feinden den Weg, Deutschgesinnte unter Führung des Grafen Rüdeger Eckebrecht von Dürckheim ringen in leidvollem Kampf um ihre Heimat. Das Werk, weniger ein geschichtliches Drama als dramatisierte, etwas opernhaft ausgeschmückte Geschichte, ist von edler Gesinnung erfüllt und pocht oft mit schmerzlichen Schlägen an unser Inneres. Im ganzen ist es nicht zu künstlerischer Gestaltung und Abrundung gelangt.

Griechische Sage und Geschichte ist im Laufe des Weltkrieges wiederholt als dichterisches Gleichnis in Werken für die Bühne neu belebt und nach verschiedener Richtung verwertet worden. Die Kämpfe um Troja und Theben wurden zu schmetternden Anklagen gegen den Krieg benutzt, die Schlachten der Griechen mit den Persern zu Sinnbildern des Kampfes um Freiheit und Vaterland. Als Nachzügler erscheint ein Schauspiel „Demosthenes", von Karl L. A. Schmidt (München, J. F. Lehmanns Verlag, 1918), das die Parteikämpfe in Athen vor der Kriegserklärung an Philipp von Mazedonien darstellt, aber im Gewande der alten Geschichte die Schicksale unserer Zeit und unseres Volkes schildern will. Es ist von gleicher vaterländischer Gesinnung erfüllt wie das eben genannte Werk, unterscheidet sich von ihm aber durch Knappheit und Klarheit, auch durch eine gewisse Nüchternheit. Es ist ein politisches Lehrgedicht, das aus meist wohlgesetzten Gesprächen besteht, von dem man aber nicht immer den Eindruck empfängt, daß es ein Gedicht ist.

Es ist kein neuer Gedanke, Robinsons einsames Leben, sein Planen, Erfinden, Schaffen für die Erziehung auszunutzen, ja, es zu einem Bilde von der Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu machen. Ein merkwürdiger Zufall will es, daß zu derselben Zeit zwei neuartige Robinsonaden ans Licht treten, die beide zugleich erzählen und belehren wollen. Zur Abfassung der einen, „Meister Robinson" (Berlin, Wien, Ullstein u. Co., 1919), haben sich Artur Fürst und Alexander Moszkowski verbunden. Zugrunde gelegt wird die altvertraute Geschichte, die nach bewährtem Muster ein Vater seinen Kindern erzählt, aber sie wird ans Ende des neunzehnten Jahrhunderts vorgerückt und zu einem Bildungsgang durch Naturwissenschaft und Technik so ausgiebig benutzt, daß zwischen all den Belehrungen mancher Leser gewiß mit der kleinen Ursula oft ungeduldig nach den Schicksalen des Helden fragen wird. Es grenzt ans Wunderbare, was alles die Verfasser an der Hand der bekannten und neu erdachter Abenteuer zu lehren bemüht sind. Zoologie, Physik, Astronomie, Naturwissenschaft im weitesten Sinne vereinigen sich mit Unterweisungen über Handwerk und Technik zu einer überreichen Fülle des Wissens. Von einfachen Wetter-, Pflanzen- und Tierbeobachtungen geht es bis zum Seismographen, zum Darwinismus, zum Generationswechsel, von den ersten Handgriffen des Zimmermanns und Töpfers bis zur Funkentelegraphie und Luftschiffahrt. Auch schwierige Fragen werden verständlich gemacht, gute Anregungen werden gegeben, aber das Buch ist mit einer zu schweren Last beladen, die Belehrungen machen sich zu breit, laufen zu oft lose neben der Erzählung her, und es ist zu befürchten, daß Leser, die nicht ausgesprochene

Neigung für die behandelten Gegenstände haben, bald erlahmen werden, zumal da die eigentliche Erzählung etwas trocken geraten ist.

„Die Höhlenkinder im Heimlichen Grund" von A. Th. Sonnleitner (Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagsbuchhandlung stecken sich in der Belehrung nicht so hohe Ziele, erfüllen aber dafür ihre Absicht um so besser. Aus dem Helden sind hier zwei Kinder geworden, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in eine einsame und völlig abgeschlossene Alpenlandschaft verschlagen werden und hier unter viel schwierigeren Bedingungen als Robinson und auch als dessen Nachfahr bei Fürst und Moszkowski ihr Dasein aufbauen im Kampf mit Hunger und Frost und mannigfachen Gefahren. Wenn man der Einbildungskraft des Verfassers einige Zugeständnisse zu machen bereit ist, wird man anerkennen, daß hier ein vorzügliches Werk gelungen ist. Die Erzählung ist nicht nur spannend, sondern auch dichterisch wertvoll, und alle Belehrung ergibt sich zwanglos und anschaulich aus ihr, ja, sie ist überall unmittelbar in Handlung umgesetzt. Auch Erwachsene können ihre helle Freude an dem schönen Buch haben und es für immer liebgewinnen. Sehr zweckmäßig und reizvoll sind durchweg die von Fritz Jaeger entworfenen Bilder, die zu großem Teil als eigenartige Randzierde dienen.

Jón Svensson (Nonni) erzählt in dem Büchlein „Aus Island" (Freibung im Br., Herder) schlichte Jugenderlebnisse und Erinnerungen aus seinem Heimatlande, an denen sich namentlich jugendliche Leser erfreuen können.

*

Die Becksche Verlagsbuchhandlung in München läßt ihren rühmlich bekannten Büchern über Goethe und Schiller ein zweibändiges Lessingwerk von Waldemar Öhlke folgen, das jenen an Wert gleichkommt. In der Fülle des Stoffes geht es über sie hinaus, denn in dem Titel „Lessing und seine Zeit" bedeutet der Zusatz zum Namen des Dichters kein nebensächliches Anhängsel, sondern einen so wesentlichen Teil des Ganzen, daß er streckenweise den ersten Rang beansprucht. Der zeitgeschichtliche Hintergrund, von dem sich die Gestalt des Helden abhebt, ist so weit genommen, mit einer so großen Reihe von Figuren, Landschafts- und Zeitbildern ausgefüllt, so sorgsam und liebevoll behandelt, daß die Darstellung eine Kulturgeschichte Deutschlands zur Zeit, man könnte fast sagen: unter der Regierung Lessings bildet. Um nur einiges aus diesem Reichtum herauszuheben: Universität und Theater in Leipzig, das öffentliche Leben in Berlin, Hamburg und Braunschweig, Dichterschulen und Gelehrtenzünfte, Bibliothekswesen, Zeitschriften, die theologischen und philosophischen Kämpfe, das Verhältnis der Fürsten zum Volk und zum geistigen Leben, kurz das ganze Zeitalter der Aufklärung von Friedrich dem Großen bis zum Tagesschriftsteller, von den Akademien bis zur schöngeistigen Teegesellschaft zieht in fesselnden Bildern an uns vorüber. Der Verfasser begnügt sich dabei nicht mit den schon erschlossenen Quellen, sondern benutzt zur Beleuchtung der Verhältnisse und Menschen eine Menge neu hervorgeholter Urkunden, Briefe, Tagebücher, von denen er eine stattliche Auslese in den Anmerkungen abdruckt. Wie im Zeitgeschichtlichen, so ist der Verfasser auch im Leben und Schaffen Lessings überall zu den Quellen zurückgegangen. Wo er frühere Untersuchungen benutzt, geschieht es mit dem prüfenden Blick und der sicheren Hand des Kenners. So ist durch gewissenhafte Verwertung der ge-

samten Lessingliteratur und durch neue eifrige Forschung ein Bild des großen Mannes zustandegekommen, das neben den früheren Darstellungen in Ehren besteht und an kulturgeschichtlicher Weite sie alle übertrifft. Besonders eingehend ist alles Lebensgeschichtliche im engeren Sinne behandelt, so etwa die Geschichte der Familie Lessing, so mit Benutzung neuer Quellen des Dichters Verhältnis zum Hause Reimarus, seine Ehe, seine letzten Lebensjahre. Auch die Würdigung des Schaffens wird weiteren Leserkreisen jedenfalls alles Wünschenswerte bieten. Die Hauptwerke werden klar und gründlich besprochen. Ihr besonderer Inhalt wird gewürdigt, ihre Stellung in der Geistesarbeit ihres Schöpfers, ihr Zusammenhang mit der Kultur seiner Zeit gezeigt. Besonders gelungen sind die Abschnitte über die Dramen, glänzend beispielsweise der über „Emilia Galotti". Von den Prosawerken wird „Laokoon" verhältnismäßig knapp, die „Hamburgische Dramaturgie" in wohl geglückter Abrundung behandelt, sehr ausführlich die Reihe der theologischen Streitschriften. Die Anordnung des Stoffes deckt sich nicht immer mit der Zeitfolge, sondern wird zum Teil durch Rücksichten auf ihren Inhalt oder durch den Aufbau des vorliegenden Werkes bestimmt. Einige Verschiebungen erscheinen gewaltsam. Gern würde man am Schluß der gediegenen und fesselnd geschriebenen Erörterungen eine ausführlichere zusammenfassende Würdigung der gesamten Persönlichkeit sehen.

Die ersten beiden Bände des von Julius Zeitler herausgegebenen Goethe-Handbuches sind an dieser Stelle gewürdigt und empfohlen worden.*) Soeben erscheint der Schlußband (Stuttgart, J. B. Metzler, 1918). Er verdient das gleiche Lob und eine besondere Anerkennung für das reichhaltige Gesamtregister, das alle sachlichen, örtlichen, persönlichen Beziehungen übersichtlich zusammenstellt. Unter den Beiträgen des vorliegenden Bandes, von denen auch die größeren nicht weitschweifig, auch die kleineren nicht unbedeutend sind, mögen einige besonders genannt sein, die recht ins Innere der Welt Goethes führen: die allgemeineren über Naturforschung, Okkultismus, Poesie, Produktionsweise, Religion, Stoff, Gehalt und Form, Verskunst, die Erörterungen über einzelne Werke: Reineke Fuchs, Stella, Torquato Tasso, Werthers Leiden, Westöstlichen Divan, Xenien und die vortrefflichen ‚Einzelausführungen zu Faust, über Persönlichkeiten: Rahel, Schiller, Wieland, endlich die etwas spärlichen Hinweise auf Sprachliches. Der Hauptanteil entfällt mit Recht auf Lebensgeschichte und Dichtung. Natur- und Kunstwissenschaft sind hinreichend ausgiebig, Philosophie und Religion, wie mir scheint, nicht erschöpfend genug, zum Teil auch etwas einseitig behandelt. Gewiß kann noch manches in den drei Bänden ergänzt, verbessert, ausgeglichen werden, aber im ganzen ist hier unter schwierigen Zeitverhältnissen, ohne Unterstützung durch Stiftungen oder gelehrte Gesellschaften ein Werk zustandegekommen, das der deutschen Kultur Ehre macht, das nicht nur den Forschern ein unentbehrliches Hilfsmittel, sondern auch allen ernsthaften Mitgliedern der großen Goethegemeinde ein sehr nützlicher Ratgeber sein wird.

Eine „poetische Studie" von Rudolf Küster würdigt sehr eingehend „Goethes „Fischer" (Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll)" (Breslau, Priebatsch, 1918). Der Verfasser erblickt in den Worten der Wasserfrau die Mahnung, „der schönen Einheit aller Wesen sich eingedenk zu halten und dadurch Genesung von der Selbstsucht und den Frieden wunschloser Ge-

*) Nord und Süd, Juniheft 1918.

-sundheit zu finden". Der Fischer werde durch diese Offenbarung überwältigt und seinem irdisch selbstischen Sonderdasein entrückt. Geläutert schwinde er als Mensch dahin, um, selig im Ganzen aufgehend, die Erlösung von Selbstsucht und Verstandeskultur im liebend umfaßten All zu finden. Demgegenüber ist doch wohl daran festzuhalten, daß der Gedanke sittlicher Läuterung allerdings im weiteren Ausblick der ahnungsreichen Ballade liegen mag, daß ihr Kern aber ein naturmystisches Gefühl ist, das sich als Naturmythologie verkörpert. Im einzelnen enthalten die Ausführungen des Verfassers über Geist und Stil des Werkes manche feine Bemerkung.

Literarwissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. M. Strauß (Worms).

Clara Viebig, „Töchter der Hekuba" (Berlin, Egon Fleischel & Cie. M. 5.).

„Ein Roman aus unserer Zeit" heißt der Untertitel und doch ist es kein Kriegsroman im eigentlichen Sinn. Keine Schlachtenbeschreibung, nicht das Leben im Unterstand, keine Verherrlichung des Heldentums auf, über oder unter der Erde, und doch ein ergreifendes Kriegsbuch. Und auch Heldenschicksale erleben wir, aber dieses Heldentum ist ein passives und die Heldin ist die deutsche Frau, die in einer großen Anzahl wahrheitsgetreuer Typen, von der Generalin bis zur Fabrikarbeiterin, an uns vorbeizieht. Es ist ein „Chor klagender, trauernder, gschlagener Mütter, sie raufen die Haare, sie schlagen die Brüste, ihr Wehgeheul steigt auf zum Himmel, gleich stark, gleich furchtbar wie zu Zeiten von Hekuba." Denn so wie Hekuba, des Priamos Gattin vor Troja ihre Söhne fallen sieht, einen nach dem andern, so erleben oder befürchten auch all die Frauen des Romans den Untergang ihrer Söhne, Gatten, Verlobten. Nur eine Frau konnte dieses Buch schreiben und nur Klara Viebig mit ihrer Wirklichkeitstreue, die gleichwohl eng verbunden ist mit einem warmen Herzen, mit einem alle Leiden verstehenden Mitgefühl und — was manchen Besprechungen des Romans gegenüber betont werden muß — mit einer echten Vaterlandsliebe. Gewiß malt die Viebig grau in grau, in epischer Breite schildert sie die Sorgen, Quälereien des Alltags, aber eine ihrer prächtigsten Gestalten, die Generalin von Vogt, erklärt ausdrücklich: „nur keinen Frieden aus der inneren Not heraus, nur keinen Frieden machen müssen nach außen, weil die drinnen nicht mehr wollen", und die Dichterin ruft ihren Geschlechtsgenossinnen eindringlich das „Durchhalten" zu. Ohne Pathos erzählt sie uns von so mancher kummervollen Nacht, ohne Schönfärberei berichtet sie von so manchen Schattenseiten im Leben der Daheimgebliebenen, vom Leichtsinn und der Gefallsucht der Frauen, von der Vernachlässigung der Kinder, von der Gemeinheit der Männer. Auf dieser Gegenüberstellung beruht die Kompositionstechnik der Erzählung und ihre Einheit bildet weniger das eigentliche Geschehen, die Handlung im technischen Sinn wie die allen Szenen gemeinsame und sie so verbindende Stimmung. Gewiß ist das Buch kein Roman im eigentlichen Sinne; es ist der Dichterin auch gar nicht um die Entwickelung von Einzelpersonen und Einzelschicksalen zu tun. Als ein Dokument von größter Bedeutung für künftige Zeiten werden die Töchter der Hekuba von bleibendem Werte sein, ähnlich wie in Frankreich Barbusses

„Feuer", und auch im Gesamtwerk der Dichterin der Kinder der Eifel", des „Absolvo te" und des „Schlafenden Heeres" bedeutet unsere Erzählung zweifellos den Höhepunkt.

* * *

Otto Rung, „Geheime Mächte", ein Novellenbuch (G. Kiepenheuer).

Wir lesen so oft von der deutschfeindlichen Stimmung der gebildeten Kreise Dänemarks, daß wir uns doppelt freuen, wenn wir auf einen dänischen Dichter stoßen, der ganz in deutschem Wesen und Fühlen wurzelt. Nur scheinbar im Widerspruch hiermit steht die Tatsache, daß Otto Rung von Strindberg und Wilde beeinflußt ist, denn des ersteren tiefbohrendes, nach den letzten Dingen suchendes Ringen ist ebenso germanisch wie des letzteren romantische Phantastik. Und deutsch ist auch die Doppelseele Rungs: Geist und Erscheinung suchen bei ihm nach Verbindung; so schildert er z. B. die Seele des Technischen, so entdeckt er die hinter der Materie waltenden „Geheimen Mächte" (dies ist der Titel seiner neuesten bei G. Kiepenheuer in Weimar erschienenen Novellensammlung). Man hat Rung mit seinem Landsmann Joh. V. Jensen verglichen und wirklich haben beide manches gemeinsam: den Sinn für das Phantastisch-Rätselhafte, die Neigung, auch im rein Stofflichen das Fremde, außereuropäischen Kulturen Angehörige aufzusuchen, die Freude, Unmögliches als möglich, ja als durchaus glaubhaft zu schildern. Aber Jensen ist der Besonnenere, Kältere, Rung ist leidenschaftlicher und doch überzeugender. Bei alledem ist seine Technik auch in den „Geheimen Mächten" durchaus überlegt, sie ist von vorbildlicher Knappheit, kein Wort zu viel, keins zu wenig, alles steht an seinem Platz. Dabei versteht Rung, der Gefahr dieser abkürzenden Technik zu entgehen, die die Droste einmal mit den Worten bezeichnet hat: „ich möchte kurz sein und werde dunkel". Die „Geheimen Mächte", von denen der Dichter erzählt, sind Willensmächte, die mit unabwendbarer Suggestivkraft auf eigenes oder fremdes Leben einwirken: da ist der Machtwille eines amerikanischen Weizenkönigs im Kampf mit dem Rächerwillen eines Vertreters der hungernden Massen, da ist der Lebenswille eines berühmten Arztes, der mit dem Tod um das Leben seines Sohnes ringt, da ist der Opferwille des ersten Erfinders eines Flugzeuges, da werfen wir einen Blick in das Leben des sittlich und wirtschaftlich heruntergekommenen Ägyptens, das uns in entzückenden Landschaftsbildern mit der Glut der Flaubertschen Reisebriefe geschildert wird. Alles dies glüht von pulsierendem Leben, bekundet fieberndes, atemraubendes Temperament, aber gebändigt von dem Willen zur Form. Dieser Formwille ist allerdings bis jetzt nur den Novellen, nicht auch den Romanen Rungs zugute gekommen; ob hier eine Gebietsgrenze vorliegt, wird die Zukunft weisen.

* * *

Barbusse, H., „Das Feuer" (Verlag der Europäischen Bücher, Max Rascher, Zürich.)

Dieses berühmteste Buch der französischen Kriegsliteratur, das jetzt eine Verbreitungsziffer von mehreren hunderttausend Stück hat, ist für uns Deutsche von ganz besonderem Interesse. Der ungeheure Erfolg des Buches beweist nicht nur die Kriegsmüdigkeit weiter Kreise Frankreichs, sondern ist um so bezeichnender, als er einem Buche gilt, das sich von jeder Beschimpfung und Herabsetzung des Feindes freihält. Barbusse macht keinen Unter-

schied zwischen Deutschen und Franzosen, er kennt nur heldenmütig kämpfende und leidende Menschen, die sich für ihr Vaterland opfern und die auf ihr bürgerliches Leben wie auf ein verlorenes Paradies zurückblicken. Es ist daher begreiflich, daß die chauvinistische französische Hetzpresse einen Feldzug gegen das Buch eröffnet hat, der indes nur zu seiner Verbreitung beigetragen hat. Die Helden dieser Erzählung sind die Leute einer Korporalschaft und auch sie nicht als einzelne Persönlichkeiten, der Held ist vielmehr der Soldat als solcher, das Heer, so wie etwa in Hauptmanns „Webern" die Masse der Weber der eigentliche Held ist. Die Schärfe der Beobachtung und die unerbittliche Wahrheitstreue erinnern an Zola; nicht verschwiegen darf aber werden, daß die sich häufenden Schilderungen der Mühsale im Schützengraben und beim Angriff auf die Dauer gar zu trostlos wirken. Aber doch legen wir die Erzählung aus der Hand mit dem Gefühl, daß hier ein Mitkämpfer diese Dantesche Hölle unserer Zeit beschrieben hat, tiefgebeugt und zerschmettert von all dem Elend, das über die Welt gekommen ist und Freund und Feind gleich trifft. Jedenfalls gehört Barbusse gleich Romain Rolland zu den wenigen Franzosen, die auch den Gegner verstehen und in ihm den leidenden Mitmenschen erblicken.

* * *

Eugen Demolder, Ein Märchen an der Schelde. (Gg. Müller, München. M. 3, geb. M. 4,50.)

Schon Demolders erstes Buch „Der Weg der Dornen" zeigte uns des Dichters leidenschaftliches und doch inniges Heimatsgefühl, seine Fähigkeit, Menschen und Landschaft sich durchdringen und ineinander aufgehen zu lassen. Aber im übrigen, welch ein Unterschied zwischen jenem Rembrandtroman und dem neuen Buch. Dort eine Durchschnittserzählung, unsicher im Aufbau, hier ein Werk aus einem Guß, voll blühender Lyrik und märchenhafter Phantasie. Diese Märchenstimmung ist durchzogen von einem manchmal stark naturalistischen Realismus, wie ihn de Costers Uylenspiegel zeigt, und der auf Rabelais zurückgeht. Dieser das Buch durchziehenden Doppelstimmung, dem Wechsel zwischen Lyrischem und Herbrealistischem entspricht der Grundgedanke der Erzählung: der Flame trägt, seiner Abstammung und Geschichte entsprechend, zwei Seelen in sich, denn das Blut der Spanier und der Niederländer vereinigte sich nicht nur auf dem Schlachtfeld, und aus der Verbindung der Krieger von Toledo und Saragossa mit den Frauen Flanderns erwuchsen die Frauen, deren rosig schimmernde Haut Rubens und deren ebenholzschwarzes Haar Goya gemalt haben. Und so ist Flandern das Land mit zwei Seelen, der trüben Nordlandstimmung und der geheimnisvollen Sehnsucht nach dem Licht und der Klarheit des Südens; diese Sehnsucht der jungen Gräfin Walpurga nach dem Lande ihrer Träume, ihre Wanderung nach dem Süden und ihre Vereinigung mit dem spanischen Prinzen erzählt uns Demolder in einer solch stimmungs- und schwungvollen Weise, mit einer so starken, Himmel und Hölle umfassenden Phantasie (auch der Tod und der Teufel treten auf), daß er bis zum Schlusse fesselt. So fest und sicher seine Gestalten auch gezeichnet sind, so bleibt die Märchenstimmung doch dadurch gewahrt, daß es nicht das Licht der Außenwelt ist, das diese Gestalten umflutet, daß es vielmehr aus ihnen herausleuchtet wie aus den Bildern des größten Holländers und sich gerade hierdurch der Schleier des Geheimnisvollen über Land und Menschen legt. Die Übersetzung von Stefanie Strizek ist einwandfrei.

Theater-Rundschau.

Von Dr. Assaf Siffrin.

. . . Von einigen Bühnenwerken, die nicht Eintagsleben führen . . .

Aus der Zeit gleichsam entwachsen, über sie hinwegweisend in die größte, tiefste Ahnung, mit dem Licht der ewigen Lampe des Menschentums übergossen. Nur weniges von solcher Wurzel und von solchem Wuchs, unter diesem Zeichen prangend, steht vor uns. Es flackert hochauf — Brand wird, Brand muß in Bälde werden.

*

Im „Deutschen Theater" glüht diese ewige Lampe. Und aus tiefsten Zeichen, wonnigen Wehen, entstehen Gebilde, die auf den Gipfel des Kunstausdrucks weisen.

Tolstois: „Und das Licht scheinet in der Finsternis."*)

Des Großen, des Einsamen Geist (der hier streng dogmatische) ist es, der mehr leuchtet, als die in tiefstem Erlebnis wurzelnde Flamme des Menschengefühls wärmt. Das Geistige, nicht der Geist an sich, erklimmt die höchsten Grate. Bewegt sich dicht an der Vernunft vorbei — an ihr vorbei.

Die Menschen sind nach ihren Elementen differenziert — und nur das Vorherrschende in ihnen leiht ihrem Wesen Berechtigung inmitten dieser begrifflichen Gebilde. Vom Erdhauch — obwohl viel vom Erdgeruch die Rede ist — ist wenig zu spüren. Und weil dieses Drama (das unvollendet blieb) durchgeistigt ist, die Menschen nur Träger von Begriffen sind, klar abgezirkelt durch begrifflich-dogmatische Klassifizierung, daher konnte es nur das Spiel von wunderbaren Darstellern sein, die ihr eigenes Menschentum an den Tag brachten, das erwärmte — und in das knisternd dogmatisch starre Gefüge des Nur-Geistigen geleitete . . . Und die herrlich lebendige Arbeit eines Reinhardt — und schließlich noch: unsere Erinnerung, die immer wieder pochte und sagte: Ähnliches sprach schon einmal aus dem „Lebenden Leichnam" (an der gleichen Stätte, mit den gleichen Menschendarstellern!). Und so scheint's der nächste Gipfel seit dem „Lebenden Leichnam" zu sein. Nur im Spiel indes ein Gipfel.

Aus dem Innersten dröhnten geradezu die geistigen Schmerzen, stöhnte die Tortur eines Menschheithirns. Allein dieser Schmerz des Geistes macht nicht heiß, macht nicht kalt. — Nur in den rein menschlichen Zügen (diese Fülle rührendster Gesichte boten die Spieler Lucie Höflich und Alexander Moissi selbst, mild unterstrichen durch die das Menschliche herausarbeitende Regiekunst Reinhardts), in ihren Zügen lagen die Gefühlsausklänge des Dichters des „Lebenden Leichnam".

Tolstoi sagt hier etwa: die weißgleißende Welt ist Finsternis, das Licht, das da hineinleuchtet, bin ich, will ich Euch sein! Und zeigt aber weder Finsternis noch Licht durch Menschen, sondern durch eine fast bis zur Unkenntlichkeit des Menschlichen gesteigerte Geistigkeit. Die Menschen des Dramas sind nicht schlecht, die Menschen in der Handlung sind nicht gut — keineswegs — sie denken nur (schlecht und gut in den von Tolstoi gewollten Gedankengängen).

Das Werk ist in der Hauptstraße rein geistig, darum nicht erschütternd, nur in den Seitengäßchen ist es mit menschlich warmem Blut und Gefühl von Erdenkreaturen gefüllt.

*

*) Verlag Ladyschnikow, Berlin.

Aus gleichem Stoff und von ganz ähnlicher Struktur ist Fritz von Unruhs „Das Geschlecht"*), das die Gesellschaft das „Junge Deutschland" im „Deutschen Theater" gab. Aus hartem Stoff gehauen — und nicht geschnitzt. Wer so aus dem Vollen hauen kann, ist unter den Schaffenden der Besten einer. (Darüber später noch mehr im Rahmen jüngster dramatischer Dichtung.) Der Wurf ist geistig vollendete, zu Ende gehandelte Weltanschauung, stofflich, menschlich embryonal. Gewaltig und verwirrend, groß und undurchsichtig. Geistig, geistig nur, kaum menschhaft; nur wenig Irdisches lugt aus dieser insgesamt grandiosen Geistigkeit.

Wiederum bewies der junge Regisseur Heinz Herald neben dem lobenswerten Mut, den Versuch zu wagen, etwas so starr Geistiges vermenschlichen zu helfen, ein großes Können im Anpacken und Ausbilden nahezu ätherisch-geistiger Gebilde. Das Knirschen, das Eisenfresserische des Poems, dünkt mich, war unnötig allzusehr gemindert worden. Herald führt als Romantiker Regie — und sein Blick ist nur auf das Große, die geistige Quintessenz gerichtet. Sein Kunstausdruck ist romantisch in jeder Faser. Diese seine produktive Regieeigenheit, die intuitiv das ätherischste Gebilde zu umfassen (und umzugestalten!) die Fähigkeit hat, harrt auch „dankbarerer", großer Aufgaben. Der Zug ins Große im Kunstausdruck, die romantisch-produktive Färbung und der gestaltende Schwung sind ihm eigen.

*

Georg Kaiser zeichnet im Stil des Wedekind und Shaw. Und um so zeichnen zu können, sucht er das Gebiet, das ihm diesen Stil geradezu vorschreibt. „Der Brand im Opernhaus"**) birgt im Hintergrunde, hinter roten Gardinen, den Brand — im Kern eine harmlose Liebes-, Hintergehungs- und Versöhnungsepisode. Ursache, Verkettung des Ganzen bleiben verhüllt. Das Ganze ist in den Rauch des Brandes getaucht und die Einzelzüge, die Einzelbegriffe sind nur schwer erkennbar. Außen Feuer. Innen Kälte. Außen Brand, Lohe — innen Schnee, Eis. So macht Kaiser sich dem Blick offenbar.

„Ich wußte nicht, daß Du mich liebst" — „Du warst nicht da, nur Dein Schein war da!", so spricht die kleine aus enger Lebenszelle in die Überfülle, das Raffinement des Schönen hineingezerrte Sylvette, die durch den Genuß des Leckermahls zur Betrügerin wird, zu ihrem Herrn Gemahl, dem Herrn von X. Und aus ihr spricht echte Kaiser'sche Auffassung und dramatische Gestaltungsweise. — Dieser Hauch bildet den Lebensäther für das ganze Hin und Her der zwei Menschen. Und am Schluß gebärdet sich das kleine Menschlein gar heroisch — indem es sich in den Brand hineinstürzt.

Wäre einzelnes an der Symbolik offenbarer, klarer, so könnte man eine Aufwärtsentwicklung in Kaisers Dichtung erblicken. — Und Kaiser ist — vielleicht bis heute zu sehr mit dem Hirn allein — Dichter.

Sein Herz blutet nicht, wenn er anklagt und geißelt, es lacht nicht, wenn er sich moquiert, sein Auge wird nicht feucht, wenn er den Brand in anderer Herzen schildert. Kaiser bleibt starr, maskiert, mit Lebensweisheit drapiert. Das ist seine Schwäche — und seine Eigenart, die heute so stark packt. Georg Kaiser wird darum zu dem formal Größten gelangen — ohne uns in seinem Tempel erwärmen zu können. Er besitzt unzweifelhaft das Geniale im Erschauen und Erfassen des Wesentlichen, Stilisierten aus einem Dutzendgespräch, Begriffsgefecht oder Dutzend-

---

*) Verlag Kurt Wolff, Leipzig.

**) Verlag S. Fischer, Berlin.

herzen. Er wird auch darum der gespieltesten einer sein — vielleicht morgen schon —, ohne daß die meisten dabei auch nur sich Mühe geben, seine Eigenart zu begreifen. Hirn, Dynamiker, Hirn: der Dramatiker der mechanisierten Zeit. Er trägt diesen Stempel.

Das „Kleine Schauspielhaus" übergab Kaiser selbst die Regie. Der Rahmen war echt, klar, ohne zu packen. Es liegt nun einmal an den furchtbar kalten, wie von Wassersträhnen überrieselten Wänden des Hauses. In den Kammerspielen wäre die Konstitution zur wärmeren Auffassung von vornherein gegeben. Der Raum gehörte zur Regie. Die Spieler regten sich und flogen wie im Spuk. Im Spiel Johanna Terwins (Sylvette) lag etwas vom Gigantisch-Grotesken in dem Sich-plötzlich-Aufrichten einer der Glut des Krematoriumofens anvertrauten Leiche: Augenblicksgröße, die in Asche zerfällt! . . . „Brand im Opernhaus."

*

Die Jüngsten kommen durch Rudolf Lauckners herrlich warmen „Der Sturz des Apostel Paulus" zu Wort. — Es gelangen Sternheims „Tabula rasa" in diesen Tagen im „Kleinen Theater", Björnsons „König" demnächst im „Lessing-Theater" zur Aufführung. Darüber nach der Aufführung.

*

Die Jüngsten pochen mutig ans Tor — . . . und es hallt wider . . .

———— ⟶o⟵ ————

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-ucza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

^anuar^sft 1919.

/^us 6em innslt «liese, Nekte»,
Sttckni, un6 eiZenKän^ige vntersenritt <le,
?r«se»»or» Or. OsKsr Vo^t
prokessor Or. I^uckwtz Stein: vis «uro-
pkisene 3tsi,itLngese>Ise>i»kt.
I^ol« I^u«Z»u: <Ze6»nKei^ Uber Religion unck
Iten«cKdsit im Kriege.
p»n> Sorsenkrei: Vox populi vox 6ei.
SreeKt: Vvllisrckämmsrung.
N. ^Ve^»: ^Vss tut >lie LoKuls kur unser
Ölu^K? Line leitgemäss« SetraeKtung.
«ektor p. Noeke, ^iektenber«« Luolesa»
Vsltsnseusuung.
r^irttu >VinK>er, Ivaa l'urgensvx. <2um
!0ö. Sedurtstsg« sm 9. Xovsmdsr/L8. OK-
toder 1SI8).
Professor p»ul Sicleel, vss Prodis»
?orm in 6er 6euts<:>isn Kultur.
N. simpler: Die Seele cke» WüsensodAttlsr».
felix Nslle, äuswsrtig« Politik.
Or. r'elix r>eu6entn«I, ^mt«seriek«»r»t
». 0., Srsut- un6 NoeK^eitsgeseKsuKe.
Os«sl<t SrUII, Wien, Kuöolk »s« vsrtsod.
Studie.
«.rtkur Silbereleit» Llegisn.
I^lse «onne, KseK 6«m Pest. — vsrSodulsr.
lernst ^ltlcirek, Lvremonck uuä Spinoi».
Kun6seK»uen.
^r«i» pro^iott 2 r/K.. pro (Z.art«, (3 NsN«) S I^IK.. pro ^Krß. (.2 ttsfts) 24 s^K.

Januar 1919.

Inhalt.

»,e 5»«»»w«m »»»»» »«» «»»" «Ich»« »» l.!e»«» »«»«».
V«», >«»0»»«»l « «ef!e> s »Or». «l»,eId«N« l Ol«».
«l»«u«»«»l!«v» »»» r>«!>«>!la!!»« «»Ihm«> !e»,r^l> ««llell»a^, <».

Inhalt des 168. Bandes:
Januar / Februar / März 1919
Seite

Seite

SeittcKte:

Kunllleticillen:

Kilddeigoben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Die europaische Staatengesellschaft.

Unter krampfhaften Zuckungen windet sich die europäische Staatengesellschaft zum Licht empor. Ihre Ideologie weist tief in das siebzehnte Iahrhundert hinein. In meiner Schrift „Das Ideal des ewigen Friedens und die soziale Frage" vom Iahre 1896 habe ich die Logik der sozialen Entwicklung zu kennzeichnen versucht, die langsam und auf scheinbaren Umwegen dem Endziele einer friedlichen Verständigung unter allen Kulturvölkern des Erdenrundes entgegenstrebt. Die Logik der Geschichte, die sich jetzt unserem Auge offenbart, zeigt ein offensichtliches Lossteuern auf einen kommenden dauernden Völkerfrieden auf, wie ich S. 13 der genannten Schrift einläßlich dargetan habe.

Neben den indirekten Anzeichen eines sich allmählich vorbereitenden Völkerfriedens treten vom 17. Iahrhundert an umfassend angelegte Pläne zum bewußten Ausbau des ewigen Friedens hervor. Weltreligion, Weltmoral und Weltrecht arbeiten je in ihrer Weise nur mittelbar diesem Plane vor, sofern sie auf dem Umwege der Kanzeln, Katheder und Parlamente auf die denkende Menschheit erziehlich einwirken, um dieser nach und nach durch kirchliche Dogmen, philosophische Lehrmeinungen und soziale Gesetzgebung den Gedanken des ewigen Friedens zu suggerieren. Lauter und eindringlicher indes ist die Sprache der geschichtlichen Tatsachen. Politische Konstellationen der Völker vermögen unter Umständen der Menschheit mit einem einzigen gewaltigen Ruck Wahrheiten urplötzlich zum Bewußtsein zu bringen, zu welchen sie auf dem Umwege der Religion, Moral und des Rechts vielleicht erst nach jahrhundertelanger Erziehung gelangt wäre. Ein Alexander, Cäsar, Konstantin, Karl der Große u. a. vollziehen in den Anschauungen ihrer Mitwelt plötzliche Wandlungen, welche die stille Maulwurfsarbeit abstrakter Theorien im günstigsten Falle erst nach Generationen zu vollbringen vermöchte.

So hätten die in einsamer Denkerklause entstandenen Kriegs- und Völkerrechtsgedanken eines Gentilis und Grotius wohl kaum die Welt so schnell erobert, wenn nicht die Logik der politischen Tatsachen ihnen zu Hilfe gekommen wäre. Der Dreißigjährige Krieg, unter dessen erschütternden Wehen das Völkerrecht geboren worden ist, sollte sogleich die Probe auf das von Grotius aufgestellte Erempel geben. Denn der Westfälische Friede, den die materiell und geistig erschöpften Völker geschlossen, ist, völkerpsychvlogisch verstanden, nichts Geringeres, als der erste Versuch einer europäischen Staatengesell-

schaf r. Daß dieser erste Versuch auf die Dauer goscheitert ist, ändert an der
Tatsache nichts, daß in diesem Friedensschluß das politische Modell eines die ge-
samte Christenheit umfassenden, den ewigen Frieden der christlichen Völker bewußt
anstrebenden Bundes enthalten ist.
So brüchig und unhaltbar bei dem damaligen Stand der politischen Er-
ziehung der Völker dieser Friedensschluß auch gewesen sein mag, so hat er doch
schon durch Iseine bloße Existenz die theoretischen Erörterungen über die Möglich-
keit eines Weltfriedens mächtig gefördert. In der zweiten Hälfte des 17. Iahr-
hunderts ist es bereits zum Lieblingsthema juristischer Disputationen geworden,
ob und durch welche Mittel man den jetzigen Landfrieden der einzelnen
Staaten zu einem alle christlichen Völker umfassenden Weltfrieden aus'
weiten könnte. Wie tief der Gedanke des ewigen Friedens im 17. Iahrhundert
bereits Wurzel gefaßt hatte, erhellt u. a. aus dem grandios angelegten Welt-
friedensplan, den man an der Schwelle des 17. Iahrhunderts bereits Heinrich IV.
angedichtet hat. Danach habe Heinrich IV. nichts Geringeres beabsichtigt, als
„die christlichen Gemeinwesen Europas — vorerst mit Ausschluß Rußlands — in
den Rahmen von sechs erblichen Monarchien, sechs Wahlreichen und drei
Republiken zu einem unauflöslichen Staatenbunde zu vereinen und die so ge-
schaffene „^uöi'ule r<ZpudIique trös < >n ^tionn^" der Oberleitung eines
Bundesrates zu unterstellen." Ia, man traute ihm sogar zu, er habe Freiheit und
Gleichheit als die erste Grundlage einer dauernden Verständigung erkannt und
daher eine gleichmäßige Duldung aller christlichen Konfessionen vorgesehen,
sowie die Herstellung eines ungefähren Machtgleichgewichts der europäischen
Staaten ins Auge gefaßt.
Ob diese Friedensideen von Heinrich IV. wirklich konzipiert worden sind —
eine Tradition, die man noch im vorigen Iahrhundert ohne jeden kritischen
Skrupel hinnahm — oder ob sie ein bloßes Hirngespinst seines Ministers, des
Herzogs von Sullv, ist, wie man heute seit den Forschungen Moritz Ritters,
Philippsons und Kükelhaus' anzunehmen geneigt ist, ändert an der Tatsache
nichts, daß das Problem des ewigen Friedens schon im 17. Iahrhundert in der
Luft lag. Hat Heinrich IV. diesen Plan auch nicht gehegt, so hat doch die un-
mittelbare Nachwelt an diesen seinen angeblichen Plan treuherzig geglaubt
und ihn dafür in Sage und Dichtung mit dem Glorienschein eines Friedens-
heiligen umgeben. Wie reif muß also dieser Gedanke im geistigen Milien des
17. Iahrhunderts bereits gewesen sein, wenn man da den Plan eines ewigen
Friedens nicht etwa als Ausgeburt von Fieberphantasien — Thomas Münzer
und Iohann von Lenden reöivivns — verlachte, sondern als hehre Offenbarung
eines begnadeten Kopfes verherrlichte. Es verschlägt dabei wenig, daß
dieser Plan vielleicht in seinem ganzen Umfange nnr dem Kopfe des Herzogs
von Sulln entsprungen zu sein scheint. Schon daß ihn dieser fassen konnte, ist
Beweis genug, daß die geistige Atmosphäre in der ersten Hälfte des 17. Iahr-

hunderts nicht bloß geeignet war, solche Pläne zu zeitigen, sondern daß sie die
denkende Menschheit bereits soweit bearbeitet hatte, diese an die Möglichkeit der
Verwirklichung eines so kühnen Planes glauben zu machen.
Fügen wir noch hinzu, daß die Memoiren Sullys 1634, also ein gutes Iahr-
hundert nach den irenischen Schriften des Erasmus, ein Iahrzehnt nach dem
Grundwerk von Grotius und fast ein halbes Iahrhundert nach dem des Gentilis
erschienen sind, so glauben wir die Erklärungsgründe aufgedeckt zu haben, auf
welchem Wege Sully zu seinem Plane gelangt sein mag, und weswegen er eine
gläubige Leserschaft für diesen Plan bereits vorgefunden hat.
Der angebliche Weltfriedensplan Heinrichs IV. verschwindet nicht mehr von
der literarischen Tagesordnung. So veröffentlicht der Engländer William Penn
im Iahre 1693 seine Abhandlung über den gegenwärtigen und künftigen Frieden
in Europa. Und an der Schwelle des 18. Jahrhunderts — nach dem Abschlusse
des Utrechter Friedens — läßt der A b b s de St. Pierre sein bekanntes drei-
bändiges Werk unter dem Titel „Entwurf zur Herstellung des ewigen Friedens"
erscheinen, nachdem es bereits einige Iahre vorher als Mannskript von Hand zu
Hand gewandert war.
Daß auch der ehrwürdige Abbs sich veranlaßt findet, seinen Weltfriedens-
plan Heinrich IV. in den Mund zu legen und das plumpe Märchen zu erfinden,
er habe die Denkwürdigkeiten Heinrichs IV., zufällig im Garten grabend, in
einem Bleikasten verschlossen aufgefunden und nur wenig aus Eigenem hinzu»
gefügt, weist zur Genüge, daß die Legende vom Weltfriedensplan Heinrichs IV.
noch im 18. Iahrhundert verbreitet genug war, um dem vorsichtigen Abbs als
Rückendeckung zu dienen.
Aus den grundlegenden 12 Friedensartikeln des Abbs St. Pierre seien hier
diejenigen herausgegriffen, die auch unabhängig von Ort und Zeit ihrer Ent-
stehung, Geltung haben.
1. Sämtliche christliche Staaten Europas vereinigen sich zu einem
ewigen Friedensbunde unter wechselseitiger Garantie ihrer Territorial-
Rechte und in dem Bestreben, womöglich auch mit dem mohamedanischen Fürsten
ein dauerndes Offensiv- und Defensivbündnis herbeizuführen. Dieser Bund
wird durch einen ständigen Senat oder Kongreß in einer freien Stadt ver-
treten sein.
2. Der Bund mischt sich nicht in die inneren Angelegenheiten der einzelnen
Mitgliederstaaten ein, außer zur Aufrechterhaltung der Verfassungsform und zur
Niederwerfung von Aufständischen, die mit Todesstrafe und Vermögensentziehung
zu belegen sind.
4. Alle Gebietsveränderungen sind in Europa für die Zukunft vollkommen
ausgeschlossen, und zwar nicht bloß als Folge von Eroberungen, sondern auch
von Schenkungen, freiwilligen Abtretungen, Erwählungen und Erbschaften inner-
halb der beteiligten Dynastien.

7. Die Bundesvertretung sorgt für den Abschluß allgemeiner und besonderer Handelsverträge unter den Nationen und errichtet in den hauptsächlichsten Verkehrsplätzen Handelskammern und internationale Handelegerichte zur Entscheidung aller Streitsachen über zehntausend Franks. Die Ausrottung von gefährlichen Gaunern, Dieben, Seeräubern wird nötigenfalls mit gemeinsamen Mitteln und auf gemeinschaftliche Kosten betrieben.
8. Kein Souverän ergreift die Waffen, außer zur Bekämpfung derjenigen, die als Feinde der europäischen Gesellschaft geächtet wurden. Alle Staatenstreitigkeiten werden durch Schiedsgerichte beigelegt. Wer sich weigert dem Friedensbunde beizutreten, nachdem derselbe eine Mitgliederzahl von vierzehn Staaten erreicht hat, wird als Feind der europäischen Sicherheit so lange mit Krieg überzogen, bis er entweder in den Bund eintritt oder depossediert wurde.
10. Die Kosten des Bundes werden durch Matrikularbeiträge im Verhältnis zu den Staatseinkünften der einzelnen Länder aufgebracht.
12. Die Grundartikel dieses Staatsvertragee können durch Stimmenmehrheit geändert werden.
Das große Werk St. Pierres, aus welchem dieser später einen für die breiteren Massen berechneten Auszug veranstaltete, ist «ine Offenbarung zu nennen. Gewiß verliert es sich vielfach ine Spielerische und Phantastische. Sicherlich haften ihm untilgbare Schlacken jener unhistorischen Auffassungsweise an, welche St. Pierre mit seinem ganzen Zeitalter teilt; aber bei aller Überschwänglichkeit und Schwarmgeistere! finden sich in diesem ersten, weitausgreifenden, von großen Gesichtspunkten ausgebenden Plan eines dauernden Weltfriedens wahre Goldkörnchen an kristallklarer Einsicht und prophetischer Voraussicht. Die vulgären Einwürfe gegen den Gedanken eines ewigen Friedens, wie sie heute als abge griffene Gemeinplätze von Hand zu Hand gehen, batte er selbst in den 70 von ihm aufgeworfenen Gegengründen gegen sein Projekt nicht bloß in ihrer ganzen Schärfe und Tragweite erkannt, sondern mit einem Aufwand von bestechendem dialektischen Scharfsinn und herzerfrischender Advokatenberedsamkeit widerlegt. Nicht leicht wird einer aus der Tagesliteratur für und wider den ewigen Frieden ein Argument herausfischen, das nicht schon der Abb>^ St. Pierre tiefer erfaßt und schärfer beleuchtet hätte.
Ob einzelne Fürsten dee 18. Iahrhunderts den kühnen Plan des Abbös in ernstliche Erwägung gezogen haben, steht dahin; Fürsten des Geistes haben es jedenfalls nicht verschmäht, sich mit diesem abenteuerlichen Friedensprojekt kritisch auseinander zu setzen — abgesehen davon, daß auch ein so kompetenter Beurteiler wie Franz von Hohendorfs findet: „Dieses Projekt des Abb^ von St. Pierre ist nach verschiedenen Richtungen hin von hohem Interesse. Man wäre versucht zu behaupten, sein Urheber habe eine historische Ahnung von der 1815 für Deutschland beschlossenen Bundesorganisation gehabt. Sein Plan grenzt in Wirklichkeit ziemlich genau den Boden ab, auf welchem sich, zumal seit

dem Ende des vorigen Iahrhunderts, die Diskussion über die Möglichkeit des
ewigen Friedens der Hauptsache nach bewegt hat."
Haben doch auch einzelne Geistesgrößen des vorigen Iahrhunderts vom
Range eines Leibniz, Voltaire, Rousseau und Herder es für angezeigt gehalten,
dieses Projekt kritisch zu würdigen. Der Umstand, daß St. Pierre seinen Plan
als in unmittelbarer Zukunft realisierbar hingestellt hatte, reizte freilich die Be-
dächtigen zu grausamem Spott. So hechelte Leibniz in einem Briefe an Grimarest
dieses Projekt mit den Worten durch: „Ich erinnerte mich dabei irgend einer Auf-
schrift über einer Kirchhofspforte, welche lautete: .Ewiger Friede'. Denn freilich
die Toten schlagen sich nicht mehr, die Lebenden aber sind in anderer Stimmung,
und die Mächtigsten unter ihnen zollen den Aussprüchen der Gerichtshöfe gar
keine Achtung. Alle diese Kriegsherren müßten erst fein bürgerlich Kaution stellen,
die Könige von Frankreich zum Beispiel hundert Millionen Taler in die Kasse des
allgemeinen Schiedsgerichts hinterlegen — der König von England verhältnis-
mäßig den entsprechenden Betrag, um die Vollziehung im Fall ihrer Widersetzlich-
keit gegen Schiedssprüche durch ihr eigenes Geld sicherzustellen. Meine Meinung
ist, man sollte dies Schiedsgericht in Rom einrichten und den Papst zum Gerichts-
präsidenten machen, wie er ja ehemals auch als Schiedsmann zwijschen christlichen
Fürsten gewirkt hat."
An die Spottworte Leibnizs gemahnt ja übrigens auch der einleitende Satz
von Kants Abhandlung „zum ewigen Frieden": „Ob diese satnrische Überschrift
— zum ewigen Frieden — auf dem Schilde jenes Gastwirts, worauf ein Kirchhof
gemalt war, die Menschen überhaupt . . . oder wohl gar nur die Philosophen
gelte, die jenen süßen Traum träumen, mag dahingestellt sein." Ob und in
welchem Umfange dieser Spott zutrifft, werden wir in einem späteren Zusammen-
hange zu untersuchen haben. Daß Voltaire, der in seiner Henriade den Kri e g s-
helden in Heinrich IV. besungen hatte, den Abbö St. Pierre, der den Kriegs-
helden Voltaires zu einem weichseligen Friedensapostel umstempeln wollte,
mit einem bitterbösen Epigramm bedacht hat, darf uns nicht wundernehmen.
Der Einwand Rousseaus aber gegen das von ihm einläßlich besprochene Projekt
St. Pierres hält durchaus nicht Stich.
Rousseau hält nämlich den europäischen Staatenbund wesentlich darum für
nicht wünschbar, weil er nur durch eine Weltrevolution hergestellt werden könnte,
deren unheilvolle Folgen nicht einmal in Iahrhunderten friedlicher Arbeit wett-
zumachen wären. Für undurchführbar hält Rousseau den europäischen Staaten-'
bund darum, weil die unumschränkte Fürstengewalt sich niemals einem über ihr
stehenden Völkerareopag unterordnen würde. Die Befürchtungen und Voraus-
setzungen Rousseaus sind inzwischen von der Geschichte in ihrer Nichtigkeit auf-
gedeekt worden. Der politische Entwicklungsprozeß unserer Zeit zeugt eben für
St. Pierre gegen Rousseau.

Lola Landau:
Gedanken über Religion und Menschheit un
Kriege.*)
Vier Kriegsweihnachten läuteten die Glocken aller europäischen Kirchen
ihre klingenden Gebete. Es läutete hell jede kleine Dorfkirche in Deutsch-
land, ebenso wie die dröhnenden Stimmen in den mächtigen Glockentürmen der
französischen Dome; es läutete das fein abgestimmte Kirchenspiel auf einem Rat-
hausplat z in Belgien, wie die seltsamen Melodien in dem halbasiatischen Kuppel-
bau von Moskau. Soviele Glockenklöppel schwangen zwischen Himmel und Erde,
daß man hätte glauben müssen, es wäre eine heilige, himmlische Musik über die
Welt gezogen. Aber es war kein himmlisches Konzert. Disharmonisch gellten die
verschiedenen Zungen gegeneinander, riefen im Namen des gemeinsamen Gottes
ihre eigenen nationalen Götter zur gegenseitigen Vernichtung an.
Hier also im Kriege wird ter barbarische Rückfall in eine überwundene,
primitive Gottesverehrung deutlich, hier wirv die Verzerrung der unsichtbaren
Heiligkeit in den blutigen Siegeswünschen schon Gotteslästerung. Denn nicht
nur fordert man gleich den Urvölkern in kindisch selbstischer Weise den weltlichen
Lohn von seinem Fetisch, man verkleinert und verengt sich auch die weite Unend-
lichkeit des Göttlichen zu einem nationalen Schutzgeist. Erhabene Religiosität
aber ist niemals national. Sie hat die Grenzenlosigkeit des Geistes, ten sie an-
betet. Greift schon das Iudentum über seine ursprünglich nationalen Anfänge
im Prophetismus weit hinauf zu dem absoluten Gottesbegriff, so wollen auch alle
verwandten Religionen Buddhismus, Mohammedanismus, Christentum die
gleiche, reinigende Verbrennung alles Einzelhaften und Zerstreuten in den Er-
scheinungen, bis der schlackenlose reine Kristall der Seele erscheint, unverbrenn-
bar, selbst von göttlichem Geiste. Und auch das nationale Gewand ist ihnen nur
eine der vielen irdischen Staubhüllen, hinter denen sich die blanke Unmittelbarkeit
des Menschen erst verbirgt. Indem also die Religion alle Menschen als Kinder
Gottes umfängt, steht sie wie die allwärmende Sonne über der Erdkugel boch
über den Nationen und weltlichen Grenzen. Deshalb liegt auch der Krieg als
eine durchaus weltliche Irrung tief unter ihr; er ist ein Abfall, ein Niedersturz
aus dem Strahlenäther ihres Geistes, in dem jedes Lichtkorn des Lebens, alles
Bestehende sich mit der großen Lichtquelle vereinigt.
Gewiß ist jedes Einzelwesen erstmalig und einmalig eine kleine rollende Welt
für sich, und die Ausprägung einer Nation ein solches Wunder der Schöpfung.
') Geschrieben Herbst 1915.

Gewiß ist jede Nation in diesem Sinne nicht nur irdische Staubhülle, sondern ein neuer Gedanke Gottes. Gewiß braucht sie, um zu atmen, Licht und Luft. Muß sie aber gleichzeitig ihrer Nachbarnation einen ebenso heiligen Gedanken Gottes von diesem Himmelslichte absperren, das allen scheinen sollte, ihn vernichten, um selber zu leben? Liegt dies in dem Überwillen? Bekriegen sich also diese Gedanken eines Vaters, so scheint der göttliche Geist mit sich selbst im Widerstreite und Gott selbst ein ewiges, ruheloses Chaos. Die Religion aber lehrt Gott als Vollendung und Einheit.

Iedoch es ist ein viel tieferer Grundzug, der den Krieg immer wieder dem religiösen Empfinden nahe bringt, und dies ist das Erlebnis des Todes. Was die Religion in der seligen, schmerzlosen Auflösung alles Seienden im All ersehnt, die Überwindung des Todes, scheint sich in dem großen Vaterlandssterben zu erfüllen. Der Untergang des Einzelnen in der Gesamtheit, der lautlose Fall der Namenlosen in verbindender Einheit ähnelt der mystischen Erlösung. Aber hinter der Ähnlichkeit liegt sogleich die Trennung. Hier im Kriege ist es bewußt oder unbewußt, freiwillig oder gezwungen, der Tod der Kreatur für die Rasse, des Individuums für den Stamm, des Kräftigen für das leibliche Erbe seiner Naehkommenschaft. Es ist dies ein Tod so unerhört widerspruchsvoll, weil er das Leben, nur das irdische Fortleben innerhalb der Nation als Zweck und Ziel erkennt und gewissermaßen in diesem leidenschaftlich geliebten Leben das Blut seiner Kinder als sein Blut körperlich weiterströmen fühlt. Seine letzten Gedanken kreisen um die Gestaltung der Welt. Ia, dieser Kriegstod ist beim Abschied vom Leben noch verzehrende Sehnsucht nach dem Leben und deshalb im letzten Augenblick noch ungläubig an die eigene Vernichtung. Er verneint sich selber, und entbehrt er auch nicht der tragischen Größe, so ist er doch Irrtum für den Sterbenden, der nicht eigentlich stirbt, nicht sterbensreif und -willig ist. Hin» gegen ist der Tod, den die Religion meint, ein letztes Ausklingen in eine andere, weltenferne Ewigkeitsmelodie und die wahrhafte Auflösung des heißen Lebenswillens in dem großen Nirvana. Es ist die vollständige Versöhnung des Lebens mit dem Tode. Allerdings muß das Leben, bevor es sich selber in dem Maße überwinden kann, in sich vollendet und gesättigt sein. Es muß über seine verschiedenen Stufen emporgeklommen sein, um auf die Höhe des sanften Verzichts zu gelangen. Ein solcher Tod ist das mystische Ende Tolstois.

Dort im Kriege ist der Tod gewaltsam. Es fallen die Unvollendeten, die Iüngsten, Hoffnungsvollsten. Sie gleichen Ungeborenen, da sie die vielfache Geburt und Wiedergeburt, die das Leben am Menschen hervorbringt, baben versäumen müssen, und sie sind deshalb nicht reif zum Tode. Der Tod ist bei ihnen ein jäher, stürmischer Untergang. Der gesegnete Tod aber ist ein Übergang und eine Rückkehr von Urtiefen zu Urtiefen.

In der Religion sind Leben und Tod Eines, gleich heilig wie Nacht und Tag

N

eines böheren Zages. Im Kriege wird in einem fast krampfartigen Überschreien des wilden Abschiedsschmerzes der Hymnus des Todes und die Verächtlichkeit des Lebens besungen. Man denkt hierbei an die niederen Formen des Lebens, an seine rvbe Notdurft, an seine Gier und Gemeinheit. Die fromme Ehrfurcht aber kniet vor dem Leben wie vor dem Tode. Die Geburt ist ihr ein ebenso großes Mysterium wie das Verlöschen. Wer in das Morgenzwielicht des Lebens einmal hineingeworfen, wandert in einem ebenso rätselhaften, geheimnisvollen Reiche wie in dem undurchdringlichen Dunkel des Todes. Das heilige Staunen ist sein Gebet, die heilige Freude an den Wundern der Schöpfung seine Lobpreisung, und während sich sein Schauen verdichtet zum Schaffen, schlägt er mit dem göttlichen Hammer erst sein Leben zum Werk. Hier blitzt wieder in goldenen Lettern ein Name auf, Goethe, der Lebensheilige.

Wem aber rauschte diese Frömmigkeit im Blute, wenn nicht der Frau, der Mutter, die an ihrem eigenen Leibe das Wunder der Menschwerdung erlebt. Sie, die das Leben aus dem todähnlichen Nichts emporquellen spürt, die es hegt und trägt in geduldigen Tagen, bis sie es der Weltsonne entgegenhalten darf, die dann seinen Augen das Hell und Dunkel und seinem Munde die ersten Laute des Weinens und Lachens lehrt und ihm ein Nest baut aus unendlicher Liebe, sie, die Mutter, ist sie nicht die wahrhafte Trägerin, die Madonna des Lebens selbst?

Alle Frauen und Mütter, inniger als andere dem Kosmos, der Urerde verbunden, sind einander verwandt. Sie reichen sich über alle Grenzsteine und Mauern hin-neg die Hände. Gemeinsam ist ihnen die Erbfeindschaft gegen den Krieg, den Vernichter des Lebens. Sie hassen den gewaltsamen, unnatürlichen Tod, der ihre Söbne. viele noch aus dem schlafenden Kindtum ihres Lebens hinausschleudert. — Möchten sie doch alle mit einem gemeinsamen Willen wie ein Heer zusammenstehen. Wenn sie gerechterweiser als Teil der Menschheit auch ihre Stimmen bei den großen Entschlüssen der Menschheit sprechen lassen dürfen, dann werden sie als die Ersten mithelfen, die furchtbaren Blntmanern niederzulegen, dir die Nationen zwischen sich aufgetürmt haben.

Mütterlichkeit, des Lebens Wurzel, zeugt auch zugleich für Menschheit und Menschlichkeit. Was damals das morgenwache t6. Iahrhundert als Humanismus verkündete, was später die französische Revolution als Brüderlichkeit hinausschrie und was deutsche Geister als Weltbürgertum empfanden und lebten, das nar in allen seinen Verwandlungen und Neugebnrten immer der gleiche Trieb. Menschheit! — Man hat sie heute nnter der nationalen Sturzwelle mit Taten und Worten zu verschütten gesucht, sie als das blutwse, leere Skelett eines Begriffes beiseite geworfen. Aber ihre Lebendigkeit bleibt darum unversehrt.

Von drei Festen soll hier erzählt werden, von drei Festen der Menschheit, die unsere Zeitwende feierte. — Ein bober Konzertsaal mit dem gedämpften Licht blinkender Kronleuchter! Auf den Rängen, in den Logen und im Parkett

Menschen verschiedenster Herkunft und Sprache, ein Gewirr heller und dunkler Nationalitäten. Eine Symphonie wird gespielt. In ihr donnert und rollt die Weise des Lebens. Es wächst und türmt sich wie ein Gewitter empor. Posaunen des Iüngsten Gerichts rufen dazwischen, bis die Verklärung ewige Harmonien aufschweben läßt wie weiße, ruhige Wolken nach dem Sturm. Chöre, Engelchöre! Die Menge ist stumm. Alle die nördlichen und westlichen Mienen haben den gleichen Ausdruck. Jeder kleine Eigenlaut, jede Eigengebärde ist zurückgesunken in das große Schweigen der Tausende. Mit göttlichem Atem hat die Musik eine neue, einzige Seele in die Vielheit hineingeblasen, die Seele der Menschheit.
Ein anderer Schauplatz! Ein weites Gelände unter freiern Himmel. Auf dem Wiesenplan plaudernde, erregte Menschengruppen. Wohl stehen sie meist gesondert nach ihrer Landeszugehörigkeit. Aber durch alle läuft doch dieselbe, große Erregung der Stunde zitternd hindurch. Ein Mensch soll fliegen! Wird es gelingen? Die Sehwerkraft der Erde stampft er nieder. Ein Welttranm wird Wahrheit. I.etzt, jetzt! Auf dem eisernen Vogel hebt er sich, reißt sich los von der Erde, die Luft trägt ihn. Ein Iubel bricht los wie aus einer einzigen dröbnenden Riesenstimme. Prometheus siegt! Sieg der Menschheit! Fest der Menschheit!
Ein drittes Bild! Wieder der freie Himmel als Kuppeldach. Aber darunter eine Arena wie der Rundbau eines griechischen Amphitheaters. Unendlich viele Köpfe dicht nebeneinander gedrängt. Überall andere Augen, in denen sich deutlich die verschiedenen Himmel ihrer verschiedenen Heimatländer spiegeln. Und doch ist das Schauen jetzt in allen Blicken das gleiche, die wundervolle, angespannte Freude des Schavens. In der Mitte auf dem freien Rasenplatz ist Wettlauf von zwei Iünglingen. Herrlich, wie sie dahinfliegen, zwei jungen Rossen ähnlich in schäumender Kraft! Schönheit und Kraft liegt in den schmiegsamen und straffen Gliedern, Schönheit und Kraft auch in der Beherrschung ihrer Glieder. Hellas scheint auferstanden. Edel ist die Seele; aber edel ist auch der Leib und ein Instrument der Seele. Laut rauscht die Zeit über die Arena! Es ist ein großes Fest.
Drei Feste der Menschheit sind uns geschenkt worden, das Fest der Kunst, das Fest der nenen Tat und das Fest, in dem der besondere Rhythmus unseres Lebens ausklang. Bei diesen Feiern fühlte sich die Menschheit als eine Nation, als Untertanen in dem allumfassenden, lebendigen Reiche derselben Zeitepoche. Als Genossen der Welt bewegt von den Luftströmen des gleichen Iahrbunderts, sind wir eine Gemeinsamkeit von besonderer, nie wiederkehrender Art. Indem wir die Geschenke unseres Iahrhunderts darbringen, verbrüdern wir uns vergangenen und nächsten Iahrhunderten. Das Volk der Menschheit ist eine Lebendigkeit, die fortlebt.
Man setze auch nicht für Menschheit das Wort Internationalismus. Menschheit ist eine Snnthese, Internationalismus eine Analvse. Denn die Zwischenstaatlichkeit beschäftigt sich, wie schon der Ausdruck besagt, mit allen Brgeben-

heilen und Möglichkeiten zwischen den Staaten. Zwischen den Staaten, das ist
eigentlich auch außerhalb des innersten Bezirkes der Staaten und Nationen.
Zwischenstaatlichkeit umfaßt also ein drittes, neutrales Gebiet, das keine be-
stimmte Prägung und Färbung hat. Dazu gehört beispielsweise Weltmarkt, Ver-
kehr, Postwesen. Der Internationalismus ist von politischem Geiste. Nimmt
er Ideen in sich auf, so ist auch dort seine Grundbasis die politische, d. h. interes»
sierte Verständigung von Parteien und Gruppenbildungen. Die Internationale
des Sozialismus nimmt allerdings in dieser Beziehung eine eigentümliche Stel-
lung ein. Auch der Sozialismus wird getragen von dem gemeinsamen Schutz-
und Interessenbündnis, das seine praktischen Bestrebungen vertritt. Er ist in
dieser Hinsicht ein durchaus politischer Zusammenschluß. Iedoch schafft darüber
binaus ein innerstes Wesensmoment mehr als eine bloße Zweckvereinigung. Die
allgemeine Idee der Arbeit, möge sie in Fabriken oder Kohlengruben, an Bahn-
strecken, Straßenbauten oder in Werkstätten hämmern, diese Arbeit, die wie ein
eisernes Gebet der Neuzeit alle die starken Rücken krümmt, sie schweißt den
Sozialismus zusammen zu einer Art Blutgemeinschaft. Und hier führt die Brücke
von dem organisierten Internationalismus hinüber zur pulsierenden Menschlich-
keit, zum Übernationalismus. Das Versagen des sozialen Bundes, der an die
Spitze seines Programms die Weltfriedensidee gestellt hatte, war bei Kriegsaus-
bruch eine der schwersten Enttäuschungen. Vielleicht lag eine der tieferen Ursachen
eben darin, daß das bloße Interessenbündnis vor dem hochreißenden Schwung
des Nationalgefühls auseinanderfallen mußte, und daß zugleich der Zug des Über»
Nationalismus noch zu unlebendig und unausgereift war, um nicht vor den trieb-
haft starken Heimatempfindungen zu verblassen. Denn leider gilt immer noch
Menschheit als ein dem Vaterländischen fernliegender, wenn nicht widerspruchs-
voller Sinn. Was der Übernationalismus aber gerade will, ist ja die Erhaltung
und Stärkung der nationalen und staatlichen Eigenarten in einer neuen, lebens-
rreiteren Welt, in der eine Schlichtung der prallen Gegensätze ohne ihre Ab-
stumpfung möglich sein wird. Wie Deutschland seine verschiedenartigen und
einst sich befehdenden Stämme unter sich vereinigt hat, so will Menschheit ihre
Fabne über allen Staaten flattern lassen.

Die Tatsache, daß alle mühevollen Versuche der Friedensarbeit wiederholt ver-
schüttet worden sind, und daß sich dann stets neue Probleme wie Labyrinthe ohne
Zugang und Horizont eröffnen, zeigt, daß wir erst am jüngsten Anfang einer
neuen menschlichen Entwicklung stehen. Aber dieser Anfang gerade beweist sein
Recht, das Lebensrecht alles Beginnenden. Eine unverdrossene Zukunftsfreudig-
leit tut not!

Es falle doch der fatalistische Glaube von uns ab, daß der Strom der Ge-
schichte uns blindlings treibt. Wir selbst sind Bildner der Geschichte. Ieder Ein-
zelne tr.'at die Verantwortung, ist mitbestimmend an dem Werden der Welt.
I^

Und wenn der große Neubau wieder und wieder zusammenstürzt, einmal werden doch die Pfeiler, Steinquadern und Türme in einer mächtigen Fuge zusammendröhnen gleich jener antiken Säule, die begann zu singen, weil sie erfüllt war von göttlicher Harmonie.

Paul Sorgenfrei:

Vox pOpuli vox dsi.

Solange es Staatenwösen gibt, ja, man kann wohl sagen, solange die Welt besteht, gibt es Regierende und Regierte. In welcher Staats form es solche gibt, ist eine andere Frage. Aber jedenfalls gibt es Regierende und Regierte in jeder Staatsform, in der republikanischen sowohl wie in der monarchischen. Welche ist nun von diesen beiden Staatsformen die bessere? Wie die Weltgeschichte lehrt, ist in den hauptsächlichsten Kulturstaaten das monarchische Prinzip das vorherrschende gewesen. Es mag in früheren Zeiten ein Stück Patriarchismus in solchen Monarchien gesteckt haben, und in kleineren Monarchien ist noch heutzutage ein solches Patriarchentum zu finden. Anders in größeren Reichen. In den kleinen Monarchien spielt die große Politik keine Rolle, denn sie treiben keine eigene Politik. Hierin liegt ein Hauptgrund für das oft so patriarchalische Verhältnis zwischen Herrscher und Volk. Wenn man sagt — und zwar mit Recht —, daß Politik den Charakter verdirbt, so trifft dies zweifellos auf alle größeren Staaten zu. Beweis: der Weltkri e g. Allerdings sind an diesem zwei große Republiken beteiligt. Die Beweggründe, die Frankreich und Amerika in den Krieg getrieben haben, sind hinlänglich bekannt, sie zeigen aber, daß auch das Republikanertum nicht vor Kriegen schützt. Regierende sind es hier wie da, die den Krieg entfesseln, die „hohe Politik" ist es, die sie dazu treibt. So war es zu allen Zeiten und so wird es auch jederzeit bleiben, mag man noch so sehr nach einer Formel suchen, die den sogenannten Weltfrieden sichern soll. Solange die gesamte Welt nicht einen einzigen Staat — Monarchie oder Republik, das ist ganz gleich, es ist aber natürlich ein Nirwana — bildet, so lange treiben früher oder später die verschiedenen politischen Interessen, auch volkswirtschaftlichen, zum Kriege, an dem und durch den eben diese Interessengegensätze ihren Ausgleich mit Gewalt suchen. Dies wird kein Mensch, auch ein Wilson nicht, aus der Welt schaffen.

Die Weltgeschichte lehrt aber ferner, daß Kriege notwendig sind: sie gehören zu den vielen „notwendigen Übeln" dieser irdischen Welt! Und weiterhin lehrt die Weltgeschichte, daß jedes Reich einen Aufgang und einen Niedergang zu verzeichnen hat, verlorene nnd gewonnene Kriege, die jeweils eine Um-

gestaltung der politischen Verhältnisse nach innen wie nach außen mit sich brachten.
Das alte Rom und das alte Griechenland sind Zeugen solcher Umwälzungen:
das Königtum und das Republikanertum waren abwechselnd Sieger. Lehrt nun
auch die Geschichte, daß etwa das Republikanertum „besser" gewesen wäre als
das Königtum? Lehrt dies etwa die neueste Geschichte? Die größte Republik der
Welt gibt gewissermaßen ein abschreckendes Beispiel einer mehr als monarchisch
regierten Republik. Hat je ein Monarch eine derart umfassende persönliche
Gewalt gehabt wie der Präsident Wilson? Und müßten die von Wilson ge-
forderten „Reformen" nicht auch in Wilsons eigenem Lande einmal durchgeführt
werden, ehe sie in anderen Ländern eingeführt werden sollen? Von den
europäischen Staaten ist es einzig das alte Rußland gewesen, das in seiner usur-
patorischen Machtbefugnis des Zaren mit der Wilsonschen Herrschergewalt ver-
gleichbar ist.
Präsident und Monarch berufen sich in ihren Handlungen oftmals auf das
Volk. Aber wer ist das „Volk", auf das sie sich stützen? Es beschränkt sich nur auf
einen verhältnismäßig sehr kleinen Kreis von Personen. Und wenn einmal schein»
bar das ganze Volk, wie es heißt, hinter seinem Monarchen oder Präsidenten steht,
dann entspringt dies einem momentanen Seelenzustand, einem Zustand, in den das
„Volk" künstlich „hypnotisiert" wird, teilweise durch das Medium der Begeiste-
rung, teilweise durch dasjenige der Furcht und Angst. Es ist dies ein Stück Volks-
psychologie, die zu ergründen außerordentlich schwierig ist. Die wahren Be-
weggründe zu einem Kriege erfährt das zeitgenössische Volk nie oder nur
unvollkommen, die erfahren erst die späteren Geschlechter durch die — Ge»
schichte. Wohl herrscht in jedem Volke gegen ein anderes eine gewisse Anti-
pathie, wie sie z. B. zwischen dem deutschen und englischen Volke unleugbar besteht.
Aber bei weitem nicht in allen Volkskreisen! Wie sehr gerade gewisse deutsche
Vrlkskreise, selbst bis in die höchsten Kreise hinauf, mit England sympathisierten,
ist bekannt. Und noch heute sind die unnatürlichen Sympathien trotz aller Kriegs-
erfahrungen nicht ganz verschwunden.
Die „Erfahrung" hat sich übrigens im Kriege als ein schlechter Lebrmeister
gezeigt. Man vertraute allzusehr den fürchterlichen modernen Mordwaffen, und
was haben sie geleistet? Unermeßliches Leid, Tod und Verwüstung; ein Wett-
eifern im gräßlichsten Massenmord. Vor Gift und Dolch schreckten die Kultur-
völker Europas nicht zurück! Und ist um dies alles das „Volk" gefragt worden?
Das monarchisch oder republikanisch regierte Volk trat nur als Zuschauer und als
„Mittel zum Zweck" auf den Plan. Wo man'noch keine Wehrpflicht kannte,
wurde sie — mit dem Willen des „Volkes"? — eingeführt. Dies war selbst in
der größten Republik möglich! Das Volk aber, das eigentliche Volk hatte
zu schweigen, aber nur so lange, bis sich die Wahrheit des alten Wortes durch-
brach : vnx i>up„Ii vnx <^i. Und dieser Zeitpunkt ist nun gekom-
m e n. Mag man noch so sehr das gesinnungslose 1'di den? idi i,!itrin ver»

dammen, es bleibt doch ewig in Geltung! Und wem es gut gehl, und wer dort,
wo ihm dies Wohlergehen zustatten kommt, gerade sein Saterland hat, hat ja
auch keine Ursache, einer etwaigen Unzufriedenheit AusdruZ zu geben, denn:
t>eue, idi iMi-w! Aber selber zu hungern und zu darben und die Seiuigen
mithungern und mitdarben zu sehen, das hat noch kein Volk auf die Dauer aus-
gehalten: auch das lehrr die Gqschichte. Wohl ist ein Volk zu Opfern bereit, aber
diese dürfen nicht zur Selbstaufopferung, werden, denn dies wäre ja ein Sich-
jelbstaufgeben, eine Negation der eignen Daseinsberechtigung! In den Freiheiten
kämpfen von 1813 handelte es sich nicht um ein jahrelanges schweres Opfer, wie
es der jetzige Weltkrieg gefordert hat. Das „Volk" hat sicher getan, was es
konnte, aber auch seine Leistungsfähigkeit kennt eine Grenze, die da zu ziehen ist,
wo es sich um die Existenz handelt, d. h. um die individuelle Eristenz. Wo soll
der menschliche Organismus seine Leistungsfähigkeit hernehmen, wenn ihm das
Nötigste: die Nahrungsmittel fehlen? Eine Zeitlang vermag zwar der Körper zu
widerstehen, aber die Natur ist stärker als alle menschlichen, monarchischen oder
republikanischen, Forderungen. Die Natur verlangt ihr Recht! Daß dieses
Verlangen bis zur Gewalttätigkeit sich steigern kann, das haben die russischen
Zustände bewiesen, das zeigt auch Österreich-Ungarn, das im Zerfall begriffen ist,
das zeigt auch Deutschland, das vor gewaltigen Umwälzungen siebt. Hätte man
hier je einmal an solche „Exzellenzen" geglaubt? Und glaubt man wirklich, mit
diesen Umwandlungen noch zu retten, was man für rertbar hält? Das Prinzip
ist im Grunde genommen dasselbe: ob Monarchie oder Oligarchie: es wird stets
Regierende nnd Regierte geben, und wenn die letzteren unzufrieden sind, dann
kommt eben das V"x Ixiimli vnx <t>i nnd l d^ne idi iintriu zur Geltung:
beides pflegt, wie auch die Geschichte lehrt, zu einem Umsturz zu führen. Wo
wird m Deutschland, das sich jetzt in diesem Stadium seiner Geschichte befindet,
der Umsturz aufhören? Die nächste Zeit wird auf diese Frage Antwort geben.
Hans Brecht:
Volkerdammerung.
Eine Tragödie, wie sie niemals vorher sich gezeigt! Hannibal hatte römische
Fluren verheert, die Römer Karthago vernichtet, Alerander eine halbe Welt er-
obert, und bei (Zhäronea wnrde Griechenlands Blüte dahingerafft. Christus, der
Schöpfer eines neuen Evangeliums, wurde gekreuzigt, und Rom, auf der Höhe
seines Glanzes, empfand in verhärteten Herzen nicht eine Regung des Mitleids
für jene Unseligen, so als Opfer ihrer Überzeugung starben — als Brand-
fackeln in Neros Garten' Aber jenes göttliche Gesetz der rächenden Nemesis

strafte den unerhörten Frevel, suchte unerbittlich, mit grausamer Härte, das längst
gesunkene Volk heim: Barbarenhorden brachen von Norden herein, plünderten die
Fluren Italiens, zerstörten Rom und erschlugen die Frevler. Ein neues Zeitalter
brach an. Mit dem Schwerte wurde das Christentum erkämpft. Ströme von
Vlut mußten fließen, ehe es siegte und für ein Iahrtausend die Welt beherrschte.
Die Völker de« Südens hatten aufgehört, welthistorisch bedeutsam zu erscheinen,
der europäische Norden wurde der Schauplatz künftiger Geschehnisse. Völker von
verwandter Rasse schlossen sich zusammen, gründeten Staaten, Königreiche,
Republiken. Kriege hörten nicht auf, verloren aber allmählich ihren religiösen
Charakter und wurden nationaler Ideale oder wirtschaftlicher Zwecke wegen
geführt. Stämme verschiedener Rasse wurden oft wieder, infolge dieser Kriege,
zum Beispiel durch Annerion, gewaltsam zusammengeführt und bildeten so die
Ursache zu neuen Kriegen. Die Menschheit näherte sich dem Zeitalter der Auf-
klärung. Großmächte waren entstanden; mit wechselvollem Geschick nurden die
Begriffe vom monarchischen, republikanischen und demokratischen Ide,il — dieses
erst in jüngster Zeit -— ausgespielt. Mit Napoleon begann der Kampf um die
Hegemonie in Europa und hat in der Gegenwart seine höchste Steigerung er-
fahren. Gleichzeitig wuchs die Demokratie zu einem neuen und starken Macht-
faktor in allen europäischen Staaten heran, als notwendiges Gegengewicht zu
einem reaktionären Despotismus. Und diese Völkertragödien aller Zeiten, diese
Ideale von Demokratie, Monarchie und sonstigen Staatsformen, deren Verwirk-
lichung nie ohne Kampf erreicht ward, oder summarisch betrachtet und über den
Parteien stehend: diese Irrnngen und Wirrungen der Menschenseele, deren Lösung
stets Kriege waren, Kriege aus tausend fragwürdigen Gründen, notwendig erfolgt
oder willkürlich vom Zaune gebrochen — was bedeuten sie gegen
diesen Krieg aller Kriege, der 1914, von einem Staate
ausgehend, sich epidemisch über den europäischen Kon-
tinentverbreitete und nunmehr den ganzen Erdball er»
griffen bat? Wer findet den Terminus für diese Ausartung des Krieges in
Massenmord, in pathologische Auffassung von Freiheit, Recht und Menschlichkeit?
Wer findet aus dem Wust von Meinungen und Überzeugungen das Richtige
heraus, es klar den erhitzten Geistern vor Augen ballend und sie zur Rube
zwingend? Wer besitzt das Vertrauen aller Völker der Erde, wer wagt es vor sie
hinzutreten, die Lüge zu entlarven, die finsteren Mächte zu stürzen und die
Menschbeit wieder versöhnend einander zu nähern? Ich bin mir wohl bewußt,
daß dieser Ruf fast nngehört verhallt. Aber es leben, trotz ungezählter Skeptiker,
noch immer einige Optimisten in Europa und anderwärts, mit gesundem und
starkem Glauben, denen meine Fragen vertrauter klingen dürften.
Erschüttert nnd doch unfähig zu mildern, erleben wir die Folgen dieser
fnrchtbaren, großen Tragödie, betrauern lief die ungeheuren Verluste von kost-
barem Menschenleben — Väter und Söhne aller Vaterländer! — schmerzlich

bewegt von der Gewißheit, daß hier der Geschichte Lauf abschwenkte von gewohnten Bahnen, hinunter in eine Hölle von Blut, Haß und Wahnsinn, von Menschengeist gewollt und von Menschenhand gegraben. Wir bestreiten zwar nicht die Notwendigkeit des Krieges an sich, aber wir bestreiten die Notwendigleit des gewaltsamen Niederganges ganzer kultivierter Völker, die Vernichtung ihrer Kultur, des Untergrabens,der Sittlichkeit. So betrachten wir es als unsere edelste Aufgabe, für ein beschleunigtes Ende dieses grausigen Blutvergießens zu wirken, indem wir versuchen, auf Grund ehrlichster Überzeugung, eines bestimmten psychologischen Wissens, reinsten Wahrheitstriebes und unterschiedsloser Liebe zu allen Gleichen an die Stimme der Vernunft zu appellieren.
Andererseits bemerken wir, wie hinter der Front, dort, wo Haus und Hof vom Kriege unberührt geblieben, mit erstaunlicher Behäbigkeit über Dinge geredet und geurteilt wird, die nur mit Hingabe, tiefstem Miterleben, ja einer gewissen Leidenschaftlichkeit behandelt werden sollten. Wir hören auf die Stimmen der Zeit und wundern uns, mit welcher „Objektivität" Polemik getrieben wird, wie sachlich und kühl angesichts dieses katastrophalen Niedergangs über Schlachten und militärische Operationen geschrieben wird, in welch' engen Grenzen sich die Politik bewegt, ohne wahrhaft große, glückliche Erfolge zu erzielen. Wir vermissen leider einen innigeren Kontakt mit dem Erleben an der Front,
Sin in normalen Grenzen bleibender Krieg gleicht einem ritterlich geführten Duell, während der Völkerkrieg, wie er sich seit 1914 entwickelt hat, mit vollem Recht Massenmord oder Selbstzerfleischung genannt wird; in letzterem Ausdruck liegt gleichzeitig der Vorwurf der Unvernunft eines solchen Beginnens, die Mahnung, im Interesse höchster Werte und Ideale den Kampf nicht bis zur völligen Selbstvernichtnng fortzusetzen. Und gebieterisch erhebt sich sogleich die Frage nach der S ch u l d an diesem Unglücke: war es der Wille der Massen oder der Wille einzelner Persönlichkeiten, der zum Kriege trieb?
Der aufgeklärte Politiker, der mit den geheimsten staatlichen Geschäften vertraute Diplomat wird, entsprechend seiner Erfahrung und seinem Wissen, uns nicht mehr, wenn er aufrichtig ist, die Behauptung streitig zu machen versuchen, dax dieses frevelhafte Zerstörungswerk lediglich von gewissen Kreisen annerionistisch gesinnter, kapitalistisch interessierter Persönlichkeiten ausging. Die an sich ourchans lobenswerten patriotischen Instinkte eines Volkes wurden nicht nur für den bevorstehenden Kampf geweckt, sondern später in rücksichtslosester Weise ausgenutzt und bis zur Erschöpfung aufgepeitscht. Man opferte fast restlos die für das soziale Wohl so unbedingt erforderlichen unteren und mittleren Gesellschaftsschichten, riß unterschiedslos die tiefsten Lücken in die Reihen der Intelligenz, benutzte die Presse zu unlauteren Propagandazwecken. Die freie Meinung wurde unterdrückt, die Lüge triumpbierte. Selten war ein versöhnlicher

Ton zu hören, die.Verdienste des Gegners wurden ins Gegenteil verkehrt, aufrichtige Friedensbestrebungen verdächtigt. Es liegt mir fern, aus ebensolchen Gründen all' diese'Vorwürfe und Anklagen auf hüben oder drüben anzuwenden, weil die Zeit hierfür noch nicht gekommen, aber ein gewisses Verlangen, die nackte Wahrheit zu sagen, sollte befriedigt werden.

Aus diesen Andeutungen schon ergeben sich für die Philosophie höchst ehrenvolle Aufgaben. Sie wird auf das Gebiet der Politik übergreifen, neue Gesetze einer, sagen wir politischen Ethik zu schaffen haben. Das Verantwortungsbewußtsein derer, von deren Entschluß das Geschick eines ganzen Volkes abhängt, bedarf einer gründlicheren psychologischen Schulung wie bisher. Wir setzen den kategorischen Imperativ: Wenn du zu herrschen wünschest, so erfülle die ersten unerläßlichen Bedingungen hierfür! Studiere das Leben aller sozialen Klassen, nicht nur in Büchern, sondern in direktem Verkehr mit ihnen, versuche in ihrem Geiste zu denken, um über sie urteilen, ihren Wünschen gerecht werten zu können. Richte dein Augenmerk auf das Gesamtwohl deines Volkes, verfolge unablässig die soziale Entwicklung und ziehe deine Konsequenzen aus ihr. Versäume nicht, dich auch in die Psyche fremder Völker zu versenken, würdige ihre Verdienste, fessele sie in aufrichtiger Freundschaft an dich und dein Volk. Föide^e die Wissenschaft der Nationalpsychologie in gleicher Weise wie die Völkerpsycholegie . . .

Die soziale Evolution wird zeigen, ob mein Postulat Beachtung findet oder ob die Geschichte noch ein Iahrhundert reaktionären Verharrens zum Schaden der Mensehheit verträgt. Iedenfalls erlebt, wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, das grandioseste Schauspiel der Weltgeschichte. Anarchismus, revolutionäre Ideale, Autokratismus, Imperialismus, Sozialismus und Demokratismus ringen auf Leben und Tod um die Macht. Die jüngsten politischen Vorgänge in Deutschland liefern den Beweis für die Möglichkeit notwendiger, durchgreifender Staatsreformen selbst hierzulande. Der revolutionäre Gedanke, von Rußland ausgehend, dringt unaufhaltsam nach Westen vor, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird er am Ende des Krieges triumphieren, als Ausklang einer der vielen Geschichtsepochen und Übergang zu einer neuen Weltordnung. Anzeichen, die zu denken geben, Vorgänge, die nur bestimmte Schlüsse zulassen, mehren sich von Tag zu Tag. Die Kornkammern Europas sind, in Anbetracht des riesenhaften Bedarfs, bald nahezu erschöpft, die Blockade der Mittelmächte trägt das ihrige dazu bei; die Handelsflotten der Alliierten werden durch Angriffe deutscher Unterseeboote dezimiert, die für die Volksernährung wichtige überseeische Znfubr infolgedessen empfindlich unterbunden. Arbeiterunruhen brechen ans; verfehlte wirtschaftliche Maßnahmen erregen den Unwillen der Bevölkerung ^ kurz, jeder einzelne Faktor erhöht nur die allgemeine Spannung, und wenn es nicht in letzter Stundr gelingt, die Hauptübel zu beseitigen, bricht unvermeidlich die Nacht der Revolution über Europa herein.

So leben wir in der lichtlosen Zeit einer Völkerdämmerung, wie sie so bald nicht wieder die Erde heimsuchen wird. Unsere erhabenste Aufgabe jedoch bleibt, wie gesagt, unentwegt für das Wohl der Menschheit zu wirken in Wort, Schrift und, wenn erforderlich, auch in der Tat. Sofern aber Gedanken Taten gebären, mögen diese Ausführungen in verwandtem Sinne betrachtet werden. Eine alte Mahnung sagt, man dürfe den Glauben an die Menschheit nicht verlieren!

H. Wega:

Was tut die Schule für unser Glück?

Eine zeitgemäße Betrachtung*).

Die Hälfte unserer Kindheit verbringen wir in der Schule oder mit Arbeiten für dieselbe. Es wäre also notwendig, uns zu fragen, was sie uns mitgibt ins Leben an Glück, an Kenntnissen und innerm Reichtum?

Ich fürchte, herzlich wenig. Fast alle Menschen sprechen von ihrer Schulzeit als von etwas, das überwunden werden mußte. Einzelne Stunden, einzelne Lehrer, der Umgang mit Gleichaltrigen blieben ihnen in angenehmer Erinnerung. Aber das Ganze? Der Geist der Schule? Die Art des Unterrichts? Der Lernzwang? Machte sie uns reicher? Glücklicher? Erzog sie uns zu fertigen Menschen?

Zögernd antworten wir mit einem „ja" auf alle diese Fragen. Sie sollte wohl, aber sie erfüllt ihre Aufgabe nur unvollkommen. Sie hätte alle Machtmittel dafür, aber sie nützt sie nicht aus.

Viele meinen, die ganze Art, wie heute der Schulunterricht gehandhabt wird, müßte ausgerottet, der Lehrplan individueller gestaltet werden. Das ließe sich natürlich immer nur bei kleineren Klassen durchführen und muß ein schöner Traum bleiben, so lange wir gezwungen sind, bis zu fünfzig Schüler gemeinsam zu unterrichten. Eine Änderung würde sich zu teuer gestalten, wir sind nicht imstande, in einem dichtbevölkerten und kinderreichen Staate, — wie Deutschland es nach dem Krieg wieder werden sollte, — kleine Klassen mit den entsprechenden vielen Lehrkräften zu unterhalten. Das würde entweder den Staat zu sehr belasten und müßte an andern, wichtigeren Dingen wieder eingespart werden, oder es würde für die Familie den Schulunterricht verteuern und unter Umständen Beschränkung der Kinderzahl zur Folge haben.

'> Aus dem noch unveröffentlichten Werl: „Wege zum Glück".

Das aber sollte durchaus vermieden und eher darauf hingearbeitet werden, die Schule immer mehr zu verbilligen, damit der kinderreiche Familienvater entlastet wird.

Ich bin jedoch der Überzeugung, daß mit kleinen Klassen, Wahlstunden und dergleichen noch nicht alles gebessert wäre, was wir heute mit Recht oder Unrecht der Schule vorwerfen. Es gilt andre Dinge, die sich leichter ändern ließen, und die trotzdem nicht geändert werden.

Fangen wir mit den Lehrkräften an! Warum wird jemand Lehrer wie ein andrer Kaufmann, ohne innern Drang, ohne pädagogische Begabung, ohne Liebe zur Jugend? Nur aus irgendwelchen praktischen Erwägungen heraus: sichres Brot, angenehme Arbeitszeit, — viel Ferien? Das ist eine schwere Versündigung an unsern Kindern, die sich bitter rächt. Denn ein einziger Lehrer, der von seiner hohen Aufgabe nichts versteht, kann viel Unheil stiften, viel bösen Samen in Kinderherzen legen und wertvolle Kräfte vernichten, die für das spätere Leben so wichtig gewesen wären.

Vom Lehrer sollen wir nicht nur Kenntnisse fordern, denn totes Wissen imponiert der Jugend erst dann, wenn es ihr in menschlich-warmer, lebendiger Form übermittelt wird, — sondern alle jene Dinge, die auch der natürliche Erzieher braucht: Liebe zur Sache, erzieherische Begabung, Güte mit Strenge gemischt, Gerechtigkeit, Menschen- und Seelenkenntnis, Freude an seinem Beruf. Wer die nicht besitzt, kann gute Früchte kaum erwarten; weder wird sein Beruf ihn befriedigen, noch wird er die, an denen er sich übt, glücklich machen.

Nun könnte jemand erwidern, daß man auch in andre Berufe hineingeht ohne innern Drang und schließlich doch Vorzügliches leistet. Man wird Anwalt, weil der Vater es ist und einen in die gute Praris hineinsetzt. Kaufmann, um das Geschäft des Onkels zu übernehmen.

Aber es ist denn doch ein gewaltiger Unterschied, ob wir einen Beruf haben, der von unserm innern Menschen nicht viel verlangt, bei dem es höchstens uns selber etwas schadet, wenn wir ihn schlecht ausüben, — indem wir dann weniger verdienen, — oder ob wir die Verpflichtung auf uns nehmen, Kinder zu lebenstüchtigen Menschen heranzubilden, mit Kenntnissen zu versehen, die ihnen ihr Fortkommen erleichtern. Das dürfte in einem Atem überhaupt nicht genannt werden. Und wenn jemand sich damit entschuldigt: „Warum sollte sch nicht Lehrer werden? Ich fühlte ja für alle andern Berufe auch keine Begabung." Dann hätte er eben jeden andern, nur nicht den Lehrberuf ergreifen dürfen.

Bei unsern weiblichen Lehrkräften macht sich glücklicherweise schon seit langem der Wunsch nach pädagogischer Vertiefung breit, ebenfalls bei unsern Volks- und Mittelschullehrern. Der studierte Lehrer hat sich von diesen Bestrebungen leider immer abseits gehalten. Ihm galt von jeher das gründ-

liche Wissen mehr als die gründliche erzieherische Durchbildung, sehr zum Schaden unsrer höheren Schulen, an denen in den oberen Klassen fast nur akademisch gebildete Lehrkräfte unterrichten. —

Wenn wir nun unter guten Lehrern solche verstehen, die Freude am Umgang mit der Iugend und Einfluß auf sie haben, so wird man ruhig sagen können, daß nicht bei dem am meisten gelernt wird, der selber am meisten weiß, sondern bei dem, der eine sympathische Persönlichkeit mit in die Wagschale zu werfen hat. Für den „guten" Lehrer lernt das Kind ganz ohne Zwang. In seinen Stunden paßt es auf, auch wenn es das Unterrichtsfach nicht mag. Disziplin ist selbstverständlich bei ihm.

Der „schlechte" Lehrer, — um mit der Iugend zu reden, — verdient es nicht besser, als daß man sich für seine Stunden nicht vorbereitet, unaufmerksam ist, daß man ihn zu kränken und zu ärgern versucht, wo es geht. Kinder sind boshaft und fühlen alle Schwächen eines Menschen mit grausamer Schärfe heraus. Wehe dem Lehrer, der sich eine Blöße gibt! Man wird ihn damit zur Verzweiflung treiben.

Auch allzu große Güte kann als Schwäche gedeutet und gemißbraucht werden. Nur geistige Überlegenheit und volle Beherrschung der Situation wird dem Lehrer bei einer Schar von etwa fünfzig Kindern mit ihrem kaum zu bändigenden Lebensüberschwang helfen.

Leicht ist also der Lehrberuf nicht, dafür verspricht er aber reichen Lohn, wenn jemand ihn richtig anpackt. Bewunderung, Liebe, heiße Freude an dem behandelten Stoff, kindliches Vertrauen in all den jungen Augen zu sehen, die sich auf den Lehrer richten, und zu wissen, daß man ihre Herzen — oft auch ihr künftiges Geschick — in Händen hält, nach Gutdünken gestalten darf, das ist etwas Wunderschönes, Großes, und verdient volle Hingabe. So ausgeübt, wird der Lehrberuf den Lehrer befriedigen, und dieser wird glückliche Menschen heranbilden. Anders aufgefaßt, ist er ein Zerrbild, das genug Unheil bei unsern Kindern schon gestiftet hat und noch immer stiftet. —

Mir also erscheint der Lehrer die Hauptsache, erst dann käme der Lehrstoff in Betracht, der Unterrichtsplan. Es ist kaum zu umgehen, daß uns bei einem Massenunterricht Kenntnisse übermittelt werden, die wir im späteren Leben mit Anstand wieder vergessen dürfen, da sie uns zu nichts nützen. Doch scheint mir von manchen Dingen, die wir so stark verurteilen, noch garnicht einmal erwiesen, ob sie dem Menschen nicht früher oder später zugute kommen. Viele von uns Alteren haben es zum Beispiel als bittres Unrecht empfunden, daß wir im französischen Unterricht fünf „Ploetze" in uns aufnehmen mußten, ohne dadurch nur ein bißchen Konversation zu lernen. Aber wenn man dann im Lande selber war, merkte man den Vorteil. Vielleicht drückte man sich nicht gleich so geläufig aus wie andre, die weniger

Grammatik und mehr Konversation gelernt hatten. Doch sprach und schrieb man richtiger, kam vermöge seiner bessern grammatikalischen Kenntnisse schneller in das Wesentliche der fremden Sprache hinein. —

So ist nicht alles Schulmissen zu verwerfen, das uns im Augenblick als toter Ballast erscheint. Ich glaube sogar, wir rennen ganz zu Unrecht Sturm gegen unsre klassische Bildung, die den Deutschen immer mehr als andre Völker befähigt hat, diesen gerecht zu werden. Aber daneben fehlen Unterrichtsfächer, die zum späteren Leben gehören, die interessanter und notwendiger sind als andre: zum Beispiel Religion. Der heute in den Schulen übliche Religionsunterricht macht die Kinder nicht gläubig und nicht besser in sittlicher Beziehung, sondern er verleidet ihnen unsern Glauben und alles, was damit zusammenhängt. Ist das nötig? Und woran liegt es?

Erstens fangen wir zu früh damit an und hören zu spät damit auf. Der Stoff ist nicht so groß, daß er für acht bis zehn Iahre immer etwas Neues zu bieten hätte. Religionsgeschichte läßt sich nicht dehnen wie die der Völker, — das Dogma, unser Katechismus, artet in ein unwürdiges Nachplappern aus, wenn man es immer und immer wiederholt. Die Bibelsprüche in ihrer schwülstigen Sprache, aus dem Zusammenhang gerissen, sagen dem natürlich empfindenden Kinde gar nichts oder stoßen es sogar ab. Und was das Schönste ist an der Bibel, die hohe und reine Sittenlehre des Heilands, sein Leben und Wirken, die ungeheure Beeinflussung, die unsre Ethik durch ihn erfahren, — das wird der Iugend durch den Religionsunterricht durchaus nicht klar.

Nun wollen ihn viele ganz aus der Schule verbannen. Das wäre ein Radikalmittel von zweifelhafter Wirkung. Der Mensch, besonders der junge, braucht etwas, das sein Gemüt beschäftigt, seiner Seele Nahrung gibt, ehe sie vom Eignen zehren kann. Wenn wir heute den obligatorischen Religionsunterricht verdammen, handeln wir genau so undankbar, als wenn wir den Impfzwang verwerfen, der doch schließlich unser Land freigemacht hat von schlimmen Seuchen. Wir können den Glauben nicht entbehren, wenn wir innerlich ruhig leben wollen, denn wenige Menschen besitzen eine so große Festigkeit in sich, daß sie in allen Lebensstürmen keiner Hilfe bedürfen. Wer diese aber braucht, kann sie nur in einem übernatürlichen Wesen finden, das frei ist von menschlicher Kleinheit, menschlichen Schwächen.

Wir brauchen den Glauben, um Leben und Tod ertragen zu können. Ohne ihn würden all die Rätsel, die dazwischenliegen, uns zu Boden drücken. Und wenn er uns später abhanden kommt, ist das traurig genug für uns selber. Trotzdem haben wir kein Recht, unsern Kindern die Möglichkeit zu nehmen, ihn zu suchen und zu finden. Es sei denn, daß wir Besseres an seine Stelle zu setzen hätten.

Was tut die Schule für unser Glück? H. Wega
Als Besseres bezeichnet man vielfach den „Moralunterricht". Ich lasse ihn gelten, aber grade für diesen scheint mir die schönste Grundlage die Religion. Wie herrlich läßt sich auf Jesu Wort eine Ethiklehre aufbauen! Haben wir irgendwo einen festeren Boden? Gründen nicht all unsre sittlichen An» schauungen sich mehr oder weniger darauf?
Aber auch der Moralunterricht könnte, falsch angefangen, zum.Unsegen werden für unsere Jugend, die so leicht verstimmt und voller Widerspruch ist, wenn sie die Absicht merkt. Eine Stunde, die „Moralunterricht" hieße, wäre fast unmöglich. Unter dem Deckmantel der Religion, anknüpfend an die ewig Geltung behaltenden Lehren der Bibel, ließe sich das viel leichter einrichten.
Ich denke mir den Religionsunterricht ungefähr so:
Während des ersten Schuljahres nur Gebete, die sich dem kindlichen Geist leicht einprägen, keine Sprüche und Choräle.
In den beiden folgenden Jahren Religionsgeschichte, in der Weise, wie die klassischen Sagen behandelt werden. Wenn das ermüdende Auswendig-lernen von einzelnen Bibelversen fortfällt, ist diese durchaus interessant und geeignet, die Jugend zu fesseln.
Dann müßte während der nächsten drei Jahre das Neue Testament, das Leben und die Lehre Jesu, vor den Kindern aufgerollt und ihrem Verständnis niihergerückt werden. An der Hand von Beispielen aus dem heutigen Leben ließe sich leicht ein „Moralunterricht" daran knüpfen. Einzelne geistliche Lieder mit einfachem Tert, — aber auch nur solche! — kämen in Betracht.
Zwischen dem zwölften und vierzehnten Iabr, — also kurz vor der Ein» segnung, — mag den Kindern der Katechismus eingeprägt werden; nicht so, daß man die Hauptstücke ständig wiederholt, bis das Kind sie mechanisch nachplappert, sondern so, daß man sie erst einmal begreifen lehrt, was darin steht, mit schlichten Worten ihnen erklärt, was in der Katechismussprache so schwer verständlich ist. Dazu Kirchengeschichte, Choräle. Auf keinen Fall jedoch dürfte der Religionsunterricht mehr als eine Stunde in der Woche umfassen. —
Nach der Einsegnung könnte er ganz fortfallen, es müßte aber den Schülern Gelegenheit gegeben werden, sich hin und wieder über Lebens» fragen, ethische und religiöse Bedenken, mit dem Lehrer auszusprechen. Diese Stunde sollte auch nicht „Moralunterricht" heißen, was bei unserer Jugend Vorurteile hervorrufen würde, sondern vielleicht „Lebenskunde".
Gleichzeitig wäre sie geeignet, das vertrauliche Band zwischen Lehrer und Schüler fester zu knüpfen, den jungen Menschenkindern in den Jahren des Ringens und Stürmens einen festen Halt zu bieten. Wie oft strecken sie heute vergeblich die Hand danach aus! Daheim niemand, der sie ver-sieht, und in der Schule dasselbe Schweigegebot. Man möchte irgend jemand

sem Herz öffnen, und alle weisen ihn entrüstet zurück. Behalte das für dich! Über so etwas spricht kein anständiger Mensch! Aber ich bin der Überzeugung, daß keine Erklärung, sei sie noch so schroff und ernüchternd für das Kind, ihm derart zu schaden vermag, wie Zweifel und heimlich an ihm nagende Bedenken. Wahrheit und Offenheit können niemals Böses erzeugen, da sie an sich gut sind. Heimlichkeit und Unaufrichtigkeit treiben faule Blüten, lasten unnütz schwer auf der Seele des heranwachsenden Menschen. —

Viel, viel zur Klärung jugendlicher Gemüter könnte auch der richtig gehandhabte Naturgeschichtsunterricht beitragen. Seruelle Aufklärung hin und seruelle Aufklärung her, — sie wäre ganz zu entbehren, wenn wir uns dazu entschließen könnten, in Geschlechtsfragen ohne Lügen zu arbeiten und dem harmlosen Kinde in aller Natürlichkeit die Dinge zu zeigen, wie sie sind. Je früher wir damit anfangen, desto besser. Das kleine Kind, dem der Akt des Gebarens als etwas Selbstverständliches hingestellt wird, denkt über Einzelheiten gar nicht nach. Es lebt sich mit den Jahren immer mehr in die Tatsache hinein und braucht keine weiteren Erklärungen.

Statt dessen gehen wir um diese Frage herum wie die Katze um den heißen Brei. In der Naturgeschichtsstunde gilt der Mensch als „Säugetier", und Säugetiere bringen lebende Junge zur Welt. Trotzdem schwebt über der Geburt des Menschen noch, geheimnisvoll seine Herkunft verschleiernd, das Märchen vom Storch und ähnlichen Dingen. Und jener Zehnjährige, der, zuHaus an keine Lüge gewöhnt, einfach aufstand und in die Klasse hineinrief:

„Mich hat meine Mutter aus ihrem Leibe geboren!" wurde nicht nur von seinem, sondern sicher von der Mehrzahl der Lehrer als „unanständig" verurteilt. —

Fühlen wir selber nicht frei und rein genug, daß wir mit unsern Kindern über solche Fragen reden könnten, so sollen wir wenigstens der Schule freie Hand lassen. Statt dessen sind manche Eltern empört, wenn ihr? Sprößlinge in der Naturgeschichtsstunde eine Weisheit aufschnappen, die ihnen nach ihrer Meinung noch nicht zukommt. Wer über geschleehtliche Dinge nicht die Wahrheit reden will, soll auch keine Unwahrheit sagen, die sich später immer rächt. Eine hinausgeschobene Auseinandersetzung wird peinlicher mit jedem Tage. Schon die erste Frage des Kindes sollte uns gerüstet und bereit finden, ihm eine seinem Denkvermögen angepaßte Erklärung zu aeben. —

An eine Naturgeschichtsstunde in diesem Sinne könnten sich bei den älteren Schülern naeh dem vierzehnten Jahr, deren Körper die große Wandlung vom Kinde zur Jungfrau oder zum Jüngling schon durchgemacht bat, gut einige geschlechtliche Belehrungen knüpfen. Für beide, Mädchen wie Knaben,

wäre es von ungeheurer Wichtigkeit, aus berufenem Munde und in wissen»
schaftlicher Form Aufklärung darüber zu erhalten, was sie sich selber als
Geschlechtswesen schuldig sind. Auch diese Aufgabe käme wohl in erster Linie
der Familie zu, aber leider ist sie oft ebenso unwissend wie das Kind
oder — befangen. Der Lehrer steht über der Sache, für ihn müßte es
leichter sein, das rechte Wort für die jugendlichen Gemüter zu finden.
Und wieviel Unheil ließe sich dadurch verhüten! Wieviele Menschen werfen
sich nur deshalb weg, weil niemand ihnen den Wert dessen klarmachte, was
sie zerstörten! Wieviel reines menschliches Glück tonnte ihnen durch rechtzeitige
Aufklärung erhalten bleiben! —
Über andre Unterrichtsfächer will ich mich nicht auslassen. Es ist meines
Erachtens für die Gestaltung des innern Menschen fast ohne Belang, ob er
mehr alte oder mehr neue Sprachen, mehr Bürgerkunde oder Geschichte,
mehr Praktisches als Wissenschaftliches lernt. Der äußere Rahmen muß ein
geschlossener und der Lehrplan so sein, daß er jeder Begabung etwas gibt.
Nur der Geist, der in der Schule herrscht, die Stellung, die der Lehrer den
Schülern gegenüber einnimmt, und die Behandlung der beiden größten und
wichtigsten Lebensfragen: Religion und Geschlechtswissenschaft, — kommen für
mein Thema in Betracht.
Bessern könnte man bier vieles zum Heile unsrer Jugend, die während
bestimmter Jahre eines Haltes bedarf und ihn leider an den beiden b e»
rufen en Stellen, in der Familie und in der Schule, — heute noch so
selten findet.
Nun wird man mir ganz richtig entgegenhalten, daß von der Schule
immer zuviel verlangt wird, und daß die Familie, wenn Neuerungen auf
diesem oder jenem Gebiet eingeführt werden, ihnen systematisch entgegen-
arbeitet. Ich erinnere zum Beispiel daran, daß man in einer Mädchenschule
Säuglingewäsche nähen ließ, und daß daraufhin besorgte Mütter, für
die „Unsehuld" ihrer Töchter fürchtend, von der Lehrerin energisch verlangten,
wieder zu den „anständigen" Frauen- und Männerbemden zurückzukehren. —
Auch Neuerungen auf religiösem Gebiet finden nicht gleich Anklang bei
den Eltern. Immerhin hat die Schule die größere Macht, und wenn sie
etwas Gutes will, mag sie den Kampf nicht scheuen. Der Sieg muß
dann schließlich auf ihrer Seite sein. Und die Früchte erntet unsre Jugend,
die wir nicht etwa von Arbeit und Mühen fernhalten und dadurch seelisch
verweichlichen sollen, der wir aber doch manche unnütz bittre Stunde ersparen
und manche gar zu teuer — oft mit ihrem Lebensglück — bezahlte Er-
fahrung abnehmen könnten.

Rektor P. Hoche, Lichtenberg:

Euckens Weltanschauung.

Wie im geistigen Leben überhaupt, so gibt es auch auf dem besonderen Gebiete der modernen Pädagogik eine Anzahl verschiedener Strömungen, die alle um die Oberherrschaft ringen und die doch alle, wenn sie den endgültigen Sieg davontrügen, zu einseitigen Bildungsidealen hinführten.

Da herrscht in unseren Schulen etwa seit einem Iahrhundert, seit der Begründung durch Hegel, der Intellektualismus, der die logische Schulung und das Gedächtniewissen zum Bildungsziele machte. Mit weniger Erfolg suchte die Sozialpädagogik den Menschen so zu erziehen, daß er sich in erster Linie als Glied der Gesamtheit fühlte; sie übersah dabei aber das eingeborne Recht der Persönlichkeit. Diesen Maugel suchte der Individualismus auszugleichen. Nur ging er den Irrweg, ausschließlich eine ursprüngliche Güte in der Menschennatur anzu nehmen und zu glauben, es müßten die idealen Persönlichkeiten heranreifen, wenn mau die Natur des jungen Menschen, seine Anlagen, seine Neigungen ohne jeden Zwang sich entfalten lasse. Seit dem philosophischen Begründer Nietzsche und seiner Interpretin auf dem Felde der Pädagogik, Ellen Key, hat der Individualismus einen wahren Siegeszug durchlaufen. Neben vielen Vorzügen hat er aber auch den großen Nachteil gezeigt, daß er zum Genußleben erzog, die Menschheit verweichlichte, die Anslebetheorie in ihrem berüchtigten Sinne vielfach verwirklichte.

Es tat daher eine Reaktion not. Dieser Rückschlag erfolgte mit der voluntaristischen Pädagogik der heutigen Zeit. Die heutigen Willenspädagogen, allen voran der treffliche Züricher Fr. W. Förster (Schulen und Charakter), stellten den Primat des sittlichen Willens wieder auf, forderten mit Recht: weg mit der weibischen Verweichlichung, mehr Festigkeit und männliches Wesen in die Erziehung binein! Um ein Ertrem zu besiegen, ist es vielleicht zweckmäßig, den Gegensatz davon recht schroff, recht entschieden zu betonen. So verstehen wir auch die Herbheit, die in Försters Forderungen liegt, die fast zu große Feindschaft und Nichtachtung, die er dem Individualismus entgegenbringt.

Alle die hier angedeuteten pädagogischen Strömungen, und wir könnten als letzte und jüngste noch die heutige Bewegung für Körperkultur hinzurechnen, baben zn Einseitigkeiten hingeführt. Obwohl alle großen Pädagogen das Ideal der harmonischen Ausbildung in ihr Erziehungsprrgramm aufgenommen haben, wird in der Praris eine unausgeglichene Bildung erstrebt und die Gegenwart ist von einem einheitlichen Bildungsideal weiter entfernt als je. Da berührt es um so wohltuender, in dem Philosophen Eucken einen Pädagogen zu finden, der sich freihält von Einseitigkeit, der eine Weltanschauung begründet, der auch der

moderne Pädagoge freudig zustimmen kann, ja muß. Sie tritt besondere hervor
in seinen so anziehend geschriebenen Schriften Geistige Strömungen der Gegen-
wart, Der Sinn und der Wert des Lebens und Vom Wahrheitsgehalt der Religion.
Eucken wendet sich insonderheit scharf gegen eine bloß naturalistische Welt-
anschauung, wie sie durch das Aufblühen der Naturwissenschaften im vorigen
Iahrhundert veranlaßt wnrde. Der Mensch ist ihm nicht nur bloßes Nauirwesen.
Das Geschehen der Natur verläuft in reiner Tatsächlichkeit, es lv.nn über sein
Dasein hinaus nichts bedeuten und erstreben, es lehnt alle Benrtellnng, alle Wert-
schätzung von außen her ab, es kennt kein Gut oder Böse; hier gilt kein anderer
Unterschied als der eines Mehr oder Minder der Kraft. Ist der Mensch auch
nur ein Stück Natur, dann ist natürlich alles das, was wir als wirklich hohe
Werte zu betrachten gewöhnt sind, wie Religion, das Gute, die Kunst hinfällig.
Alles ist ohne Wert, was über den natürlichen Verlauf unseres Geschehens
hinausgeht. Aber wir können doch denken; und im Denken stellt sich der Mensch
der Natur gegenüber, sucht sie in ein Ganzes zu fassen und erwägt sein Verhältnis
zu ihr; wer das tut, der ist mehr als bloße Natur, und der kann nicht zufrieden
fein, ein Stück ihres Mechanismus zu werden. Und wie das Denken über das
Einzelne hinaus auf das Ganze geht, so stellt es vor den sinnlichen Eindruck eine
geistig? Tätigkeit, und von ihr aus verwandelt es alles, was von draußen dar,
geboten wird. Erhöbe sich der Mensch als Geisteswesen nicht über die Natur, so
Kätte nach Eucken die ganze Kultur gar keinen Sinn. Er ruft aus: So viel Ver-
wicklung und Umständlichkeit in Erziehung und Bildung, in staatlicher Ordnung
und sozialem Aufbau, und das alles nur, damit wir schließlich dasselbe erreichen,
was das Tier so viel leichter erreicht?
Das ist eben der große Irrtum des Naturalismus, daß er eigentlich nur eine
Außenwelt anerkennt. Demgegenüber betont Encken mit größtem Nachdruck, daß
es jenseits der natürlichen Vorgänge eine ewige nnd zusammenhängende
geistige Welt gibt (eine geistige Substanz, ein seelischer Bestand); es ist binter
der Welt der Erfahrung eine höhere Wirklichkeit anzunehmen, in der das Geistes-
leben in der Form der Einheit und Ewigkeit fortbesteht. Entweder, so behauptet
Eucken, hat man das Geistesleben als eine flüchtige Erscheinung, als Anhängsel
der materiellen Natur zu betrachten oder man muß annehmen, daß es an sich schon
eine große Totalität bildet und eins ist mit dem innersten Kerne des Daseins:
Der Mensch muß entweder zur bloßen Natur zurückkehren und alles Streben
eigentümlicher Art als einen schweren Irrtum bekennen, oder er muß mutia vor-
wärtsgehen und dem neuen Streben auch eine neue Welt sichern.
Iedenfalls ist es klar, erwiesen ans unserm Schicksal wie aus der Menschen-
geschichte, daß es eine selbständige Geisteswelt gibt, daß dem Seelenleben des
Menschen eine sein Schicksal bestimmende Selbständigkeit zukommt. Wesentlich
für die Bildung dieser Geisteswelt ist die Religion. Eucken hält sich ielbst für
einen religiösen Sncher, und er fühlt die Sehnsucht unserer Zeit nach der Religion,

die aus der Kleinheit und Enge des Alltags den Blick in die Unendlichkeit eröffnet und doch auch wieder die Wirklichkeit der Gegenwart mit ihrer Weltüberlegenheit sieghaft zu überwinden weiß. Er ist davon überzeugt, daß es ohne Religion für dao Geisiesleben keine Wahrhaftigkeit und keine innere Größe für den Menschen gibt. Im Gegensatz zur universalen nennt er die historischen und positiven Re!i» giouen die charakteristischen. Auch sie weiß der Philosoph — und besonders die christliche — zu schätzen. Sie entspringen aus großen Persönlichkeiten und er-beben sich über alle Volksknltnr als eine unmittelbare Äußerung des innersten We,eno dro Geisteslebens.

Auch den Wert der Kunst für den Aufbau der Innenwelt weiß Encken sehr wobl zu würdigen. Es ist die Phantasie, die der Einzelne wie das Volk bedarf, die ihm Idealbilder seines Strebens schaffen muß, die ihn über die träge Routine des Alltags erheben soll.

Den rechten Maßstab zeigt der Philosoph auch, wenn er den Wert der Wissenschaft für das Leben betont, die imstande ist, gegenüber der Laune der Individuen sachliche Notwendigkeiten durchzusetzen. Trotzdem darf das Leben aber nicht im Erkennen und Wissen aufgehen. Wir müssen uns daher gegen den so herrschenden Intellektualismus wenden. Aber zn eine.m vollen Siege wird solcher Kampf schwerlich gelangen ohne ein Zurückgehen auf die Wurzel des Wissens und den Aufweis seiner Gebundenheit an das Ganze des Lebens. Durch solehe Gebundenheit mag es scheinbar verlieren, in Wahrheit gewinnt es.

Euckens gesamte Philosophie hat einen starken ethisehen Einschlag. Das zeigt er auch in seiner Stellung zum Individualismus. Encken betont die Bildung des Einzelnen zur rechten Persönlichkeit. Er denkt dabei aber nicht an die heutige neue, an die Freiheitsethik, spricht nicht der Auslebetheorie das Wort, sondern hat Persönlichkeiten im Sinne, die fest gegründet stehen in den sittlichen Werten der Geisteswelt. Ganz nnd gar im Sinne Euckens bemerkt Budde, ein begeisterter Interpret des Philosophen: Diese Persönliehkeitsbildung darf aber nicht auf Stimmungen und subjektiven, willkürliehen Launen sieh gründen wollen — man lebt sich nimmer aus zur Persönlichkeit —, sie muß vielirel'r wurzeln in absoluten ethischen Werten einer selbständigen Geisteswelt, in Normen, die der Lebens-prozeß der Menschheit im Laufe von Iahrtausenden heraneaearbeitet hat und die ihren Ewigkeitswert erwiesen haben gegenüber allem Wandel der Zeiten.

Aus der bisher angedeuteten Weltanschauung Enckens ist es nicht schwel die Folgerungen zu ziehen, die sich für das Gebiet der Pädagogik ergeben. Wie schon erwähnt, erklärt sich Encken mit Entschiedenheit gegen die heute iu der Iugend-erziehung so beliebte Freiheitspädagogik, die nichts wissen mag von der ernsten Zucht, die die Wörter „gehorchen" und „müssen" ganz aus dem Wörterbuche der Erziehung streichen möchte. Sehr richtig bemerkt der Philosoph in den Geistigen Strömungen: Nur ein grenzenloser, man möchte sagen, kindlich naiver Optimis-mus, den man liebenswürdig nennen möchte, wenn er nicht mit seiner halb

gebildeten Flachheit gefährlich wäre, kann wähnen, daß man den Menschen nur
schrankenlose Freiheit zu gewähren brauche, um das Leben in seliger Harmonie
zu führen. Gewiß eine scharfe Absage an die Ertreme des Individualismus!
Dabei ist auch Eucken fiir die Heranbildung von Persönlichkeiten. Aber ihre
Wurzel muß in den sittlichen Kräften der Innenwelt ruhen, darf nicht in der
Hauptsache durch Dinge der Außenwelt bestimmt sein. Wie einst Paulsen sich
gegen die Entwicklung geradliniger Normalität erklärt, so wünscht auch Eucken
einen maßvollen Individualismus, so will er die Eigenart des Schülers beachtet
wissen, sonst erhalten wir leicht konventionelle Gestalten, typische Menschen,
Exemplare einer bloßen Gattung, während die Ausbildung individueller Art
unterdrückt wird und damit etwas verloren geht, dessen die Aufrechterhaltung
innerer Selbständigkeit dringend bedarf. Das sind Worte, die für die sittliche
Persönlichkeitsbildung von Bedeutung sind und in einer Zeit Beachtung ver-
dienen, die die Pflicht hat, nicht nur für die Schwachen so viel zu tun, sondern
auch den gut oder einseitig Begabten mehr als bisher die Bildungswege zu ebnen.
Daraus, daß Eucken neben der Außenwelt eine besondere Innenwelt aner-
kennt, ja sie am höchsten wertet, geht hervor, daß der Einzelne so erzogen werden
muß, daß sie bestimmend für sein Leben wird. Der Bildung dieser inneren Geistes
welt, diesem Lebensfern nnd Quell des Menschen, gilt daher die Hauptarbeit der
Erziebung. Alle Kräfte der Seele müssen zu diesem Ziel hin mobil gemacht werden.
Damit sind auch gewisse Forderungen der Schulbildung festgelegt. Das
Aufblühen der Naturwissenschaften im vorigen Iahrhundert hatte das Inleresse
für die Natur mächtig erhoben. Es winde betont, die mathematisch-naturwissen-
schaftlichen Fächer in den Vordergrund des Lehrplans zu rücken. Wenn der
Geisteswelt des Menschen aber die böchste Bedeutung zukommt, dann geht daraus
hervor, daß auch die Geisteswissenschaften die zentrale Stellung im Unterrichte
einnehmen, daß die sogenannten Gesinnnngsfächer in erster Linie gepflegt werden
müssen. Weil der Naturalismus nur eine Außenwelt anerkannte, hielt er auch die
Realien so horb, so spielte als weitere Folge das utilitaristische Prinzip eine-so
große Nolle. Gewiß können wir nne mit jenem Verlangen, alles, was keinen
Lebenswerk hat, aus dem Stoffplan auszuscheiden, nur einverstanden erklären;
aber wir dürfen bei dem Begriffe Lebenswerk auch nicht nur an den gemeinen
Nutzen denken, sondern auch an die höheren Seelenwerte, die im letzten Grunde
Erfolg und Glück unseres Lebens wesentlich bestimmen. Es ist d.iher gut, wenn
in unserer materialistisch gesinnten Zeit wieder ein Prophet anfstebt, der uns ein
Kompaß zu den ewig gültigen Bildungszielen ist.
Wie schon angedeutet, wendet sich Eucken auch entschieden geqen die ein-
seitige Wertschätzung des Intellektualismus. Der Erkenntnis, dem Verstande darf
nicht die erste Stelle im Leben einoeräumt werden, zum mindesten baben alle
anderen Seelenkräfte, vor allen Dingen Wille, Gemüt nnd Phantasie ein Recht
auf Ausbildung. Mit dieser Forderung gebt Encken einem Grundübel unserer

Marlin Winkler
Iwan Turgenew
Zeil an die Wurzel. Denn seitdem Hegel den Intellektualismus philosophisch begründete, ist dieser iu unsere Schulen eingezogen und hat sie oft zu bloßen Stätten der Erkenntnis und des Wissens gemacht. In den Spraken ging man weniger darauf aus, den Schüler in die Gedankenwelt anderer Völker und großer Männer einzuführen, als sie zum Gegenstande, zum Probierfelde formaler Bildung zu machen. Selbst die Fächer, die wie Religion und Deutsch in erster Linie gesinnungsbildend, gemütlefrnchtend wirken sollten, wurden hauptsächlich der logischen Schulung, dem Erwerb von Wissen, dem Gedächtnisdrill dienstbar gemacht. Diesem Irrtum gegenüber betont Eueken, ohne die Verstandeebildung zu unterschätzen, daß Denken und Wissen doch nie allein die innere Geisteswelt auf bauen können, daß der einseitige Kultus des Geistes zu einer Bildnngseinseitigkei' führt und daß das Ziel der harmonischen Menschenbildung ebensosehr die Berück sichtignng aller andern Seelenkräfte erfordert.

Es fehlt beute nicht an Männern, die der Erziebung ein beißes Interesse zuwenden. Auf keinem andern Gebiete versucht man ja so viel bernmzurefermieren wie ans dem der Schule. Aber man kann so häufig die Beobachtung machen, daß von den Neuerern der Blick ans irgend ein einseitiges Ziel gelenkt wird, daß die beabsichtigten Reformen nicht selten in Übertreibungen und Irrtümer auslaufen, Da berübrt es um so wohltuender, in Eucken nicht nur einen Pbilosopben, sondern auch einen Pädagogen kennen zu lernen, der den Blick aufs Ganze gerichtet hält, dem wir bei vernünftiger Prüfung eigentlich in allen Punkten zustimmen müssen, der einen hohen deutschen Idealismus vertritt und der im Wirrwarr der vielen streitenden Meinungen der deutschen Erziehung gangbare und untrügliche Wege weist.

(Zum 100. Geburtstage am 9. November/28. Oktober 1918.)

Es ist ein Dreigestirn von russischen Dichtern, das uns in die Probleme des Ostens einführt und in die Anschauungen und Verhältnisse des zairischen Rußlands, in Probleme, die wir leider vor dem Kriege so sehr vernachlässigten: Iwan Turgenew, Frodor Dostojewski, Leo Tolstoi. Das sind die drei größten, die das Rußland des 19. Iahrhunderts kennt. Denn den bei nne so viel gelesenen Marim Gorki kann ich unmöglich den Dichtern zugesellen, der ein aus dem niedersten Stande emporgekommener Chronist der entsetzlichen Verhältnisse nnter dem Zarenrum, aber kein Dichter ist.

Heute nun zu Iwan Turgenew.

Iwan Turgenew

Marrin Winkler

Iahrzehnte hindurch war er uns Deutschen der russische Dichter schlechthin und selbst heute noch wird er wohl als Romanschriftsteller am hochsten geschätzt und am meisten gelesen, wenn er auch, oder wohl besser: weil er gerade der un-russischste der drei ist. Nicht der Dramatiker Dostojewski mit seinen nach Welt-anschauung ringenden Personen kann uns Deutsche ganz befriedigen, ja wird bis zu einem gewissen Grade schwer ungenießbar sowohl durch die ungesunde Länge der wertvollsten gerade seiner Werke als auch durch die bei ihm so oft zutage tretenden asiatischen Seiten des russischen Lebens. Aber auch nicht der breite Epiker Tolstoi, der seine sozialistischen Phantasien uns in Romangewand bietet, dessen Sozialis-mus uns aber doch als das Theaterspiel eines reichen Gutsbesitzers bei näherem Hinblicken anmutet, kann uns wahrhaft poetisch beglücken. Wir haben weniger Freude an der barbarisch-asiatisch ungezügelten Kraft, mit der Dostojewski arbeitet, als an der gebändigten Form eines Turgenew. Zügellos in seinen Charakteren, zügellos aber auch schon in der Form seiner meisten Werke ist Feodor Dostojewski, so daß viele von uns sich nur schwer durch seine Werke durchringen können und, da wir Deutsche meist mit ihm unsere Kenntnis russischer Literatur beginnen wollen, an ihm scheitern, wiewohl auch in seinen Werken manche Schön-belt und viele tiefe Gedanken liegen. Und das, was Dostojewski so sehr fehlt: die Ruhe, die Ausgeglichenheit, die vollendete Form, ist es wohl gerade, was Turgenew in so reichem Maße besitzt und zu ihm hinzieht. Er hat das Maßvolle des Westeuropäers und versteht es doch so gut, in die uns so sehr fremde Welt einzuführen. Und das andere, wodurch er auch wieder uns Deutschen so nahe steht, ist, daß er zum Lyriker geboren ist. Wie wundervoll vermag er die Stim-mungen der Natur zu schildern, sodaß er hinter den besten deutschen Dichtern kaum zurücksteht. Und dennoch hat er seine Schaffenskraft nicht in Gedichten be-tätigt, bis auf wenige Ausnahmen, und auch von diesen wollte er ipäker nicht gern mehr etwas bören. Seine Lebenskraft widmete er ganz dem Roman und den Novellen und daneben, aber mit weniger Erfolg, dem Drama nnd Lustspiel, die uns aber, wie zum Beispiel „Die Provinzialin", auch sehr gut in das russische Leben um 1850 einführen. Sein großes neites Vaterland, das dem einfachen Muschik kein Ende zu haben scheint, das er so liebt und um dessen politische Zu-stände er sich so bangt, das will er besingen und schildern. Und das Land, das eine solche kraftvolle, wahre Sprache hat, meint er, kann ja doch nicht untergeben. Damit stärkt er seine Hoffnungen auf eine bessere Zukunft für Rußland. Und in dieses so liebenswerte Land mit all den einfachen, einfältigen Muschiks führt er uns schon in seinem ersten größeren Werke, das auch seinen Ruf begründete, in den „Erinnerungen eines Iägers". Es ist wohl das einfachste und anspruchs-loseste unter seinen Werken, das das Verhältnis der Herren zu den Unechten auf dem Laude schildert, und zwar in objektiver, nicht von einem Parteistandpunkt beeinflußter Weise, ein Thema, das nun alle russischen Dichter variieren sollten und das damals besonders die Tagesfrage in Rußland bildete. Selbst den Russen

seiner Zeit machte das Werk einen ungeheuren Eindruck durch die Weise, in der
eo den Grund legte zu allen politischen Diskussionen der Zeit. Die unendliche
Liebe des einfachen Mannes zur angestammten heiligen russischen Scholle, zu
deren Bebauung der russische Bauer von dem Herrgott selbst für würdig gehalten
wird, zu dem Lande, das die ganze Welt auszumachen scheint für seine Bewohner,
durchzieht dieises Werk. Es strömt die ganze Melancholie der einförmigen und
doch so schönen russischen Landschaft und des Lebens in ihr unter dem Schutze
dieser Natur aus ihm hervor. Und die Menschen, Cher und Kalinntjch — nach
denen zuerst das Buch benannt war, sie lassen uns das einfache russische Land-
volk der Zeit vor Aufhebung der Leibeigenschaft so gut verstehen. Gerade die
einfache, schlichte Schilderung, der die Ironie eines Gogol völlig fehlt, bringt
uns das Werk so nahe.

Zu dem Verständnis der Mehrzahl der späteren Werke des Dichters möchte
ich nun etwas ausführlicher auf einen Vortrag aus dem Iahre 1860 eingehen:
Hamlet und Don Quichote, der uns theoretisch mit dem Problem bekannt macht,
das Turgenew in den bedeutendsten Hauptgestalten seiner Werke immer wieder
variiert hat. Leider ist dieser Vortrag bisher meines Wissens nicht in das Deutsche
übersetzt worden und deshalb der Mehrzahl von uns unerschlossen. Turgenew ist
dabei zu dem Resultat gekommen, daß man die Menschheit nach zwei Ertremen
hin scheiden kann in 1. solche, die ihr Ideal in sich selbst tragen, und 2. solche, die
das Ideal außerhalb ihrer selbst in der Welt suchen. Zwischen diesen beiden
äußersten Polen ist die ganze, regenbogenartig schattierte Welt der Menschen zu
finden. Und als ihre Vertreter in der Literatur betrachtet der Dichter Hamlet
und Don Quichote.

Den Don Quichote kennzeichnet nun, sagt Turgenew, insbesondere ein un-
beschränkter Glaube an etwas Ewiges, Wahres, das er in der Welt zu suchen aus-
zieht. Dafür selbst sein Leben zu opfern, ist ihm nicht zu viel. Er hat nach seiner
Ansicht gar kein Recht, für sich selbst zu leben, sondern der Zweck seines Lebens ist
eben der Kampf gegen die den Menschen feindlichen Kräfte zur Rettung seiner
Brüder. Furchtlos in diesem Kampfe macht ihn sein wankelloser Glaube, läßt ihn
sich begnügen mit geringster Nahrung und Kleidung. Und dieser Glaube läßt ihn
ebenso wenig an seiner Bestimmung wie an seinen phnsischen Kräften zweifeln.
Er ist so felsenfest, daß die Wirklichkeit ihm schwindet, er begeistert ihn in
solchem Grade, daß er starrköpfig festhält an der Idee, der er dient.

Ganz anders Hamlet. Er ist der Egoist, der an nichts glaubt, an allem,
sogar an sich selbst zweifelt. Aber er kennt sich und das gibt ihm immerhin Kraft
und gerade diese Selbsterkenntnis führt zu seiner bitteren Ironie. Er verachtet
sich zwar, aber dennoch lebt er gerade von dieser Verachtung seiner selbst. Er ist
nicht wie der Held des Cervantes sich klar, warum er eigentlich lebt, und weiß
nicht, was er will. Er denkt deshalb wohl an Selbstmord, meint Turgenew, aber
er hat doch nur soweit Kraft, sich „mit dem zweischneidigen Schwert der Analyse

zu verwunden". Don Quichote ist zwar komisch, ist nicht eine so blendende Erscheinung wie Shakespeares Held. Aber gerade das Komische versöhnt uns mit ihm und wirkt befreiend auf uns. Denn: Über wen man lacht, dem hat man meist schon vergeben, ja den beginnt man zu lieben.

Zu Hamlet fehlt uns das versöhnende Lachen. Und doch merkwürdig: Ieder freut sich wohl, meint der russische Dichter, ein Hamlet genannt zu werden, und würde es als Beleidigung empfinden, ein Don Quichote genannt zu werden. Jeder hat Mitgefühl mit dem dänischen Königssohn und sieht in ihm verwandte Züge, aber bis zu Liebe kann sich keiner aufraffen. Don Quichote aber versöhnt uns dadurch, daß er es, wenn er auch Torheiten macht, doch stets gut meint. Und überdies: Wer sich opfern will, darf an die Folgen nicht denken. Hamlet würde selbst, wenn es Riesen gäbe, nicht an sie glauben, würde sie auch nicht bekämpfen. Er zweifelt an allem. Selbst wenn die Wahrheit vor ihm stände, würde er doch auch noch an ihr zweifeln. Denn vielleicht gibt es, wie keine Riesen, so auch keine Wahrheit. „Wir lachen über Don Quichote, aber wer von uns vermag es, nachdem er sich ehrlich selbst, seine vergangenen und gegenwärtigen Überzeugungen befragt hat, wer wagt es, zu behaupten, daß er immer und in jedem Falle ein zinnernes Barbierbecken von einem goldenen Zauberhelm unterscheiden wird und unterschieden hat?.. Darum scheint es mir, daß es vor allem auf die Aufrichtigkeit und Kraft der Überzeugung ankommt, — das Resultat aber liegt in der Hand der Vorsehung. Sie allein kann uns zeigen, ob wir mit Schemen oder mit wirklichen Feinden gekämpft haben und mit welchen Waffen wir unser Haupt geschützt haben. Unser Teil ist es aber, uns zu wappnen und zu kämpfen."

Den Polonius und Sancho Pansa erklärt Turgenew als die Vertreter des Volkes den ertremen Individualitäten gegenüber. Polonius sieht in Hamlet nicht so sehr den Wahnsinnigen als vielmehr ein Kind, ein völlig nutzloses Geschöpf. Und er hat darin recht: Die Hamlets sind für die große Masse unverständlich und nutzlos. Don Quichotes Schildträger dagegen weiß sehr gut, daß sein Herr verrückt ist, aber dennoch verläßt er dreimal Haus, Weib und Kind, um dem Wahnsinnigen zu folgen, und ist ihm bis zum Tode ergeben. Er stellt nach Turgenews Anschauung die blindergebene Masse in ihrer uneigennützigen Hingabe, ihrer Verachtung persönlicher Vorteile dar.

„Die Masse der Menschen folgt schließlich immer in schrankenlosem Vertrauen denen, über die sie gelacht hat, ja die sie sogar verflucht und verfolgt hat, und die dennoch ohne Furcht vor ihren Verwünschungen oder Verfolgungen oder sogar ihrem Lachen unentwegt vorwärts gehen und ihren Blick auf ein nur ihnen sichtbares Ziel richten, die da suchen, fallen, und sich wiedererheben und endlich finden . . . und mit Recht: Denn nur der findet, der vom Herzen geleitet wird. I^es ßrnn<t?s p?ns^s v!enii?iir <1n co^nr, sagt Vauvenargues. Die Hamlets aber finden nichts, ersinnen nichts, hinterlassen keine Spur hinter sich außer der der eignen Persönlichkeit; lassen nach sich keine Taten zurück. Sie

lieben nicht und glauben nicht. Was können sie also finden? Sogar in der Chemie — nicht zu sprechen von der organischen Natur — braucht man die Vereinigung zweier Materien, um einen neuen Stoff zu erzeugen; die Hamlets aber sind nur mit sich allein beschäftigt, sie sind einsam und daher unfruchtbar."
Auch in der Iagd des spanischen Ritters nach seiner Dnleinea ist nichts anderes als das ewige Suchen nach einem Ideal, das es gar nicht gibt. Und als nun Don Quichote die Duleinea trifft, sie aber nicht seinen Erwartungen entspricht, hält er sie für verzaubert, da er nicht glauben kann, daß es sein Ideal nicht geben sollte. Einen Hamlet dagegen hält der Dichter auch nicht der Liebe zu einer Frau fähig.
Die Hamlets bringen die Menlschen nicht vorwärts. Sie scheitern an ihrem Zweifel, der auch das Gute für Böse hält. Die Don Quichotes dagegen bringen die Menschen vorwärts und nützen ihnen schließlich doch, weil sie nur den einen Punkt, ihr Ideal, vor Augen haben, wenn es auch in Wirklichkeit nie so ist, wie sie es zu erkämpfen dachten. Und diese beiden Typen, die die zentripetale und die zentrifugale Kraft in der Natur darstellen, stammen nicht umsonst von einem Nordländer und einem Südländer her.
„Sowohl Hamlet als auch Don Quichote sterben ergreifend. Aber wie verschieden ist ihrer beider Ende. Herrlich sind die letzten Worte Hamlets. Er wird ruhig, still und befiehlt dem Horatius zu leben . . . Aber der Blick Hamlets richtet sich nicht nach vorwärts... der Rest ist Schweigen, sagt der sterbende Skeptiker — und verstummt tatsächlich auf ewig. Der Tod des Don Quichote versenkt unsere Seele in unaussprechliche Rührung, In diesem Augenblick wird die ganze hohe Bedeutung dieser Persönlichkeit einem jeden klar. Als sein einstiger Waffenträger mit dem Wunsche, ihn zu trösten, ihm sagt, daß sie bald von neuem zu Rittertaten ausziehen werden, antwortet der Sterbende: Nein, alles dies ist auf immer vorbei, und ich bitte alle nm Vergebung; ich bin nicht mehr Don Quichote, ich bin wieder Alonso der Gute, wie man mich einst nannte — Alonso el Bueno . . ." Und Turgenew schließt: „Nur die guten Taten werden nicht wie Rauch vergehen; sie sind langlebiger als die strahlendste Schönheit: „Alles wird vergehen, nur die Liebe wird bleiben", sagt der Apostel."
Wenn wir diese theoretische Erörterung des Dichters kennen, können wir nun mit weit größerem Nutzen an das Lesen seiner Werke gehen. Es liegt hier bis zu einem gewissen Grade der Schlüssel zum Eindringen in die Psychologie der Haupt» gestalten vor uns, die mehr oder weniger einem dieser beiden Ertreme zuneigen, nur daß die im Leben nicht auftretenden Ertreme gemildert, zur Wirklichkeit gedämpft und abgeschliffen sind. Es mag sein, daß uns manches, wie zum Beispiel die Einführung der Personen durch eine breite, äußerst sorgfältige Beschreibung, altertümlich erscheint. Aber gerade damit malt er uns die ganze Geruhsamkeit und Spießbüraerlichkeit der russischen Provinzialstadt aus und sehildert ganz vortrefflich die russischen Großgrundbesitzer der Mitte des vergangenen Iahr-

hunderts. Besonders kennzeichnet er in den drei Werken: Erinnerungen eines Jägers, Väter und Söhne, Neuland (oder neue Generation, wie es teils übersetzt worden ist) die Entwicklung, die das Verhältnis von Herr und Knecht in dieser Zeit nahm, und die Gegensätze zwischen alter und neuer Generation.
Doch was war nun Turgenew selbst für ein Mensch? War er ein Hamlet oder ein Don Quichote? Antwort auf diese Frage können wir wohl besser als aus seinen dichterischen Schriften aus seinem politischen Verhalten bekommen. Er wuchs in einer Zeit in Rußland auf, als die Erinnerung an die Dekabristen-Verschwörung noch frisch war, als Herzen und Ogareff mit ihrem Kreis die öffentliche Meinung beschäftigten, kurz am Vorabend der Aufhebung der Leibeigenschaft. Da kann es uns denn nicht wundern, daß Turgenew selbst mit seinem ganzen Interesse teilnahm an der Lösung dieser letzteren Frage. Wie oben gesagt, geben die drei Hauptbilder Zeitbilder der verschiedenen Phasen des Weges zur Lösung der Frage und daneben können wir besonders aus seinem Briefwechsel mit Alexander Herzen erkennen, wie regen Anteil der Dichter an den Geschicken der schwer bedrückten Heimat nahm. Denn er selbst lebte, nach zweijähriger Verbannung auf seinem Landgute in Rußland, fast immer von 1855 ab im Auslande, meist bei Paris oder in Baden-Baden. Aber trotzdem er eine durchgreifende Reform Rußlands wünschte, war er doch nicht stark genug, sich offen zu der Partei der Westler zu bekehren, d. h. zu der Partei, die, im Gegensatz zu den Slawophilen, die Rettung Rußlands von Westeuropa erwartete. Er findet nicht den Mut, bis zu den letzten Konsequenzen seine innerste Überzeugung zu vertreten, weder im Handeln noch in den Perisonen seiner Werke. Er leugnet in wichtigen Augenblicken Äußerungen, die er früher getan. So erzählt der Historiker Dragomanow, ein Mann, der auch für die Nenerungen in Rußland eintrat, aber dem Radikalismus, besonders in der Frage der Berechtigung des Zarenmordes gänzlich abhold war: „Ich sah nie einen Menschen mit einer so weiten und freien Denkweise, mit einer solchen Verschiedenartigkeit der Interessen . . . Ungewöhnlich war auch die Güte Turgenews, der beständig irgend jemandes Angelegenheiten ordnete, oft die solcher Personen, die kein Recht darauf hatten. Aber dort, wo es sich darum handelte, irgendwie Charakterstärke, Kühnheit der politischen Überzeugung sogar dem ersten besten gegenüber, der Turgenew anschrie oder jemanden auslachte, zu dem Turgenew anscheinend in den nahesten Beziehungen stand, zu zeigen, da „paßte" Turgenew und sagte sich von seinen Meinungen, Ansichten, Beziehungen los." Aber lselbst in seinen Werken können wir schon davon Spuren finden. So ist der Dichter selbst erschrocken über die Folgen, die sich aus den nihilistischen Anschauungen seines Helden Basarow in „Väter und Söhne" ergeben und bricht deshalb den Roman ab, ehe die Theorien in die Tat umgesetzt werden können, und läißt den Nihilisten ganz plötzlich an einer Infektion zugrunde gehen, die er sich bei einer Tnphusleiche zugezogen hat. Der Dichter entgeht auf diese Weise, wie er hofft, allen Angriffen, die ihm gemacht werden

könnten, wenn er die radikalen Pläne ausführen würde. Auf diese Weise bekommt er nun die Gegenpartei zu Gegnern, die ihm vorwirft, daß er den Basarow überhaupt stiefmütterlich behandelt habe. In dem Briefwechsel mit Herzen finden wir nun seine Verteidigung, in der er diese Angriffe abweist. Ich erkläre, „daß ich, als ich den Bajsarow schuf, nicht nur nichts gegen ihn, sondern sogar eine gewisse Hinneigung, eine Art von Schwäche für ihn hatte, so daß Katkow — einer der Hauptslawophilen und Reaktionär, Redakteur der Moskauer Zeitung — in ihm die Apotheose des Zeitgenossen erblickte und erschrak ... Es ist der Triumph des Demokratlsmus über die Aristokraatie. Ich konnte ihn nicht mit einer unnützen Anmut ausstatten . . . Wenn man ihn nicht lieb gewinnt, so wie er ist, mit allen seinen Häßlichkeiten, so trage ich die Schuld daran, denn ich konnte den von mir gewählten Typus nicht bewältigen." Und trotz dieser Hinneigung zu seinem Helden fand er eben doch nicht den Mut, der Welt auch nur in seinem Werk seine Stellung offen zu bekennen. Das ist ein Erbteil seiner Heimat. Er ist der weiche lyrische Sänger des Leidens seines Vaterlandes, nicht der tatkraftige Dramatiker. Und diese zartnervige Dichterhand, die in den „Erinnerungen eines Iägers" so fein den Griffel geführt hatte, um liebevoll den ihm heiligen russischen Boden zu zeichnen, sie kehrt noch einmal wieder, besonders in einem der letzten seiner Werke, in den Gedichten in Prosa. Mit wenigen Strichen wirft er hier Bleistiftskizzen hin, die sich in ihrer tiefinnerlichen Wahrheit mit den größten Werken der russischen, ja der Weltliteratur ruhig messen können. Es sind Bilder, genommen von der Straße, aus dem täglichen Leben eines jeden von uns, ohne große Effekte, ohne große Handlungen, feine Skizzen, die in ihrer Einfachheit, ihrer Schlichtheit zu uns sprechen in den wärmsten Tönen, die ein Mensch finden kann, der zugleich ein gottbegnadeter Dichter ist.

Aus den Gedichten in Prosa von Iwan Turgenew.

Übertragen von Martin Winkler-Leipzig.

Der Bettler.

Ich ging dahin auf der Straße... da hielt ein Bettler mich an, ein elender Greis.

Entzündete, tränende Augen, blaue Lippen, zerfetzte Lumpen . . . Gott! wie zehrte die Armut an diesem unglücklichen Geschöpf.

Er streckte mir seine rotgeschwollene, lschmutzige Hand entgegen... und stöhnte und flehte um Hilfe.

Alle meine Taschen durchwühlte ich ... kein Portemonnaie, keine Uhr, auch kein Tuch ... Nichts hatte ich bei mir.

Der Bettler wartete... und streckte mir seine zitternde, bebende Hand
entgegen.
Verloren, verwirrt drückte ich heftig diese schmutzige, zitternde Hand...
„Sei mir nicht böse, Bruder: Ich habe gar nichts bei mir, Bruder."
Und der Bettler richtete seine geschwollenen Augen auf mich, seine blauen
Lippen verzogen sich ein wenig und er drückte nun seinerseits meine erkalteten
Finger.
„Was, Bruder!" lispelte er, „auch dafür schon Dank! — Auch das ist ein
Geschenk, Bruder."
Da erkannte ich, daß auch ich ein Geschenk von meinem Bruder empfangen
batte.
Der Hund.
Wir sind zu zweit im Zimmer; mein Hund und ich ... auf dem Hofe heult
heftiger Sturm.
Der Hund sitzt vor mir — und blickt mir gerade in die Augen.
Und auch ich sehe ihm in die seinen.
Er will mir gleichsam etwas sagen. Doch er ist stumm, wortlos, er versteht
sich selbst nicht — aber ich verstehe ihn.
Ich verstehe, daß in diesem Augenblick in ihm und auch in mir nur das eine
Gefühl lebt, daß zwischen uns kein Unterschied ist. Wir sind gleich; in jedem von
uns brennt und leuchtet ein und dasselbe zitternde Flämmchen.
Der Tod wird herbeifliegen, wird winken mit seinen kalten breiten
Flügeln . . .
Und dann ist es zu Ende!
Wer wird dann herausfinden, was für ein Flämmchen in jedem von uns
brannte?
Nein, nicht Mensch und Tier tauschen hier Blicke.
Diese zwei Paare gleichartiger Augen richten sich aufeinander.
Und in jedem von diesen Paaren, bei dem Tier wie bei dem Menschen,
drängt sich ein und dasselbe Leben furchtsam zum andern.
Wir wollen noch kämpfen!
Was für eine lächerliche Kleinigkeit kann manchmal den ganzen Menschen
ändern!
In Gedanken ging ich einmal auf einer Landstraße.
Schwere Ahnungen bedrückten mein Herz und Niedergeschlagenheit hatte sich
meiner bemächtigt.
Ich hob den Kopf . . . Vor mir, zwischen zwei Reihen hoher Pappeln, ver-
lief die Straße pfeilgerade in die Weite.
Und auf ihr, auf dieser selben Straße, 10 Schritt vor mir, hüpfte, ganz

vergoldet von der grellen Sommersonne, im Gänsemarsch eine ganze Schar von Sperlingen, hüpfte unternehmungslustig, drollig, selbstbewußt.
Besonders einer von ihnen sprang frech dahin, querfeldein, reckte seinen Hals vor und piepste übermütig, gleichsam als ob der Teufel sein Bruder wäre.
Ieder Zoll ein Eroberer.
Aber inzwischen kreiste hoch am Himmel ein Habicht, dem es vielleicht be» schieden war, gerade diesen Helden aufzufressen.
Ich schaute zu, lachte, schüttelte mich zurecht — und die grauen Gedanken flogen sogleich davon; ich fühlte wieder Entschlossenheit und Lebenslust.
Mag auch über mir mein Habicht kreisen . . .
Wir wollen noch kämpfen, der Teufel hol' es!

Die russische Sprache.

In den Tagen des Zweifels, der schweren Bedenken an den Geschicken meine» Vaterlandes, — bist Du mir allein eine Stütze und Hilfe, Du mächtige, kraftvolle, wahre, freie russische Sprache. Wärest Du nicht — wie sollte man da nicht in Verzweiflung geraten beim Anblick alles dessen, was geschieht? — Aber man kann nicht glauben, daß eine solche Sprache nicht einem großen Volke gegeben ist!

Professor Paul Sickel:

Das Problem der Form in der deutschen Kultur.

Daö Problem der Form in ihrem Gegensatz zu einem vorausgesetzten Stoff oder Inhalt hat das Denken der Menschheit von früh an bewegt. Man zerlegte die gegebene Wirklichkeit in einen ganz unbestimmten, eigenschaftslosen Stoff, die Materie, und bestimmte Formen, die allein dem menschlichen Verstande erkennbar seien. Von diesem Standpunkte der antiken und mittelalterlichen Philosopbie wurde das Problem durch Kant auf die Stufe kritischer Betrachtung emporgehoben. Nach Kants Lehre sind die Formen nicht den Dingen anhaftende Eigenschaften, sondern es sind Betätigungsweisen, Funktionen des menschlichen Geistes, durch welche dieser allein zu einer Erkenntnis der Dinge gelangt. Die Formung des uns durch die Sinne Gegebenen zu einer geordneten gesetzmäßigen Welt ist ein Erzeugnis des menschlichen Geistes, eine stets werdende Schöpfung, also ethisch gewandt: eine Aufgabe des Menschen. Sie besteht darin, der Welt des naturhaften Seins eine der Vernunft entsprechende Form zu geben, die Natur zur Kultur zu steigern.

Ist dies die Aufgabe der Menschheit, so kann die Frage gestellt werden, wie die einzelnen Völkerindividualitäten sich dem Problem der Form gegenüber verhalten haben. Tatsächlich liegen bei den wichtigsten Kulturnationen ganz verschiedene Lösungen vor.
Eine kurze psychologische Überlegung wird das für die uns zunächst berührenden Völker erkennen lassen.
Alle geistige Sonderart beruht letzthin darauf, wie der Geist auf die Eindrücke der Außenwelt zurückwirkt, wie sich Vorstellungen und Gedanken zu verwirklichen streben. Denn jede Vorstellung, jede Idee ist an sich mit dem Triebe verbunden, in irgend einer Weise zum Ausdruck zu gelangen. Dieses Wirklichkeitsbestreben des Gedankens kann nun entweder zu einer Ausdrucksform im engeren Sinne oder zu einer Zweckhandlung führen. Dem ersieren Falle liegt eine Weltanschauung zu Grunde, die sich als ästhetisch bezeichnen läßt und ihre Ausbildung bei den romanischen Völkern erhalten hat. In dem zweiten Falle, wo der Gedanke unmittelbar auf eine zweckmäßige Handlung hinzielt, erkennen wir leicht die praktische Lebensgestaltung der angelsächsischen Rasse. In beiden Kulturformen ist die lastende Schwere des Gedankens gewissermaßen abgeschüttelt; dort löst er sich in ein angenehmes, gefälliges Formenspiel auf, hier geht er in nutzbringende Tätigkeit über und findet darin seine Befriedigung. Diese beiden realistischen Lösungen des Lebensproblems erscheinen als die einfacheren und -— zunächst wenigstens — günstigeren gegenüber einer dritten Möglichkeit. Statt nämlich alsbald in einer äußeren Wirklichkeit Form zu gewinnen, kann der Gedanke auch in seiner eigenen geistigen Bedeutung verfolgt und vertieft werden, so daß die ästhetischen und praktischen Strebungen mehr zurückgehalten werden. Es entsteht so der Versuch, sich des eigentlichen Sinnes und der inneren Bedeutsamkeit des Gedankens zu bemächtigen, ohne unmittelbare Rücksicht auf eine mögliche Verwirklichung. Dabei werden besonders Gefühlsmomente eine Rolle spielen, die ja hemfig einen hemmenden Einfluß auf die Tätigkeit in der Außenwelt haben. Es scheint, daß diese idealistische Geisteshaltung zu den Volksanlagen der Germanen gehört. Finden wir demnach bei den romanischen Völkern das Streben nach Form, nach fester, leicht verständlicher Gestaltung des Daseins und andererseits bei den Angelsachsen die Herrschaft des Nützlichen und Praktischen, so überwiegt bei den Deutschen die Idee, der abstrakteGedanke, der th e o r e ti s ch e B e g ri ff, oft in inniger Verbindung mit Gefühlserlebnissen. Allgemeiner ausgedrückt: das Innerliche erbält eine sehr starke Betonung gegenüber dem Äußeren. Und damit hängt es zusammen, daß die Formung irgend welcher Lebensinhalte dem Deutschen ebenso schwer geworden ist wie die praktische Bewältigung der Lebensaufgaben. Innerlichkeit ist unzertrennlich von einem starken Gefühl. Gefühl aber ist an sich Formlosigkeit.
So wird die Form gerade für den Deutschen zu einem Problem, mit dem er von jeher schwer zu ringen hatte, und damit ist unmittelbar gegeben, daß der

germanische Formbegriff sich wesentlich von dem romanischen unterscheidet. Nach Friedrich Hebbel ist Form ein harmonisches Verhältnis zwischenIndividuellemundAllgemeinem,zwischenFrei-
heit un d N o tw e n d i gke it. Liegt in diesem Verhältnisse der Schwerpunkt in dem Allgemeinen und Notwendigen, so entsteht die autoritative Form, die als geltende Anerkennung fordert, und der sich die Inhalte anzupassen haben. Dies ist das Wesen der romanischen Form. Sie beherrscht das religiöse Leben in der typischen Gestalt des Katholizismus; sie offenbart sich in der Kunst eines Raphael, der seine Madonnenbilder der feststehenden Form des Dreiecks anpaßt; sie zeigt sich auch auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Verkehrs. Dieser gewissermaßen äußeren Form gegenüber erstrebt der deutsche Geist die innere, freie, individuelle Form. Sie ist nicht eine fertige, überkommene, der sich auch der neue Inhalt anzubequemen hat; sondern der Inhalt soll hier nach seiner Eigen» art die ihm angemessene Form aus sich erzeugen. Freilich ist dieser Gegensatz nur im Sinne ursprünglicher Geistesrichtungen zu nehmen, denen die tatsächlichen historischen Gestaltungen in der Kultur oft wenig entsprechen. Denn einerseits wird die äußere Form viel leichter gewonnen als die innere und führt daher in vielen Fällen zu einer freien, gewandten Beherrschung der Kultur- und Lebens-inhalte, wie sie die französische Kultur uns zeigt, während hinwieder das Ringen nach der individuellen Form den Eindruck geistiger Unfreiheit macht, wofür etwa an die Reformationszeit in Deutschland zu erinnern ist. Ferner darf nicht ver-gessen werden, daß die Gegensätze der inneren und äußeren, der individuell-freien und der zwangsweise-autoritativen Form durchaus relativ sind. Insbesondere gibt es eine absolut individuelle Form überhaupt nicht. Denn insofern die Form das an dem Gegenstande Verständliche, Begreifliche, ja letzthin Geistige ist, hat sie imm.'r das Gepräge eines Allgemeinen. Das schlechthin Individuelle, keiner Form Untern orfene ist für uns das Unbegreifliche, Irrationale. Also auch die innere Form, die aus dem individuellen Inhalte selbst geboren ist, strebt auf etwas All-gemeines, Geltendes hin.

Es ist keine Frage, daß dem deutschen Volksgeiste infolge seiner Richtung auf Verinnerlichung wenigstens die Anlage zur Gestaltung der inneren Form innewohnt. Unsere Geschichte aber hat dafür gesorgt, daß diese uns gestellte Auf-gabe durch Hemmnisse aller Art erschwert worden ist. Ia, es kann fast als tragisch bezeichnet werden, daß dasjenige Volk, dem die Natur freie Entwickelung aus dem Inneren seiner Volksseele vorgeschrieben hat, durch niederdrückende äußere Ge-schicke immer wieder der Nachahmung fremder Formen, die ihm doch im Grunde wesensfern sind, verfallen ist. Weil wir selbst nicht zu den unserer Art ange» messenen Formen gelangen konnten, entlehnten wir sie andern Völkern, oft in kritikloser Bewunderung.

Allerdings erstreckt sich die Übernahme fremder Form bezeichnender Weise hauptsächlich auf die Gebiete äußerer Kultur, wie Mode und gesellschaftliche Ver-

hältnisse. Hier sind wir bis zur Gegenwart noch nicht zu der Sicherbeil der Lebensführung gelangt, die den Menschen wie etwas Angeborenes triebmäßig leitet, sondern schwanken oft zwischen Formlosigkeit und Überschätzung der Form. Ts ist uns nicht gelungen, die Lebensformen aus unserem eigenen Wesen zu entwickeln. Die lange Abhängigkeit vom Auslande brachte uns fremde Gewohnheiten nahe, die willig angenommen wurden, da man sich einer überlegenen Kultur gegenübersah. Unserer Kleinstaaterei und „Vielherrlichkeit" verdanken wir die starke Betonung der Rang- nnd Standesunterschiede und das damit verknüpfte Titelunwesen. Die hohe Bewertung solcher Äußerlichkeiten widerspricht jedem Streben nach innerer Form. Freilich schlägt der Pendel des Lebens vielleicht nirgend so weit aus zwischen himmelstürmender Genialität und behaglich engem Philistertum wie auf deutschem Boden; und aus solchem seelischen Reichtum den einheitlichen Lebensstil zu gewinnen mochte hier eine schwierigere Aufgabe sein als bei anderen Völkerrassen.

Ie höher wir jedoch zu dem Bereiche der eigentlichen Geisteskultur emporsteigen, desto deutlicher zeigt sich die Fähigkeit, den Stoff in eigenartiger Weise zu gestalten.

Es sind vornehmlich drei Gebiete, auf denen der deutsche Geist zu ganz selbständigen Schöpfungen gelangt ist: philosophisches Denken, Musik und Lyrik. Man erkennt sofort, daß es sich in allen drei Fällen um die Formung reiner Gedanken- und Gefühlserlebnisse, nicht aber um die Gestaltung der Wirklichkeit handelt.

Nun mag man den Wert unserer großen metaphysischen Systeme als „Gedankendichtungen" für den Fortschritt der Erkenntnis bezweifeln; jedenfalls ist nicht ;u leugnen, daß sich in ihnen ein wesentlicher Zug deutscher Geistesart äußert. In dem großzügig entworfenen, aber wenig ausgeführten Systeme Leibniz', der als der erste bedeutende deutsche Philosoph zu gelten hat, ist der Versuch gemacht, die ganze Summe des damaligen Wissens und die verschiedensten Denkrichtungen auf Grund eines persönlichen kraftvollen Lebensgefühls zur Einheit zu formen. Dem unpersönlichen Pantheismus Spinozas gegenüber symbolisiert Leibniz in dem Begriffe der Monade die Bedeutung und den unverletzlichen Wert des Einzelindividuums, das die ganze Möglichkeit seines Wirkens in sich selbst enthält. Aber durch den poetischen Gedanken einer vorherbestimmten Harmonie wird die unendliche Mannigfaltigkeit aller Einzelwesen doch wieder zu einem großen, einheitlichen Ganzen verknüpft. Sehr bezeichnend ist es dann, daß nach der kritisch-zergliedernden Arbeit Kants, die doch auf die Vernichtung aller onrologischen Denkungsweise zielte, ja gerade imAnschluß an Kant wieder eine Hochflut metaphysischer Systeme einsetzte. Der Einheitstrieb des Deutschen, der eine letzte Zusammenfassung aller Denkinhalte fordert, widersetzte sich bald der sichtenden und trennenden Erkenntnistheorie des Kritizismus. Und in unseren Tagen erleben wir es, daß die Metaphysik, von der sich die eigentlichen Pbilosophen meist vorsichtig zurückhalten, gerade bei Naturwissenschaftlern wie

Haeckrl und Ostwald neue und seltsame Blüten treibt. Die Neigung zur Synthese, d. h. zu einer einheitlichen Form unseres gesamten Weltwissens, kurz zur Bildung einer Weltanschauung, ist dem deutschen Wesen unausrottbar eingepflanzt.

Mit ähnlicher Sicherheit hat der Formensinn sich bei der eigentlichen Gefühlskunsi, der Musik, geoffenbart. Daß die bedeutendste rein musikalische Form, die der Symphonie und Sonate, deutschen Ursprungs ist, besagt schon viel. Immer» hin läßt sich hier noch von äußerer Form sprechen. Dagegen ist die musikalische Ausdiuckeweise innerhalt dieser größeren Formen eigenstes Erzeugnis der deutscheu Kunst. Hatte die italienische Musik im Palestrinastil die einzelnen Stimmen zu zwar selbständigen, aber doch unpersönlichen Gliedern eines Ganzen gemacht und mit der Oper die moderne Melodie erfunden als eine dem Ohr schmeichelnde, leiei'r faßliche, rntbmisch bewegte Tonlinie, der sich das übrige als „Begleitung" unterordnete, so strebte die deutsche Musik darnach, den einzelnen zusammenerklingenden Stimmen die Bedeutung individueller Persönlichkeiten zu geben. Schon bei Bach macht sich dieser Persönlichkeitscharakter der Themen geltend, allerdings noch durch die strenge Prlyphonie der Gebilde verdunkelt. Wie bei Leibniz, dessen Zeitgenosse Bach noch teilweise war, werden die selbständigen Elemente wie durch eine Art vorher bestimmter Harmonie äußerlich verknüpft. Ganz von innen heraus gestaltet dagegen Beethoven. Die äußere Form, die Hand n geschaffen hatte, behält er bei; aber er erfüllt sie mit einem ganz persönlichen Leben. Der Schwerpunkt liegt in der Persönlichkeit des Künstlers; die ganze leidenschaftliche Erlebniskraft des Schöpfere geht unmittelbar in sein Werk ein. Und iener Trieb, den überquellenden Reichtum der Gefühle ganz zur Darstellung zu bringen, der Beethoven zuletzt zur Erweiterung und Auflösung der sympboniichen Form führte, wirkte sich in anderer Richtung noch lebhafter in Richard Wagners Gesamtkunstwerk au?, das nichts anderes erstrebt, als eine einbeitliche zusammenfassende Form aller künstlerischen Ausdrucksmittel.

Ee «scheint gewagt, diesen gewaltigen Offenbarungen einer Kunst, die auf das Größte, Weltumspannende gerichtet ist, eine so bescheidene Form wie das lürische Gedicht an die Seite stellen zu wollen. Und doch bildet die Lyrik neben jenen Erzeugnissen des musikalischen und philosopbischen Genies eine urdeutsche Schöpfung, derer. Keime wir im Volkslied erkennen. Auch hier liegt ja die Formung eines reinen Gedanken» und Gefühlsinhaltes vor; denn im echt lyrischen Gedicht löst sich der Wirklichkeitsgehalt in Gefübloeindrü^e auf. Erscheinungen wie Goethes und Mörickes Lnrik läßt sich nichts in fremden Literaturen vergleichen. Ibre Eigenart tritt besonders stark bervor, wo der Gefühlsgehalt durch die Vertonung gewissermaßen Körper gewinnt; und diese Schöpfungen eines Schubert und Schumann erschienen dem französischen Geiste so fremdartig, daß man sie mit Worten der eigenen Sprache gar nicht bezeichnen konnte, sondern dafür das deutsche „Lied" übernahm.

Ein ganz anderes Bild zeigen uns diejenigen Schöpfungen der Poesie, wo es
sich mehr als in der Lyrik um dichterische Gestaltung einer Wirklichkeit
handelt. Hier hat der deutsche- Genius mit den größten Schwierigkeiten zu
kämpfen, um dem überreichen Gedankeninhalt Form zu geben. Nachdem der
Dreißigjährige Krieg die gesamte deutsche Kultur bis auf wenige Reste vernichtet
hatte, schien kein anderes Rettungsmittel zu sein, ale sich auch in der Literatur an
französische Vorbilder anzulehnen. Den Bemühungen Lessings und W i n ck e l-
manns gelang es zwar, an die Stelle des französischen Einflusses den der Antike
zu setzen. Aber den Weg zum deutschen Wesen fand erst Herder, der deshalb
auch eine nachhaltigere Wirkung auf die deutsche Poesie ausgeübt hat alo der ver
standesschärfere und bedeutendere L e s s i n g. Herder besaß eben eine tiefe
Innerlichkeit des Gemüts; er bemerkte, daß die Sehnsucht, die über alle be-
schränkende Form der Gedanken hinausstrebt, zum Volkscharakter der Deutschen
gehöre. Auch erkannte er das wahre Wesen der Dichtung in ihrer Wirkung auf
Phantasie und Gefühl. Was Poesie ist, wußte er wie wenige; aber die form»
bildende Kraft war ihm nur im geringen Maße verlieben. Sein Schaffen ging
daher weniger darauf aus, formvollendete Kunstwerke zu gestalten, alo vielmeb.
vom Verständnis des Poetischen aus eine große Welt- und Lebensanschaiiung auf-
zutauen, die ihren Gipfelpunkt in der Idee edler, freier Menschlichkeit fand. Da-
mit kündigt sich in H e r d e r jene Auffassung der Dichtung an, die unsere gesamte
klassische Periode beherrscht. Bei unseren großen Dichtern überragt die Dichter-
persönlichkeit die Dichtung; der ganze menschliche Gehalt erschöpft sich
nicht in dem Werke. Goethe und Schiller sind als Persönlichkeiten mebr
als ihre Werke. Ihr dichterisches und schriftstellerisches Schaffen ist ibnen nur
Mittel zu einem höheren Zwecke: der Entwickelung ihres Wesens ans tiefster In-
nerlichkeit zu reinem, hohem Menschentum. Sie suchen weniger die vollendete
F','rm des Kunstwerkes als die harmonische Formung des Leben s. Vor
allem feblt daher — zumal beiGoetbe — die Rücksicht auf das Publikum in
weitgehenderem Maße, als es in anderen Literaturen der Fall ist. Nach einer
Bemerkung Bruneti 5 res ist die französische Dichtung vom Mittelalter bis
heute dadurch gekennzeichnet, daß sie für die Gesellschaft und im Hinblick auf Leser
und Zuschauer geschaffen ist. Das Werk soll etwas in sich Fertiges, leicht Faß-
liches, Angenehmes sein, dem man die Srnren seiner Entstebung und seiner
subjektiven Verursachung nicht mehr ansieht, wie etwa eine fein ausgearbeitete
Plastik, die man mit einem gewissen sinnlichen Wohlgefühl in der Hand bält und
betrachtet. Im schärfsten Gegensatze zu solcher Kunstauffassung will Goethe
nur sein Inneres geben, sich von der drückenden Last des Lebens befreien, indem
er das subjektive Erleben im Dichterwerke vergegenständlicht und so von sich los-
löst. Wie ein Naturereignis entströmt das Werk seiner Seele, und sorglos schreibt
er Gedichte nieder, die obne Kenntnis der veranlassenden Umstände kaum zu ver-
stehen sind. Goethe erstrebt übrigens bewußt dasjenige, was er selbst die

innere Form nennt. Daß dies in der Lyrik gelang, wurde erwähnt. In größeren Werken, wie in den früheren Dramen, dem Faust und den Romanen sprengt dagegen die Überfülle der Gedanken die feste Form. Welch seltsames Gebilde sind doch die Wanderjahre, wo dem bedeutenden Inhalte zuliebe die Form ganz vernachlässigt wird. Es ist nun bemerkenswert, daß sowohl Sch i l l e r wie G o e th e auf dem Gipfel ihrer Kunst sich wieder antiken Formen und Anschauungsweisen zuwenden. Man könnte darin fast das Eingeständnis sehen, daß sie es für unmöglich hielten, aus sich zu einer inneren Form des Dramas zu gelangen. Werke wie Iphigenie und Braut von Messina mag man als Dichtwerke und auch in ihrer allgemeinen Kulturbedeutung sehr hoch einschätzen; vom Gesichtspunkt einer wirklich national-deutschen Kunst bleibt es doch vielleicht zu bedauern, daß damit die ursprüngliche Richtung unserer großen Dichter aufgegeben war.

Zweifellos bedeutet der Übergang zur Romantik das Erwachen nationaler Regungen gegenüber der mehr weltbürgerlichen Neigung der Klassiker. Zugleich aber löst sich das klassische Formenideal auf; an Stelle der Bindung tritt Unge» bundenbeit und Freiheit, die bis zur Zügellosigkeit in Denken, Schaffen und Leben führt. Die subjektive Innerlichkeit des Ich, die schrankenlose Sehnsucht, die „überschüssige Seele" des Deutschen (Bogumil Goltz) will sich ungehindert ausleben. Ein. starker Individualismus verbindet sich mit einem unendlichen Lebensgefühl. Bei solchem Streben in mystische Ferne, bei solchem Gemütsüberschwang, der sich nach Friedrich Schlegels drastischem Ausdruck bis zur „knolligen Verliebtheit ins Universum" steigert, kommen diese Dichter schwer zur Gestaltung. Wiederum ist es ein schier unfaßbarer Inhalt, der sich nicht zur Form verdichten kann. Wieviel lebt denn heute noch von den Werken der Schlegel, Tieck, Novalis? Verschwindend wenig im Verhältnis zu der Bedeutung, die sie für die deutsche Geistesgeschichte gehabt haben. Wenn Goethe dem Persönlichkeitsgehalte seiner Werke einen überragenden Wert zuerkannte gegenüber dem objektiven Sinn des Kunstwerks als einer in sich abgeschlossenen, für sich daseienden Lebensdarstellung, so wirb das von den Romantikern auf die Spitze getrieben. „Ich behandle meine Schriftstellerei nur als Bildungemittel", erklärt Novalis und bezeichnet es als höchstes Ziel der Bildung, sich seines transzendentalen Ich zu bemächtigen, d. h. die letzte, geheimnisvolle Tiefe seines Innenlebens zu er» gründen. Um sich den Gegensatz zu einer anders gearteten, rein literaischen Romantik klar zu machen, denke man an VictorHugo: wie weit bleibt bei ibm die Persönlichkeit hinter den Werken zurück! Die subjektive Geistesfreiheit, die in schavfem Widerstreit zur Formenbindung steht, erhält ihren letzten Ausdruck in der sog. romantischen Ironie. Sie ist nichts anderes als die Freiheit des schöpferischen Geistes, der sich als unendlich empfindet im Vergleich zu dem Werke, das doch nur einen endlichen, beschränkten Wert hat. Besteht Form in der Einheit von Individuellem und Allgemeinem, so ist hier das Individuelle, das freilich das Unendliche, Allgemeine in sich einschließen soll, bis zur Einseitigkeit betont. Die

Selbstheirlichkeit des schrankenlosen Ich gegenüber dem Werke ist bis zum Außersien gesteigert. Friedrich Schlegel sagt: „Wir müssen uns über unsere eigene Liebe erheben und, was wir anbeten, in Gedanken vernichten können: sollst fehlt nns, was wir auch für andere Fähigkeiten haben, der Sinn für das Weltall." —

Der Kampf zwischen Inhalt und Form ließe sich leicht durch die Literaturgeschichte des 19. Iahrhunderts weiter verfolgen. Überall, wo die deutsche Dichtung auf höhere Ziele ausgeht, da entsteht ein Ringen mit Welt, Leben und Kunst, wie es die Persönlichkeit eines Hebbel oder Otto Ludwig mit so erschütternder Deutlichkeit uns vor Augen stellt. Gerade bei H e b b e l spielt der Begriff der Form in seiner weitesten Anwendung auf Dichtung und Leben eine hervorragende Rolle. Wollen wir uns aber diese Seite des deutschen Wesens in recht lebhaften Farben vergegenwärtigen, so denken wir an Iean Paul, den Bogumil Goltz den „seltsamsten und gleichwohl normalsten Deutschen" nennt. Hier siebt man, wie ein ungeheurer, chaotischer Gedankenreichtum vor beständigem Zeugen und Neuschaffen gar nicht zur Form werden kann.

Die Eigentümlichkeit des Deutschen, daß es ihm mehr um das Aussprechen der ihn bewegenden Gedanken als um gewinnende Form zu tun ist, tritt nun besonders stark in der bildenden Kunst hervor. Denn wenn es sich hier durchaus um die Formung und Gestaltung äußerer Wirklichkeit handelt, so erwächst daraus dem Germanen in ganz anderer Weise ein Problem als dem Romanen, der in der angenehmen Darstellung der Außenseite des Lebens eher Genüge findet.

Am leichtesten konnte sich Gedankentiefe, Gemütswärme und phantastisches Wesen in der Malerei ausleben. Und schon in der Kunst des Mittelalters zeigt sich überall mehr das Streben nach Ausdruck des Innenlebens als nach harmonischer, wohl abgewägter Form. Was könnte auch dem Künstler, der sich bemübt, d n Gebalt der Seele selbst auf die Tafel zu bannen, die äußere Form noch bedeuten ! Wie abgeklärt nehmen sich die Fresken eines Giotto und Masaeeio mit ibrem bewußten kühlen Realismus gegen die aus übersel'wenglicher Phantastik und berbem Naturalismus gemischten Werke gleichzeitiger deutscher Maler aus! Schon die Stoffwahl ist bezeichnend. Während in Italien die Darstellung der Iungfrau Maria zur Herausbildung eines weiblichen Schönheitsideals und zugleich einer formsicheren symmetrischen Gruppe führt, vertieft man sich im Norden in das unaussprechliche Glanbensgeheimnis, das Leiden des Gottessohnes. Statt auf das formal Schöne ist man hier auf das Charakteristische gerichtet, und in der Sucht, möglichst starker, seelischen Eindruck zu machen, verfällt man allzu leicht ins Form lose, Häßliche, Verzerrte. Wenn Dürer mit den Geheimnissen der Apokalnpse ringt, so versucht er eigentlich, das Undarstellbare sinnlich darzustellen. Man könnte mit einer gewissen Übertreibung sagen: Dürer will gar nicht wie Rafael und der von ihm so hoch geschätzte Bellini ein „schönes" Kunstwerk gestalten; er füblt nur zn deutlich, daß ihm darin die Italiener überlegen sind.

Aber in gewissem Sinne kann er, ja m u ß er m e h r leisten: er muß sein eigenes Innenleben in seinen Werken offenbaren. Gerade bei Dürer bestätigt sich, was wir als eine Eigenart des deutschen Genies erkannten. Auch Dürers Persönlichkeit wird von seinem Werke nicht verzehrt, sondern ragt darüber hinaus. Allerdings hat auch er dem starken Einfluß romanischer Form nicht widerstehen können. Und eine gewisse Seite des deutschen Kunststrebens tritt vielleicht noch ursprünglicher in Matthias Grünewald hervor, dessen Isenheimer Altar in seiner dämonischen Phantastik, der mystischen Lichtwirkung und dem übersinn» lichen Gehalt so recht wie die innerste, freie Offenbarung einer gewaltigen Künstlerseele anmutet. Man hat vor manchen Bildern deutscher Maler das Gefühl, daß sie eigentlich von der Kunst mehr verlangen, als diese durch ihre Mittel, durch Form und Farbe, zu geben vermag. Und dieser Trieb wohnt mit unverminderter Kraft auch der späteren Kunst inne; das zeigen die Namen Rethel, Schwind, Böcklin, Thoma, Uhde. Keiner von ihnen sucht die „reine" Schönheit; keiner begnügt sich mit der naturalistischen Wiedergabe der Erscheinung; sie alle wollen hinter die Erscheinung greifen. Denn Böcklin , bei dessen Bildern man vom eng malerischen Standpunkt aus nicht ganz mit Unrecht von „schlechter Malerei" sprechen konnte, will nicht Landschaften malen, sondern die Natur selbst in ihrem ewigen Leben und Weben zur Darstellung bringen. Er ist ein Maler-Poet. Und ein Poet ist auch Mar Klinger; daneben noch Philosoph, der uns tiefsirnige Ideen übermitteln will und seine künstlerischen Gesichte, wie in der Brahmsphantasie, aus musikalischen Eindrücken schöpft. Auch äußerlich bekundet die Vielseitigkeit Klingers als Maler, Bildhauer, Radierer dieses nach allen Seiten gerichtete Streben. Statt einer scharfen Trennung der künstlerischen Formen der Malerei und Plastik tritt vielmehr eine Vermischung ein: seine Malerei ist plastisch empfunden, seine Bildhauerwerke wirken malerisch. Überall scheint hier der technisch-formale Standpunkt zugunsten einer tieferen, inhaltlicheu Lebensbeziehung zurückgedrängt.

Was aber, so müssen wir schließlich fragen, ist denn dem Deutschen die Kunst, wenn er von ihr mehr verlangt, als bloß den holden Schein der Wirklichkeit, die gefällige, verständliche Form? Um es mit einem Worte zu sagen: dem Deutschen ist die Kunst in letzter Hinsicht ein Element der L e b e n s d e utun g, der Weltanschauung. Deshalb auch erschöpft sich die Bedeutung unserer großen Dichter und Künstler nicht in ihren Werken. Desbalb sind Dürer, Bach, Goethe, Schiller, Beethoven, Brahms in erster Linie sittliche Persönlichkeiten und ihre Werke nur als mehr oder weniger fragmentarische Äußerungen ihrer gewaltigen Lebensarbeit anzusehen. Nicht die Formung der einzelnen Kunstwerke ist das Ziel ihres Lebens, sondern das Leben selbst soll nach einem Worte Hebbels Form gewinnen.

Wenn wir nun mit einem kübnen Sprunge von den idealen Geistessckőpfnngen zu dem Gebiete der Politik übergeben, so ist dabei der Gedanke maß-

gebend, daß sich die bisherigen Ergebnisse, falls sie allgemeine Geltung haben sollen, auch bei ganz anders bedingten Kulturerscheinungen bewähren mussen; sind wir doch der Überzeugung, daß wie bei der Einzelpersönlichkeit so auch bei Völker-individualitäten alle Lebensäußerungen aus einer gemeinsamen Quelle, eben der Velksnatur, stammen. Nur muß daran erinnert werden, daß das Streben des deutschen Volksgeistes nach innerer, freier Form um so stärkeren Hemmungen aus-gesetzt ist, je mehr wir von den Höhen reiner Geisteskultur in die Niederungen des praktischen und vorwiegend materiell bestimmten Lebens hinabsteigen.

Die politische Verworrenheit, die unsere Geschichte so sehr zu ihrem Nachteile von derjenigen unserer westlichen Nachbarn unterscheidet, beruht nicht allein auf den ungünstigen äußeren Verhältnissen, unter denen Deutschland sich entwickelte. Auch die Volksanlage, in der ein edler Freiheits- und Unabhängigkeitssinn mit dem natürlichen Autoritätsbedürfnis im Widerstreit liegt, hat ihren Anteil daran, daß es bei uns weit schwerer war, das Viele, Mannigfaltige einer großen Nation durch eine einheitlich politisch-soziale Form zu bewältigen. Während Frankreich und England früh zu festen, staatlichen Bildungen gelangten, zeigte das Dentsche Reich vom Mittelalter bis in die Gegenwart ein sehr loses Gefüge. Das Recht der Person und der kleineren staatlichen Verbände hatte gegenüber der Einheit des Gesamtreiches bis in die neueste Zeit das Übergewicht. Im Mittelalter war das Stieben nach persönlicher Macht schlechterdings die Triebfeder für alle politischen Bewegungen. Die Fürsten suchten ihre Macht gegenüber dem König zu erhalten und zu vergrößern. Der Fürst aber war in seinem Handeln wieder beschränkt durch die Vornehmsten seines Landes, ohne die er keine Ordnungen und kein neues Recht erlassen konnte. Die Einheit des Reiches, im Grunde mehr eine glanzvolle Idee als eine Wirklichkeit, war wesentlich mit dem römisehen Kaisertum und seiner nahen Beziehung zu der universellen Kirche und dem Papsttum ver-knüpft. Fast nur die Romzüge der Kaiser waren eine allgemeine nationale An-gelegenheit; und gerade sie wirkten der politischen Einigung entgegen. Das Ideal des Augustinischen Gottesstaates hat manchem mittelalterlichen Geiste vor-geschwebt, wenn es auch nach Karl dem Großen wohl von keinem Kaiser mehr bewußt erstrebt worden ist. Auch das Lehnswesen, das die eigentliche soziale Or-ganisation des Mittelalters darstellt, zeigt einen ähnlich ideellen Charakter, dem doch die tatsächlichen Verhältnisse wenig entsprechen. Der Idee nach war es eine staatlich-gesellschaftliche Verwirklichung des Begriffssystems der antik-mittelalter-lichen Logik. Ieder nahm gewissermaßen an der Macht nnd dem Besitz des ihm übergeordneten und schließlich des obersten Lehnsherrn teil. Tatsächlich aber bedeutete es nur die „Zerstückelung der Staatsgewalt in private Einzelgewalten". 'Karl Lamprecht.) Dir öffentliche Verpflichtung wird in eine private umge-wandelt. Und noch ein innerlich persönliches Verhältnis spielt hinein, das Gefühl der Treue, die ja nach volkstümlicher Auffassung als eine besondere Eigenschaft des deutschen Wesens gilt. Zweifellos offenbart sich in ihr ein Gemütsbedürfnis

und eine ethische Anschauung. Sie enthält den Gedanken einer freiwillig übernommenen Verpflichtung, die dann aber als unbedingt bindend angesehen wird. Anstelle der äußeren auf Zwang beruhenden politischen Form tritt hier auf einer verhältnismäßig niederen Kulturstufe der sittliche Trieb einer freiwillig anerkannten Pflicht. Aber gerade das Gefühl der Treue ist vorzugsweise an die engere Heimat, den Stamm, den Territorialherrn, dessen Wirken man unmittelbar erfährt, gebunden und mußte bei der lockeren Fügung des Reiches die partikularistische Gesinnung noch verstärken.

Wir sehen demnach, daß die an sich so wertvolle Naturanlage des Deutschen, sein Individualismus, sein Freiheitsdrang und das Bestreben, die Form des Daseins von innen her zu gewinnen, für eine machtvolle politische Einigung nicht förderlich sein konnte. Es ist hier nicht der Ort, diese „Krankheitsgeichichte" (Hebbel) des Reiches zu verfolgen. Nur das sei besonders betont, daß bei all der politischen und religiösen Entzweiung unseres Volkes neben der gemeinsamen Spracht allein die einheitliche Geisteskultur den Gedanken der nationalen Zusammengehörigkeit aufrecht halten konnte. Die politische Einigung aber, wie sie heute als Tatsache besteht, ging nicht von innen, d. h. von einem alten deutschen Stammlande aus, sondern von einer Grenzmark, die zu den älteren Kulturstätten West- und Süddeutschlands ursprünglich geradezu im Gegensatz stand. Brandenburg»Preußen entwickelte ein Machtstreben und eine vereinheitlichende Kraft, wie sie den deutschen Stämmen sonst nirgend eigen war. Die Bei: Mischung des slawischen Blutes brachte hier gegenüber der Zerfahrenheit und dem nach außen strebenden Sinn des übrigen Deutschtums beharrende, festigende Elemente und zugleich eine Art sozialer und politischer Gefügigkeit hervor. Ein neuer, allerdings in gewisser Beziehung beschränkter Formbegriff, der sich schlechthin als staatliche Organisation bezeichnen läßt, wurde durch Preußen in das deutsche Leben eingeführt. Die Form autoritativer Bindung, der das deutsche Wesen ursprünglich in zu weitem Maße widerstrebte, und die zur Bildung eines großen staatlichen Verbandes nun einmal unumgänglich notwendig ist, wurde durch die politische Überlegenheit allmählich auch auf die anderen deutschen Stämme übertragen. Auf dem Gebiete der Politik kam also die Form sozusagen voi' außen. So notwendig es nun auch war, daß der Geist straffer, zusammen» haltender Zucht die übrigen Teile des Reiches beeinflußte, ja innerlich durchdrang, so wichtig war es doch andererseits, daß sich neben diesem Machtstreben ein allgemein-deutscher Nationalgedanke erhob. Es ist nun ungemein bezeichnend, „daß unsere neue deutsche Nationalität", wie Windelband sagt, „zuerst eine Wirklichkeit war in der Sprache und in der Literatur, daß ihre Substanz in dem ästbetisch-pbilosophischen Pildungssystem bestand, das seinem eigensten Wesen nach allgemein menschlicher, kosmopolitischer Natur war . . , Dieser Nationalitätsgedanke war so tief sittlich begründet und gefühlt, daß er sich nicht im geringsten auf die Bedürfnisse eines nationalen Egois-

mus, auf die Befriedigung von Macht- und Ehrgelüsten bezog, sondern vielmehr wesentlich auf dem ethischen Pflichtgefühl der Humanitätsidee beruhte und in ihr beschlossen blieb. Das war seine sittliche Größe und seine politische Schwäche." Wir stehen daher vor der eigentümlichen Tatsache, daß die vaterländischen Ideale des Deutschen unpolitischen Ursprungs sind. Und es ist natürlich, daß, als 1870 durch die Realpolitik Bismarcks die endgültige politische Form des Reiches auf preußischer Grundlage geschaffen wurde, diese mit dem idealen Nationalitätsgedanken nicht sofort verschmelzen konnte.

Nach der politischen Seite kann das deutsche Leben demnach nur dann Form gewinnen, wenn es gelingt, staatliche Bindung und freiheitliche Selbstbestimmung, die geschichtlich aus verschiedener Quelle unserer Volkheit stammen, zur Einheit zu verbinden. Wir müssen dazu kommen, jene straffe Organisation des Staates nicht lediglich als äußeren Zwang zu empfinden, sondern sie als Bestandteil und zugleich als Forderung unseres eigenen Wesens aufzufassen und dementsprechend von innen, d. h. vom Geiste aus zu beleben.

Aber noch eine andere Bindung des Individualismus hat sich neuerdinge vollzogen, die gerade für das deutsche Wesen von ganz besonderer Bedeutung geworden ist:diewirtschaftlicheOrganisation, die weit über die eigentlichen industriellen und gewerblichen Kreise hinaus bis auf die freien geistigen Berufe gewirkt hat. Nun kann es nicht zweifelhaft sein, daß der Mensch, sofern er sein Leben durch eine feste Orgamsation bestimmt weiß, dadurch ein eigenartiges Lebensgefühl und damit auch eine besondere Lebensform erhält; und zwar verwächst dieses Bewußtsein, ein „organisierter" Mensch zu sein, auf wirtschaftlichem Gebiete viel enger mit seiner ganzen Persönlichkeit als auf staatlichem, weil die Einordnung hier mehr oder weniger freiwillig, dort dagegen zwangsweise geschieht. Es ist hier vielleicht ein neuer Lebenstypus im Entstehen begriffen, den der deutsche Kulturgeist in die Weltentwickelung einführt.

Um nur e i n Beispiel für die Einwirkung der staatlichen wie der Berufsorganisation anzuführen, sei auf die Wandlung hingewiesen, die der höhere Lehrerstand in den letzten Iahrzehnten durchgemacht hat. Während der höhere Lehrer sich früher in erster Linie als Lehrender und Erzieher, ja als selbständiger Äelerrter füblte, hat sich allmählich mehr und mehr das Lebensgefühl des Beamten und des „Standesgenossen" entwickelt.

Die moderne Organisation tritt also dem früheren Lebenstypus als etwas Neues entgegen, ohne daß eine Versöhnung zwischen beiden schon stattgefunden hätte. Denn Organisation, sei sie politisch oder wirtschaftlich, ist Bindung der individuellen Triebkräfte, Rationalisierung des öffentlichen Lebens, insbesondere der Tätigkeit. Sie bedeutet Sie Überwindung des Individualismus von sozialwiitschaftlichen Beweggründen aus. Wo bleibt da noch Platz für eine freie Entfaltung der Persönlichkeit? Der Mensch scheint wirklich zu dem zu werden, als

tras die klassische Nationalökonomie ihn in falscher Abstraktion ansah: zu dem
unpersönlichen Elemente eines staatlich-wirtschaftlichen
Mechanismus. Es droht die Gefahr eines alles beherrschenden Industrialis-
mus, wie ihn bezeichnenderweise ein englischer Denker, Stuart Mill, unverblümt
als Lebensideal aufgestellt hat.
Damit aber würde das deutsche Volk seinem eigenen Wesen untreu werden;
es würde aus dem verrufenen Zustande des Träumens und Denkens in den ent-
gegengesetzten eines maschinenmäßigen Arbeitens übergehen und dadurch in
schroffen Widerspruch mit seiner Vergangenheit treten, deren hohen Wert wir nie-
mals verkennen dürfen. Das Problem der deutschen Lebensform
besteht also für die Gegenwart darin, das individuelle, persönliche
Geistesleben , wie es sich in Kunst, Wissenschaft und in politischen und
wirtschaftlichen Ideen entwickelt hat, in Ausgleich zu bringen mit der un -
persönlichen Organisation, die uns als Erzeugnis und Forderung
der Gegenwart entgegentritt. Wiederum erkennen wir hier als Ziel aller Lebens-
gestaltung die Vereinigung des Individuellen mit d^m Allgemeinen.
Dieser Ausgleich kann nur auf einem Gebiete stattfinden, das ebenso der
Sphäre des Persönlichen wie der Organisation angehört; dies ist das Gebiet der
Tätigkeit. Und zwar muß er wesentlich von der Seite der Persönlichkeit in
Angriff genommen werden. Diese muß die Organisation, die immer zum toten
Mechanismus zu erstarren droht, von innen beleben und durchgeistigen; denn nur
mit einer lebendigen und geistigen Organisation kann die einzelne Persönlichkeit
sich eins fühlen und gewissermaßen in ihr aufgehen, ohne seelisch zu verkümmern.
Die Organisation muß imstande sein, den minderbegabten Geist anzuregen, hervor-
ragende Fähigkeiten zu steigern und jedenfalls nicht zu lähmen.
Iener ursprüngliche Gegensatz der unpersönlich geforderten und der
persönlich gewollten und geleisteten Arbeit aber wird schließlich versöhnt
durch die Erhebung zurüberpersönlichen Tätigkeit. Erst in ihr wird
der Dualismus von Organisation und Ich überwunden. Die im tiefsten Sinne
persönliche Arbeit, die nicht durch den äußeren Erfolg bestimmt ist, sondern dem
inneren Schaffensdrange und Pflichtbewußtsein entspringt, ist durch sich selbst auf
dauernde, allgemeine Werte gerichtet. Solche Tätigkeit ist im böchsten Grade
sachlich, d. h. um ihrer selbst willen. Sie geht daher über das Persönliche hinaus.
So widerspruchsvoll es auf den ersten Blick erscheinen mag: die schlechthin per-
svnlicheArbeit wird durch sich selbst zur überpersönlichen Tätig-
keit, d. h. schafft dauernde Werte für die Menschheit. So finden Individuum
und Allgemeinheit ihre endgültige Harmonie in der Form der überpersönlichen,
rein sachlichen Tätigkeit. '
Noch eine letzte Deutung läßt sich dem hiermit aufgestellten idealen Begriffe
geben. Auf der Beziehung meiner persönlichen Tätigkeit zu allgemeingültigen.

„ewigen" Werten beruht diejenige Auffassung des Lebens, die man als die Dauerform bezeichnen kann. In seinem Werke leben, dem Dasein über die dahinschwindende, stets ungreifbare Zeit Bestand geben, dem Augenblicke Dauer rerleihen — das sind Ausdrücke, in die sich diese letzte Sehnsucht des Menschen, sein geistiges Sein zu erhalten,-kleidet. Was damit gemeint ist, tritt noch klarer hervor, wenn man die entgegengesetzte Augenblicksform betrachtet, nach der da« Leben in eine Kette aufeinanderfolgender Augenblicke zerfällt, ohne daß ein überzeitlicher Gehalt des Lebens erkannt noch erstrebt wird. Ihr gehören alle jene Daseinsgestaltungen an, die sich vorwiegend auf Sinnlichkeit gründen, sei es die verfeinerte Sinnlichkeit einer äußerlichen Kunst, sei es die gröbere des körperlichen Wohlbehagens und Genusses. Daß die Wirklichkeit uns diese beiden Typen niemals in solcher begrifflicher Schärfe gesondert vor Augen führt, bedarf kaum der Erwähnung. Auch können wir der ganzen Tiefe des Problems hier nicht nach« gehen. Ist aber nach allem, was wir über deutsche Wesensart gesagt haben, die Behauptung zu kühn, daß die Dauerform des Lebens als Ideal in der deutschen Volksseele angelegt ist? Weist darauf nicht auch jene dem deutschen Gemüte so eigene „Sehnsucht" hin? Wenn man dem aber zustimmt, so ergibt sich die unausweichliche Folge, daß die Dauerform auch zum bewußten Ziel aller Lebens- imd Kulturtätigkeit werden muß. Will die deutsche Seele ihr eigenstes Wesen entfalten, ss muß sie über sich selbst hinaus wachsen. Sie muß erfüllt sein von ernstem, reinem Streben nach den idealen Gütern. „Nur der Ernst, der heilige, macht das Leben zur Ewigkeit." (Goethe.)

Lenken wir nach diesen hohen Aufblicken unsere Gedanken zurück zur gegenwärtigen Lage, so scheinen zwei Umstände uns zu berechtigen, für die Zukunft der deutschen Kultur einen günstigen Verlauf zu erhoffen. Einmal die erhöhte Selbstsichi'rl'eit, die wir errungen haben, und das Bewußtsein, ganz auf uns selbst gestellt, das Höchste leisten zu können. Dann aber — und dies geht das Problem der Form im eigentlichsten Sinne an — die verheißungsvollen Ansätze, die sich in der künstlerischen Kultur der letzten Iahrzehnte allenthalben bemerkbar machten. Hier sind wir auf dem besten Wege, zu einer echt deutschen Form zu gelangen, wie insbesondere Baukunst und Kunstgewerbe zeigen; denn die hier entwickelte Form ist echt, sachlich und innerlich empfunden, eben jene „innere Form", die dem Deutschen allein genügen kann. Daß sich in dieser ästhetischen Bewegung eine tiefere, allgemeine Strömung der Zeit zuerst Bahn brach, unterliegt keinem Zweifel. Und so ist zu hoffen, daß die hier gegebenen Anregungen auf weitere Kulturgebiete wirken werden; auch wäre es nicht das erste Mal in der Geschichte, daß ein Umschwung der ästhetischen Anschauungen eine Umwälzung der gesamten Kultur ankündigte. Gerade die starke Lebensbeziehung der deutschen Kimst wird es ihr erleichtern, die in ihr herrschende ideale Richtung auch auf andere Gebiete zu übertragen. Das freie Kunstschaffen bildet den Gegenpol zu der im äußersten Sinne mechanisierten Arbeit der Organisation. Es ist zugleich

aber auch das Vorbild für jede persönliche Tätigkeit. Eine Befruchtung der organisierten Arbeit durch den Geist des freien künstlerischen Schaffens wäre also ein Schritt zu dem Ziele der Vereinigung des Individuellen mit dem Allgemeinen, des Ich mit der Organisation. Was hier auf einzelnen Gebieten der Kunst durch d^'n Vorgang begeisterter und tatkräftiger Männer gelungen ist, muß in der ganzen Breite unseres Kulturwesens in Angriff genommen werden. An dieser Aufgabe hat jeder Gebildete, ja jeder Schaffende mitzuwirken; denn es handelt sich ganz allgemein um die Gewinnung einer deutschen Form des Lebens.

H. Rimpler:

Die Seele des Wissenschaftlers.*)

1. Genie und Wissenschaft.

„Ich überzeuge mich immer mehr," sagte Tolstoi einmal, „daß eine große Gelehrsamkeit sich nicht mit Originalität der Gedanken verträgt." Man ist leicht geneigt, diesem Urteil unbedenklich zuzustimmen. Bei längerem Nachdenken aber kann man die Einseitigkeit des hier vertretenen Standpunktes nicht übersehen. Er gilt offenbar nur für eine gewisse Klasse von Gelehrten, deren Hauptarbeit und Lebensziel es ist, einen möglichst großen Vorrat von Nissen aufzuspeichern, der ewig totes Kapital bleibt, da den glücklichen Besitzern dieser Schätze die Gabe fehlt, sie fruchtbringend zu verwerten. Diese Handlanger der Wissenschaft können allerdings keinen originellen Gedanken hervorbringen, da sie vollständig in ihrer engumgrenzten Kleinarbeit aufgehen. Über ihr Studienobjekt gebeugt verlieren sie bald den Kontakt mit dem Leben, werden körperlich und geistig kurzsichtig uud sterben allmählich für die Außenwelt ab, so daß sie bald nicht mehr imstande sind, neue Eindrücke in sich aufzunehmen und zu verarbeiten.

Diese Gelehrten können unmöglich als typische Vertreter der Wissenschaft gelten. Denn alle Wissenschaft ist im steten Fortschreiten begriffen, und ein jeder Fortschritt — es sei auf welchem Gebiete auch immer — ist nur durch das Genie denkbar, das heißt durch schöpferische Originalität. Diese muß sich aber wohl mit der Gelehrsamkeit vertragen, wenn man überhaupt zugibt, daß sich die Wissenschaft in aufsteigender Linie entwickelt. Lessing hält indes das Wissen für durchaus nebensächlich: „Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jede? Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrat seines Gedächtnisses, sondern das, was er aus sich selbst, aus 'seinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht seinen Reichtum aus." Und die Tatsachen scheinen ihm recht zu geben: Newton wurde von seinen Lebrern für einen Dummkopf gehalten; ebenso trug

') Val. Iuliheft 1918. Z. 25 ff. (tz. Rimpler: Die Seele des Künstlers).

Liebig auf derSchule, wo es bekanntlich nur auf rezeptive Fähigkeiten ankommt und nicht auf produktive, gerade in Chemie eine schlechte Note davon. Robert Mayer, kein Professor der Physik, sondern ein einfacher Arzt, entdeckte das epochemachende Gesetz von der Erhaltung der Kraft, und viele andere wichtige Entdeckungen wurden von Laien und nicht von Fachmännern gemacht. Man kommt also logischerweise zu dem Schluß, daß alle welterschütternden Entdeckungen nicht wegen, sondern vielmehr trotz der Gelehrsamkeit der Forscher zustande kamen. Fördernd kann das aufgespeicherte Wissen nur insofern wirken, als es dem genialen Menschen ?rst die Lücke zeigt, die durch eine Entdeckung ausgefüllt werden soll, und von der der ungebildete Laie auch nichr einmal eine Ahnung hat. Denn wer das Problem nicht sieht, der kann auch nicht an seiner Lösung arbeiten. Nur dadurch erklärt es sich, daß dennoch die meisten Neuerungen von Fachgelehrten ausgingen, eben weil sie die einzigen sind, die das gesamte Gebiet und alle verfügbaren Hilfsmittel zu überblicken vermögen.

Das, was den Wissenschaftler zu neuen Entdeckungen führt, ist nichts anderes, als volle Selbständigkeit des Denkens, die er indes nur durch Emanzipation von allem Erlernten und von sklavischem Festhalten am Autoritätsglauben erreichen kann. Die Gelehrsamkeit ist in der Tat ein Hindernis, das aber vom Genie stets siegreich überwunden wird. Ihm wurde die Gabe der unbefangenen Beobachtung, daß heißt der freie Blick für das Wirken der Natur und die Fähigkeit, selbständig daraus Schlüsse zu ziehen. Aber er muß auch imstande sein, in jedem Einzelfall das Allgemeine zu erkennen: er muß abstrahieren können. Wer diese Gabe besitzt, dem wird beim Anblick der schwingenden Kirchenlampe plötzlich jenes Gesetz klar, das für a l l e Pendel gilt, wie dem Galilei; oder er beobachtet wie Papin einen Kessel mit kochendem Wasser, um aus dem sich hebenden Deckel auf die Erpansionskrafr des Dampfes zu schließen.

Es ist unmöglich an dem Genie solcher Männer, in denen Beobachtungsgabe und Abstraktionsfähigkeit zu wichtigen Entdeckungen führen oder neue fruchtbare Ideen hervorrufen, zu zweifeln. Und doch teilt selbst Kant das Vorurteil Tolstois gegen die Wissenschaft und ihre Vertreter, in denen er nur Nachahmer, aber keine Ordinale sieht. Die betreffende Stelle steht im K 47 der „Kritik der Urteilskraft" und lautet: „Wenn man aber auch selbst denkt oder dichtet, und nicht bloß, was andere gedacht haben, auffaßt, ja !soaar für Kunst und Wissenschaft manches erfindet, so ist doch dieses auch noch nicht der rechte Grund, um einen solchen (oftmals großen) K o p f ein G e n i e zu nennen; weil eben das auch hätte können gelernt werden ... So kann man alles, was Newton in seinem unsterblichen Werke der Prinzipien der Naturphilosophie, so ein großer Kopf auch erforderlich war, dergleichen zu erfinden, vorgetragen hat, gar woh"l lernen; aber man kann nicht geistreich dichten lernen, so ausführlich auch alle Vorschriften für die Dichtkunst und so vortrefflich auch die Muster derselben sein mögen. Die Ursache ist, daß Newton alle seine Schritte, die er von den ersten Elementen der Geometrie an

bis zu seinen großen und tiefen Erfindungen zu tun hatte, nicht allein sich selbst, sondern jedem anderen ganz anschaulich und zur Nachfolge bestimmt vormachen könnte; kein Homer aber oder Wieland anzeigen kann, wie sich seine phantasiereichen und doch zugleich gedankenvollen Ideen in seinem Kopfe hervor und zusammen finden, darum weil er es selbst nicht weiß, und es also auch keinem anderen lehren kann. Im Wissenschaftlichen also ist der größte Erfinder vom mühseligsten Nachahmer und Lehrlinge nur dem Grade nach, dagegen von dem, welchen die Natur für die schöne Kunst begabt hat, spezifisch unterschieden."

Auch die größten Geister sind Irrtümern unterworfen, und mit einem solchen haben wir es hier offenbar zu tun. Kant selbst sagt zu Anfang des erwähnten Paragraphen: „Darin ist jedermann einig, daß Genie dem Nachahmungsgeiste gänzlich entgegenzusetzen sei." Nun — was wir an den großen Männern der Wissenschaft alter und neuer Zeit in so hohem Maße bewundern, ist ja gerade der freie Geist, der mit den Vorurteilen der Vergangenheit, mit jedweder Überliefellng rücksichtsloe bricht, um das Neue und Bessere an Stelle des Alten, Morschen und Abgelebten, das sich nur durch die stumpfsinnige Gewohnheit der Nachahmung erhalten konnte, zu setzen. Der Geist des Fortschritts aber ist von der Originalität der Ideen und damit auch vom Genie, das sie hervorbringt, nicht zu trennen.

Der Unterschied, den der große Kant zwischen der Erlernbarkeit der Kunst und der Wissenschaft macht, beruht auf einem Denkfehler, und zwar ist hier produktive und reproduktive Geisteetätigkeit verwechselt worden. Ich bin ebensowohl imstande, die Verse eines Gedichts wie die Lehrsätze der Mathematik in mein Gedächtnis aufzunehmen. Dagegen ist es mir unmöglich, dem Dichter die Geheimnisse seines Schaffens derart abzulauschen, daß ich in der Lage wäre, etwas gleichwertiges hervorzubringen. Darin hat Kant ganz recht. Aber befähigt mich das erworbene Wissen etwa, selbstschöpferisch Neues zu entdecken? Gibt es nicht vieln'ehr auch in der Wissenschaft den Gegensatz zwischen Lernen und Schaffen? — Wenn wir diese Frage bejahen — und wir können nicht anders —, dann müssen wir den Geniebegriff abweichend von Kants sonderbarer Einschränkung unbedingt auch auf den Wissenschaftler ausdehnen.

Man kann in der Wissenschaft leicht zwei typische Forschungsmethoden unterscheiden: die zerlegende oder analytische und die kombinierende oder synthetische Methode. Die erstere gründet sich auf den menschlichen Scharfsinn und den kritischen Geist. Sie vertritt im wesentlichen das materialistische Prinzip. Sie hofft die Geheimnisse der Natur zu entschleiern, indem sie alle Dinge in ihre Urbestandteile zerlegt. Dazu dient ihr das Messer des Anatomen, das Mikroskop des Biologen, das Fernrohr des Sternkundigen ,sowie die mannigfaltigsten Apparate der Phosiker und Chemiker. Der Analntiker arbeitet nach einer Metbode der Sinne: er muß sehen und betasten können, was er erforscht.

Der Synthetiker gibt sich mit den durch Analyse gewonnenen Resultaten nicht zufrieden. Als Vertreter des geistigen Prinzips in der Wissenschaft empfindet er das Bedürfnis, das getrennte zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Er ist bestrebt, die verborgenen Zusammenhänge in der Natur aufzudecken, so daß die Vielheit der sinnlich wahrnehmbaren Dinge vermöge der bindenden Idee als wirkliche Einheit vom Verstande begriffen werden kann. Die Idee bildet die positive Ergänzung zu der negativen analytischen Forschungsmethode.

Die synthetische Idee ist das eigentlich Geniale beim Manne der Wissenschaft, weil sie ein reines Produkt des Geistes ist. Sie ist nicht das einfache Ergebnis bloßer Naturbeobachtung, noch viel weniger oft wiederholter Versuche, sondern sie entspringt einzig und allein der schöpferischen Phantasie des Wissenschaftlers. Durch eine einzige fruchtbare Idee ist die Wissenschaft mehr gefördert worden, als durch hundert Einzelergebnisse analytischer Gelehrter zusammengenommen. Es ist unendlich gleichgültig zu wissen, wieviele Haare das Fell eines bestimmten Tieres zählt oder welches Gewicht dieser oder jener Planet hat, solange der Blick auf diese Einzelheiten beschränkt bleibt. Erst die Idee, die die nötigen Verbindungen zwischen den analytisch gewonnenen Tatsachen herstellt, kann wahrhaft befruchtend auf die Wissenschaft wirken.

Die Idee ist stets der Vorläufer zu einer wissenschaftlichen Entdeckung. Sie kommt plötzlich und unerwartet, oft durch kleine, unscheinbare Zufälle auf die Seele des Wissenschaftlers einwirkend, die indes durch anhaltende und intensive Beschäftigung mit dem betreffenden Gegenstande vorbereitet sein muß. Es verhält sich damit ähnlich wie mit der Inspiration des Künstlers. Beide Male ist die Phantasie aufs höchste angeregt; nur daß der Künstler den Plan seines Werkes in konkreter Deutlichkeit vor Augen sieht, während die Idee des Wissenschaftlers mehr einen abstrakten Charakter trägt und eigentlich nur in einem allgemein gültigen Gedanken besteht. Dieser Gedanke ist im Augenblicke der Konzeption nichts weiter als ein bloßer Glaube, von dessen Richtigkeit indes das Genie von vornherein innerlich überzeugt ist. Es handelt sich nun um nichts geringeres, als auch den anderen diese Überzeugung beizubringen, und das ist eine lange mühevolle Arbeit. Die Idee ist im Anfang stets subjektiv und deshalb keine Wissenschaft; es gilt jetzt, sie zu objektivieren und dadurch eine brauchbare Entdeckung aus ihr zu machen. Beweise müssen gefunden und mit emsigem Fleiße zusammengetragen werden. Der Glaube schwebt in der Luft und soll im Erdreich verankert, das unbewußt Empfangene ins helle Licht des Bewußtseins gestellt werden. Es ist für das wissenschaftliche Genie eine harte Geduldsprobe, sich einer mühevollen Arbeit zu unterziehen, nur um seinen Mitmenschen das, was stets als felsenfeste Überzeugung in ihm lebte, zu beweisen. Daß dies nötig ist, zeigt uns die Tatsache, daß fast alle Erfinder anfangs für Narren und Phantasten gehalten wurden, bis sie die Welt von der Richtigkeit ihrer Ideen zu überzeugen vermochten. Der wahrhaft

geniale Mensch kümmert sich nicht um Unverständnis und Verfolgung; er erledigt seine Arbeit mit dem Gefühl, der Menschheit diesen Dienst nur seines bloßen Daseins willen schuldig zu sein, und entwickelt dabei eine oft ans Übermenschliche grenzende Ausdauer. So stark ist der Einfluß der treibenden Idee. „Wo das Genie nur wirklich eingetreten, da findet sich der Fleiß von selber und vermehrt sich in steter Steigerung, und treibt den angehenden Gelehrten unaufhaltsam fort zu seiner Vollendung; wohingegen der Fleiß sich nicht findet, da war es nicht das Genie und der Antrieb der Idee, welche zum Vorschein kamen, sondern etwas höchst Gemeines und Unwürdiges an seiner Stelle." (Fichte, Über das Wesen des Gelehrten.)

Laplaee, selbst ein Entdeckergenie, behauptet: <l6couvertes <.ous!swllt <iiius <lc' Ii:n'<'ils riiIiprttcli^ineuts <1'i<I^e5> suse^Ittidl?s <!e 5? znilltU'e t't <^ui ^Uii^nt isnI<Ze8 ziisqu'«Ioi'8." Aus diesem Grunde nannte ich die Idee kombinierend oder synthetisch; und es ist deshalb stets von Vorteil für das wissenschaftliche Genie, wenn es die Theorien seiner Vorgänger kennt, wenn auch andererseits zugegeben werden muß, daß eine allzu große Belastung des Gehirns mit Gedächtniskram der Neuschöpfung nicht förderlich ist. .

Wie eine Entdeckung zustande kommt vom ersten Aufkeimen der Idee an bis zum wissenschaftlich erakten Beweise, dafür bietet die Auffindung des Gravitationsgesetzes durch Isaae Newton ein lehrreiches Beispiel. Der kosmische Umlauf war durch Kopernikus entdeckt worden; über die Schwerkraft hatte Galilei eingehende Untersuchungen angestellt. Kein Mensch aber war je auf den Gedanken gekommen, beide Tatsachen in einen inneren Zusammenhang zu bringen: das war Newtons Tat. Lange hatte er darüber nachgegrübelt, welche Kraft es wohl sei, die die Gestirne in eine bestimmte Bahn zwingt. Da kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Ein ganz kleines, unbedeutendes Ereignis war es, das in seine wohl vorbereitete und empfängliche Seele fiel und dort leicht Wurzel faßte. Er sah einen Apfel zur Erde fallen, und sofort trat mit zwingender Notwendigkeit die lange vergeblich gesuchte Idee vor sein geistiges Auge. Dieses intuitive Erfassen der Idee war nichts anderes als ein abgekürztes Schließen. Versuchen wir es, zu analysieren: Ich sehe den Apfel zur Erde fallen. Ich abstrahiere von allen besonderen Eigenschaften des Apfels und erhalte einen senkrecht fallenden Gegenstand. Frage: Warum fällt ein schwerer Gegenstand senkrecht? Warum nicht nach oben oder seitwärts? (Für den Forschenden gibt es keine Selbstverständlichkeiten!) Antwort: Es gibt eine besondere Kraft, die dem Erdplaneten innewohnt, so daß alle in seine Nähe kommenden Gegenstände von ihm angezogen werden. Was von der Erde gilt, wird höchstwahrscheinlich für alle Planeten, ja für alle Gestirne ohne Ausnahme gelten. Und von hier aus war es nur noch ein Kleines, den kosmischen Umlauf aus Zentripetal- und Zentrifugalkraft zu erklären. Die kombinierende Idee hatte eine überraschende Verbindung hergestellt zwischen den Fallgesetzen des Galilei nnd dem Weltsystem des Kopernikus: das Gravitationsgesetz war gefunden.

Natürlich vollzogen sich im Gehirne des Newton die Schlußfolgerungen mit einer so fabelhaften Geschwindigkeit, daß das Bewußtsein nicht zu folgen vermochte. Aber Newton glaubte an seine Idee und diese persönliche Überzeugung von der Richtigkeit seines Glaubens ließ ihn nicht eher rasten und ruhen, bis er sich und anderen die volle objektive Gewißheit verschafft hatte. Die Mathematik dünkte ihm der erakteste Nachweis zu sein. Und nun quälte er sich achtzehn lange Jahre seines Lebens damit ab, seinem Glauben eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Zuerst wollten die angestellten Berechnungen mit der Erfahrung und Beobachtung nicht übereinstimmen, bis er schließlich nach achtzehn Iahren in der Lage war, die Hauptergebnisse seiner mühevollen Arbeit der Royal Soeiety vorzulegen.

Welche ungeheure Selbstverleugnung diese Arbeit im Dienste der Wissenschaft dem Genie kostet, davon kann man sich auch nicht annähernd einen richtigen Begriff machen. Das Genie aber leistet sie in dem Bewußtsein, nicht für sich selbst, sondern allein für die Menschheit und ihren Fortschritt zu leben. Von diesem Gesichtspunkte aus verstehen wir auch die Definition von Buffon: „1> <;^nie u'e«t uuti? olinse «M'uue ^rnud« nptitiiäe il I:> i>utiei>ce."

Etwa eineinhalb Iahrhunderte nach Newton wurde dao Gravitationsgesetz auch historisch begründet: Laplace verfaßte seine Theorie von der Entstellung des Sternenhimmels. Diese Idee, die übrigens schon vorher von Kant intuitiv als richtig erkannt worden war, unterscheidet sich von der Newtons dadurch, daß sie die durch die Zeit hervorgerufenen Veränderungen betrachtet. Wir haben also zwischen Ideen zu unterscheiden, die ganz allgemein den räumlichen Zusammenhang der Dinge untereinander erkennen lassen, und solchen, die die zeitliche Aufeinanderfolge, die historische Entwicklung der Geschehnisse als organisches Ganzeo zu fassen versuchen. Die räumlich bestimmte Idee geht der zeitlichen stets voran. Die Verwandtschaft aller Tiere und Pflanzen ist lange vor Darwin erkannt worden; doch erst diesem genialen Naturforscher war es vorbehalten, diesen inneren Zusammenhang unter dem Gesichtswinkel der Deszendenztheorie zu erfassen.

Ein weiterer bedeutsamer Unterschied der Ideen liegt in der Begründung, die entweder logisch-mathematisch oder auf Erfahrungstatsachen und Beobachtungen aufgebaut sein kann. Die Physik und Astronomie arbeitet meist mit der abstrakt-mathematischen Methode, die Naturwissenschaft mehr mit konkreteren Indizienbeweisen. Wertvoller, weil objektiver, ist offenbar der eraktlogische Beweis; wohingegen eine allein auf Beobachtung gestützte Begründung nie so überzeugend wirkt.

Die Idee ist stets abstrakter Natur, ein reines Produkt des Intellekts. Darum wird sich ihrer auch nur der Wissenschaftler mit Nutzen bedienen können, niemals aber der Künstler, den nur konkrete Gebilde der Phantasie zum Schaffen anzuregen vermögen. Die Idee, die man dessen ungeachtet in manchem großen Werke

zu entdecke!! glaubt, wird nur dem kritischen Geiste bewußt, doch nie dem Schaffenden. Sie ist ein Versuch dee menschlichen Verstandes, sich das Unbegreifliche zu unterwerfen, so wie der Wissenschaftler sich der Natur durch seine Theorien zu bemächtigen versucht. Ein psychologischer Irrtum aber ist es, wenn man behauptet, der Dichter habe sein Werk auf eine vorgefaßte Idee aufgebaut. Goethe, den man besondere in dieser Hinsicht verdächtigt Hai, äußerte einst zu Eckermann: „Die Deutschen sind wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig ... Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem ,Zailst' zu verkörpere gesucht. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! . . Eo war im ganzen nicht meine Art, ale Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, uud zwar Eindrücke sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft ee mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen . . . Das einzige Produkt von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine .Wahlverwandtschaften'. Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden; aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden wäre! Vielmehr bin ich der Meinung: je inkommensurabler und für den Verstand nnfaßlicher eine poetische Produktion, desto besse r."

Dieses Zeugnis Goethes über künstlerische Produktion läßt nne den Gegen» satz zum genialen Sehaffen dee Wisienschaftlers klar erkennen und ist gleichzeitig eine vernichtende Kritik über den Kunstwert der Arbeiten Zolas, Ibsens und ihrer Schüler. Man mag über ibren philosophischen und rtbischen Gehalt denken, wie man will; vom Standpunkte der Knnst kann man sie nur als Verirrungen bezeichnen; denn sie wurden bewußt ane der Idee geboren und kamen nicht aus einem naiven Dichtergeniüte. Der bentige Verfall unserer Dichtkunst — und sie i st gegenwärtig im Verfall begriffen — resultiert hauptsächlich aus diesem Ein» dringen des wissenschaftlichen Geistes in die Literatur.

Der wesentlichste Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft scheint mir darin zu besteben, daß die eine auf das Sinnlien»wabrnehmbare, die Konkretion, die andere auf das Gedanllichlfaßliebe, die Abstraktion, abzielt. Den böchsten Grad der Abstraktion aber erreicht die Wissenschaft in der Philosophie. „Das naturwissenschaftliche Denken hat seine Grenze nnd reicht nicht aus, das Weltgauze zu erklären." (R. Virchow.) Die Philosophie hilft da weiter, indem sie die einzelnen Disziplinen zu einem gewaltigen Snstem harmonisch verbindet. Das philosophische Snstem erst ist die vollendete Snntbese, die das gesamte Weltall umfaßt.

Die Seele des Wissenschaftlers H. Rimpler
Uns scheint die Abneigung, die manche Naturwissenschaftler gegen die Metaphysik hegen, auf einem Mißverständnis zu beruhen. Sie ist ebensowenig ein Hirngespinst wie das Gravitationsgesetz oder die Deszendenztheorie, sondern eine echt wissenschaftliche Idee, nur großer, geistiger und deshalb genialer. Ich stebe nicht an zu behaupten, daß das einzig Geniale in der Wissenschaft die Ideen sind, auf Grund derer die pbantasiearmen, rein intellektuellen Köpfe mit Erfolg weiter arbeiten können. Wer die Berechtigung der Metaphysik leugnet, der dürfte logischerweise auch keine Theorien in der Wissenschaft dulden. Ob man das unseren Materialisten jemals begreiflich machen wird? Ich zweifle daran und schließe mit jenem Ausruf Goethes, den er dem Mephistopheles in den Mund legt:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern.
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wagt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

2. Veee pdilosopd.«»!

In Nietzsches Aphorismensammlung „Menschliches Allzumenschliches" findet sich dieser Ausspruch: „Man vergebe es mir als einem alten Philologen, der von der Bosheit nicht lassen kann, auf schlechte Interpretations-Künste den Finger zu legen; aber jene Gesetzmäßigkeit der Natur, von der ibr Physiker so stolz redet, wie als ob besteht nur dank eurer Ausdeutung und schlechter Philologie, — sie ist kein Tatbestand, kein Tert, vielmehr nur eine naiv humanitäre Zuerechtmachung und Sinnverdrehung."

Dieses kritische Wort eines scharfsinnigen Philosophen sollte man wohl im Sinne haben, wenn man Haeckels unberechtigte Angriffe gegen die Metaphysik liest. Philosophie ohne Metaphnsik ist undenkbar; und diese ist ebenso wenig und ebenso sehr >Hirngespinst' wie die Naturwissenschaft. Sobald letztere sich nicht nur auf Beschreibung beschränkt, sondern auch erklären will, wird sie metaphysisch. Die Theorien nämlich, die aus den beobachteten Tatsachen abgeleitet werden, sind keine unumstößlichen Wahrheiten, wie der Gelehrtendünkel so gerne meint. Als reines Geistesprodukt unterliegen auch sie dem Irrtum, dem sich kein Mensch gänzlich entzieben kann. Ehrwürdige Hvpothesen, mit denen die Wissenschaft seit Iahrhunderten arbeitete, zeigen bedenkliche Risse, wenn einmal ein freier Geist an ihrem Bau rüttelt. Man denke an Iohannes Schlaf und seine Kritik des kopernikanilchen Weltsystems; oder an die Widerlegung von Darwins Zufallstheorie von Oskar Hertwig. Der Grund, weshalb sich offensichtliche Irrtümer so lange halten können, ist in dem unglaublichen Phlegma unserer Gelehrtenkaste zu suchen und in ibrem dogmatischen Glauben, wie als ob sie im

Alleinbesitz der absoluten Wahrheit wäre, und als ob der Ruf der Unfehlbarkeit geschädigt würde, wenn sie einen Artikel ihrer heiligen Überlieferungen einer neuen Entdeckung zuliebe preisgäbe. Nur das Genie setzt sich keck über die einengenden Schranken des Vorurteils hinweg. Sein Geist ist noch nicht durch Dogmen vei-knöchert, sondern stets empfänglich für neue Eindrücke; es hat den freien Mut, leine Meinung unbefangen zu äußern und mit seiner Persönlichkeit zu vertreten, auch wenn sie der herrschenden Ansicht stracks entgegenläuft.
Es ist also nur der geniale Forscher, der die Wissenschaft vor Stagnation bewahrt und einen lebendigen Fortschritt erzeugt, und zwar durch eine neue Idee, die als Hypothese oder Theorie schließlich von der Zunft anerkannt wird. Jede Idee ist aber letzten Endes Produkt des Denkens oder, wie Nietzsche sich aus-drückt: eine naiv humanitäre Zurechtmachung. Die Kluft zwischen Naturwissen-schaft und Philosophie ist also nicht so beträchtlich, wie einige Gelehrte uns glauben machen wollen. Sobald die Wissenschaft über eine bloße Beschreibung oer Erfahrungetatsachen hinausgeht und eine Erklärung derselben versucht, muß sie sich der Spekulation bedienen. Die reine Erfahrung ist das Chaos, erst das Denken bringt Ordnung hinein. Deshalb kann auch der exakteste Wissenschaftler der philosophischen Idee oder der Theorie nicht entbehren. Denn erst sie ermög-licht es ihm, die vielen Einzelbeiten in ihrer Gesamtheit zu übersehen und systematisch zu verarbeiten.
Rudolf Virchow hat einmal mit schönem Freimut bekannt: „Das natur-wissenschaftliche Denken hat seine Grenze und reicht nicht aus, das Weltganze zu erklären! Es bedarf zu seiner Ergänzung der Philosophie, die sich ihrerseits der Srfahrungswissenschaft bedienen muß, will sie nicht als haltloses Phantasiegebilde in der Lnft schweben." „Die Unterschiede von Philosophie und Naturwissenschaft sind komplementärer, nicht antagonistischer Natur, und das Denken wird niemals fruchtbar sein, ehe sich nicht beide völlig vereinigt haben," sagt Th. H. Hurley in richtiger Erkenntnis der Sachlage.
Wenn schließlich die Materialisten sich auf ihre objektive Methode berufen, die Irrtümer ausschließe, weil sie mit der Erfahrung sofort in Widerspruch treten würden, wäbrend die Metaphysik nur eine Scheinwissenschaft sei, ohne alle feste Grundlage, so ist daranf zu erwidern: „Daß nur jene warmen Lobpreiser ?er Empirie, die sie auf Kosten der Wissenschaft erheben, dem Begriff der Empirie lreu uns nicht ihre eigenen Urteile und das in die Natur Hineingeschlossene, den Objekten Aufgedrungene für Empire verkaufen wollten, denn so viele auch davon reden zu können glauben, so gehört doch wohl etwas mehr dazu, als viele sich einbilden, das Geschobene aus der Natur rein herauszusehen und treu, so wie es geieben worden, wiederzugeben." Das sagte Schelling, den heute alle die am i'chnelisten abtun, die seine Werke nicht kennen.
Es hat also seine Schwierigkeiten, wahrhaft objektiv zu sein. Mit dem rassiven Perhalten, die Dinge rubig auf sich wirken zu lassen, ist es nicht getan;

bei der Wiedergabe aber wird das Bild immer subjektiv gefärbt sein. Absolute Objektivität ist selbst dem besten Wissenschaftler nicht erreichbar. Nur ein ertra-mundanes Wesen könnte diesen Standpunkt einnehmen.
Aus demselben Grunde wird auch die letzte Wahrheit von den Philosophen, den berufenen Wahrheitssuchern, nie gefunden werden. Was ist Wahrheit? Lewes erklärt: „Die Wahrheit ist Übereinstimmung der Ordnung der Ideen mit der Ordnung der Phänomene, so daß die eine eine Wiederholung der andern ist, und daß die Bewegung des Gedankens der Bewegung der Dinge folgt." Diese Übereinstimmung zwischen Welt und Idee scheint in der Tat das einzige Kriterium zu sein. Die Philosophie wird sich demnach dem Stande der Naturerkenntnis jedesmal anpassen müssen. Das schließt indes nicht aus, daß gleichzeitig mehrere berechtigte Systeme der Philosophie bestehen können, da die Dinge, von verschiedenen Seiten betrachtet, ein anderes Ansehen gewinnen.
Das Streben nach unbedingter Wahrhaftigkeit ist das hervorragendste Kennzeichen des Philosophen; an seinem Willen zur Wahrheit ist kein Zweifel statthaft. Man teilt die Philosophen, wie alle Wissenschaftler, in Analytiker und Synchetiker. Die meisten waren wohl beides zugleich; doch nur den letzteren war es vergönnt, Systeme aufzustellen. In der Seele des Systematikers bildet sich ein Abbild der Welt, die philosophische Idee, die er, wenn sie zu vollständiger Klarheit ausgereift ist, den Mitmenschen durch Deduktion mitteilt.
Ieder geniale Wissenschaftler verfährt deduktiv, indem er zuerst eine Idee faßt, beziehungsweise ein Naturgesetz intuitiv erkennt, das er dann hinterher zu beweisen sucht. Die philosophische Idee ist immer das Primäre. Es ist der Geist, der sich den Körper baut: auch den Weltkörper. Zwar sind alle aus dem Geiste geborenen Ideen und Systeme (ein System ist nichts anderes als eine ausgebaute Idee) letzten Endes aus der Erfahrung gewonnen; allein der Kristallisationsprozeß der Induktion vollzieht sich im Unbewußten. Wenn die Idee ins Licht des Bewußtseins tritt, hat sie schon die Reife eines neugeborenen Kindes und kann sich unter geeigneten Umständen zu einem vollständigen System Auswachsen.
Wo immer man die induktive Beweiofuhlnng in der Naturwissenschaft oder Philosophie angewendet hat, kann es sich nur darum handeln, andere bewußt dahin zu führen, wohin sie selbst unbewußt gelangt sind. Wenn aber beispielsweise E. v. Hartmann glaubt, er sei durch sichere induktive Schlüsse zur Erkenntnis des „Dinges an sich" gelangt, so beruht das offenbar auf Selbsttäuschung. Auch hier ging die Idee des Unbewußten der induktiven Begründung zeitlich voraus.
Die Deduktion ist eigentlich die natürliche Methode der Philosophie, insofern sie von der Idee ausgeht. Von der Höhe des Geistes steigt das Denken herab zur Erfahrung.

Es gibt aber auch Philosophen, die von der Erscheinung der Welt ausgehen und sie in ihre Urbestandteile zu zerlegen suchen. Diese negative Arbeit ist oft nur eine notwendige Vorbereitung für den positiven Aufbau des Systems. Schiller sieht in dem synthetischen Denken ein wesentliches Kennzeichen des Genies, wenn er am 23. August 1794 an Goethe schreibt: „Diese (Philosophie) kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet."

In der Regel wird der geniale Philosoph durch die Analyse zur Synthese fortschreiten. Oft kommt der erste Teil dieses Denkprozesses unvollständig oder, wie bei Hegel, gar nicht zum Bewußtsein; dann tritt die Idee mit apodiktischer Gewißheit auf. Andere Denker, wie der Skeptiker David Hume, mußten auf halbem Wege stehen bleiben, weil es ihnen an Kraft gebrach, die Ergebnisse ihrer Analyse systematisch zusammenfassen.

Wir wollen im folgenden uns den Weg klar zu machen suchen, den der Philosoph zurücklegen muß, um zur höchsten und letzten Erkenntnis zu gelangen. Philosophie ist die Frage nach dem letzten Grunde alles Seins. Um diese Frage stellen zu können, dazu bedarf es schon eines sehr hoch entwickelten Geistes. Auf niederen Stufen ist das KausalitätsbedÄrfnis weit geringer.

Die erste Sprosse an der Leiter, die zur Erkenntnis führt, ist das Selbstbewußtsein. Das Gewahrwerden der Individualität gegenüber der Natur ist die Morgendämmerung des philosophiischen Geistes. Der althebräische Schöpfungsmythus sieht in der Emanzipation des Menschen von der Natur, mit der er vorher eines war, die Sünde, ein Wort, das offenbar mit „Sonderung" eine gemeinsame Wurzel hat. In dieser naiven und schönen Sage ist es die Schlange, die die erste Frage stellt und damit den Zweifel erweckt: „Sollte Gott wirklich gesagt haben?" Die kindliche Unbefangenheit ist dahin, die Wißbegierde wird im Menschen lebendig, und verführt durch das Versprechen: „Iritis sicut <lens, soicntes donum iniilnm!" trachtet er nach Erkenntnis. „Da wurden ihre Augen aufgetan." Zum ersten Male empfindet der Mensch den Unterschied zwischen Subjekt und Objekt. Diese Ent-zwei-ung ist die Folge seines Zweifels, seiner Schuld. Er hat den Zusammenhang mit der Natur, das „Paradies", verloren.

Durch das Denken ist der Gegensatz in die Welt gekommen; durch das Denken sucht der Mensch die Einheit wieder herzustellen. Iede Philosophie ist dualistisch, insofern sie hinter der Erscheinung die wahre Welt der Idee, das Ding an sich, sticht; sie ist monistisch, indem sie eines durch das andere bedingt erklärt und die Welt doch als eine große Einheit auffaßt, von der wir allerdings nur eine Seite wahrnehmen können. Der naturwissenschaftliche Moniemus aber ist keine Philosophie, weil er das Problem gar nicht sieht und ganz naiv die Tinneswabrnehmnngen mit der wirklichen Welt identifiziert. Glücklich, wer sich

damit zufrieden geben kann und kein Bedürfnis nach weiteren Fragen empfindet!
Er nähert sich damit wieder dem Zustand „paradiesischer Unfchuld" — aber auch
der Tierheit. Der Mangel an metaphysischem Bedürfnis ist vielleicht ein
psychischer Atavismus.
„Nur dem gedankenlosen Tiere", sagt Schopenhauer, „scheint sich die Welt
und das Dasein von selbst zu verstehen: dem Menschen hingegen ist sie ein
Problem, dessen sogar der Roheste und Beschränkteste in einzelnen helleren Augen-
blicken lebhaft inne wird, das aber jedem um so deutlicher und anhaltender ins
Bewußtsein tritt, je heller und besonnener dieses ist und je mehr Stoff zum
Denken er durch Bildung sich angeeignet hat, welches alles endlich in den zum
Philosophen geeigneten Köpfe sich zu Platons iiiiinii, valüe pliiloso^>lii< us
ii^leetus steigert, nämlich zu derjenigen Verwunderung, die das Problem,
welches die edlere Menschheit jeder Zeit und jedes Landes unablässig beschäftigt
und ihr keine Ruhe läßt, in seiner ganzen Größe erfaßt!"
Nur dem Menschen, der sich verwundert, kann die Welt zum Objekt des
Denkens werden. Er erkennt die Zweiheit zwischen dem Wahrnehmenden und dem
Wahrgenommenen, und das Denken soll die verbindende Brücke schlagen.
Herbart sieht in der zweifelnden Überlegung oder der Skepsis den Anfang der
Philosophie. Und schon früher hat Aristoteles gesagt: „Wer recht erkennen
will, muß zuvor in richtiger Weise gezweifelt haben." Und in demselben Sinne
behauptet Cartesius: „Dnliiinn slii,ienti»e initiuin!" Der Zweifel ist der
Weisheit Anfang; er gebiert die Frage, die zur Lösung, zur Entdeckung führt.
So faßt Henry Thomas Buckle die Entwicklung des forschenden Geistes auf, wenn
er mit lakonischer Kürze sagt: „?irst tc, el<nidt, tdeii inquii-<', anü tll?n
Zweierlei gehört zum eigentlichen Philosophen: einmal die Erkenntnis, daß
überhaupt ein Problem da ist, und zweitens der innere Trieb, der ihm keine Ruhe
läßt, so daß er unablässig an seiner Lösung arbeiten muß. Und in dieser geistigen
Verfassung unterscheidet er sich am auffallendsten vom Dichter, dem künstlerischen
Menschen, der die Schönheit der Welt unbefangen aus sein Gemüt wirken läßt,
sich ganz naiv dem Genusse hingibt und nie ein Bedürfnis empfindet, nach
rem Grund der Erscheinung zu fragen. Der Künstler will Schönheit, gleich-
bedeutend mit Illusion, der Philosoph aber Wahrheit um jeden Preis. Graf
Gobineau hat diesen psychologischen Gegensatz in einem Gespräch seiner
„Renaissanee" treffend gekennzeichnet.
„Raffael. Warum den Gründen nachgehen? Ist man weniger glücklich,
wenn man sie nicht kennt?
D o n n a B ea t r i e e. Du hast es soeben gesagt. Ich bin eine Tochter
Platos und gehe gerne dem Ursprung der ewigen Dinge nach.
Raffael. Die Blumen sind mehr wert als die Keime, und die Früchte
mehr als die Blumen.

- !

Donna Beatrice, Ihr seid der Mann dessen, das erschlossen, das reif
ist, das man sieht, kestet, daran man sich labt. Ihr bemüht Euch nicht, die Leier
auseinanderzunehmen, um in ihrem klingenden Schoße genau den !7rt zu finden,
wo der Ton sich bildet.

Raffael. Ee ist wahr. Der Himmel hat mir diese Aufgabe nicht zuge-
wiesen. Trotzdem kannst du mir auch nicht vorwerfen, daß ich den Untergrund
der Dinge mißachte. Wenn solche Wissenschaft dazu beiträgt, das Leben selbst zu
entwickeln, so schätze ich sie nach Gebühr. Aber ich bin doch diesen dunkeln
Studien nicht sehr zugetan, die bestimmt sind, Geheimnissen nachzugehen, deren
endliches Erfassen nicht immer sonderlich nützlich ist. In der Tat, ich liebe das,
waas der Sonne Licht trifft und badet; das andere ist mir nur von untergeord-
netem Werte."

Ebenso lehnt Goethe als echter Dichter und Sinnenmensch ein tieferes Ein-
dringen in die Weltprobleme ab: „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen
kann, ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so
sei er zufrieden; ein Höberes kann es ihm nicht gewähren; und ein Weiteres soll
er nicht dahinter suchen: hier ist die Grenze." Es ist bezeichnend, daß unsere
heutigen „Monisten" sich mit Vorliebe gerade auf Goethe berufen.

Shakespeare hat im Hamlet die Tragödie des Philosophen gestaltet. In dem
Helden dieses Dramas lebt der Geist des Zweifels, der zersetzenden Skepsis. Es
ist sein Schicksal, daß er sich keiner täuschenden Illusion hingeben kann; er muß
den Dingen auf den Grund schauen. Und was er da siebt, ist höchst ekel, schal
und unersprießlich. So verfällt er in Schwermut, die ,sein Handeln läbmt, ihn
willenlos dem Fatalismus und der völligen Resignation in die Arme treibt.*)

Schluß folgt.

Arthur Silbergleit:

Elegien.

Liebende im Herbst.

Wir tragen durch die einsamen Alleren,
Durch die das klare Gold des Himmele tropft.
Das graue Leid, daß wir in Nacht verwehen,
Eh' Herz an Herz in gleichem Klange klopft.
Der reiche Rausch gefüllter Rebenkrüge
Stillt unsern heißen Durst nach Leben nie.

'/ Tie auöfukirliche Tentuna diese? tiefüen Tramas der Weltliteratur behalte ich mir in
einem besonderen Aussage vor.

Uns dünken süßer unsre Atemzüge,
Die meine Liebe deiner Liebe lieh.
Und wenn die Winzer tanzen um die Keltern
Und ihre Trauben preisen königlich
Als Erdenkinder goldner Sonneneltern,
Tönt uns des Todes dunkler Geigenstrich.
Doch keine Wehmut tötet uns den Glauben,
Daß wir dereinst, zum Fest des Herrn geweint,
In seinem Seelentraum als reife Trauben
Erglühn am Weinberg seiner Herrlichkeit.

II.

Einer Toten.

Dies sind die Hänge, die du einsam gingest.
Und dies die Bank, auf der du oft geruht.
Noch brennt auf jedem Blumenbeet dein Blut,
Das du in roten Rosenkelchen fingest.
Und deine Lustgespielen, deine Tauben,
Umschwirren noch wie einst ihr Sommerdach
Und girren dich aus tiefem Schlummer wach
Und träumen dich in deinen grünen Lauben.
Der alte Efeu reckt nach dir die Hände
Auf den geborstnen Gartengittern aus,
Und eine Amsel flötet dich nach Haus
Und singt dem Mond dein Leben als Legende.
Einst schwang die Luft von deinem süßen Hauche,
Nun hält in Blätterhüllen eingepreßt
Sie deinen Odem in den Knospen fest
Und schließt ihn auf in einem Blütenstrauche,
Will sich der Zephyr eine Huld erflehen,
Auf daß er ewig süß und singend sei. —
In jedem mondberauschten Seelenmai
Fühl' ich dich selig lächelnd auferstehen.

Felix Halle:

Auswärtige Politik/)

Shakespeare läßt den sterbenden König Heinrich IV. seinem Sohne Heinrich, Fürsten von Wales, dem nachmaligen König Heinrich V., folgenden letzten Rat erteilen:

„Darum, mein Heinrich,
Beschäft'ge stets die schwindlichten Gemüter
Mit fremdem Zwist, daß Wirken in der Fern'
Das Angedenken vor'ger Tage banne."

Diesen Vorschlag hat nicht nur der Sohn getreulich befolgt, sondern im Laufe der Iahrhunderte ist bis in die jüngste Zeit im Sinne dieser Aufforderung gehandelt worden.

Wer denkt nicht sofort an das zweite französische Kaiserreich Napoleons III., dem von einem großen, immer wachsenden Teil der Franzosen vorgeworfen wurde, daß er seinen Thron usurpiert hätte. Die grundlegende Richtlinie der kaiserlich französischen Politik war es, blendende Erfolge in den auswärtigen Angelegenheiten — auf Kosten fremder Völker zu erzielen, um dadurch dir eigene Stellung im Innern zu behaupten. Aber nach anfänglichen Erfolgen verwickelte das kaiserliche Frankreich sich in das mexikanische Abenteuer und schließlich wurde der Kaiser durch die falsche Grundtendenz ffeiner Politik in den Konflikt mit Preußen gedrängt, dessen Gefahren er in seiner früheren Schrift (I>es ik16es X»poI6nnlliellues. raiis 1839) wohl erkannt hatte, und den er jahrelang zu vermeiden bemüht gewesen war.

Die russische Revolution 1905 kam erst nach dem japanischen Kriege zum Ausbruch. Die geöffneten Archive werden bald den urkundlichen Nachweis erlauben, daß die russische Regierung, als sie eine Politik trieb, die einen kriegerischen Zusammenstoß mit Iapan in sich schloß, hoffte durch äußere Erfolge auf Kosten Chinas, Koreas und Iapans eine gründliche Ablenkung der Interessen von den eigenen inneren Schwierigkeiten zu erreichen.

Es ist bezeichnend, daß die aus solchen Beweggründen unternommenen Kriege in der Regel dem Herausforderer statt der gewünschten Erfolge schimpf-

") Nachstehender Aufsatz ist das zweite Kapitel aus der Arbeit: „Welche Richtlinien werden sich nach dem zu erhoffenden Friedensschlusse die einzelnen Staaten zu ziehen haben, um an ihrem Teil im internationalen Verkehr die Grundsätze der Gerechtigkeit, Menschenliebe und Tnldiamkeit zur Geltung zu bringen?" von Felir Halle, die mit dem ersten Preise der Morilz Mannheimer-Stiftung 1917 von der Großloge für Teutschland ausgezeichnet wurde und die demnächst in GenieinsckM mit drei weitenn Preisarbeiten iiber das gleich: Thema in einem Sammelbande: „Briedens-Pflichten der Nationen" im Verlage von Friedrich Andreas Perthes, Gotha erscheinen wird. Tie Redaktion,

liche Niederlagen bringen, hauptsächlich deswegen, weil die Machthaber, die nach dem blendenden Glanz äußerer Siege trachten, die Zustände des Staates, auf dessen Kosten sie triumphieren wollen, nicht in der richtigen Weise erforscht haben. So haben sie weder für seine wirtschaftliche noch kulturelle Entwicklung Interesse und Verständnis; sie unterschätzen die militärische Stärke des Gegners, weil der selbstsüchtige Wunsch sie leitet und kein sachlicher Wille zur Erkenntnis.

Der gewissenhafte Staatsmann hat das fremde Reich als Subjekt vor seinem geistigen Auge. Er studiert die Lebensbedingungen der anderen Staaten, ihre Geschichte, ihre Wirtschaft, ihr Recht mit nicht geringerer Sorgfalt, als die Daten seines eigenen Landes. Aber nicht nur aus Büchern und Akten, sondern durch Aufenthalt im Auslande und im Verkehr mit den wichtigsten Persönlichkeiten der verschiedenen Berufe muß er die anderen Staaten und ihre Völker kennen lernen.*)

Die erfolgreichsten Staatsmänner kannten die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der anderen Staaten sehr gut und haben die Entwicklung richtig beurteilt. Graf Cavour kannte Frankreich besser als seine Heimat und hatte volles Verständnis für die Aufgaben des norddeutschen Staates weit Ienseits der Alpen. Bismarck, der in seiner Iugend sich nicht dem diplomatischen Fach, sondern der Bewirtschaftung seiner Familiengüter gewidmet hatte, war als Bundesgesandter in Frankfurt mit den Zuständen der andern deutschen Staaten so vertraut, daß ihn der König von Hannover fragte, ob er bereit sei, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Hannovers zu übernehmen. Einige Iahre später glaubte der Zar, infolge eines Mißverständnisses, Bismarck wolle in den russischen Staatsdienst übertreten, wozu er denselben anscheinend für voll befähigt hielt. Bismarcks kongenialer Zeitgenosse Lord Beaconsfield, auch kein Diplomat von Beruf, kannte die europäischen Festlandsstaaten und ihre Bevölkerung, wie aus seinen Romanen hervorgeht, kaum weniger gut als die englischen Zustände. Nicht zum wenigsten hat sein feines psychologisches Verständnis es ihm ermöglicht, schon drei Iahrzehnte vor dem Zusammentreten der Haager Konferenz in einer der verwickeltsten politischen Konstellationen ein ungeheures Blutvergießen zu vermeiden und sich auf einer so hervorragenden Formel wie „Friede mit Ehren" mit seinen Gegnern zu vergleichen.

Bedeutende politische Persönlichkeiten waren sich bewußt, daß sie in ihrer hohen Stellung nicht nur für das Wohl und Wehe ihrer Mitbürger, sondern auch für das Schicksal von Millionen Menschen jenseits der Grenzen, wenn nicht formell, so doch in einem höheren Sinne verantwortlich seien. Dieses Verantwortlichkeitogefübl für das Schicksal ihrer Mitmenschen muß für die kommenden

*) Die deutschen und österreichischen Vestimmungen für die Ausbildung der diplomatischen Beamten sind theoretisch nicht so unvollkonnnen, wie allgemein angenommen wird. Die unbefriedigenden praktischen Ergebnisse beruhen auf Ursachen, die wir hier nicht erörtern können,

Generationen der Staatsmänner so geschärft werden, daß schließlich niemand sich findet, der die Last eines Kriegsausbruches auf sich nehmen will. Wird auf allen Seiten der Grenzen mit gleichem sittlichen Ernst gearbeitet, dann werden sich auch bei den schwerwiegendsten Differenzen Ausgleichsmöglichkeiten finden lassen. Es muß die Überzeugung entstehen, daß man dem eigenen Staat am besten dient, wenn man in den anderen Staaten niemals Objekte der Ausbeutung, sondern gleichberechtigte Subjekte erblickt, deren berechtigte Interessen jederzeit unterstützt werden müssen.

Im Altertum waren die Staaten Raubstaaten. Der Stärkere verschlang seine Nachbarn, um wiederum von einem noch Stärkeren erobert zu werden, bis schließlich das römische Reich alle Länder -— bis auf entlegene Randstaaten — der damaligen Welt unterwarf. Nach dem Zerfall des Römerreiches zeigt die Staatengeschichte ein ungeheures Auf- und Abwogen der Völker: Staaten entstehen und vergehen. Bis an die Schwelle der Gegenwart ergibt sich im Staatenleben das immer wiederkehrende Bild, die nationale Blüte wird errungen auf Kosten einer gewaltsam niedergeworfenen Nation.

Man denke an die Blüte der Maurenreiche in Spanien, ihre Niederwerfung durch Castilien, die nun folgende Blüte des katholischen Spaniens und Portugals, die zur vollen Entfaltung erst durch die Ausplünderung der neu entdeckten und eroberten indischen und indianischen Reiche gelangt. Der Abfall der Niederlande und der Krieg mit England führt zum Niedergange der iberischen Königreiche, auf deren Kosten nunmehr Holland und England emporsteigen. Seine Glanzperiode erreicht aber England erst, nachdem es Spanien, Portugal, Holland und Frankreich als See- und Kolonialmächte herabgedrückt und überflügelt hat*). — Im siebzehnten Iahrhundert triumphierte der Einheitsstaat Frankreich über das in einzelne Staaten zerrissene Deutschland und gliederte sich verschiedene Territorien an.

Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Der Reichtum, der sich in dem aufsteigenden Lande anhäuft, beruht zum größten Teile nicht auf eigener Arbeit, sondern entstammt der Kriegsbeute Es gibt in allen Ländern immer noch starke Bevölkerungsgruppen, die in diesen Geschehnissen den Lauf der Welt erblicken, den zu ändern gar nicht in der Macht der Menschen stände Wir halten diese Ansicht für irrig. Wie dem einzelnen Menschen, so steht auch der Gesamtheit der Weg zum Guten und Besseren jederzeit offen. Den kommenden Geschlechtern darf der Triumph und Reichtum der eigenen Nation, wenn er mit dem Elend eines anderen Volkes erkauft werden soll, nicht als erstrebenswert erscheinen. Der Aufstieg der eigenen Nation, die Entwicklung ihres Volkstums zur höchsten

*) Vera!. Resen, Peter, Tie Aufeinanderfolge der Welttmndelslierlschaften. 2. ? uflage. Graz und Leipzig 188',.

Blüte und Vollendung bleibt ein hohes Ideal. Das gleiche Ideal muß aber jedes
gesunde Volk erfüllen. Alle Völker streben aufwärts und wollen ihre Kräfte ent-
falten. Wir erblicken die Lösung des hieraus entstehenden
Problems darin, daß die Nationen nicht gegeneinander
und nachein ande r eine Blütezeit erstreben dürfen, son-
dern miteinander müssen sie bewußt um eine gemeinsame
Steigerung der menschlichen Kultur bemüht sein.

Im Verkehr der Staaten muß diese veränderte Auffassung bei Erledigung
der Geschäfte sehr bald fühlbar werden. In der auswärtigen Politik war bisher
ein Erfolg nur möglich auf Kosten einer anderen Macht; politischer Erfolg war
bisher gleichbedeutend mit einem Siege, der die Niederlage des Gegners bedingte.
Es war ein Spiel, in dem ein Gegner matt gesetzt werden mußte, wenn ein wirk>
licher Erfolg anerkannt werden sollte. Remispartien waren nicht beliebt, sie
waren Zwischenspiele; sie betrafen entweder die Sachen untergeordneter Natur
oder führten bei den großen Fragen nur zu einer Verschiebung der endgültigen
Entscheidung.

Diese alte Art der Politik war das Durchsetzen des eigenen Interesses auf
Kosten des Gegners. Die neue Form der Geschäftsabwicklung soll unter dem
Zeichen des angestrebten Ausgleiches der Interessen stehen. Bei der bisherigen
Methode hatte es bei dem Vertragsabschluß zunächst den Anschein, daß beide Teile
befriedigt seien, daß also ein Ausgleich der Interessen erzielt sei. In Wirklichkeit
hatte sich ein Teil als weitsichtiger gezeigt, besser kombiniert und triumphierte,
während der kurzsichtigere oder leichtgläubigere Teil das Ergebnis als
demütigend empfand und sich betrogen fühlte. Wir erinnern an den Chorus der
französischen Presse am Ende der sechziger Iahre: „Herr von Bismarck hat den
Kaiser der Franzojsen düpiert. Ein Kaiser der Franzosen darf sich nicht düpieren
lassen." Wenn nun die diplomatisch unterlegene Regierung glaubt, daß ihr
Staat militärisch der stärkere sei, so sucht sie durch das Schwert die Lage zu
wenden, so verfuhren Preußen 1806 und Frankreich 1870, aber in beiden Fällen
folgte der diplomatischen Mattsetzung ein völliger militärischer Zusammenbruch.

Der neue diplomatische Vertrag soll einen tatsächlichen Ausgleich der
Interessen herbeiführen. Es darf nicht in der Absicht der Vertragschließenden
liegen, einander zu übervorteilen, sondern es soll die L ö >su n g für ein gemein-
schaftliches Problem gefunden werden: Das zu besie-
gende Objekt ist die zu regelnde Materie, nicht der Ver-
tragsgegner.

Wir brauchen hier den üblichen Ausdruck Vertragsgeqner, der in seiner
sprachlichen Zusammenstellung trefflich die Unreife der heutigen Kultur verrät.
Bei einem entwickelteren Rechtsempfinden und Sittenzustand wird man statt von
einem Vertragsgegner von einem „V e r tr a g s g e n o s s e n" oder „Ver-
tragsfreund" sprechen müssen, denn Verträge beruhen auf Treu und

Glauben. Es ist das Unglück unserer Zeit, daß in allen Ländern noch so viele tausende Verträge in der Absicht geschlossen werden, sich auf Kosten eines Mit-Unterzeichners zu bereichern. Wir meinen nicht einmal den groben, strafrechtlichen oder zivilrechtlichen, sondern den nicht greifbaren, aber tatsächlichen Betrug, den Betrogene und Betrüger mit allen wirtschaftlichen Folgen spüren. Der moralische Schaden dieser formell korrekten, aber sittlich verwerflichen Handlungen ist sehr groß. Die Staatsverträge zwischen den Völkern spiegeln immer den Geist ihrer Epoche wieder. Die Gesamtheit muß sich bewußt werden, daß selbstsüchtige Verträge nicht nur dem Einzelnen und den Beteiligten, sondern der Allgemeinheit schaden. Das Übervvrteilungsprinzip im Vertrag fördert den Krieg und gefährdet den Frieden.

In seiner Vorrede zum Antimachiavell schrieb der damalige preußische Kronprinz Friedrich, „daß die wahre Staatskunst der Könige, die einzig auf Gerechtigkeit, Klugheit und Güte beruhe, von jedermann dem abscheulichen System vorzuziehen ist, das Machiavell der Welt mit solcher Dreistigkeit vorlegte". Wir stehen heute dem Fürstenspiegel des Machiavell historisch wertend und nicht rein gefühlsmäßig gegenüber, wie der junge, begeisterte Thronerbe der Aufklärungszeit. Wir wissen auch, daß Friedrich der Große, in eine Welt von Feinden gestellt, jene virtü zeigte, die Machiavell von seinen Fürsten forderte, jene Tugend, die sich als bedenkenfreie Energie, als rücksichtslosester Wille zur Selbstbehauptung und Erhaltung der staatlichen Macht offenbart. Aus den Ausführungen, die sich im sechsundzwanzigsten und letzten Kapitel des Antimachiavell über die Schrecken des Krieges finden, können wir ermessen, was Friedrich unter der ihm vom Schicksal auferlegten Führung einee siebenjährigen Krieges gelitten haben muß. Öhne jene ideale Grundauffassung, die ihm eine Hoffnung auf eine bessere Zukunft gab, hötre Friedrich nicht durchhalten können. Wir wollen uns daher die Ideale des jungen Friedrich, daß wahre Staatskunst auf Gerechtigkeit, Klugheit und Güte beruht, nicht durch zeitliche Erscheinungen trüben lassen. Friedrich mußte seinem Zeitalter entsprechend handeln.*)

Trotz des gegenwärtigen Rückschlages besteht an einer dauernden Vervollkommnung der menschlichen Kultur, insbesondere des Völkerrechts, kein Zweifel. Wir werden uns im Laufe unserer Betrachtung des öfteren der trefflichen Ausführungen Fallati's über das geschichtliche Zeitmaß der Entwicklung erinnern müssen. „Allein es kann der Völkerverkehr dem gesellschaftlichen Leben der Einzelnen nicht bloß nicht voraneilen, er muß vielmehr ebensoweit hinter demselben zurückbleiben, als für das Leben der Menschheit ein anderes Zeitmaß gilt, denn für das innere Leben der einzelnen Staaten. Wie die Iahre der Menschen

") Berol. Friedrich der Große, Ter Antimachiavell in einem Bande mit dem „Furstenspiegel" des Nieeolo Machiewelli, beide Werke übersetzt und eingeleitet von Friedrich von Oppeln-B r o n i kow s k i, Jena 1912.

Tage sind im Leben der Staaten, so sind die Iahrhunderte im Leben der Staaten mehr nicht als Iahre im Leben der Menschheit. Ohne Beachtung dieses Verhält-nisses ist es unmöglich, einen klaren Blick in den Parallelismus der Erscheinungen d^s Lebens der Einzelnen im Staate und des gesellschaftlichen Lebens der Völker zu gewinnen; wird es aber betrachtet, so fällt uns nicht mehr schwer, das sonst auffallende Zurückbleiben des Völkerrechtes hinter dem Staatsrechte zu begreifen, und uns dem Fehlschlusse zu entziehen, den man so gerne und zu so großem Nach-teile nicht nur der Wissenschaft des Völkerrechtes, sondern ohne Zweifel auch der Fortschritte des Völkerrechtes selbst, aus der verspäteten Entwicklung desselben auf die Unwahrscheinlichkeit seiner höheren Gestaltung, wenn nicht gar auf die Unmöglichkeit seiner Existenz gemacht hat."*)

Die Richtlinien des modernen Völkerrechts sind von Hugo Grotius in seinem unter dem Einfluß der Bedrälngnisse des Dreißigjährigen Krieges ent-standenen Werke „De zure delli ne pacis lidri Ires 1625**)" und etwas später von Samuel Pufendorf in seinem Werk „De jure naturae et Aeiitium", Lund 4672 gezogen worden. Schon mit sechsundzwanzig Iahren hatte Grotius in seiner Schrift ,,^l»re liderum sen <Ze jure quog IZ»tavis eompetit »6 lu<lie« < nm Hierein 1609" den Grundsatz der Freiheit des offenen Meeres gegenüber den Eigentums- und Hoheitsansprüchen der Seemächte vertreten. Fast ein volles Iabrhundert haben die Arbeiten Grotius' nur für die Wissenschaft Bedeutung gehabt. Erst im Laufe des achtzehnten und neunzehnten Iahrhunderts sind Grotius' und auch Pufendorfs Theorien durch praktische Anwendung der Staaten positives Recht geworden.

Kant sagt, daß es nicht möglich wäre, die Ehrlichkeit als die beste Politik zu bezeichnen, aber er fügt sogleich hinzu, daß Ehrlichkeit besser als alle Politik sei. In diesem Sinne stellen wir unsere Richtlinie für die auswärtige Politik auf:

„Die Beziehungen der Staaten müssen den unreinen Ele-menten der Gewalt und List, den Bestrebungen eines rein subjektiven Egoismus immer mehr entzogen und der höheren Sphäre des Rechtes angenähert und schließlich in diese aufgenommen werde n."

Vergl. Fallati, Die Emesis der Mlkergesellschaft. Zeitschrift süe die gesamte Staats-Wissenschaft, Band I, Tübingen 1844.

**) Neueste lateinische Ausgabe: Washington 1913 (?Ks «k intsrnstionäl l»v 3). Herausgegeben von der Carnegie Stiftung, Neueste deutsche Übersetzung: Drei Bücher über das Recht des Krieges und Friedens. 2 Bände. Leipzig o. I. Verlag Felix Meiner. Philosophische Bibliothek Band 31/32.

Felix Halle

Auswärtige Politik

Von allen Fragen der auswärtigen Politik bewegt uns am meisten diejenige nach den Ursachen der Kriege und den Mitteln zu ihrer Verhütung. In früheren Iahrhunderten, als die europäischen Festlandsstaaten noch eine Agrarbevölkerung hatten, war das Ziel der Regierenden, ihren Landbesitz zu vergrößern und möglichst viel Gebiet und Leute an sich zu bringen. Das friedliche Mittel der Erwerbung war den Monarchien im Privatfürstenrecht durch Heiraten und Erbverträge gegeben. Die kleinen Differenzen waren damals Grenzstreitigkeiten, die großen Erbfolgekriege. Durch den Kolonialbesitz erstreckten sich die Kämpfe auch auf außereuropäische Gebiete. Erst das Ende des iin< i< n i'«^jrn? in Frankreich brachte dem Festlande einen neuen Kriegsgrund: den Revolutionekrieg. Im neunzehnten Iahrhundert gab das erwachende Nationalbewußtsein der Völker und ihre Einheitsbestrebungen Anlaß zu schweren Kämpfen. Alle diese Kriege waren dem Grunde nach Eroberungs- und Annerionskriege, immer war, neben anderen Begleitursachen, ein Territorium das Streitobjekt.

Erst in den letzten Iahrzehnten bildete sich ein neuer Konfliktstoff heraus: den Gegenstand der Rivalität bildete nicht das Gebiet, das meistens einer dritten, militärisch schwachen Macht gehörte, umstritten wurden zunächst: Konzessionen aller Art zur wirtschaftlichen Ellschließung von industriell unentwickelten Ländern: Bau- und Betriebserlaubnisse für Eisenbahnen, Hafenanlagen, Bergwerke, Bewässerungsanlagen und ähnliche Unternehmungen.

Der Wettstreit wurde nicht nur dadurch verschärft, daß die Kapitalisten« staaten die Bewilligung von Anleihen von der Erteilung solcher Konzessionen abhängig machten, sondern dazu übergingen, den gesamten Geldmarkt nach allgemeinen politischen Gesichtspunkten zu differenzieren. Das bedeutet nichts anderes, als daß die wirtschaftlichen Beziehungen, die am ehesten geeignet sind, die Völker einander näher zu bringen, benutzt wurden, um die vorhandenen Gegensätze auf das höchste Maß zu steigern. Die furchtbaren Folgen dieser Politik sind nicht ausgeblieben. Es gilt nun zu untersuchen, welche Lehren für die Zukunft aus diesen offensichtlichen Irrtümern der Vergangenheit sich aufstellen lassen. >

Für unsere Betrachtung ergibt sich zunächst, daß es nicht genügt, allgemeine moralische Grundsätze aufzustellen, sondern wir müssen auch in praktischer Hinsicht die Richtlinien zeigen, nach denen sich die Regierungen betätigen sollen. Der einzelne Staat der Gegenwart ist zwar in erster Reihe berufen, an seinem Teil für die Verwirklichung von Gerechtigkeit, Menschenliebe und Duldsamkeit m sorgen, da aber die großen Probleme wie z. B. die Friedensfrage über die Grenzen und die Macht des einzelnen Staatswesens hinausgehen, so kann der einzelne Staat seinen Pflichten in dieser Richtung nur durch Beteiligung an höheren Staatenverbindungen oder zwischenstaatlichen Organisationen genügen.

vi-. Felix Freudenthal, Amtsgerichtsrat a. D.:
Braut- und Hochzeitsgeschenke.
Geschenke sind bekanntlich Zuwendungen, durch die Iemand aus seinem
Vermögen einen Anderen bereichert, wenn beide Teile darüber einverstanden sind,
daß die Zuwendung unentgeltlich erfolgt. Dieser Rechtssatz findet selbst-
verständlich auch auf Verlobte Anwendung, gleichviel ob nur der eine dem andern
oder ob beide Teile sich gegenseitig Geschenke geben, oder ob dritte Personen, wie
dies neuerdings in bemittelten Kreisen üblich geworden, anläßlich der Verlobung
den Brautleuten, oder nur einem von ihnen, Präsente machen. Diese Gaben unter-
scheiden sich also von den eigentlichen Hochzeitsgeschenken, die gute Bekannte,
Gäste, Verwandte, Geschäftsfreunde und sonstige Nahestehende den Neuver-
mählten verehren. Auf alle diese teils nützlichen teils überflüssigen Dinge finden
die gesetzlichen Vorschriften über Schenkungen Anwendung, insbesondere daß die
Geschenkgeber nur Vorsatz und grobe Fahrlässigkeit zu vertreten haben.und daß
Schenkungen, die einer auf den Anstand zu nehmenden Rücksicht einsprechen oder
einer sittlichen Pflicht entsprechen, weder der Rückforderung noch dem Widerruf
unterliegen. Schenkt also jemand dem Bräutigam, ohne ihm das nähere mitzu-
teilen, zur Hochzeit ein scharf geladenes Gewehr, so hat er für die etwa ver-
hängnisvollen Folgen wegen grober Fahrlässigkeit ebenso einzustehen wie ein
anderer, der vorsätzlich einen trichinenhaltigen Schinken zur Hochzeit dar-
bringt. Dazu kann unter Umständen noch Ersatzpflicht gegen dritte und strafrecht-
liche Verantwortung treten. Verschweigt der Geschenkgeber arglistig einen Mangel
im Recht oder einen Fehler der verschenkten Sache, so hat er dem Beschenkten den
daraus entstehenden Schaden zu ersetzen. Dritte Geschenkgeber können Verlobungs-
geschenke widerrufen, wenn es nicht zur Ehe kommt oder wenn (was auch auf
Hochzeitsgeschenke zutrifft) der Beschenkte sich gegen den Geber oder einen seiner
nahen Angehörigen durch eine schwere Verfehlnng groben Undanks schuldig
macht. Ob derartige Voraussetzungen vorliegen, dies festzustellen bleibt im Einzel-
fall richterlichem Ermessen überlassen. Sie träfen zu, wenn z. B. die Eltern des
Bräutigams eine herrliche Perlenkette der Braut verehren, deren geschlechtliche
Bescholtenheit sich aber alsbald herausstellt. Der Widerruf ist indessen stets aus-
geschlossen, wenn Verzeihung vorliegt, was im Bestreitungsfall der Beschenkte zu
beweisen hat, oder wenn seit dem Zeitpunkt, zu dem die Geschenkgeber von dem
Eintritt der Voraussetzung ihres Widerrufsrechts Kenntnis erlangt, ein volles
Iahr verstrichen ist, ohne daß jenes Recht ausgeübt ist. Nach dem Ableben des
Geschenknehmers ist der Widerruf nicht mehr gestattet, stirbt aber der Geschenk-
geber ohne zu widerrufen, so können seine Erben nur unter Umständen das Wider-
rufsrecht ausüben. Auf dieses Recht kann auch verzichttt werde', jedo h erst wenn

der Undank der zum Widerruf befugten Person bekannt geworden ist. Unterbleibt die Eheschließung, so kann jeder Verlobte, wie es im Gesetz heißt, von dem andern die Herausgabe desjenigen, was er ihm geschenkt oder zum Zeichen des Verlöbnisies gegeben hat, nach den Vorschriften über die Herausgabe einer ungerechtfertigten Bereicherung fordern. Doch verjährt der Anspruch in 2 Iahren von der Auflösung des Verlöbnisses an.

Hat also beispielsweise eine steinreiche, aber etwas bejahrte Braut ihrem Auserwählten, einem jugendlichen Tenor, ein Landgut geschenkt, es kommt indessen nicht zur Ehe, so hat der Sänger das Gut an sie herauszugeben, weil der rechtliche Grund der Schenkung weggefallen bzw. der mit der Schenkung bezweckte Erfolg, nämlich die eheliche Verbindung, nicht eingetreten ist. Unser etwas leichtsinnig angelegter Tenor hat sogar die inzwischen von ihm gezogenen Nutzungen, sowie alles das, was er auf Grund seines erlangten Rechtes, oder als Ersatz für die Zerstörung, Beschädigung, oder Entziehung des Guts erworben, zu ersetzen, und ist er dazu außerstande, den Wert zu entrichten. Seine Verbindlichkeit ist nur insoweit ausgeschlossen, als er nicht mehr bereichert ist, was wohl nach Lage der Sache meist der Fall sein dürfte. —

Verlobte können Brautgeschenke nicht zurückfordern, wenn sie das Unterbleiben der Eheschließung selbst verschuldet, also zum Rücktritt des anderen Teils begründeten Anlaß gegeben haben, bzw. wenn sie ihrerseits ohne genügende Ursache ihr Wort zurückziehen. Im Zweifel ist endlich anzunehmen, daß die Rückforderung ausgeschlossen ist, wenn das Verlöbnie durch den Tod eines der Verlobten auf» gelöst wird. Ist also der Bräutigam im Felde geblieben, so behält seine Braut, wenn nicht sonstige dagegen sprechende Gründe vorliegen, die Geschenke des Verstorbenen. Umgekehrt bätte ein Verlobter, dessen Brant nachgewiesenermaßen seiner Untreue wegen sich las Leben genommen, alle Geschenke an ibre Erben auf deren Verlangen herauszugeben.

Ist das Paar glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen, so fragt es sich weiter, wer Eigentümer der oft sehr kostbaren Hochzeitsgeschenke geworden ist. Das bürgerliche Gesetzbuch enthält über diese Dinge keine Vorschrift. Man wird demnach davon auszugehen haben, daß die Verkehrssitte und der deutlich aus gesprochene oder stillschweigend aus der Art dee Geschenke zu entnehmende Wille des Geschenkgebers sowie seine nähere verwandtschaftliche, freundschaftliche, geschäftliche oder sonstige Verbindung zu einem der jungen Ebegatten den Ausschlag gibt. Was sich Ehegatten etwa gegenseitig zur Hochzeit verehren, bat nach der allgemeinen Anschauung nicht den Charakter eigentlicher „Hochzeitsgeschenke".

Bringt jemand einem heiratenden Offizier zur Vermählung einen Degen oder Säbel dar, so will er offenbar nur ihm ein Präsent machen, und ein seiner Gattin geschenktes Spitzentaschentuch soll augenscheinlich ausschließlich ihr gehören. Nur wenn keinerlei Grund nachweisbar ist, daß die Gabe einem der Heiratenden allein gelten soll, wird man zutreffend annehmen, daß Mann und Frau je die Hälfte

zusteht. Immerhin gilt den Gläubigern des Mannes gegenüber die Vermutung, daß die in jseinem Besitz oder im Besitz beider Ehegatten befindlichen beweglichen Sachen, demnach auch Hochzeitsgeschenke, dem Manne gehören. Nur für aus-schließlich zum persönlichen Gebrauch der Frau bestimmte dachen, ins-besondere für ihre Kleider, Schmucksachen und Arbeitsgeräte ist diese freilich stets widerlegbare Präsumtion nicht vorhanden, sondern umgekehrt greift im Verhält» nisse der Ehegatten zu einander und zu den Gläubigern die gesetzliche Vermutung durch, daß jene Sachen, unter denen natürlich auch Hochzeitsgeschenke sich be-finden können, Eigentum der Frau sind.

Leben die Ehegatten in Verwaltungsgemeinschaft, also nach dem gesetzlichen Güterrecht, so haben die soeben bezeichneten rein persönlich der Ehefrau dienenden Präsente den Charakter des Vorbehalts guts, alle übrigen unter liegen der Verwaltung und Nutznießung des Mannes. Bei Gütertrennung behält jeder Teil die ihm zugedachten Gelschenke zur freien unbeschränkten Verfügung, die übrigen bleiben bis zur Auseinandersetzung ihr gemeinschaftliches Eigentum zu gleichen Teilen.

Bei den verschiedenen Arten der Gütergemeinschaft gehören sie, soweit nicht die Eigenschaft von Vorbehaltsgut anzunehmen, zum Gesamtgut, doch würde es zu weit führen, hier auf Einzelheiten und Sonderfälle einzugehen.

Wird die Ehe geschieden und ist ein Ehegatte allein für schuldig erklärt, so kann der andere Ehegatte Schenkungen, die er ihm während des Brautstandes (oder während der Ehe) gemacht hat, widerrufen.

Diese Befugnis steht ihm selbst dann zu, wenn jene Zuwendung einer An-standsrücksicht oder einer sittlichen Pflicht entsprach, der Widerruf ist jedoch aus-geschlossen, wenn seit der Rechtskraft des Scheidungsurteils ein Iahr verstrichen oder wenn der Schenker oder der Beschenkte verstorben ist. Hat ein Ehepaar keine Abkömmlinge und stirbt ein Teil, dessen gesetzliche Erben (neben dem anderen Teil) lseine Eltern und deren Abkömmlinge oder Großeltern werden, so gebühren dem überlebenden Ehegatten, außor seinem Erbteil und der Einrichtung, die Hochzeitsgeschenke als Voraus. Bei eintretendem Vermögensverfall eines oder beider Verlobten oder bereits Verheirateten, ebenso bei etwaiger Konkurseröff-nung können Braut- und Hochzeitsgeschenke leicht in Mitleidenschaft gezogen werden und der Anfechtung nach Maßgabe der 88 31 ff. der Konkursordnung und der 88 3 ff. des Gesetzes betr. Anfechtung von Rechtshandlungen eines Schuldners außerhalb des Konkursverfahrens unterliegen. —

Im allgemeinen sind Prozesse über Braut- und Hochzeitsgeschenke nicht allzu-häufig Gegenstand richterlicher Entscheidung, einmal weil es sich doch meist um nicht allzu wertvolle Dinge handelt, sodann weil sich viele Leute scheuen, ihre einmal erwiesenen Aufmerksamkeiten bei Auflösung von Verlöbnissen und Ebe-bündnissen zu widerrufen, ferner weil in einer langjährigen Ehe derartige Ge-schenke wohl bereits ausnahmslos verbraucht sind, auch die Geber und die Art der

Herkunft der Geschenke, wenn sie nicht besonders eindrucksvoll, schließlich in Vergessenheit zu geraten pflegen. -

Iedenfalls ist es empfehlenswert, über Hochzeitsgeischenke, soweit sie von größerer Bedeutung und Wichtigkeit sind, genau Buch zu führen, und damit dauernd zum Ausdruck zu bringen, von wem sie herrühren, ob sie nur einem Teil oder beiden Ehegatten zugedacht waren, und welchen Geldeswert, wenn eine Schätzung möglich, sie zur Zeit der Überreichung besaßen.

Alles dies kann bei »späteren Auseinandersetzungen, Erbteilungen und sonstigen im bürgerlichen Verkehrsleben möglichen Vorgängen von Wichtigkeit sein, und dann sind Beweisstücke jeder Art, z. B. aufbewahrte Briefe und Karten der Geschenkgeber, die vielleicht selbst nicht mehr am Leben, doppelt willkommen.

Zum Schluß möchten wir noch darauf hinweisen, daß unter Umständen selbst bei so festlichen Veranlassungen, denen die oft erwähnten Präsente ihre Entstehung verdanken, der prosaische preußische Stempelfiskus ein Wörtchen mitsprechen kann, wenn nämlich ein schriftlicher oder öffentlich beglaubigter Schenkungovertrag vorliegt und der Wert des Geschenks 150 Mark übersteigt.

Doch näher auf diese für alle Beteiligten, außer für die Staatskasse, wenig angenehme Überraschung hier einzugehen, verbietet der Papiermangel und die Rücksicht auf das schöne Geschlecht.

Oswald Brüll, Wien: ,

Rudolf Hans Bartsch.') Emd,e.

Eo ist eine der schwerwiegendsten Fragen, in welchem Sinne von einem Fortschritt der Menschheit von dem Augenblick an, da diese in die Geschichte eingetreten, die Rede sein könne; ob der Fortschritt, das Fortschreiten, sich auf die Gesamtheit beziehe oder auf die Einzelpersönlichkeir oder aber auf beide notwendig zugleich. In zwiefackfer, gegensätzlicher Weise hat die Frage im neueren deutschen Geistesleben Beantwortung gefunden.

Die eine Meinung hatte Auge bloß für die Allgemeinheit, die Gattung, und konnte sich füglich ohne Einschränkung zu einem Preislied der neuen Zeit erheben; die .Wunder der Technik' zumal besang sie. In der Tat, wer könnte leugnen, daß wir nns heute mit besserem Recht als die alten Griechen etwa die Herren der Schöpfung nennen dürfen? Man besinne sich nur des einen: wir fliegen. Der Alten Mnthus zwangen wir, Wirklichkeit zu werden. — Sehen wir die Dinge so

') Tiejer Aussatz wurde im ersten Kriegswinter mederaeschrieben.

an: ja, dann steht zweifelsohne der Spruch „wie wir's zuletzt so herrlich weitgebracht", in Einklang mit dem, was ist; die Allgemeinheit, die Gattung hat es herrlich weitgebracht.
Dafür ist nun die andere Meinung auch nicht blind. Auch ihr entgehen die Vorteile der Gattung nicht; aber sie sieht sich vor allem das Individuum an, wirft die Frage nach dessen Höherentwicklung auf, und — stimmt keine Hymnen an. Sie konstatiert, daß Vorteil der Gattung und solcher der Einzelpersönlichkeit mit Nichten gleichzeitig, noch weniger identisch sind.
Der erste und größte unter den deutschen Geistesheroen, welcher Tatsache und Ursache dieses eminent tragischen Verhältnisses „m Meistersätzen ans Licht gestellt" hat, war Schiller; in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Er meditierte: „Woher wohl dieses nachteilige Verhältnis der Individuen bei allem Vorteil der Gattung? Warum qualifizierte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, diesem der alles trennende Verstand seine Formen erteilten. Die Kultur selbst war es, welche der neueren Menschheit diese Wunde schlug." „Iene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß und, wenn es not tat, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstücklung unendlich vieler, aber lebloser Teile ein mechanisches Leben im ganzen sich bildet." „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschlichkeit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft." Er wird, würden wir mit der Terminologie des Maschinenzeitalters sagen, zu einem Fachmann. Er steht im Dienste der Menschheit, ohne, im klassischen Sinne, Mensch zu sein.
So liegen die Dinge. Aber es ist der schönste Beruf der Dichter, die Dinge anders zu legen, als sie liegen — wenn auch nur in der Welt des Scheins, über welche sie gebieten. Und so sehen wir, gleich Schillern, die Besten der heutigen Generation von dem Ideal des Vollmenschentums — dem „humanistischen Ideal" — erfüllt, sehen sie Wegen der Selbsterziehung nachsinnen, die dazu zurückführen, und sehen sie ihre Sehnsuchtserlebnisse gestalten.
Nun kann aber auch — ausnahmsweise — der Fall gegeben sein, daß ein Dichter es garnicht nötig hat, das Vollmenschentum erst mit den Klammern der Sehnsucht, geistiger Anstrengung an sich zu ziehen, aus dem einfachen Grunde: er trägt es in sich selbst, er dichtet es nicht bloß, sondern lebt es vor. Das ist der Fall von Rudolf Hans Bartsch.

Sein Künstlertum ist die Äußerung — wenn man will: das Ventil — eines Überschusses stärkster Vitalität; also gerade das Gegenteil von dem zeittypischen Äünstlertnm, wie ee uns mit programmatischer Schärfe entgegentritt aus den Bekenntnisschriften Schillers, Grillparzers, Hebbels, Hauptmanns und Thomas Manns; der letztere erklärt an einer Stelle die Poesie als sanfte Rache des Schwachen am Leben. Kein Zweifel, daß auch Hofmannsthal und Schnitzler diese Deklaration unterschreiben könnten; kein Zweifel ferner, daß die Unterschrift aus Ferdinand von Saars Werken abgelesen werden darf.

Nein, das Künstlertum unseres Bartsch ist grundverschieden von jenem dieser Männer, ist nicht die Zu- und Ausflucht eines Menschen, dem ein geil wuchernder Intellekt die natürliche Lebensform zerstört hat und der nun aus den Fragmenten derselben allerhand köstliche, künstliche Dinge zusammensetzt.

Wem hat der Dichter >sein ungebrochenes Menschentum zu tanken? Ich antworte: >seiner „pflanzenhaften" Naturseligkeit — obschon ich mir bei dieser Erklärung wohl bewußt bin, damit nicht mehr zu bewirken, Als daß ich ein letztes Unerklärliches um ein kleines Endchen hinausschiebe; denn nicht unbillig wäre es, mir jetzt die neue Frage entgegenzuhalten: wem hat der Dichter seine Naturseligkeil zu danken? . .

Schier urgewaltig muß die Naturverbundenheit dieses Menschen vom Standpunkt seiner heutigen Artgenossen erscheinen, mit denen es ja in der Überzahl so bestellt ist, daß sie mit der Natur nur an Sonn» und Feiertagen — wenn es nicht regnet — zusammentreffen; zusammentreffen — nicht mehr. Und selbst wenn wir diedichtenden Artgenossen ins Auge fassen —: wir haben und hatten sehr viele ausgezeichnete Naturbetrachter in unserer Literatur (Adalbert Stifter kennzeichnet den Typus wohl am besten), gewissermaßen enthusiasmierte Botaniker, Mineralogen, Zoologen, aber ihnen allen, in den meisten Fällen auch Goethen, war die Natur doch nur ein verehrungswürdiger Gegenstand, Behälter menschlicher Gleichnisse, Antithese zu .Kultus, der Umgang mit ihr eine wichtige künstlerische Anregung, nicht jedoch Lebensnotwendigkeit. Und es lM gewiß nicht wenige Künstler gegeben, die sich im Grunde mit dem berühmten Wort eines berühmten Malers solidarisch erklärten: „Das Land ist für die Kühe." . .

Daß Barlsch's Naturvorstellung nicht im mindesten von abstrakten Schablonen geformt ist, wie dies mehr oder weniger der Fall der übrigen trutschen Autoren, erweist sich schon daraus, daß er niemals d i e Natur im Sinn — eigentlich in den Sinnen — hat wie etwa Novalis und die andern romantischen Naturschwärmer, sondern stets eine ganz bestimmte, sei es diejenige der steirisel-en Landschaft, in die er hineingeboren ist, sei es die Umgebung Wiens, das ihm zur zweiten Heimat ward, sei es sonst ein Stück Welt, das er mit Annen sah. Die größte Bedeutung behält aber unverändert die grüne Steiermark für ihn. Hier ist

sein Avalun, seine Insel der Seligen. Nicht wahr, ihr begreift alle, was damit gemeint ist? Ieder Mensch findet wohl in seinem Leben ein Fleckchen Erde, wo jeder Tag ein Feiertag zu sein ischeint, im Zeitlosen schwebend ...

Ein Naturgefühl von der Stärke, wie es Rudolf Hans Bartsch eignet, schließt die Fähigkeit zu jeder andern Gofühlshingabe in sich, der kein noch so mord-lustiger Intellekt etwas anhaben kann. Und — Gefühl ist alles! Nur der Fühlende kann sagen: Soiuo sum ! Und wer das sagen kann, der braucht kein humanistisches Ideal außerhalb seines Wesens suchen, er erfüllt es in sich selbst.

s s s

Naturselig — so haben wir des Dichters Verhältnis zur sichtbaren Welt charakterisiert; sein Verhältnis zur geistigen Welt ist ebenfalls mit lapidarer Kürze auszusprechen: er ist Schöngeist.

Schöngeist ... den Begriff präzise klar zu stellen, würde schwer halten; man würde letzten Endes daran ebenso scheitern, wie an der Definition des Begriffes .romantisch^ (von welchem wir ebenso im folgenden werden Gebrauch machen müssen). Nichtsdestoweniger hat der Gebildete von beiden Worten ein ziemlich be-stimmtes Bild — und darauf kommt es ja vor allem an. Ich mochte hier das Wesen dee Schöngeists aus ein paar Sätzen Georg Hermanns (im Vorwort zu „Henriette Iaeobn") destillieren: „Nehmen wir die Dinge nicht so ernst. Nehmen wir Gewesenes und Seiendes für das, was es ist: für ein Spiel; traurig oder schön . . . immer nur für ein Spiel, dessen Sinn wir nicht kennen." Aber wir müssen der wundersamen Gefühlsspannung, die in diesen Sätzen schwingt, einiges von ihrer Passivität, ihrer Melancholie nehmen und durch kraftvolle Lebensfreude, die jedoch immerhin den Charakter der Spielfreude behält, ersetzen, um den Stimmungsuntergrund von Rudolf Hans Bartschs Menschen- und Künstlertum in richtiger Farbe vor unserem innern Auge erscheinen zu lassen.

Ich weiß sehr wohl, daß es heute eine verteufelt schlechte Empfehlung ist, einem Künstler — oder irgendwem sonst — nachzusagen, er bekenne sich zu einer schöngeistigen Weltauffassung. Bedenket indessen, daß es Schiller war, der gesagt hat: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt." Schiller hat drei Stufen des individuellen Menschentums angenommen: der sinnliche (nicht reflektierende) Mensch stehtauf der ersten, der ästhetisch gestimmte auf der zweiten, der vernünftige, nurgeistige auf der dritten — und in wundervoll klarer Entwick-lung hat Schiller dargetan, daß nur der auf der mittleren Stufe siebende „ganz Mensch" sei.

Und die vom Gefühl diktierte Philolsophie Bartschs ist durchaus gleicher Meinung. Er hat sowohl ein „ästhetisch gestimmtes" Geschöpf wie ein Eremplar der reinen Vernunft in, die Welt seiner Dichtung gesetzt — und wer abwägt, wie-viel künstlerische Teilnahme er seinem Kapellmeister Himmelmayer gönnt, dem allzeit der Himmel voller Geigen und die Erde voller Mädchen hängt, und wieviel

dem störrischen Gedankenwälzer Cvrus Wigram — wer das abwägt, ist keinen Augenblick im Zweifel, auf wessen Seite die innerste Sympathie des Dichters ist. Schöngeisterei ist natürlich an und für sich an keine Zeit gebunden; trotzdem hat sie zwei engere Heimatsbezirke in der Menschheitsgeschichte, Rokoko und Bieder, meier. In beiden hat sich unser Dichter angesiedelt und mit Inbrunst ihre Atmosphäre ausgekostet. „Das sterbende Rokoko" und „Schwammerl" legen Zeugnis davon ab.

Schöngeisterei ist freilich in der Welt der Wirklichkeiten mehr ein Lurus- als ein Gebrauchsgegenstand, im Parfüm der Salons eher anzutreffen, als im Ar« beitsdampf der Bauern- und Proletarierhausung oder selbst des kleinbürgerlichen Heims. Da ist es nun belustigend und beinahe rührend, wie der Dichter in seiner Stoffwahl unablässig zwischen „kleiner" und „großer" Welt pendelt — die eine steht ihm um seines starken Heimats- und Naturgefühls näher, aber die andere ist es erst, wo seine dorr gesammelten Kräfte zum lebensfrohen Spiel freiwerden. Kein Wunder, daß er, bei diesem balaneierenden Verhältnis, in der einen Welt Sehnsucht nach der andern bekommt und in der andern nach der einen . . .

Bartschs schöngeistige Veranlagung erhellt vielleicht am besten, wenn wir von seiner Art und Weise, erotische Angelegenheiten zu formen — und wo sieht er davon ab?! — einige Worte sagen. Da das Kriterium des Schöngeists .Spiel', das heißt Freiheit im Handeln ist, perhorresziert er die Unfreiheit grobsinnlicher Liebesverstrickung. Bartsch bevorzugt die Darstellung einer gewissen angenehmen Epidermiszärtlichkeit, die Ausmalung sozusagen vorbereitender Situationen . . ., aber er sieht es ungern, wenn es in puncto puucti zu jenem Letzten kommt, dem die unprüde Sprache des kanonischen Kirchenrechts den Namen copuln ckirnalis gegeben hat. Ist es jedoch Ratschluß des Dichters, es bis zu jenem Letzten kommen zu lassen, 'so tritt er ab. Beileibe nicht aus muckerischen Rücksichten; aus Teilnahmslosigkeit. Iede Erfüllung ist banal — sie erhöht unser Lebensgefühl nicht, sondern läßt es in sich zusammensinken.

« « s

Und ohne Grenzen ist das Dürsten dieses Dichters nach Lebensgefühl, nach „lebendigen Stunden", nach dem Augenblicke, zu dem man sagen kann: verweile doch, du bist so schön . . . Rudolf Hans Bartsch, meinten wir, sei im Grunde robusten Wesens, ein Starker. Ein Glücklicher! werden die Schwachen hinzufügen. Wer weiß . . . Auch ein Starker ist ja letzten Endes eben nur ein Mensch; bloß daß er Lust und Schmerz mit größerer Intensität erlebt; er vermag beglückter, aber auch unglücklicher zu sein als weniger vollblütige Temperamente, beides oft in demselben Moment: dann nämlich, wenn er sich seines Gefühlezustandes als eines „bittersüßen" bewußt wird. Vielleicht bedeutet solch bittersüßes Gefühl, das das Menschlein zwischen elementaren Gegensätzen (welcher Art immer) hin und her reißt, gerade den menschenmöglichsten Extrakt der Lebendigkeit — darum will

unser Dichter immer von neuem sich dazu anstacheln, sich und seinen Leser; nicht bloß in den „Bittersüßen Liebesgeschichten", nein, allerorts in seinem Schaffen. Es ist dieselbe zuckende Lebensgier, die sich in dem ‚Weiter, weiter' der Elisabeth Kött ausdrückt, und welche Schubert-Schwammerls Not war, der seiner Musik an einer Stelle die Verse unterlegte: „Dort, wo du nicht bist, ist das Glück . . ."
So ist es Wahrheit (obschon es sich prätentiös anhören mag): das Verbindende von allen Hervorbringungen BarOschs ist ein der Kernidee von Goethes „Faust" nahe verwandter Gedanke.

* s s

Die Kennzeichnung unseres Dichters als eines Schöngeists haben wir durch Schillers erlauchte Philosophie gerechtfertigt, ohne sie zu erklären. Nunmehr erklären wir sie, ohne sie rechtfertigen zu wollen, indem wir eindringlicher auf des Dichtere Herkunft verweisen — auf sein Osterreichertum. Ich riskiere die These, daß noch jeder österreichische Ritter vom Geist ein Ritter vom schönen Geist gewesen ist; das ist lediglich eine erfahrungegemäße Feststellung, die weder ein pauschales Lob noch einen pauschalen Tadel beinhalten soll. Man denke da vor allem an jene österreichischen Geistesheroen, die nicht in Worten, sondern in Tönen dichteten: man denke zuvorderst an Mozart — wo in aller Welt gibt es eine zutreffendere Verkörperung des .Schöngeists'? Rudolf Hans Bartsch, das ist ein Mozart der literarischen Kunst.
Zum Wesen des Osterreichertums gehörte bis in die neueste Zeit eine vollkommene Gleichgültigkeit gegenüber politischen Problemen und jene Spezies des Osterreichertums, die bloß Wienertum ist, hat sich darin auch in der neuesten Zeil nicht geändert. Es sind allein die provinzialen Talente, die in diesem Sinne Tätigkeit offenbaren, und Bartsch ist heute, nächst Rosegger und Adam Müller-Gutenbrunn, der regsamsten einer. Hat er doch einen ganzen Roman geschrieben, der sich in den Dienst politischer Agitation stellt, — „Das deutsche Leid" — und auch in andern Werken, schon in „Der letzte Student", dann in „Zwölf aus der Steiermark", „Die Haindlkinder", „Die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern" fehlt es nicht an zweckhaften Erörterungen inner- und außenösterreichischer Fragen. Und da ist es für ihn, der so sehr im Heimatboden wurzelt, außerordentlich charakteristisch, daß er sich kaum imstande zeigt, das gesamtösterreichische Problem zu übersehen. Er sieht recht eigentlich bloß die bedrohte Steiermark, sieht von der slawischen Frage nur die südslawische: dasist sein deutsches Leid. So nimmt die Nachricht nicht Wunder, daß sein neuestes Opus in unmittelbarster Anknüpfung an die Aktualität die Erlebnisse eines österreichischen Fliegervffziers auf dem serbischen Kriegsschauplatz zur Fabel hat.
Gewiß nicht unter politische Erwägungen fällt des Dichters streitbare Vorliebe für das Iudentum (die bekanntlich im Vorjahr Anlaß zu einem unwürdigen Kessel-

treiben gegen ihn war). Es ist ja nur ein Segment des Iudentums, das er meint
— das aus dem Dunkel des eigenen Stammes in die Helle germanischer
Neltfroheit strebende Iudentum.
Überschuß an Lebenskraft, führte ich aus, sei die Triebfeder des Künstlertums
von Rudolf Hans Bartsch. Ein Zuviel an Vitalität drängt zum künstlerischen
Schaffen wie ein Zuwenig. Und jedes bringt seine besonderen Gefahren mit sich,
das Zuviel wie das Zuwenig. Hier brauchen wir bloß den erfteren Fall ins Auge
zu fassen — den Fall Bartschs, der den Überfluß seiner Lebensfülle in Formen
der Phantasie auffängt.
Das Leidige nämlieh ist, daß auch diese Formen überlaufen und die Kon-
turen verschüttet werden, die sie in der ersten Konzeption doch wobl besessen haben
müssen. Mit anderen Worten: Bartsch ist ein Mensch, aber betrübender Weise
kein Menschenbildner (umgekehrt viele Moderne: sie selbst sind von allseitigem
Menschentum weit entfernt, aber sie wissen, was dazu gebört, und wissen's zu ge»
stalten). Seine Geschöpfe erscheinen uns unscharf, nebelhaft. Man bebält oft nicht
viel mehr als ihren gutklingenden Namen im Gedächtnis.
Sehen wir ab von den Zwölfen aus der Steiermark und auch von den drei
Haindlkindern — hier hat sich der Dichter eine zu figurenreiche Aufgabe gestellt.
Aber nehmen wir von Elisabeth Kött oder Schwammerl, von Frau Utta und dem
Jäger, von Georg Botzenhardt und seinem Liebeskranz, von Hannerls und ihrer
Liebhaber bittensüßer Geschichte mehr mit als einen gewissen Stimmungehauch —
denselben Stimmungshauch?
Immerhin, auch das ist etwas. Ist darum etwas, weil wir, in unserm
Innersten angeweht von diesem Hauch, nun doch eine Gestalt in leibhaftiger Er-
scheinung vor uns sehen. Aus jedem von des Dichters Büchern grüßt sie uns und
findet unsern freudigen Gegengruß. Um dieser einen Gestalt willen, deren Be-
kanntschaft Rudolf Hans Bartsch durch das Medium der Dichtung Hundert-
tausenden vergönnt hat, während ohne sein künstlerisches Mitteilungsbedürfnis
vielleicht nur hundert sie kennten und die andern sie entbehren müßten; um dieser
einen Gestalt willen wird Rudolf Hans Bartsch seinen Platz in der deutschen
Literatur behaupten. Ich glaube nicht, daß er, der ja des Lebens Mittagspunkt
kaum erreicht hat, auch künftighin wird etwas Besseres zu geben haben als s i ch.
Das alles ist so wenig ein Novum in der Literaturgeschichte, daß sie hiefür
sogar einen technischen Ausdruck bereit hat. Sie nennt romantisch ungefähr
denjenigen Dichter, dessen Ich allenthalben ohne Spaltung oder Objektivierung,
das heißt: unverhüllt in seinem Werk ist; denjenigen Dichter, der die größte Ver-
wandtschaft zum Musiker und die geringste zum Plastiker hat. Romantik ist freies

Schweben der Persönlichkeit über den Dingen, Willkürherrschaft des Ichs. Wie erwähnt — das sind sehr beiläufige Definitionen, aber ein realer Vorstellungo-inhalt steckt gleichwohl hinter ihnen, obschon schwer zu erfassen.

>Romantisch' wirkt schon das typographische Bild eines Bartsch'schen Opus — unruhig, zappelig, beinahe jeder Absatz einen Schweif von lärmenden Gedankenstrichen nach sich ziehend.

.Romantisch' erweist sich der Stil bei näherer Betrachtung — knapp dort, wo die Handlung vorwärts gebracht wird, weitschweifig in der Ausmalung des Zuständlichen, Stimmungshaften. Oft ist die Sprache wirklich blühend und naturfrisch, öfter aber monströs, mit bösartigen Neubildungen überwuchert.

>Romantisch' ist die epische Komposition — womit wir eigentlich sagen wollen, daß überhaupt keine vorhanden sei, vielmehr die jeweilige Inspiration das Diktat hat. Gott verzeihe mir, ich habe wahrhaftig den Argwohn, daß Bartsch, wenn er an einem Roman zu schreiben anfängt, noch nicht über Tod oder Leben des Helden entschieden hat. Er tat sehr gut daran, sich ein und das andere Mal in die Zucht konzentrierender Nouelllnform zu begeben. Unzweifelhaft sind die Novellensamm» lungen „Das sterbende Rokoko" und „Bittersüße Liebesgeschichten" seine künstlerisch reifsten Produkte (menschlich spricht mich am stärksten an „Die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern"). Die Romane in der völligen Unverhältnismäßigkeit, mit welcher Unwichtiges so lange gestreckt wird wie Wichtiges, die ohne Anstieg und Abstieg, sondern uns in einemfort über Höhepunkte jagen, wären wohl dazu beschaffen, dem Dichter der „Madame Bovarn" die Grabesruhe zu rauben . . .

Was würde Gustave Flaubert zu der Darstellungeweise unseres Dichters sagen, die unablässig den Blickpunkt wechselt, mitten in naturalistische Wiedergaben Phantastisches hineinträgt; schon glaubt der Leser sichern Boden unter seinen Füßen, und auf einmal gerät er ins Wanken. Man muß nur als Österreicher die Annerionstage miterlebt haben (1908/09, das Vorspiel zum gegenwärtigen Welt» geschehen), man muß den Wiener Volksgarten und die Wiener Iosefstadt kennen, und hernach die Hannerl-Geschichte lesen ... und man wird den Kopf schütteln über diese kindliche Vermischung von Realität und Gehirnnebel . . . Seltsam! Dieser österreichische Offizier a. D. Rudolf Hans Bartsch steht zweifelsohne mit herzhafter Sicherheit im Leben drin . . . und wie unklar reproduziert er es — und einem schattenhaft wesenlosen, traumwandelnden Menschen wie dem Ein» samen von Croifset war es gegeben, die nnerhört plastische Welt, die „Salammb<>" heißt, zu gestalten . . . Seltsam!

Man muß die Dinge nehmen, wie sie sind. Infolge seines Temperaments hat Rudolf Hans Bartsch eben nur die künstlerischen Mittel der romantiischen Schaffensweise zu Gebot. Er ist ein vollkommenes Eremplar der romantischen Gruppe

unter den Dichtern und als solches sicher mehr wert als ein minderes von der ent<
gegengesetzten Art, der unpersönlichen, objektivierenden nämlich. Aber den Ver-
gleich mit einem vollkommenen Repräsentanten dieses letzteren Typus hält er
nicht aus; dies ist meine innerste Überzeugung. Schließlich, wer heißt uns so
fürwitzig sein und — vergleichen?! . .

Und immerhin, wir sagten es, in seiner Gattung ist Rudolf Hans Bartsch
ein erster, und das dank seiner reiz- und kraftvollen menschlichen Persönlichkeit.
Als romantischer Dichter hat er uns nur sein Ich zu geben, aber sein Ich ent-
schädigt eben für jene artistischen Mängel, die hier freimütig aufgedeckt wurden.
So beruht sein Glück als Schriftsteller darin, daß er geradeswegs dem Rat
entgegen handelt, den weiland Paul Heyse den Erzählern gab:

Was mußt du stets dein Ich dazwischenischieben
Und deines Helden Mentor sein?
Die Leserin will sich in ihn verlieben;
So laß sie doch mit ihm allein!

Denn die Leserin will sich in i h n verlieben — den Dichter nämlich. Und
wahrscheinlich hat sie das bereits getan; und der Leser desgleichen. Man frage
nur beim Verleger des Dichters an; er wird die Antwort höchst wohlgemut er-
teilen.

Else Nonne.

Nach dem Fest.

Wußt' ich doch, wie ich es finden würde,
Als ich nach dem Feste noch zurückging
In den Saal. Und dennoch überkam mich
Todesbang ein namenloser Schauder.
Denn der Saal, drin eine helle Weile
Hundert Geigen herzbewegend spielten.
Stumm und leer lag er, wie tot. Gehäuse
Für Gespenster bei erloschnen Lampen.
Frösteln überlief mich, und doch freute
Ich mich leis', daß ich noch frösteln konnte,

Else Nonne
Daß ich in der großen fremden Stille
Noch Musik vernahm, wenn auch verstummte.
Du mein Herz im Leibe, frischlebendig!
— Hundert Geigen musizieren drinnen —
Du, auch du wirst jäh dich wandeln müssen,
Leer und stumm sein bei erloschnen Lampen.

Der Schüler.

Wind, Regen, Sonne spür' ich
Und weiß, wie Armut tut.
Komm, heiliger Franziskus,
Ström' in mich Kraft und Mut!
- Einst drängten sich die Bettler
Um deine Schwelle dreist:
„Gib! gib!" Du aber wußtest,
Was wahres Leben heißt.
Gabst hin, was sie begehrten.
Leuchtenden Angesichts.
Da sich die Truhen leerten.
Sagtest du: „Es ist nichts!"
Auf harter Erde trankst du
Dir Himmelslust und Kraft
Mit Sonne, Wind und Regen
In freier Bruderschaft.
Wind, Regen, Sonne leid' ich,
Mensch bin ich und nicht Stein.
Ich l e b' und — will mein Leben,
Und »soll's auch Leiden sein!
O heiliger Franziskus,
Mein Heiliger bist du!
Und drängen sich die Bettler,
Ich dränge mich hinzu!
Nicht bitt' i ch um ein Kleid dich,
Das rasch der Wind zerreißt,
Gib, heiliger Franziskus,
Geist mir von deinem Geist!
Schon fühl' ich, wie mich Freude
Und Liebe warm durchrinnt.
Bist d n es, guter Meister,
Ist's Regen? Sonne? Wind?

Ernst Altkirch:

Evremond und Spinoza.

Mar Lieb ermann zugeeignet.

I.

Der Herr von Saint Evremond, der erst vor wenigen Stunden zu Schaff aus England in Amsterdam angekommen war, verließ den Kramladen eines portugiesischen Iuden auf der Breiten Gaste, mit einem kostbaren Stock in der Hand. Der Trödler war ihm von Londoner Freunden empfohlen worden, und wirklich hatte Evremond bei edelgearbeiteten Degen einen ihm sehr teuren Gegenstand gefunden, das spanische Rohr mit in Gold gefaßtem Knauf aus Smaragd, das sein unglücklicher Freund Nicolas Foucquet täglich benutzt hatte, als er noch Finanzminister von Frankreich war.

Zu seiner Verwunderung sah Evremond die Gasse, die soeben noch von schreienden und sich drängenden Männern und Weibern erfüllt war, auf einmal leer. Er richtete einen fragenden Blick auf den Händler, der ihn zur Tür begleitet hatte. Dieser verneigte sich mit feierlicher Ruhe und sprach: „Der heilige Sabbat ist angebrochen."

Da es Mitte April war, senkte sich rasch der Abend. Aus den Häusern drang der Lichtschein der Sabbatkerzen.

Um den Fremdenhof, in dem er abgestiegen, schneller zu erreichen, durchschritt Evremond eine enge Quergasse. Darin begegnete ihm ein dürftig gekleideter Greis, schwer und mächtig, fast simsonisch von Gestalt. Sein silberweißes Haar, das sich wirr unter der Mütze hervordrängte, umrahmte ein breites, durchfurchtes Gesicht mit derber Nase, das wahrhaft häßlich gewesen wäre, wenn es nicht der tiefe Blick traumerfüllter Augen verschönt und beseelt hätte.

Der Greis richtete den Blick staunend wie ein Kind auf den stattlich und vornehm gekleideten Evremond, und als er dessen mit Diamanten besetzte Hutspange und den Stock in seiner Hand wahrnahm, schaute er wie gebannt auf die Kleinode, nicht als ob Habgier ihn erfaßt, sondern als ob der Glanz der Edelsteine und das Leuchten des Goldes Sinne und Seele gefangen genommen hätte.

Evremond fühlte sich bei dem Anblick des Greises seltsam ergriffen, und da durch die Stille der Gasse, als ob es aus dem Mund der Erde käme, ein Schluchzen an sein Ohr drang, erschauerte ihm das Herz.

In das Schluchzen mischte sich Gesang aus einem der schmalen, ärmlichen Giebelhäuser. Zuerst klang «s für Evremond wie eine tief traurige, fremde Weise, danach flossen innige, heiterklare Töne und Worte zu ihm hin, und wie die Stimme immer mehr anschwoll, vernahm er das jubelnde Lied: „Preis und Ehre der Prin-

zessin Sabbat, die schöner noch als die Königin von Saba ist. Sie ist die Ruhe, lobpreist ihr zu Ehren, freut euch auf den Ruhetag!"

Auch der Greis verweilte und lauschte. Es war, als ergösse sich mit den feierlichen Tönen die Süße des Lebens über sein leidenvolles Angesicht; er stand wie in lauter Licht. Doch kaum war der Gesang verstummt, da kehrte er sich weg, die weißen Haarsträhnen schüttelnd, stampfte schwerfällig weiter und hatte sich nur ein paar Schritte geschleppt, als sein unbändiges Gelächter die Sabbatstille durchschnitt.

Bitter und grimmig war dies Gelächter, wovon der ganze Körper des Greises erbebte. Sein rechter Arm streckte sich dabei in die Höhe, und die nervige Hand ballte sich zur Faust, als verwünsche er jemanden.

Die Fenster der Häuser öffneten sich, verwunderte und erschrockene Menschen blickten auf die Gasse. Als sie den Greis gewahrten, drangen unwillige und zornige Worte aus ihrem Munde. Sodann fielen die Fenster polternd wieder zu. Nur eines blieb geöffnet; ein junges, blasses Weib, die schweren Zöpfe über der Brust geflochten, lehnte sich hinaus und warf dem Alten einen Strauß weißer Tulpen zu. Aber er hob ihn nicht auf, er schritt darüber hinweg.

Evremond wandte sich zum Gehen. Da trat ein Rabbi im feiertäglichen, pelz-verbrämten Gewand aus seinem Hause, drohte dem Alten und schrie: „Schweig, Sabbatschänder!" Und zu dem Edelmanne sich wendend, rief er: „Verflucht ist dieser da, seit ihn sein Vater gezeugt hat."

Das junge Weib am Fenster aber neigte sich zu Evremond nieder, nnd ihre langen Zöpfe berührten fast seine Stirn. „O glaubt ihm nicht!" flüsterte sie. „Es ist Rembrandt, der Messiasmaler!"

Evremond überraschten diese Worte derart, daß er den Tulpenstrauß, nach dem er sich gebückt hatte, wieder fallen ließ. Dann trieb ihn eine Empfindung, sein Antlitz vor dem Weibe zu verbergen, und so eilte er ohne Gruß hinweg.

In der Kälberstraße kam ihm ein Haufe lärmender und erregter Menschen entgegen, Ausrufer, Abenteurer und Bettler erhoben ein wüstes Geschrei und be-lästigten die Vorübergehenden. Offiziere und Soldaten, die mit Trommeln und Pfeifen auf Wache zogen, wurden von schaulustigen Bürgern mit Hutschwenken begrüßt. Lachende und kreischende Weiber mit offener Brust drängten sich zu den Soldaten.

II.

Evremond verbrachte eine unruhige Nacht. Während er sich auf seinem Lager umherwarf, wurde er unablässig von Zweifeln gepeinigt. Hatte er wirklich recht getan, England zu verlassen, wo ihn die Güte gleichgestimmter Männer und Frauen hatte vergessen machen, daß er sich in der Verbannung befand?

Aus einer alten normannischen Adele- und Soldatenfamilie stammend, war
Evremond ein tüchtiger, ja glänzender Offizier gewesen. Bei seinen großen Fähig-
keiten hatte man ihm prophezeit, er würde mit fünfzig Iahren Marschall von
Frankreich sein. Aber es geschah, daß nach Foucquets Sturz ein freimütiger Brief
von Evremonds Hand des Königs Zorn erregte und ihn in Ungnade fallen ließ.
Schwerer noch als das Leid um den eingekerkerten Freund ertrug er die Ver-
weisung aus Frankreich; im übrigen hatte er sich mit seinem Schicksal abgefunden.
Er überschätzte das Soldatenhandwerk nicht und nannte das Kriegführen eine
finstere und schädliche Kunst, trotzdem er achtundzwanzig Iahre lang seinem
Könige treu gedient und den großen Feldherren seiner Zeit, besonders dem Prinzen
von Cond6 als Adjutant, nahegestanden hatte.
Was Evremond tief im Blute saß, war der Schöngeist. Im Elternhause
nannte man ihn nicht anders als mit dem Kosenamen Esprit. Bereits als junger
Offizier hatte er schriftstellerische Versuche gemacht. Gelehrte und Dichter bildeten
seinen Umgang, und von liebreizenden und geistvollen Frauen gehörte Ninon de
Lenclos zu seinen treuesten Freundinnen. Obwohl er nun schon ein Mann von
über fünfzig Iahren war, besaß er noch das Herz eines Iünglings. Seine männ-
liche Anmut, sein reicher, freier Geist und seine fröhliche Genußbegierde hatten
ihn jung erhalten.
Als er 1661 aus Frankreich flüchtete, um seiner Verhaftung zu entgehen,
hatte er auf holländischem Boden die erste Zuflucht gefunden. Dann war ihm das
Inselreich zu einer zweiten Heimat geworden, und er würde trotz des rauhen eng-
lischen Klimas, das seiner Gesundheit wenig zuträglich war, London nicht ver-
lassen haben, wenn nicht die Pest, der ekle Tod Englands, der die halbe Themse-
stadt verödet hatte, auch sein Leben bedroht hätte. Dazu kam der zwischen England
und Holland ausgebrochene Krieg, für ihn ein um so schmerzlicheres Ereignis,
als er die Ursache seiner Entstehung in dem maßlosen Ehrgeiz und Neid des ihm
wohlgesinnten Herzogs von Jork erkennen mußte.
An der Spitze einer starken Partei und getragen von einer großen Volks-
bewegung hatte Jork, der des Königs Bruder war, den neuen Krieg mit der
niederländischen Republik herbeigeführt, ihre Seemacht, ihren Welthandel und
ihre reichen Kolonien zu schmälern, ihren Anspruch auf die Freiheit der Meere
mit allen Mitteln zu bekämpfen. Als Englands Kriegserklärung im März 1665
erfolgte, wurde der Herzog von Jork zum Oberbefehlshaber der Flotte ernannt.
Ohne sich von ihm zu verabschieden, hatte Evremond England den Rücken gekehrt
und sich auf den Weg nach Holland begeben, da er für dieses freie Land von
seinem früheren Aufenthalt her besondere Zuneigung hegte.
All das ging ihm in dunkler Nacht durch den Kopf, und nachdem er endlich
gegen Morgen ein paar Stunden in leisen Schlaf gefallen war, träumte er, daß
ihm Rembrandt grimmig lachend zurief: „Fluchen sie, so segne du!"

Evremond und Spinoza
Ernst Altkirch
Als sich Evremond erhob, hatte er die Worte noch im Ohr, und erst als die gewöhnlichen Verrichtungen des Lebens wieder ihre Ansprüche stellten, verblaßte der Traum. Sobald er sich völlig angekleidet hatte, rief er seinen alten Diener. Sin kleines, steifes Männchen, das eine ausnehmend ernste und würdige Miene zur Schau trug, trippelte in das Schlafgemach.
Mit dem Diener drängte sich Evremonds Pudel, ein schönes, hochbeiniges Tier, zur Tür herein. Während der Diener unbeweglich und ergeben in der Nähe der Schwelle stehen blieb, stürzte sich der Pudel mit Freudengebell auf seinen Herrn, fuhr ihm mit der langen Schnauze zwischen die Beine, sprang an ihm hoch und tanzte solange auf den Hinterfüßen, bis ihm Evremond unter liebkosenden Worten einen Leckerbissen reichte. Darauf wandte er sich zu dem Alten: „Ich habe mich entschlossen, nur noch heute in Amsterdam zu bleiben. Bestelle für morgen früh 7 Uhr einen Reisewagen nach dem Haag."
Evremond beeilte sich mit der Einnahme des Morgenimbisses, um sich danach eines Besuches zu entledigen, den ihm einige Londoner Freunde angeraten hatten. Er dingte einen Buben und ließ sich nach dem Dirk van Assensteg führen. In dieser alten, freundlichen Gasse, worin sich kleine Geschäftshäuser dicht zusammendrängten, befand sich das Haus des freisinnigsten Verlegers von Amsterdam, Ian Rieuwertsz. Am überhängenden Giebel war ein Stein eingemauert, der inmitten eines Distelkranzes die goldene Inschrift ,,'t Martellaersboek" trug. Aber das Haus zum Märtyrerbuch hätte man auch ohne diesen Stein nicht übersehen können. Mit Büchern vollgestopfte Schaukästen und eine Holztafel neben der Tür, worauf Anzeigen und fliegende Blätter befestigt waren, wiesen den Bücherfreund zurecht.
Über ein paar Stufen trat Evremond in den Laden. Durch die niedrige Tür und zwei schmale Fenster drang nur spärliches Licht herein. Aus dem Halbdunkel leuchteten die weißen Pergamentrücken der Bücher und die an Gestelle gehefteten Kupferstiche.
Da niemand kam, ihn zu bedienen, war Evremond gerade im Begriff, mit seinem Stock an die Hintertür zu pochen, als sie von einem kleinen, beleibten Herrn mit rotem Weingesicht und großer Hornbrille weit aufgestoßen wurde. Er lachte dem Edelmann laut und fröhlich ins Gesicht. Dieser trat unwillig zurück. Der Ausgelassene setzte sofort eine ernste Miene auf und entschuldigte sich mit dem Anstand des gebildeten Mannes, worauf er sich als Doktor Ludwig Meijer vorstellte und den Buchhändler herbeirief. Rieuwertsz, ein Mann den Fünfzigern nahe, mit klugem, offenem Gesicht und eigensinniger, breiter Stirn, reichte Evremond auf seine biedere Art die Hand, nachdem er gehört, wen er vor sich hatte. Er nötigte den Gast, in das Hinterstübchen einzutreten und an einem großen Tische, der mit eingeschnittenen Namen, Leib- und Kernsprüchen und boshaften Versen auf Amsterdamer Theologen bedeckt war, Platz zu nehmen.

Sodann erkundigte er sich nach seinen Wünschen. Den Tisch, den man den Tisch der Spötter benannt, kannte Evremond bereits aus den Erzählungen seiner Freunde.
Eilfertig trug Rieuwertsz alle Bücher und Schriften herbei, die Evremond zu sehen begehrte, wies ihn auf Neuerschienenes hin und entnahm einem verschlossenen Wandschrank mancherlei, woran Ketzergeruch haftete.
Der Doktor Meijer stand indessen mit hochgezogenen Augenbrauen in der Nahe des Tisches, entlockte seiner Pfeife dicke Wolken und schlürfte Kaffee aus einer zierlichen Schale. Hin und wieder machte er eine klug die Sache treffende Bemerkung, wenn Evremond ein neues Buch zur Hand nahm und darin blätterte. Trotz der frühen Morgenstunde waren sie nicht die einzigen in dem behaglich eingerichteten Bücherstübchen. In der Fensternische lehnte ein hagerer Mann, den hohen Filzhut tief ins blatternnarbige Gesicht gedrückt, als ob er Spatzen darunter hätte, und las mit starren Augen und erregten Mienen. Das Lesen schien ihm einige Mühe zu verursachen, seine Lippen bewegten sich leise, und häufig blickte er über das Buch hinweg, als ob er seinem Geiste Zeit lassen wollte, das Gelesene zu verdauen. Er glich mehr einem kleinstädtischen Krämer von geringen Manieren als einem Gelehrten. Um so wohlerzogener benahm sich der fein gekleidete, zart aussehende junge Mann, der Evremond beim Eintritt aufgefallen war. Er hatte sich an einem kleinen Pulte niedergelassen, wo er mit leicht geöffnetem Mund ein Manuskript las. Zuweilen streckte sich seine gepflegte Hand zögernd ans, um eine kurze Bemerkung mit einem Silberstift an den Rand zu schreiben. Wenn er aufschaute, ließ er unauffällig seine träumerischen Augen auf dem adligen Gast ruhen.
Evremond, der diese Blicke auf sich gerichtet fühlte, wandte sich dem jungen Manne zu und sah ihm freundlich ins Gesicht. Dabei gewahrte er über dessen Kopf an der Wand ein frisch gemaltes Männerbildnis. Das Selbstsichere, die Vornehmheit, die aus Zügen und Haltung des Dargestellten sprachen, zogen ihn an. Die leuchtenden Augen, der leidenschaftliche Mund mit seiner vorgeschobenen Unterlippe und das starke Kinn ließen ihn nicht darüber in Zweifel, daß hier ein Mensch von Bedeutung abgebildet war.
Evremond erhob sich, um das Bild aus der Nähe zu betrachten, und richtete dann an den jungen Gelehrten ohne Umstände die Frage: „Wer ist dieser Edelmann?"
Der Angesprochene kehrte sein Antlitz dem Gemälde zu, schien einen Augenblick in Verwirrung zu geraten, dann kam über seine Lippen: „Es ist ein Iude, Mnnheer . . ."
Evremond riß die Augen auf, als ob er in höchstes Erstaunen geriete: „Ein Iude?"

Der junge Mann preßte die Hände gegen seine Brust, worauf er antwortete:
„Es ist unser Herr und Meister Benedictus de Spinoza."
Ietzt mischte sich Rieuwertsz ins Gespräch: „Ich hole Euch sein Buch über
Renati des Cartes' Prinzipien der Philosophie . . . Hier; ein festbegründetes, ein
vortreffliches Buch!"
Der Hagere in der Fensternische klappte plötzlich seinen Folianten zu, trat
ungelenk ein paar Schritte vor und nahm seinen hohen Filzhut ab, worauf er sich
vor dem Bilde verneigte und sprach: „Vor diesem da geziemt es sich den Hut ab-
zunehmen. Der große Descartes hat keinen größeren Schüler!"
Evremond blickte ihn mit einem etwas spöttischen Lächeln an, dann drückte
er dem jungen Menschen, dessen Augen in einem tiefen Ausdruck glänzten, die
Rechte und sagte: „Ihr habt einen großen Freund! Oder niemals gab es einen
besseren und liebenswerteren Freund, als Ihr seid. Ich bitte um Euren Namen,
ich will mir ihn mit dem Eures Meisters merken."
„Ich heiße Simon de Vries. Ihr beschämt mich." Und er griff nach der
Hand Meijers, der den ein wenig überlegenen Zuhörer gespielt hatte, hinzu-
fügend: „Dieser ist unsres Spinoza bester Freund. Keiner von uns hätte so, wie
er es in der Vorrede zu seinem Buche getan, von ihm zeugen können."
Meijer blies die Backen auf, seine kleinen Augen blitzten hinter der Brille,
und er schalt im kräftigen Weinbaß: „Lieber de Vries, seit wann lobt man hier
den Schreiber ins Angesicht! Herr von Saint Evremond wird uns für eingebildete
Narren halten! Erlauben Eure Gnaden, daß mein guter Rieuwertsz Euch das
Buch Spinozas mit zuschickt; die Lektüre wird Euch nicht gereuen. Wenn Ihr als-
dann nach dem Haag kommt und Lust verspürt, den Verfasser kennen zu lernen,
bringt Euch ein Spazierritt von kaum einer halben Stunde nach Voorburg, wo
er wohnt. Doch Ihr müßt kräftig an seine Tür pochen, denn Senecas Scherz-
wort: Vnti», Ine »itu» est! gilt auch von ihm."
Als Evremond den Buchladen verließ, hatte er für jeden ein freundliches
Wort des Dankes, und von Simon de Vries verabschiedete er sich mit Herzlichkeit.
III.
Vom Haag war Evremond wie jeder Fremde entzückt. Nicht weniger sagte
ihm das Leben in Holland zu. Einem seiner Freunde schrieb er gleich in den
ersten Tagen: „Wenn wir auf absteigendem Wege sind, dann heißt uns die Natur,
uns auf uns selber besinnen; von den Stürmen des Ehrgeizes gelangen wir zur
Sehnsucht nach Ruhe und finden es angenehm, in einem Lande zu leben, wo die
Gesetze uns vor der eigenwilligen Macht der Menschen sicher schützen, und wo wir
nur vor uns selbst sicher zu sein brauchen, um vor allem sicher zu sein."
Am Wege nach Scheveningen hatte er ein kleines Landhaus gemietet. Vor

dem Fenster seines Bücherzimmers stand ein breitästiger Kastanienbaum, so alt,
daß seine Zweige gestützt werden mußten. Der Garten war wohl gepflegt. Buchs-
baumhecken umsäumten die Wege und gewährten reizvolle Ausblicke auf die mit
Papageientulpen und Narzissen bepflanzten Beete.
Evremond war kein Langschläfer, aber er liebte es, bis in die späten Vor-
mittagestunden im Bett zu bleiben. Das geschah wohl aus Laune; vertraute
Freunde aber wollten wissen, daß vor Iahren einmal Ninon, als sie sein Lager
teilte, ihm übermütig ins Ohr geflüstert hätte: „Wir beide sind unsterbliche Bett-
schönheiteu!"
Ieden Morgen weckte ihn sein Diener um sieben Uhr, und nach Beendigung
des Frühstücks war es dem Pudel erlaubt, zu seinem Herrn aufs Bett zu springen.
Zu dessen Füßen hatte er seinen Platz auf der seidenen Decke, und dort streckte er
sich bequemlich aus, atmete kaum und seufzte nur zuweilen im Schlaf, während
Evremond in den hochgetürmten Kissen saß und ein Manuskript vor sich liegen
hatte. So schrieb er. Mußte er seine Bücher zu Rate ziehen, so verschlug es
ihm nichts, mit einem Satz vom Lager aufzuspringen, barfüßig in das angrenzende
Bibliothekzimmer zu laufen und, einen Stoß Schriften unter dem Arm, wieder
ins Bett zu eilen.
Er war diesen Morgen dabei, ein mit dem schönen Herzog von Candale ge-
führtes Gespräch zu Papier zu bringen, dessen er sich lebhaft erinnerte, obgleich
es schon vor Iahren stattgefunden hatte. Meisterlich verstand es Evremond, in
seinen Zwiegesprächen französischen Wein in griechischer Schale darzureichen. Die
epikureische Lebensanschauung, die seinen Schriften die Würze gibt, entsprach der
gesunden Heiterkeit seiner Natur. Und Schreiben galt ihm nicht Arbeit, sondern
Genuß. Sein Vorbild war Montaigne; gleich diesem hatte er den schönen Mut
zur Leichtigkeit, zum Geistesspiel.
Als Evremond die letzten Sätze niedergeschrieben hatte, die für ihn voll
heiterer Erinnerungen waren, konnte er sich bitterer Betrachtungen über sein
gegenwärtiges Leben nicht enthalten. Um sich nicht von ihnen überwältigen zu
lassen, sprang er vom Bett auf und lief zu seinen Büchern, darin Trost zu suchen.
Er griff nach einem der kostbar gebundenen Lederbände der „Essais", da erschreckte
ihn ein lustiges Getrommel an der Fensterscheibe. Draußen stand der lange Herr
de Melos, eine rote Tulpe zwischen den Zähnen, und grinste herein. Evremond
kebrte eilig in sein Schlafgemach zurück.
Francesco de Melos war portugiesischer Gesandter am holländischen Hofe,
ein Mann von Geist und Witz. Seine lange, hagere Gestalt, sein dürres Gesicht
mit den funkelnden Augen, die stutzerhafte Kleidung erregten gutmütiges Gespött
bei jung und alt. Doch das verdroß ihn nicht, im Gegenteil, er hörte es mit
Vergnügen, wenn man sein Äußeres mit dem des ritterlichen Don Quijote, des
edelsten aller Narren, verglich.

Evremond hatte Melos gern. Der Portugiese war gleich ihm Iunggeselle,
und auch dem Inhalte nach ähnelte das geistreichem Genuß gewidmete Leben des
Gesandten dem seinigen. Sie waren bald Freunde, nachdem sie sich in Paris bei
einem Gastmahl des Prinzen von Conde kennen gelernt hatten. Evremond war
sehr erfreut gewesen, den fröhlichen Melos im Haag wiederzufinden.
Er hüllte sich schnell in seinen Schlafrock, schlang ein seidenes Tuch lose um
den Hals und erwartete dann Melos in seinem Bücherzimmer. Die beiden
Freunde schüttelten sich die Hände, und Evremond fragte voll Erwartung: „Was
bringst du mir, Ritter vom Tago? Naht mir ein Abenteuer?"
„Das steht bei dir. Ich bringe dir eine Einladung vom Ratspensionär Herrn
Iohann de Witt!" antwortete Melos mit spitzbübischem Schmunzeln.
In dem feinen, faltigen Gesicht Evremonds zuckte es auf, und von seinen
Lippen kam ein langgezogenes „Dho!"
Melos ließ sich jedoch nicht beirren: „Herr de Witt hat dich nicht nur aus
Höflichkeit mit einer Einladung ausgezeichnet, weil er ein Freund Frankreichs ist
— du giltst ihm als einer der liebenswürdigsten und gebildetsten Franzosen!"
„Wohl gar als ein Wundertier!" fiel ihm Evremond in die Rede.
„Mitnichten; er hat mit wirklicher Verehrung von dir gesprochen. Du wirst
in ihm einen Mann nach deinem Herzen finden, denn Iohann de Witt ist nicht
nur ein ungemein klarer Kopf, er besitzt auch Anmut und Beredsamkeit wie selten
ein Holländer."
Evremond erwiderte gelassen: „Da Herr de Witt den Wunsch hat, meine
Bekanntschaft zu machen, so wäre es unartig von mir, seiner Einladung nicht
Folge zu leisten. Im übrigen bin ich, wie du weißt, kein Freund der Minister!
Ich verdanke ihnen, nun, sagen wir es kurz, — daß ich hier bin!"
„Du schiltst die Minister! Und was war unser armer Foucquet?"
„Ia, auch Foucquet war ein Minister — zu schade für einen Minister!"
antwortete Evremond, und auf seiner Stirn bildeten sich vorübergehend tiefe
Falten. „Doch lassen wir das! Ich möchte ein wenig Luft schöpfen. Wir wollen
ans Meer. Während ich mich ankleide, soll Praestigiar dir Gesellschaft leisten."
Der Pudel wartete bereits an der Tür. Mit einem Satz war er bei Melos,
steckte begierig seine Schnauze in dessen linke Tasche, worin sich stets Süßigkeiten
für Kinder und Hunde befanden, und was er erwischte, war im Augenblick ver-
schlungen. Dann rieb er dankbar sein schwarzes Fell an den seidenen Strümpfen
des Portugiesen, vor Behagen knurrend.
In der feuchten Luft des kühlen Maitages hingen schwere Regenwolken, als
die beiden Männer das Haus verließen. Ihr Weg führte sie unter Buchen, deren
starke Zweige sich zum dunkelgrünen Dom wölbten. Nach Scheveningen spazierte
Evremond mit Vorliebe. Der Ort mit seinen strohgedeckten Hütten und schmalen,
krummen Gassen erinnerte ibn an die Fischerdörfer der Normandie.

Große Mengen brauner Schollen waren unter jedem Dach zum Dörren aufgehängt, der letzte reiche Fang der Männer, bevor sie ihre Heimat verlassen hatten, um Kriegsdienste zu tun.
Das trotzige Dichterwort aus dem spanischen Kriege: „Wenn's Land Gefahr läuft, ist jedweder Bürger ein Soldat" glühte in den Scheveninger Fischern wie das Evangelium. Als sie zu den Waffen griffen, stand just die Zeit vor der Tür, wo in anderen Iahren die Heringsflotte in See ging. Das war immer die lustigste Zeit im Iahre. Die Iungen und Alten, sonst so karg an Worten wie in Lebensweise, aßen und tranken nach Herzenslust, sangen fröhliche Lieder, die schon die Vorfahren gesungen hatten, und vergaßen auch in den Nächten ihrer blonden gesunden Weiber nicht. Danach stachen sie mit um so größerem Gottvertrauen in See.
Auch in diesem Iahre fehlte es nicht an einem reich besetzten Tisch, doch die Kampflieder aus ruhmreicher Zeit machten sie ernst und heißblütig. Und ein jeglicher umschlang in der Nacht des Abschieds sein Weib mit der Besinnung, daß es mehr denn je Not tat, dem Lande kräftigen Nachwuchs zu schenken.
Das wilde Geschrei spielender Kinder und der tranige Fischgeruch, der die engen Gassen erfüllte, vercmlaßten Evremond, mit langen Schritten die steile Düne hinaufzueilen, die ihn noch vom Anblick des Meeres trennte. Als auf einmal in einem grellen Licht die weite, rollende und donnernde See vor ihm lag, tat er einen glücklichen Seufzer und atmete tief. Aber eine seltsame Unruhe ergriff ihn, als er auf der gewaltigen, bewegten Wasserfläche kein einziges Schiff sah. Nur im Hafen lagen die breiten, schwerfälligen Fischerbarken dicht gedrängt; kein Wimpel flatterte an den nackten Masten. Auch der graue Strand war leer, soweit das Auge blicken konnte.
Als sie zum Strande hinabstiegen, begegneten ihnen einige junge Weiber, große Körbe mit Pfahlmuscheln auf den Köpfen. Melos redete sie an, doch wie eine Schar aufgescheuchter Vögel entflohen sie mit unbeweglichen Gesichtern. Ein kalter Wind blies, und es regnete große, salzige Tropfen. Plötzlich drang ein dumpfes, langgezogenes Grollen über das Meer. Evremond und Melos suchten mit den Augen den Gesichtskreis ab, aber über den weißen Kämmen der hochgehenden Wogen jagten nur die Wolken wie rasend sich aufbäumende Pferde dahin.
Melos, der fröstelnd den Mantel über seinen Knien zusammenhielt, rief dem einige Schritte zurückgebliebenen Evremond zu: „Beim Leibe Christi, man spürt hier, daß die Kriegsfurie wieder unterwegs ist!"
(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Geschichtliche Rundschau. I.

Von 1>i'. ^ur. Kurt Ed. Imberg.

Der Krieg neigt seinem Ende zu, vielleicht ist bei Erscheinen dieser Zeilen bereits der heiß und lang ersehnte Friede eingekehrt, ungeheure Opfer an Gut und Blut sind gebracht. Da drängt sich einem jeden unwillkürlich die Frage auf: wie sollen die Verluste der letzten viereinhalb Iahre ausg^ rnerzt werden? Die durch den Krieg zerstörten Güter wettzumachen, würde uns bei der Tatkräftigkeit und dem Fleiße unseres Volkes bald gelingen: aber hierzu bedarf es der Arbeit von Menschenarmen und Menschenhirnen. Die Verluste an Menschenleben müssen daher zunächst wiedergntgemacht werden. Aber das „Wie" ist eine große, schwerzulösende Frage. Bekanntlich ist der Bevölkerungszuwachs schon in den setzten Iahren vor dem Weltkriege in stetem Abnehmen begriffen gewesen, und der Krieg hat naturgemäß diesen Zustand nicht nur nicht gebessert, sondern weiter verschlechtert. Auch der Friede dürfte nicht ohne weiteres eine Besserung mit sich bringen. Im Gegenteil droht infolge der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse, insbesondere infolge der pekuniären Lage der Zustand der verminderten Bevölkerungszunahme bzw. die Bevölkerungsabnahme noch schlimmer zu werden. In zahlreichen Schriften ist deshalb schon während des Krieges untersucht worden, wie diesem Mißstande zu steueru, wie es zu ermöglichen sei, den Bevolkerungezuwachs wieder auf seine alte Höhe zu bringen. Zu diesem Thema ist nun soeben im Verlage von Franz Bahlen (Berlin) eine weitere wertvolle Abhandlung aus der Feder des Präsidenten des bayerischen Statistischen Landesantts und Ilniversitätsprofessors !>>'. Friedrich Zahn erschienen: „Zamilie und Familienpolitik". Ausgehend von der staatspolitischen Bedeutung der Familie, die er als „die Pflanzschule unseres künftigen Volkes, die Pflanzschule allen Gemeinschaftslebens und seiner Triebkräfte, von Gemeinsinn, Grsamtstaatswillen, nationalem Leben, Vaterlandsliebe", als „das eigentliche Herz der Volkepersönlichkeit" bezeichnet, schildert der Verfasser die Gefahren und die Anzeichen gewisser Zersetzungserscheinungen, die der Familie schon vor dem

Kriege drohten, uud die sich durch den
Weltkrieg noch verichärft haben. „Das
Familienleben hat im Laufe der letzten
Iahrzehnte an innerer Kraft, Reinheit
und Tiefe eingebüßt, der Familiensinn
und das Familienbewußtsein Schaden
gelitten, die Familienfreudigkeit uiid
das Familienwachstum nachgelassen."
Beachtenswerte Maßnahmen sind hier-
gegen allerdings bereits getroffen wor-
den, aber sie sind bei weitem nicht aus-
reichend, die große Gefahr zu beschwö-
ren, die unserem Volkstume droht. „Es
bedarf einer zielbewußten, planmäßi-
7
!>7

gen, großzügigen Familienpolitik, um
die Kraft zu echt deutscher Familien-
haftigkeir wieder feste Wurzeln fassen
zu lassen." Wie diese Familienpolitik
aussehen muß, wo sie anzusetzen hat,
dies darzulegen bildet den Abschluß
der Zahn'schen Schrift. Die Ausfuhr
rungen des Verfassers zeugen von einem
tiefen Verständnis und gründlicher Er-
fassung der Frage, und so können wir
die kleine Schrift unseren Lesern nur
aufs wärmste empfehlen.
Als 36. Heft der bei Ed. Strache in
Wien verlegten „Flugschriften für
Lsterreich-Ungarns Erwachen" — der
Schlaf ist leider nunmehr zu einem
ewigen geworden — erscheint von
George Kuh eine kleine Broschüre
über „das wahre Amerika", die in
kurzen, aber größtenteils treffenden
Strichen die Haltung der Vereinigten
Staaten den Mittelmächten gegenüber
zu erklären und verständlich zu machen
sucht. Der Verfasser hat sich einer
strengen Objektivität bemüht, und dies
allein dürfte schon seine Ausführungen
als lesenswert erscheinen lassen.
Von der schon oft an dieser Stelle
genannten „Bibliothek für Volks- und
Weltwirtschaft", die von Prof. Dr.
Franz v. Mammen bei der Wissen-
schaftlichen Verlagsanstalt „Globus"
in Dresden herausgegeben wird, liegen
drei neue Hefte vor. Im 46. Heft:
„Die Umtriebebestimmung im jährlich
nachhaltigen Forstbetriebe" versucht
Hans Hönlinger die Lösung der
wichtigsten Frage aus dem Gebiete der
forstlichen Statistik unter Vermeidung
einer an und für sich bekämpfbaren
Theorie, auf Grundlage einer neuen
praktischen Fachvoraussetzung. Die
Schrift ist rein fachwissenschaftlich ge-
schrieben und dürfte deshalb nur für
den Forstmann und den Holzfachmann
von Interesse sein. — Der Inhalt des
50. Heftes, in dem Dr. Ottomar
Schuchardt den „Mitteleuro-
päischen Staatenbund" behandelt Hai,
ist leider durch die letzten Ereignisse in
der ehemaligen Donaumonarchie und
Deutschland illusorisch gemacht, oder
zum mindesten seine Verwirklichung in
weite Ferne gerückt worden. — Recht
interessant und beachtenswert ist das
51. Heft: „Das Papier im Kriege". Ts
ist dem Verfasser dieser Arbeit, Wal-
ter Heß, als Verdienst anzurechnen,
daß er es in dieser Zeit der Papier-

knappheit unternommen hat, weite
Kreise unseres Volkes vertraut zu
machen mit der Schwierigkeit Oer Roh
stoffbeschaffung, mit den Kardinal-
fragen des Anziehens der Preise und
deren Folgen für die gesamte Bewirt-
schaftung und schließlich mit den wich-
tigsten der unendlich vielseitigen Ver-
wendungsmöglichkeiten des Papiers als
Rohstoff, Halb- und Fertigfabrikat,
sowie der so überaus wichtigen Wieder-
verwertnng nnd Nutzbarmachung des
Altpapiers, die gerade in dieser Zeit der
Knappheit an Rohstoffen eine außer-
ordentliche Bedeutung gewonnen ha-
ben. —
Für die möglichst sofortige Frei-
gabe des Wirtschaftslebens tritt
Iulius Meinl in seiner bei der
Manz'schen Verlagsbuchhandlung in
Wien veröffentlichten Schrift „Zwang
oder Freiheit?" ein. Vielfach in enger
Anlehnung an die Ausführungen von
7>i. Friedrich Bend»ren zeigt der Ver-
fasser die Nachteile und schädlichen
Folgen, die die gut gemeinte Kne
belung des Wirtschaftslebens zu Be-
ginn des Krieges bei den Mittel-
mächten gezeitigt hat, da die Ausschal-
tung des freien Handels verantwortlich
ist für den Kettenhandel, den Schleich'
Handel und die in ihrem Gefolge auf-
tretenden Wucherpreise, die weit höher
sind als die Preise, die eine freie Wirt-
schaft hervorgebracht hätte. Meinl
kommt zu dem Ergebnis, daß man
9?

schnellstens freiwillig zur freien Wirtschaft zurückkehren müsse, falls man vermeiden wolle, daß diese Rückkehr „entweder im Wege einer ungeheuren Katastrophe erzwungen" werde oder „unsere ganze Volkswirtschaft... samt dem Volke selbst total zu Grunde" gehe.
Eine ebenfalls recht brauchbare, lesenswerte volkswirtschaftliche Ab» handlung veröffentlicht Kurt Geucke bei Adolph Crüger in Berlin-Friedenau unter dem Titel: „Reichsmehrbedarf und Steuerermäßigung". Der Verfasser gibt hier einen interessanten Grundriß zu einer Theorie und Reform des Geldes, das — nach seiner Definition — ein Tauschgut ist, „das entweder nach allgemeiner Gepflogenheit oder aber auch auf Grund gesetzlicher Anordnung infolge seiner Seltenheit, Beständigkeit, Teilbarkeit, Gleichartigkeit und Geläufigkeit zugleich als Wertmesser aller Gebrauchsgüser und Leistungen gilt, die überhaupt getauscht oder gekauft werden können, und dessen Besitz durch die Tausch- oder Kaufkraft dieser werttragenden Eigenschaften einesteils die Macht des Gütererwerbes verleiht, anderenteils die in Dienstleistungen umgesetzte menschliche Arbeitskraft sich nutz- und zinsbar macht." — Vielleicht gelingt es Geucke, diese Definition, die ja reichlich lang ist, in kürzere Form zusammenzufassen.
Unter dem Titel „Völker der Zukunft" hat August Adelsberger im Verlage von S. Schottlaender (Breslau) ein Buch erscheinen lassen, das heute, wo die Weltpolitik im Zeichen des Völkerbundes steht, allseitig Interesse finden wird. Der Verfasser geht von der jetzt fast selbstverständlich klingenden Auffassung aus, daß sich eine neue Staaten- und Gesellschaftsordnung vollziehen wird, und daß ein Zurückfallen in die Methoden der Zeit vor dem Weltkriege ausgeschlossen ist. Der erste Teil des Buches schildert Anlaß und Wirkung des Krieges; „er zerpflückt die Kriegsidee und gibt Fingerzeige der Friedensidee, die den Krieg unmöglich machen soll und die Menschen vom Albdrucke dieser Geisel in Zukunft befreit". Dies dürfte erreicht sein, „wenn die Völker der Verantwortung sich bewußt sind und den Willen haben, Gegensätze zu vermeiden". Hierfür fordert der Verfasser die Herbeiführung einer neuen Staats-

ordnung, die die Menschheit zu stabilen Verhältnissen zurückführt und von natürlicher Basis den künftigen Aufstieg vorbereitet. Diese reformierte, neue Staatsordnung bezeichnet Adelsberger als „Normalismus". Dieser ist als Staats- und Weltanschauung „ein Feind des überschäumenden Radikalismus, dessen umstürzlerische Ideen vielfach die Köpfe der Masse beherrschen, die aber in absehbarer Zeit den praktischen Ideen der Vernunft weichen müssen . . . Der Normalismus ist nicht für eine gewaltsame und plötzliche Umschichtung bestehender Verhältnisse, sondern er faßt unter gründlicher Prüfung der Wirkung in zäher, geschlossener Arbeit die notwendige Reform ins Auge, die wirklich dahin führt, Gleichheit, Brüderlichkeit und Frieden der Menschheit zu bringen, wirkliche Freiheit und Befreiung. Der Normalismus begünstigt nicht die Streber und verlangt Srlbstentäußerung von denen, die ihm angehören ... Der Normalismus erstrebt ein Staatswesen der Vernunft, das folgerichtig sich den Lebensbedingungen um'eres Seins anpaßt."

Das sind also die Grundgedanken, die die vorliegende Schrift des Verfassers beherrschen. Sie sind getragen von einem tiefen, menschenbeglückenden Idealismus, der Mittel und Wege sucht, um eine befreiende, verbrüdernde Staatsform zu finden. So schön der Traum wäre, wenn er in Erfüllung

7*

gehen würde, so zweifeln wir — vor» läufig wenigstens noch unter den gegebenen Umständen — daran, daß wir uns auf dem Wege zu diesem Ideal befinden. Daran ändern auch die amerikanischen Phrasen vom Völkerbund usw. nichts, solange aus ihren Taten nur allzu klar und deutlich hervorgeht, daß auch sie nur als einschmeichelndes Blendungsmittel dienen, um die verfolgte reale Macht- und Interessenpolitik zu bemänteln.

Der zweite Teil des Buches führt in das vollendete Wirtschaftszeitalter des Normalismus ein, „einer Weltanschauung, die sich stützt auf das normale Vermögen der Menschenkräfte und die zurückführen soll aus dem un» wegsamen Pfade des Unnatürlichen auf den goldenen Mittelweg der Natürlichkeit, zur Lebensführung der Zufriedenheit". Der Schlußteil gibt einige Vorschläge, wie sich der Verfasser die Verwirklichung seiner normalistischen Weltanschauung denkt.

Die Ausführungen des Verfassers — mögen sie auch an manchen Stellen recht phantastisch und undurchführbar klingen: wir erinnern nur an seine Forderung des Lateins als Weltsprache — bergen doch eine Fülle edler und tiefer Gedanken, die das Lesen der kleinen Schrift wertvoll machen. Wenn wir auch in vielen Punkten den — für uns zu idealen —' Darlegungen des Verfassers nicht beizupflichten vermögen, so wollen wir doch nicht anstehen, das Buch unseren Lesern warm zu empfehlen.

Eine philosophische Auseinandersetzung über „Sozialdemokratie, Christentum, Materialismus und der Krieg" läßt Adolf Hinze im Kommissionsverlag von A. W. Zickfeldt (Osterwieck i. Harz und Leipzig) erscheinen. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, die in Deutschland vorherrschenden Weltanschauungen in ihrer philosophischen Bedeutung sich gegenüber zu stellen, und zwar stellt er den Katholizismus in der Philosophie des Thomas von Aquino, den Protestantismus in derjenigen Kants und die Weltanschauung der Sozialdemokratie in den volkswirtschaftlichen Lehren von Marr und Engels dar.

Als 11. Band der im Verlage von I. P. Bachem in Köln erscheinenden „Zeit- und Streitfragen der Gegen-

wart", die von Di'. Karl Hoeber her-
ausgegeben werden, liegt eine kleine
Studie von Dr. Klemens Löff-
ler über „Elsaß-Lothringen" vor.
Die Arbeit, die im übrigen nicht viel
Neues bringt, will zeigen, daß „Elsaß-
Lothringen ... bis auf einen schmalen
Grenzstreifen Lothringens landschafts-
geographisch, ethnographisch und ge-
schichtlich urdeutsches Land" ist und
deshalb zu Deutschland gehört.
Der 12. Band derselben Samm-
lung behandelt „die staatskirchenrecht-
liche Lage der Katholiken in Preußen".
Diese Schrift ist aus der Feder eines
rheinischen Theologen, der seinen
Namen verschweigt, und von Dr. Karl
Hoeber herausgegeben. Der Verfasser
will in lseinen Ausführungen die
Fesseln klar legen, die beute noch —
nach katholischer Auffassung — seit
bald einem halben Iahrhundert der
katholischen Kirche in Preußen durch
die Staatsgewalt angelegt sind, und
will so dazu beitragen, den Frieden
zwischen Staat und Kirche in unserem
engeren Vaterlande in vollem Um-
fange wiederherzustellen.
Nach Osten führen uns drei
Bücher, die trotz der Ereignisse in Mit'
teleuropa nicht an Interesse eingebüßt
haben dürften. Bilder aus Stätten
alter deutscher Kultur gibt Her-
mann Kasselbaum in seinem
Buche „Kurland, Livland, Estland",
das bei der Verlagsanstalt Dr. Ed.

Rose in BerliN'Neurode verlegt ist. In anschaulicher Weise wird das Leben und Wirken in den Ostseeprovinzen dargelegt, wozu die zahlreichen Bilder und graphischen Darstellungen in nicht zu unterschätzender Weise beitragen. — «Durch Ukraine und Krim" führt den Leser vi'. Fritz Wertheimer, der sich durch seine früheren Berichte in der „Frankfurter Zeitung" einen weit bekannten Namen gemacht hat. Das Buch enthält u. a. interessante sozialpolitische Studien und Betrachtungen über die südrussischen Länder, die wohl jedem etwas Neues bringen werden. — Endlich sei noch das Buch „Im Cholmer Land" des bekannten polnischen Schriftstellers W. St. Reymond genannt, das ebenso wie die anderen Werke des Verfassers, „Die polnischen Bauern" und die „Dorfnovellen" ein Stück polnischen Dorflebens wiedergibt und uns einen Einblick gewährt in die tiefen Seelengeheimnisse eines bei uns noch wenig verstandenen Volksstammes. Die Übersetzung stammt von Iean Paul von Ardeschah und ist im Verlage von Otto Dreyer (Berlin) erschienen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Di. Heinrich Brömse.

Wo ist die Grenze zwischen dem Unterhaltungsroman und der Romandichtung? Sie verläuft anders als die zwischen Dilettantenpoesie und ernstem Kunstwerk. Wenn gutgesinnte oder eitle Stümper lyrisch, episch, dramatisch radebrechen, so kann ihr Ziel so boch und strahlend sein wie das der Berufenen, nur daß die Kraft gebricht, es zu erreichen. Der Unterhaltungsroman braucht an Gewandtheit und allen technischen Vorzügen nicht hinter der Dichtung zurückstehen, aber er hat ein anderes Ziel; er gehört, so mannigfach auch von beiden Seiten Grenzüberschreitungen vorkommen mögen, doch seinem Wesen nach zu einem andern Geistesgebiet.

Es ist darin mit den Büchern nicht anders als mit den Menschen bestellt. Wir erfreuen uns in einer Gesellschaft an der Unterhaltungsgabe eines flotten Plauderers; wir rühmen ihn als glänzenden Erzähler, aber nur harmlose Gemüter werden, wenn nicht weitere Vorzüge hinzukommen, seine Leistung als Kennzeichen eines Dichters betrachten. Da sagt einer, der vielleicht

den Eindruck eines stillen oder gar unbeholfenen Menschen macht, ein gutes, tiefes Wort, aus dem mit sinnlicher Eindringlichkeit etwas vom inneren Wesen der Dinge und Menschen hervorleuchtet, und plötzlich wird es still, und die Hörer spüren einen Hauch dichterischen Geistes.

Der Unterhaltungsroman ist ein oft spannendes und belustigendes Spiegelbild von des Lebens Oberfläche mit ihren Moden, die sich schnell ändern wie Wellengekräusel unter wechselndem Wind (weswegen er auch weniger in einer literarischen als in einer Moderundschau besprochen werden sollte), die Romandichtung sucht wie alle echte Dichtung in die Tiefe zu dringen, Geheimnisse zu enthüllen, den Sinn des Lebens zu offenbaren — nicht in verstandesmäßiger Erwägung oder moralischer Lehre, sondern in lebendiger Gestalt.

An solchem Maßstab gemessen, ist der Wert des zweibändigen Romans von Hermann Stehr „Der Heiligenhof" (Berlin, S. Fischer, 1918) nicht gering einzuschätzen. In den Handwerksgriffen wird er von manchem bedeutungsärmeren Werk übertroffen: der Aufbau der Handlung vollzieht sich zwischen kraftvollem An-

fang und stark gefügtem Schluß in lockerer Aneinanderreihung einzelner Vorkommnisse, Seitenhandlungen, Betrachtungen, in denen die Leitgedanken mehr an ähnlichen Fällen dargestellt als in einheitlicher Entwicklung verkörpert werden; die Darstellung ist ge-- legentlich schleppend und hat bei aller Anschaulichkeit im einzelnen doch im ganzen ttwas verschwimmende Umrisse. Demgegenüber erhebt sich das Werk weit über den Durchschnitt durch hohe Vorzüge: durch die Entschiedenheit, mit der es ins Innerste der Menschenseele dringt, durch die Kraft, mit der es Geistiges verkörpert, durch oft aufleuchtende Weisheit und Schönheit, durch Reichtum der Phantasie, der freilich mehr den Seitenschößlingen als dem Hauptstamm der Handlung zugute kommt.

Dieser Roman ist ein religiöses oder vielleicht besser religionspsychologisches Werk. Wie sich die Menschen zum Übersinnlichen stellen, wie dies in ihnen verschiedene Formen des religiösen Lebens erzeugt und dadurch ihr ganzes Wesen und Dasein bestimmt, das ist das Grundgefüge des Inhalts. Schlichte Menschen sind es, westfälische Bauern und Waldarbeiter, die zugleich der kraftspendenden Erde, dem Nebelspuk und den ewigen Sternen näher sind als die Menschen städtischer Kultur. Über die Kreise des Dorfaberglaubens, des Sektenwesens, in dem altes Wiedertäufertum lebendig wird, über all die wunderlichen und geheimnisvollen Gestalten des Romans erheben sich zwei: ein Bauer, der aus einem ungebärdig leidenschaftlichen Menschen zu einem Träumer, einem Mystiker, einem Weisen wird, und seine blinde Tochter, die dies Wunder an ihm vollzieht, wie eine kleine Heilige auf alle beglückend und heiligend wirkt und, als Iungfrau sehend geworden, nach kurzem Liebesglück von der Berührung mit dem harlen Leben ver» nichtet wird. Eine Person macht der anderen zum Schaden des Ganzen den Rang streitig, aber beide fesseln den Leser, der sich willig und ernsthaft in das nicht immer bequeme Werk vertieft, und werden ihm als gute Geister noch lange nahe bleiben.

Zwei Berliner Romane stehen an dichterischem Wert zurück; der eine ist im ganzen nur auffallend wegen seiner

eigenwilligen Form, der andere ist ein
durch seinen Stoff fesselndes Kultur-
bild, das aber an stark parteilicher
Färbung leidet. Iener, „Wadzeks
Kampf mit der- Dampftur-
bine" von Alfred Döblin
(Berlin, S. Fischer, 1918) möchte auch
als Kulturbild gelten, „für das kalte
seelische Klima des Berliner Empor-
kömmlings dokumentarisch" sein. Nun
ist zwar der Stoff aus diesem Umkreis
entnommen, und manches aus dem
wirtschaftlichen Kampf des Maschinen-
bauers Wadzek gegen seinen ihm ge-
schäftlich überlegenen Gegner, den
Turbinenbauer Rommel, mag allge-
meinere Bedeutung haben, aber die
meisten Abschnitte haben doch herzl'ch
wenig damit zu tun. Auch ist alles zu
sehr ins Fratzenhafte verzerrt, zu
gleichgültig gegen die Zusammenhänge,
zu beschränkt auf die Ausmalung ein-
zelner Zustände. In dieser Beschrän-
kung freilich leistet der Verfasser ab-
sonderliche Kunststücke, die eine Weile
fesseln mögen, aber sie wirken bald er-
müdend und verwirrend durch das
Übermaß von langschweifioen Be»
schreibunaen toller Verschrobenheiten in
ihrer rein äußerlichen Erscheinung.
Gerne sei anerkannt, diß zuweilen ein
krauser Humor entsteht, wobei die nicht
neue „Tücke des Objekts" eine wichtige
Rolle spielt. Am besten ist noch der
zweite Teil gelungen, „Die Belagerung
von Reinickendorf": Wadzek, der ein
Schriftstück entwendet und gefälscht
hat, verschanzt sich mit den Seinen
verfolgung?- und größenwahnsinnig in

einem baufälligen Häuschen, um der Polizei Widerstand zu leisten; aber jein Gegner hält es nicht der Mühe für wert, ihn anzuzeigen, und als der Verrückte schließlich nur wegen Unfugs auf die Polizeiwache gebracht wird, zerschmettert ihn die Entdeckung, daß er von seinem Gegner verhöhnt und verachtet wird und nicht einmal als großer Verbrecher dastehen kann. Was hier und an andern Stellen gefällt, bleibt indessen auf Einzelheiten und Nebensachen beschränkt, und all die umständlichen Beschreibungen hindern nicht, daß das Ganze unklar und unerbeblich wirkt.

Der andere Berliner Roman, „Der Holzweg" von L. Audnal (Landau?) (Berlin, Erich Reiß, 1918) stellt die reiche jüdische Gesellschaft des Berliner Westens dar, ihr Leben unter einander und mit der vornehmen christlichen Gesellschaft, besonders auch die Frage des Ausscheidens aus ihrer Glaubensgemeinschaft. Es ist ein Tendenzroman, in dem die Christen fast ohne Ausnahme eine lächerliche eder verächtliche Rolle spielen. Die Handlung ist dürftig. Die Verlobungen, mit denen die Sache endigt, lassen uns kühl bis ano Herz hinan. Der Hauptheld, ein edler junger Gelehrter, ist nebst seiner wehleidigen Liebesgeschichte wenig geglückt. Sonst aber sind die verschiedenen Vertreter und Vertreterinnen des Iudentums durchweg gut dargestellt, nur daß die um» ständliche Beschreibung mancher Person, die nur gelegentlich auftritt, überflüssig erscheint. Die Familienbilder aus den jüdischen Kreisen von alt» biederem Schlag und noch mehr die Schilderungen von Gesellschaften, Mahlzeiten, Hausbällen in neuzeitlicher und protzenhafter Umgebung sind so unterhaltend, daß sie auch in der Wiederholung, und ohne daß dabei viel Bedeutendes geschieht, gute Wirkung ausüben. Was außerhalb des gesellschaftlichen und geschäftlichen Lebens liegt, was in die Tiefe des Herzens und Geistes führen soll, erscheint dagegen matt und durch die Absicht des Ganzen beeinträchtigt.

„Des Lebens Lust" heißt der Sammeltitel eines Novellenbandes von Peter Nansen (Berlin, S. Fischer, 1918); er ist ironisch gemeint und bedeutet: des Lebens Bitterkeit.

In vier Geschichten spricht der Verfasser von dieser Bitterkeit. Liebe wandelt sich in Haß und Leid, eine Ehe gebt durch irregeleitete Leidenschaft zugrunde: mit unerbittlicher Schärfe werden hier innerste Seelenfasern bloßgelegt. Ganz ins Ironische gewandt ist die dritte Erzählung, „Vom Weibe geboren", die meisterhaft vorgetragene Geschichte eines Zufriedenen, der sich sein Leben lang von lauter Frauengüte beglückt und eingewiegt glaubt, ohne zu merken, daß er ein Dummkopf ist, auf dessen Kosten eben diese Frauen ein bequemes und glückliches LebenOführen wollen. Endlich wird die Ironie zur Groteeke: „ein Viidgeabend", das heißt: ein Abend im Irrenhause. ein verteufelt qeist' sprühendes Werl, in das der Gedanke hineinschwingt, daß dies Irrenhaus ein Bild des Lebens ist. Nicht im Er» zählen einer Handlung besteht die eigentliche Kunst deo Verfassers, sondern darin, mit wenigen sicheren Strichen scharfe und bedeutungsvolle Augenblicksbilder zu zeichnen. Er gebraucht keine großen Worte, keine aufdringlichen Bc^brungen; seine Darstellung ist so schlicht und zwingend und oft auch so anmutig, daß dies Buch, der letzte Gruß eines erfahreuen Men' schenkenners und feinsinnigen Dichters, auch unerquicklichen Stoff zu reizvollem Kunstwerk erhebt.

Die neuen Gedichte von Ina Seidel, „We lti nn i gk ei t" (Berlin, Egon Fleischel u. Co., 1918),

schließen sich würdig an ihre früheren Versbücher an, Mnstijches EinSwerden mit der Natur, der Erde, der Welt bildet den Grundton der meisten. In kindlicher Einfalt, in gesundem Kraftgefühl, in verzücktem Iubel erklingen die auf diesen Ton gestimmten Lieder. Noch schöner aber sind einige Gedichte, in denen die Seele aus dem Naturweben unc dem Weltall zu sich selbst und den: Glück der Beschränkung zurückkehrt, Lieder voll schlichteni Adel von der Ebe und der Mutterliebe. In dem Abschnitt „Bilder und Gesichte", in dem Episches nicht ganz so rein geglückt ist, stebt ein kleine? Meisterstück, „Das Koblenlied", Erdgeschichte in dichterischer Verklärung.

Wenn in diesem schönen Buch gelegentlich Auodrücke gesucht erscheinen, so ist dae ein Kinderspiel gegen die qualvoll verkrampfte Sprache, mit der die Gedichte von Iohannes R. Becher, „Die Heilige Schar" (Leipzig, Insel-Verlag, 1918), uns bedrängen. Kubisiische Wortkunst formt Verse wie:

Die krümmten sich, nun schreiten
Sie jählinge schmetternd klar.
Ia, Ärmste sich aufbreiten.
Öl-Blitz stülpt sich jed Haar.

In jeder Zeile predigt das Buch Revolution, Empörung und Aufstieg der Ärmsten, schleudert es wütende Schreie in die Welt, Entladungen einer glübenden Seele, die wie zerfetzte Klänge eines in der Ferne tobenden Höllenorchesters zu uns dringen. Schönheit darf man hier nicht suchen, aber Wucht der Empfindung und beiligen Wahnsinn des Dichters auch in diesem ale Sprachkunst entsetzlichen Getöse zu erkennen, wird hellhörigen Lesern vielleicht vergönnt sein.

Der Reelamschen Universalbibliothek, deren Nummernreihe das sechste Tausend vollendet hat, sei für ihren weiteren Weg der Wunsch dargebracht, daß es ihr bald erlaubt sein möge, wieder so umfassend und wohlfeil wie sonst weitesten Kreisen Geisteskost zu gewähren. Eo ist ein Schade für die deutsche Volksbildung, daß infolge der allgemeinen wirtschaftlichen Belastung der Preis für die Einzelnummer von zwanzig auf fünfzig Pfennig eroöht werden mußte, daß aus Papiermangel und wegen anderer Schwierigkeiten fast die Hälfte der Nummern uicht nach-

gedruckt werden kann und bis auf wei»
teres für den Verkauf ausgeschaltet ist.
Die Festnummer, die das sechste
Tausend abschließt, ist ein Suder -
mann- Band, „Der verwan-
delte Fächer und zwei andere
Novellen. Mit dem Bildnis des Dich-
tere und einer Einleitung von Theodor
Kappstein". Die Novellen sind Probe»
stücke aus früheren Erzählungsreihen,
wohl geeignet, eine gute Vorstellung
von der Art ihres Verfassers zu geben.
Der Weltmann plaudert flott und frei,
der Mann von Gemüt streift ans Rühr-
same, und beide wissen die Troffer
scharf berauszuarbeiten. Die Phan-
tasien um „Thea" bilden eine Art von
selbstbiographischem Umriß, der den
Weg des Dichters zur Selbstsuche und
Selbsterkenutnie zeichnet, nicht frei
von nebelndem Dunst, aber doch für
schaffensfrohe Lebensarbeit Achtung
heischend.
Von andern Neuerscheinungen der
Sammlung mögen noch genannt sein
eine Schicksaletragödie „Die U b r"
von Gustav Menrink und Roda
Roda, ein Spiel in zwei Aufzügen,
in dem derbe Komik uud geheimnis-
volles Gruseln grell wechseln, zwei
lesenewerte Erzählungen von Eli-
sabeth von Heyking, „Die
Orgelpfeifen" und „Aus dem
Lande der Dstseeritte r", und
besondere die von Otto Braun heraus-
gegebenen und aueführlich eingeleiteten

Abschnitte aus den Werken von
Rudolf Eucken, „Geistesprobleme und Lebensfragen". Endlich hat Adolf Bartels in dem Werk „Weltliteratur, Erster Teil: Deutsche Dichtung" die nicht leichte Aufgabe übernommen, eine leicht faßliche Übersicht über die Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart und damit zugleich einen Führer durch Reelams Universalliteratur zu geben. Das Buch enthält mehr einen Bericht als eine Würdigung, ist gelegentlich zu bloßen Aufzählungen genötigt, wird aber vielen gewiß die dankenswerte Anregung geben, zu den Werken selbst zu greifen. Als Einleitung bietet Bartels eine für die Geschichte des deutschen Buchhandels bemerkenswerte Ubersicht über die Entwicklung der Universal-Bibliothek von 1867 bis 1917.

5 5 5

Einen reizvollen Ausschnitt aus der Kultur- und Literaturgeschichte behandelt Friedrich Seiler in dem Buch „Das deutsche Sprichwort" (Straßburg, Karl I. Trübner, 1918). Er betrachtet das Sprichwort als Gegenstand der Volkskunde einerseits, als ein Stück Poesie andrerseits. Besonders die volkskundliche Würdigung ist so wohl geordnet, so gründlich und anschaulich, daß man kaum eine bessere Einführung in dies Gebiet finden kann. Ausgezeichnet ist der Abschnitt über die Quellenkunde des Sprichworts. Sein eigenstes Gebiet betritt Seiler, der verdienstvolle Verfasser des schönen Werkes über „Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts", in der Besprechung der Lehnsprichwörter, die aus fremden Literaturen stammen und im Deutschen oft umgestaltet und selbständig weiter entwickelt sind. Dies anregende Kapitel macht besonders begierig auf das angekündigte größere Werk des Verfassers über „Deutsche Sprichwörterkunde", das u. a. eine Zusammenstellung und Geschichte der deutschen Lehnsprichwörter enthalten soll.

Ein neuer und neuartiger „Führer durch dieMuttersprache" wird von Oskar Händel geboten (Dresden, L. Ehlermann, 1918). Es ist keine bloße Sprachlehre, sondern

mehr eine Kulturgeschichte im Spiegel der sprachlichen Entwicklung. Laut- und Formenlehre werden kurz behandelt, ausführlich und mit werbender Liebe Wortbildung und Bedeutungswandel, Redensarten und Sondersprachen, Mundarten und Schriftsprache, Eigennamen, Fremdwörter. Zahlreiche übersichtlich geordnete Beispiele geben einen vorzüglichen Einblick. Anregende Betrachtungen über die Ausbreitung des Deutschtums, über die Einwirkung des Deutschen auf andere Sprachen, über Schrift und Rechtschreibung ergänzen die Darstellung, die gewiß keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht, aber überall anregend und gründlich, wissenschaftlich und volkstümlich ist.

Karl Hessel hält eine weitgreifende Umschau über die altdeutschen Frauennamen. („Altdeutsche Frauen n a m e n". Bonn, A. Mareus u. E. Weber, 1917.) In ihrer Deutung geht er zum Teil andere Wege als die Forschung vor ihm. So sucht er umfangreiche Gruppen von Frauennamen an den Götterglauben der alten Deutschen, besonders an die Verehrung der Walküren anzuknüpfen. Dies mythologische Gebiet ist aber viel zu unsicher, als daß die daraus gezogenen Schlüsse beweiskräftig sein könnten. Nordische Vorstellungen, die uns zum Teil erst in später Überlieferung bekannt sind, lassen sich nicht ohne weiteres auf die deutsche Urzeit übertragen. Daß der Deutsche die Nornen des nordischen

Götterglaubens, die von Hessel mit den Walküren gleichgesetzt werden, Hilde, Trude und Gunde genannt habe, ist reine Phantasie. So ist es auch haltlos, daß nach diesen Gestalten alle Namen gebildet wären, die eine dieser drei Stammsilben enthalten. Viel näher liegt die ältere Erklärung, daß in solchen Namen die Grundbedeutung dieser Wortstämme (hild und gund gleich Kampf, trud gleich Stärke, nach andern mit unserm „traut" zusammenhängend) vorliegt, wie doch auch die Walkürennamen selbst nur so zu erklären sind. Auch andere von Hessel behauptete mythologische Beziehungen sind höchst unsicher. Ebenso wird man zu manchen neuen sprachlichen Erklärungen ein Fragezeichen setzen dürfen. Nichts beweist z. B., daß in Mädchennamen wig „geweiht" bedeutet, während es in Männernamen gleich Kampf ist. Im ganzen herrscht das Bestreben, aus den weiblichen Namen „der lieben deutschen Urmütter Eigenart" als etwas gar Liebliches und Minnigliches zu deuten, während doch bei den Frauennamen fast in gleichem Maß wie bei den Namen der Männer die Freude an kraftvoller und kriegerischer Tat überwiegt.

Theaterrundschau.

Von I>r. A. Ciffrin.

... Alles von Sinnen erfaßte und faßbare ist vom Geschehen durchtränkt, das nun Weltwende bedeutet. Aber nur das Sinnesorgan, das Gefäß, das diese Dinge faßt, sei von diesem zeitlichen Erkennen erfüllt, nicht das zu Fassende, der Inhalt selbst... Revolution in den öffentlichen Dingen löißt Evolution in den Dingen der Seele weiterschreiten. Aus dieser unsterblichen, ewigen Sonne quillt die Kunst in gleichem Fluß wie ehedem, nur wenn der Genius des Künstlers weht. Nie kann allein der Inhalt heiligen.

Soll Kunst das Amt der Feilheit, der Konjunktur übernehmen? — Schon sind gar „Erkenntnisse" von Versemachern am Werk — von Menschen, deren Handwerk im Reich reinster Kunst ein subalternes Dasein fristete — das Wesen wahrer Kunst nur in der Politik dienstbaren zu entdecken. Diese Eintageeutdeckungen gleichen sich allemal, zu allen Zeiten, in allen Zügen !..

Die Politik der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit hat die große Seele; die große Seele der Kunst darf, kann Politik nicht als Beding des Guten tragen! Iene richten sich selbst — und die Kunst schreitet unentwegt weiter. — Die tiefsten Dinge der Kunst bleiben von Politik unberührt, unangetastet. In der Kunst war von je nur ras Wahrhafte, Ausdrucksfähige, Große der Flug ins Elnsinm — obwohl die Fahrt dahin oft verboten war; obwohl! nicht weil sie verboten war!) Da erfolgt keine Umwertung — da eine Autokratie nie bestand. Von je war das wahrhaft Beste, Hehrste nur durch Menschheitsempfinden, Menschentumklang, nachzeitliches künstlerisches Urteil erkannt.

Noch ein Wort vom beabsichtigten Streik der Schauspieler? Sozialisierung des Kunstbetriebs? Der Kunst gar? — Selbstverständliche Uberflüssigkeiten.

Der einzige ruhige Pol im Wandel aller Geschehnisse, in sich werdend und wachsend, bleibt die Kunst, der

Funke des Göttlichen auf unserer von Martern nie freien Mutter Erde. Die die Menschen lachen, heiter lachen und frei machen soll!

Die Theater schöpfen mehr aus dem Born alten Bestandes, selten mit Erfolg, mehr ohne Erfolg. Die Aussicht ist wohl nah — indes noch nicht frei. Und was hinter uns verrauschte, ist denn nun meist verraucht.

Vollklang aus dem Kunstbezirk der letzten Wochen drang nur — wie von je — aus dem überirdischen „Tristan und Isolde". Halbklänge dringen nach aus wenigen anderen Spielen.

„Der Kirschgarten" von Tschechow in der „Volksbühne" wies einen prangenden Weg. Sowohl denen, die spielten, wie denen, die lauschten. Einen herrlichen Weg. Der Kirschgarten umfaßt das Dasein vieler Menschen und knüpft sie durch sich aneinander. Der Kirschgarten geht unter, allein die Menschen bleiben unversehrt. Nur die Beziehungen zum Garten werden von unterst zu oberst gekehrt. Die Menschen gehen nicht unter; sie tauchen nur unter eine leicht vibrierende Decke der Melancholie, um irgendwo und irgendwann auf der weiten russischen Erde wieder emporzusteigen. Und sie sind ewig, wie das russische Mütterchen ewig ist, wie die russische Tchwermut, wie die harte russische Erdkruste mit dem weichen Boden unter ihr — wie der russische Mann mit den schweren Stulpenstiefeln, der in seinem Kolossenleib ein Kinderherz birgt.

Der „Kirschgarten" ist eine Tragödie durch seine Menschen — wird zur Komödie erst durch uns. Ist tieftraurag innen, hell lachend außen. Unsere Relativität erst macht diese Tragödie zur Komödie.

Alle Menschen gehen aneinander vorbei. Ganz schräg vorbei. Dieweil einige tieftraurig sind, lachen andere — und umgekehrt. Einer spricht aus dem Innersten des Herzens dringende Liebesworte an seinen lieben, alten Iugendfreund, den Schrank — und jene, die diese Bindung nicht besitzen, lachen, lachen ...' Diese Schrägheit im Aneinandervorbeischieben macht das traurige Erlebnis des Einzelnen zu einer Schnurre der Gesamtheit. Wie es immer und allemal in der Welt ist. Es gibt nur Tragödien auf der Welt, sagt einer. Mit gleicher Berechtigung

sagt ein anderer: es gibt nur Komödien
auf der Erde, wenn sie auch von bit-
teren Tränen begleitet sind: Nur
Komödien! Ieder spricht zu seiner
eigenen geschlossenen Welt. Darin
liegt der Kern der Komödie, daß jeder
eine ganz eigene, von anderen nicht
miterlebte Welt besitzt. Viele Welten
schwirren durcheinander, gerade so
viele, wie es Menschen gibt. Und diese
Welten werden einzig gelenkt vom Ge-
fühl. Ganz abseits steht nur die kleine
Welt des Lakaien, die von „Verstand"
gesteuerte — und diese sieht so kümmer-
lich, verschrumpft, so entsetzlich modern
aus.
Bildet sonst beim Drama die Viel-
heit der Handelnden die Einheit der
Handlung, so ist hier der Kirschgarten,
als Einheit, die Mutter all der vielen
Einzelkosmen. Das ist der auffallendste,
formale Wesenszug dieser Komödie.
Von einer Dramenform kann man
schlechthin nicht sprechen. Kaum, daß
die Menschen, die da wirken, zusam-
mengehalten werden. Es fließt alles
um diesen Kirschgarten herum, versiegt
auf vielen Wegen, geheimnisvollen,
leichten Pfaden. Die Vielheit bleibt
bestehen.
Tschechow zeichnet nicht elementar,
gleichsam an die Wurzel fassend. Er
begnügt sich mit Strichlein, Markie-
rungen, die uns zum Wesen von Ruß-
lands Menschen sanft geleiten sollen.

Aber in jedem Pinselstrich liegt Wahr-
heit. Schonungslose Wahrheit gegen
seine Menschen, Rußlands Menschen
und deren Welten, die mit feinster
Relalivit.it überhaucht ist. Und wenn
man sich fragt, warum die Wirkung so
stark, obwohl der Geist, das Formale
ausgeschaltet, warum das Innere er-
griffen ist, so weiß das Gefühl zu
sagen: Hier liegt doch die ganze weite
russische Erde, mit ihren blind sich zer-
toienden Kindern.
lind mit diesem Gefühl, das ganz
den Verstand ausgeschaltet hat, war
die Aufführung durchwärmt, durchlebt.
Welch herrliches Menschentum in
Mann und Frau Kayßler-Fehd-
mer! Es klang in Vielstimmigkeit die
weite Ebene mit ihren Menschen, die
wir gefühlsmäßig kennen, geistig kaum
begreifen . . .
Das große russische Kinderherz
liegt zerbackt vor uns, nicht in Proteus-
zelten, wie ihnen Tschechow genial
nachspürt. Da? Blut strömt ans
Wunden, die sich nicht schließen wollen.
Iede Stunde der Gewalt gießt Eimer
Blutes in die Gosse — fast so viel, daß
das Antlitz auf ewig verlernt, die Züge
in Lackeln zu zerien.
Die Kreuzigung im zwanzigsten
Iabrhundert! . .
Reinhard Goeringe „Der
Erste"*), den die Kammerspiele des
Deutschen Theaters brachten, wirkte
schwach; mußte so wirken, trotz schönen
Spieles (Panl Wegener nnd Gertrud
Evsoldt). Diese Schwücke liegt zum
ersten in unserer Kenntnis der elemen-
taren, gewaltigen Ausdruckskraft
Goeringe iu seiner „Seeschlacht"*),
die wir sahen und lasen. Und zum
zweiten in dem Inhalt, der abermals
Z. Fischer Berlag.
an unsere Erinnerung an die „See-
schlacht" pocht. Gleichsam wie eine
nur von gewaltigstem Erlebnis
erst übersteigbare Schwelle lagert die
Empfindung der „Seeschlacht" in
unserem Kunstbewußtsein. Hemmnis
und stärkster Trieb zugleich für diesen
jungen Dichter. — In der höchsten
Kunst wirkt bei Neuerlebnissen die
Erinnerung als Hemmung! Bei
Dingen niedriger Eigenheit ist sie
geneigt, gar Konterbande der Kunst
durchschlüpfen zu lassen. Und die
„Seeschlacht" war höchste Kunst und
bewies, daß Goering der Besten Einer

ist. „Der Erste" (warum der Name?)
ist nun einmal sein erstes!
Von Goering wird das Drama
der Revolution, dieses größten
irdischen Geschehens, zu gestalten sein.
Von ibm muß es kommen. Die Ver-
wirklichung, die künstlerische Vision
dieses Erdgeschehens schreit nach ihm!..
Goering antworte diesem Kunst-
schrei . . .
Das sind die Halbklänge, die von
neueu Stücken ausgehen.
Sonst war das Neue kaum wesen-
haft — und das Wesentliche gehörte zu
dem alten Bestand.
Das „Deutsche Tbeater" führt den
„Kaufmann von Venedig"
auf, anders als ehemals, keineswegs
besser. Das rein Menschliche in Rudolf
Schildkrauts Shvlock, das geistig-
Spekulative im Kunstauedruck Albert
Bassermanns, die immerhin ganz aus
dem Born shakespearescher Wesens-
kraft fließen, sind dem schauspielerischen
Erperiment gewichen. Ich sah Ale-
rander Moissis Leistung, die unmöglich
eine sein kann, nicht, dnrfle Wege-
ner s genialisches Produkt bewundern.
Ein Spiel des Hirns ohne Herz —
nnd nicht einmal eine schanspielerisch
vollendete Leistung. Wo der Germane
Wegener mit dem Hirn zupackte, zer-

brach er das orientalisch Bedrückte im Herzen Shnlocks — und unter dem Schutt erstand auch kein Shakespeare. Else Heims' Porzia ist so herrlich schelmisch wie ehedem. Lebendig, neu, ist Hermann Thimigs junger Gobbo, eine Erscheinung, die man jetzt erst so umfassend witzig, behend sehen konnte. Im Gobbo Thimigs lag der ganze Shakespeare und die Kunstwirkung Mar Reinhardts.

Die „Rosmershol m"-Anfführung in den Kammerspielen läßt auch Ibsen auf ganz besondere Weise zu Worte kommen. Es war weit mehr als nur eine gute Aufführung. Denn sie gab einen Über- Ibsen. Die Theorie des Dichters tritt zurück, die Seele des Über-Ibsen tritt vor. Man empfand, daß Rosmersholm nicht mehr die Statte von Begriffen, Begriffsmenschen nur — sondern von Menschen gemeinhin war. Mit dieser Beugung in produktiven, schöpferischen Kunst» ausdruck in die Welt des Über-Ibsen bat die kluge Regie Carl Heines Gestalterkraft gezeigt. Ibsen der Ethiker, der Formelngladiator ist tot, Ibsen der Menschendichter, der Seelenzeichner ist lebendig, lebendiger denn je. Lebendig in jeder Faser. Die Bühne ist nicht wie vorgestern dem Ibsen Kampfarena, Anwaltschranke> sondern ein Tempel, in dem Menschen um das Höchste, dem Menschen Erreichbare ringen. Das bewies diese Vorstellung, was eine an anderer Stätte zu beweisen schuldig blieb. Der Kampfruf, der einst Ibsen bieß, wich verklärtem Menschentum. Hier wuchs etwas, was über den Ruf hinauswuchs und hinauswies! Das sollte den Iüngsten den Weg weisen; daß es sein wirkliches Künstler»Menschentum ist, das ihm heute und morgen solches Leben leiht, nicht das historisch gewordene fliegende Panier. Hermine Körners Rebekka West bewegt sich im Bezirk des reinen Heroentums und hat vielleicht nicht so stark gepackt, weil Rebekka mehr ist als nur Heroin, In der Aufführung der „Phädra" von Raeine-Schiller, die man eigens für ihre schauspielerisch-heroische Entfaltung in dem „Kleinen Schauspielhaus" gab, wirkt sie ganz in ibrem Element. — Indes man bleibt kalt bei dieser Tragödie, die die markanteste Blüte der klassizistischen Epoche Frankreichs dar-

stellt. Auge, Ohr mußten unermüdlich
ausspähen — die Seele fand in diesem
Kunstausdruck nichts Wärmendes,
Berührendes.
Das „Lessing-Theater" gedachte
Wedekinde mit einer Aufführung des
„Marquis von Keith". Der
Kern in der Gigantik der Groteske
wurde nicht getroffen. Heinz Salf»
ner besitzt auch nicht, bei aller Liebe
für sein Spiel, das hohe Maß für
den Marquis. Es fehlt der Schwung,
der die Gipfel erklimmt und auf Berg-
graten dieser visionären Kunst Wede-
kinds sich zu bewegen vermag. Bei
keinem Dichter ist die Gefahr der
Schwere, des schwerflüssigen Spiels,
das so verzerrend wirkt, so groß. —
Die im „Künstler-Theater" mit Eigen-
heit geleitete Aufführung der drei Ein»
akter „Nachtbeleuchtung" des
Schauspielers Kurt Goeh zeigte,
daß viel vom Autor zu erwarten ist.
Neben dem Inhalt, der mehr Stillstand
bedeutetest es insbesondere die formale
Seite, die Wiederholung, die beständige
Wiederkehr einzelner Wendungen, Ge-
schehnisse, Ausbrüche, Äußerlichkeiten,
die die Komödien lebendig macht.
Goet z beherrscht das Formale. Alles in
allem möchte man sagen: Goetz habe
viel Georg Kaiser gespielt, gelesen oder
studiert.. . Eine eigen getönte Persön-
lichkeit mit eigenem Ausdruck schim-
mert aus all diesen mit heiterem Lachen
mühelos erfaßten kleinen Welten her-
vor.

Von den anderen Aufführungen,
die Totes lebendig machen wollen, kann
nicht viel gesagt werden.
Paul Egers „Adam, Eva
und die Schlange" im „Kleinen
Theater" ist eine flächenhafle, ephe-
mere Erscheinung in der Behandlung
der ewigen Dinge zwischen Mann und
Weib auf Erden. Man denkt mit Be-
dauern an seine herrliche Bearbeitung
der „Mandragola". Dieser Bühne, die
mit Reni'' Schickeles „Hans im Schna-
kenloch", Hanns Iohsts „Einsamen"
die Besten im Schrifttum lebendig und
gegenwärtig machen hilft, kann nicht
oft genug gedankt werden. Ihr Ver-
such, in „A l t n ü r n b e r g" einige
Stücke von Hans Sachs literarisch
historisch neu zu beleben, zerbarst an
der Dissonanz von Gegenwart und
Bearbeitung.
Die Volksbühne gab noch „K o -
mödie der Liebe" von Ibsen, und
es war bei solcher nicht überragenden
Regie gar nicht möglich, ein lebens-
fähiges Gefüge zu gestalten — weil
nicht? Gestaltbares in dieser Didaktik
der Iugend enthalten ist. Weit rühm-
licher, ergreifender war die wunder-
volle Neuaufführung des „W ilhelm
Teil", in der Friedrich Kayßler mit
seinem herrlichen Menschentum die
Klänge unserer freiheitlich verbrämten
Zeit zum Schrei nach der wahren Frei-
beit zusammenfügte. Lebendig und
unzerstörbar! ...
Von allem mehr noch sagen?
Die Notizen läßt man — gern —
uugelesen beiseite. Die Klänge dringen
aus Halbeindrücken kaum nach.
Es regt sich indes allüberall im
Theater. Das Neue wird hervorgeholt,
das bisher Aufgesparte. Die Schran-
ken gehen hoch, die Wege sind frei —
das Ziel braucht nicht mehr verborgen
zu bleiben!
Theater in Freiheit . . .

Wissenschaftliche Rund-
schau.

Unmittelbar vor Ausbruch des
Krieges — das Vorwort ist vom Mai
1914 datiert — wurde die 26. Bearbei-
tung des „Großen Seydlitz"*)
vollendet. Vor der Wucht der poli-
tischen und kriegerischen Ereignisse
mußte aber das wissenschaftliche Er-
eignis zurücktreten und erst nach Iah-
ren konnte das Werk in der breiteren
Öffentlichkeit die verdiente Beachtung

finden. Schon längst hatte sich der „Große Seydlitz" aus einem Schulbuche zu einem Handbuche entwickelt; und in der neuen Bearbeitung bietet es das ganze geographische Wissen in einer kaum zu übertreffenden Vollkommenheit. Nun sieht man erst, wie kläglich das war, was man ehedem unter Geographie verstand; sie war nicht viel mehr als eine Hilfswissenschaft der Geschichte, und dem entsprach auch der meist ganz unzulängliche Unterricht in der Schule. Ietzt ist die Erdkunde eine selbständige achtunggebietende Wissenschaft geworden, die ihrerseits verschiedene Zweige umfaßt. Allerdings sind es vielfach Grenzgebiete, auf die zum Teil andere Wissenschaften mit besserem Rechte Ansprüche erheben können. Bei der Vollständigkeit, die der neue Seydlitz erstrebte, mußte diese Tatsache zu besonderem Ausdruck kommen. In der „Allgemeinen Erdkunde" ist hier bei der Darstellung der mathematischen und astronomischen Geographie (Bewegung der Erde; das Weltall) weit in den Bereich der Astronomie übergegriffen, ebenso wie bei der Handelsgeographie in den

*) E. von SendliK'sckie Geographie: Handbuch der Geographie. 2s!. Bearbeitung. Unter Mitwirkung von 5rndienrat Prof. Dr. O. Claus;, >Iiiiv.-Prof. vr E. Friedrich und Pros. » R. Reinhard heran5geaeben von Prof. De l5. Oehlmann, Perlag von Ferdinand Hirt. Bieslau, 1914.

der Volkswirtschaftslehre (Welthandel; Verkehrskunde). Daher finden wir mancherlei, was man in einem Handbuche der Erdkunde kaum erwarten dürfte; was aber um so weniger ein Fehler ist, als gerade diese beiden Abschnitte meisterhaft gestaltet sind. Um nur eins anzuführen: über die wichtigsten einschlägigen Probleme sind alle neueren Hypothesen, ohne eine eigene Ansicht dem Leser aufzudrängen, knapp und doch mit bewundernswerter Klarheit wiedergegeben, so daß auf verhältnismäßig geringem Raume eine reiche Fülle der Belehrung und gediegenen Wissens geboten wird. Auch bei der Handelsgeographie muß die Auswahl und übersichtliche Anordnung des Stoffes lobend anerkannt werden.

Eine durchgreifende Umgestaltung hat der Hauptteil — die eigentliche Länderkunde — durch eine vollständige Neugliederung erfahren. Wurde früher, der damaligen Auffassung der Erdkunde entsprechend, die politische Geographie vorangestellt, an die sich die physikalische unterordnend anschloß, so bildet jetzt die Landschaftskunde das Gerüst, in das sich die politischen Verhältnisse einfügen müssen. Das Prinzip ist unzweifelhaft richtig; in der Ausführung ist es jedoch nicht immer gelungen, aller Schwierigkeiten Herr zu werden. Überall da, wo sich die politischen Grenzen mit den Landschaften im großen und ganzen decken (wie meist in den außereuropäischen Erdteilen), sind keine Unzuträglichkeiten entstanden. Anders bei Mitteleuropa. Die Schilderung der Alpen und der anschließenden mitteleuropäischen Gebirge hätte ein klareres Bild ergeben, wenn sie ganz im Zusammenhange erfolgt wäre, anstatt die politischen Länder gruppenweise dazwischen einzuschalten. Andererseits ist dadurch die Einheitlichkeit in der Darstellung des Deutschen Reiches und vor allem Lsterreich-Ungarns arg gestört und zerrissen worden. Die in geographischer wie in ethnographischer Hinsicht unglückselige Eigenart des verflossenen österreichisch-ungarischen Staates hat sich auch hier unliebsam geltend gemacht. Nun hat sich ja seit dem Erscheinen des Buches alles geändert, und man kann erwarten, daß eine Neuauflage, die bei dem trefflichen und für weite Kreise unentbehrlichen Werke in

nicht zu ferner Zeit zu erhoffen ist,
auch diesen Übelstand noch zu beseitigen
und einen allseitig befriedigenden Weg
einzuschlagen wissen wird. —
Eine gewisse Ähnlichkeit mit der
Neubearbeitung des geographischen
Werkes weist die eines anderen alt-
bewährten Lehrbuches, der zweibän-
digen Weltgeschichte von Georg
Weber auf, deren erster Band gegen
Ende des Weltkrieges, vor wenigen
Monaten erschienen ist.*) Allerdings
ist in diesem Falle aus dem Lehrbuche
nicht ein Hand- oder Nachschlagebuch
geworden; vielmehr werden die grund-
legenden geschichtlichen Kenntnisse vor-
ausgesetzt, zu deren „Ergänzung, Ver-
tiefung und Zusammenfassung ein von
Anfang bis zu Ende lesbares Ge-
schichtswerk" geboten werden soll. Aber
nicht nach der seit alters übl chen
Schablone des Aneinanderreihens der
einzelnen Ländergeschichten; sondern
der Begriff der Weltgeschichte sollte in
seinem wahren, tieferen Wesen erfaßt
und durchgeführt werden, vermittelst
einer synchronistischen Anordnung der
welthistorischen Ereignisse. Das ergab
eine gründliche Neuorientierung des
gesamten Stoffes und in weiterer
Folge ein ganz neues Werk, das mit
dem alten und veralteten Weber nur
noch wenig gemein hat. Dem Prinzip
kann wiederum die Berechtigung nicht

^ Georg Webers Weltgerichte
in zwei Bänden, vollständig neu bearbeitet von
Ludwig Rieß, Erster Ban^: Altertum und
Mittelalter. Leivnq IN«, Verlag von Wibelni
Eiigelmaun.

III

abgesprochen werden; bei der Umsetzung in die Tat erheben sich jedoch auch hier schwerwiegende Bedenken. Denn neben den weltgeschichtlichen Faktor tritt gleichberechtigt ein zweiter: der national- oder staatengeschichtliche. Zwischen beiden muß der mittlere — gleichsam auf der Kräfte-Diagonale liegende — Weg gesucht werden, um zum Verständnis der Entwickelung der Menschheitsgeschichte zu führen. Mehrere Iahrhunderte hindurch, von den ältesten Zeiten der Stadt Rom an, läuft die Geschichte des römischen Staates und Griechenlands parallel, ohne einander zu berühren oder zu beeinflussen. Es kann daher nicht zweckmäßig erscheinen, die römische Geschichte jenes Zeitraumes stückweise mit der griechischen zu durchwirken und so den festgeschlossenen Gang der Entwickelung des römischen Staatswesens zu unterbrechen. Ähnlich verhält es sich mit der jüdischen Geschichte. Für das Mittelalter, wo nicht nur der Schauplatz der Weltbegebenheiten sich erweiterte, sondern auch die diplomatische und kulturelle Einwirkung und Beeinflussung der Staaten und Völker aufeinander immer größere und verschlungene« Kreise zog, ist die synchronistische Methode eher angebracht, wenngleich sie bisweilen zu recht äußerlichen und gewaltsamen Zusammenfassungen, Vergleichen und Übergängen veranlaßte.

Daß das Material stets mit kritischem Urteil gesichtet und alles Zweifelhafte und Unsichere getilgt ist, daß überall die Ergebnisse der neuesten Forschung zu Grunde gelegt und verwertet sind, überall die modernsten geschichtswissenschaftlichen Anschauungen zur Geltung kommen, ist selbstverständlich. Besonders hervorgehoben sei die rein geschichtliche Auffassung der Persönlichkeit und des Auftretens Christi, die nirgends den Boden des Natürlichen verläßt. Zu den besten Abschnitten des Buches gehören ferner die kulturgeschichtlichen Überblicke in den verschiedenen Zeitepochen: die hellenistische Kultur, die Kultur der römischen Kaiserzeit, die Beziehungen zwischen Orient und Okzident im Zeitalter der Kreuzzüge, die Rechts- und Verfassungsentwickelung während des 13. Iahrhunderts n. a. Den Zweck, den der Herausgeber, wie oben ange-

führt, mit seiner Neubearbeitung verfolgte, hat er jedenfalls gut erreicht, und man kann dem Erscheinen des zweiten Bandes, der unserem Empfinden doch näher stehenden Neuzeit, mit um so größerem Interesse entgegensehen. S. B.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn iknen nicht Rückporto beiliegt.

gnausgeber und Chefredakteur: Pros. Dr. Ludwig Siein in Berlin lg, Lützomufer da, Telelvn Ami Kurfürst Nr, KMs) — Berantwortlicher Redakteur: Dr. S y I v i u s B r u ik i„ Breslau. — Allein-Ber!rerung für Ungar«
Vrill'Iche K, K. Hofbuchhandlung <J, BenKöi, Budapest V, Dorolrya.uteza 2. — Berlag und Druck der Schleichen Buchdruckerei v S, Schotllaender, A,-G, Breslau III.

^ ln8eraten>^nnakme ^
6urok uvsei-s (ZesoKÃ¤ktsstsIIe, IZerlin W. 10, I^UKowukei'5s: 6urel, iins^rn
Vsrls^, L^sslsu III; ksrner 6Â»r<:>i 6is ?irms: KuÃ¤olk >Iosss uiul eiw
Insertionspreis: pro 46 mm bi'sits ^sils skuelolk Nosss's Normal-
^eilrnmesssr Ko, Ã¶> 70 ?k.

Bildnis und eigenhandige Unterschrift des
Berliner Physikers Professor Or. Albert Einstein.

-'<qrüi!d«r von Paul Lindau
5Mer: proseA? Dr. Ludwig Stein

..5.'re?,5-2^Kumi- und Veilagsaustall
-:.!üenlcr, A.-G., Breslau.
Te.IinW.io Budapest K.'pe"',.^',
> n,, «„,,«„. u. Buchhandl,,»^ 0,rm P i» i.
,' ^ '?st.!v. v»n?l>»Iui» und Svii», V ,«g- ^
4Z. Jahrgang. Band 168. Heft 5zz. Februar 1919.

^er.iiier MÃ¼^erS Pic'ft!'.' >'r. Ã„ioerl (5insteii^

EmeöeuOeMmalMch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei,«^^ Kunst- und Verlagsallstalk
v. S. Schott laend er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. ?. Stewack«, Berthold Sutt«. <SrMIche K K.Hoftuchhanöl, Er,Iev ^ Saffelbalch,
Stockholm Christiania Konstantinopel
<I. E, Fritze, I.idr«iri? ttov»l«. Jaeob Dybmad Buchhdlg, Internat, Buchhandl, Otto Keil,
für die Provinzen in Schweden uns in Danemark: «eor» Elir. Urgns Nachsolan, KovenKaae».
für die Schroeiz: «ladem. Nntiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich l.
Eeneralvertreiung lür Holland: W. !v. van Stockum und Solin, Haag, BuilenhofZg.
4Z. Jahrgang. Band 168. Heft 5zz. Februar 1919.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Kant's Entwurf zum „ewigen Frieden" im Lichte der Gegenwart.

Waren die angeblichen Weltfriedens-Pläne Heinrichs IV. und greifbaren Vorschläge St. Pierres „zum ewigen Frieden" von den Fürsten des Geistes mit vornehmtuerischer Herablassung oder gar mit malitiösem Spottlächeln kurz abgefertigt worden, so änderte sich die Sachlage in dem Augenblick, da der Gedankenkönig Immanuel Kant auf den Plan trat, um sich rückhaltlos auf die Seite der Verfechter dieser Idee zu stellen. Schon im Iahre 1784 hatte sich Kant in seiner Schrift: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" in die vorderste Reihe der Fahnenträger des Friedensideals begeben.

Hier wurde der Staat als soziales Individuum aufgefaßt. Wie der einzelne Mensch sich im Naturzustande gezwungen sieht, mit anderen Individuen zu einem sozialen Verband zusammenzutreten und damit seine Urfreiheit einzuschränken, um wenigstens innerhalb bestimmter Grenzen sich ein gewisses Ausmaß von Freihei: zu sichern, so treten allmählich kleinere soziale Gruppen zu einem größeren Staaten-Aggregat zusammen, um dem Kampf Aller gegen Alle zu entrinnen und innerhalb des so geschaffenen größeren Staatenverbandes ihre „Sicherheit und Rechte nicht von eigener Macht oder eigener rechtlicher Beurteilung, sondern allein von diesem großen Völkerbund, von einer vereinigten Macht und von der Entscheidung nach Gesetzen des vereinigten Willens zu erwarten".

Dieser soziale Kitt, der kleinere Familien- oder Staatengruppen zum Zusammenschluß zu immer größeren und damit mächtigeren Verbänden drängt, scheint ein unlöslicher zu sein, weil er die untilgbaren selbstischen Neigungen des Menschen zum Untergrunde hat. Not und Eigeninteresse haben eben ihre eigene unfehlbare Logik. Was aus diesen Instinkten heraus sich bildet und zusammenschmiedet, hat Bestand, weil das gleiche Interesse, das zur Zusammenfugung drängte, ängstlich darüber wacht, daß kein Auseinanderfallen Platz greife. Mag also Kant immerhin die selbstischen Neigungen des Menschen als das „radikale Böse" verschreien, so hat doch die Natur die raffinierte List angewendet, gerade auf dem Umwege dieses radikal Bösen das soziale Heil der Menschheit in stufenweiser Annäherung anzustreben. Der sicherste Regulator des Egoismus eines Individuums oder eines Staates (politischen Individuums) ist immer der des anderen.

Gelingt es nun diese selbstischen und ungeselligen Triebe der einzelnen Indi-
viduen oder Völkergruppen dadurch zu harmonisieren, daß man zwischen ihnen ein
richtig balaneierendes Interessengleichgewicht herstellt, dann ist der Teufel durch
Beelzebub ausgetrieben, d. h. die eine Interessengruppe ist paralysiert durch die
andere. Ia, Kant fand in den achtziger Iahren bereits die ersten Anzeichen einer
solchen allmählichen Harmonisierung der Interessengruppen. Von der fortschrei-
tenden Aufklärung, von der immer größeren Kostspieligkeit der Kriege, besonders
aber von den immer schärfer in den Vordergrund tretenden Handelsinteressen der
Völker, versprach er sich ein allmähliches Heranrücken an das Ideal eines die
Kulturmenschheit umfassenden friedlichen Völkerbundes.

In der Grundüberzeugung, daß die Logik der Geschichte die unverkennbare
Tendenz zeige, sich in langsamer Fortentwicklung dem Zustande eines weltbürger-
lichen Gesamtstaates anzunähern, vermochten ihn auch die Erschütterungen der
französischen Revolution umso weniger irre zu machen, als er ja dem politisch-
ethischen Hintergrund der Revolution offenkundige Sympathien entgegenbrachte,
wenn er auch deren Ausschreitungen verabscheute. Mag er also immerhin in seiner
Abhandlung „über das Verhältnis der Theorie zur Praris im Völkerrecht", vom
Iahre 1793, den kosmopolitischen Ton etwas gedämpft haben, so zeigt doch sein
philosophischer Entwurf „zum ewigen Frieden" vom Iahre 1795 zur Genüge, daß
der Rechtsphilosoph der neunziger Iahre kein Titelchen von dem zurücknahm, was
der Vernunftkritiker der achtziger Iahre enthusiastisch gekündet hatte.

Daß der ewige Friede jemals erreicht würde, hat Kant übrigens nie
und nirgends behauptet. Heißt es doch vielmehr in seiner Rechtslehre ausdrücklich,
der ewige Friede sei eine „unausführbare Idee". Und wenn er gleichwohl den
ewigen Frieden als Ideal der Menschheit preist, so muß man sich eben gegen-
wärtig halten, was Kant im letzten Teil seiner Kritik der reinen Vernunft, sowie
in seiner Kritik der praktischen Vernunft unter einem Ideal der reinen Vernunft,
beziehungsweise Postulat der praktischen Vernunft versteht. Ideale werden eben
überhaupt nicht erreicht, sondern immer nur erstrebt; sie bezeichnen nicht so sehr
die letzten Ziele, die verwirklicht werden sollen, als vielmehr die einzuschlagenden
Richtungen, die jenem Ziele entgegenführen, ohne es je zu erreichen. Diese End-
losigkeit der Richtung ist aber kein Unsegen für die Menschheit, weil und inso-
fern das Einschlagen des Weges an sich schon Selbstzweck ist.

Täuschen wir uns also darüber nicht: der ewige Friede ist auch nach Kant
weder realisierbar, noch auch nur wünschbar*). Er ist der Menschheit vielmehr

*) Kant sagt nur: ‚Auf die Art garantiert die Natur, durch den Mechanismus in den mensch-
lichen Neigungen selbst, den ewigen Frieden: freilich mit einer Sicherheit, die nicht zureichend ist, die
Zukunft desselben (theoretisch) zu weissagen, aber doch in praktischer Absicht dazu gelangt und-
es zur Pflicht macht, zu diesem (nicht blos; chimärischen! Zwecke hinzuarbeiten."

nur Leitstern. Was dem Wanderer in der Wüste der Stand der Sonne, dem in tiefer Nacht im Waldesdunkel Dahinziehenden die blinkende Mondscheibe, dem auf unbegrenzt scheinender Wasserfläche dahinschwebenden Fahrzeug der Kompaß, das ist der in unendlicher sozialer Entwicklung befindlichen Menschheit der ewige Friede. Wie Sonne und Mond orientiert er uns über den einzuschlagenden Weg; er selbst aber ist ebenso wie Sonne und Mond für uns unerreichbar. Und vielleicht würden wir die hohe soziale Temperatur eines ewigen Friedens psychisch ebenso wenig vertragen und verwinden können, wie physisch die Temperaturen von Sonne und Mond.

Also nicht mit dem letzten Ziel des ewigen Friedens, sondern mit den Mitteln seiner Anstrebung haben wir es bei Kant, richtig verstanden, zu tun. Diese Mittel nun können zweierlei sein: negative, gewisse Handlungen verbietende, und positive, gewisse andere Handlungen fordernde. Die ersteren faßt Kant als Präliminarartikel, die letzteren als Definitivartikel zusammen. Und da er dem ganzen Traktat vom ewigen Frieden die Form eines Vertrages gegeben hat, so fügt er mit boshafter Ironie noch einen „geheimen Artikel" hinzu, um auch in diesem Punkte die üblichen Staatsverträge zu parodieren. Die sechs Präliminarartikel lauten wie folgt:

1. „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden."
2. „Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleichviel) von einem anderen Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können."
3. „Stehende Heere (iniws peiI^tiius) sollen mit der Zeit ganz aufhören."
4. „Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden."
5. „Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Ctaats gewalttätig einmischen."
6. „Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem anderen solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen: als da sind Anstellung der Meuchelmörder (percnssnies), Giftmischer (v<'npf!<'i), Brechung der Kapitulation, Anstiftung des Verrats (p?rönellin) in dem bekriegten Staat ete."

Und die drei Definitivartikel lauten:

1. „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein."
2. „Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein."
3. „Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalitöt eingeschränkt sein."

In der zweiten Auflage seiner Schrift hat Kant noch einen Zusatzartikel hinzugefügt, welcher lautet:
„Die Marimen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rate gezogen werden." Was vor hundert Iahren als „philosophischer Chiliasmus" bekrittelt und als unrealisierbarer Traum bespöttelt wurde, das ist den letzten hundert Iahren vielfach Geschichte geworden. Ein erklecklicher Teil der damals für unerfüllbar gehaltenen Forderungen hat sich in großen Zügen inzwischen verwirklicht, woraus man die begründete Hoffnung schöpfen kann, daß auch der übrige realisierbare, aber noch nicht realisierte Rest der Kantischen Forderungen in nicht zu ferner Zeit sich erfüllen wird. Den unrealisierbaren Rest, der Kant als Schlacke seines Zeitalters anhaftet, können wir füglich ausscheiden.
Die unbedingte Ehrlichkeit der Friedensgesinnung (Artikel 1) ist seither, wenn auch noch nicht in pruxi von den Völkern, so doch in tll<3»i von dem üocr diesen stehenden Völkerrecht rückhaltlos gebilligt und aufgenommen worden.
Die offizielle Friedenslüge wird und muß auf die Dauer schwinden, wie die Lügendiplomatie der Richelieu, Talleyrand, Metternich, Beust e tutti yuauti mit der neuen diplomatischen Ära einer dem öffentlichen Ethos entsprechenderen, offeneren und ehrlicheren Diplomatie gewichen ist. Auch werden heute keine Kulturstaaten „durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung" (Artikel 2) mehr erworben. Erbfolgekriege sind fürderhin ebensowenig wahrscheinlich, als daß heute noch „Staaten einander heiraten könnten". Das sind Überlebsel dynastischer Zovfstaaterei, wie sie unter der erbarmungslosen Schere der heutigen Nationalstaaten unfehlbar bis auf den letzten Rest fallen werden. Der gegen die stehenden Heere gerichtete Artikel 3 ist inzwischen gegenstandslos geworden. Kants Grimm richtete sich gegen die damals üblichen Soldheere, weil in diesen der Mensch zur bloßen Maschine herabsinkt und eben damit seines unveräußerlichen Rechtes der freien Persönlichkeit beraubt wird. Das schweizerische Milizheer beispielsweise, das der Forderung des gleichen Rechtes für alle das Korrelat der gleich?n Pflicht aller auf Verteidigung des Lebens und der nationalen Ehre angliedert, widerspricht dem Kantischen Moralbegriff so wenig, daß es vielmehr als kaum abweisbares Postulat aus diesem hervorfließt.
Der sittliche Hauch, der über allen Forderungen Kants, besonders auch über den Präliminarartikeln 3—6 gelagert ist, hat nach und nach die Kulturvölker ergriffen und sich selbst der Vielvermögenden bemächtigt. Daß eine sittliche Verjüngung der Menschheit Platz greifen müsse, um die Durchführbarkeit der von Kant vorgeschlagenen Friedensmittel herbeizuführen, unterliegt keinem Zweifel; aber diese sittliche Wiedergeburt befindet sich bereits in Vorbereitung und vollzieht sich offensichtlich unter unseren Augen. Daß eine solche Frage, wie die soziale, deren bewußtes Erfassen und geflissentliches Lösenwollen früheren Generationen

— bis auf verschwindend geringe Ausnahmen — verschlossen war, jetzt nicht bloß aufgeworfen und knapp formuliert wurde, sondern alle Schichten der Bevölkerung bis hinauf zum geistigen Adel aller Völker mit elementarer Gewall ergriffen hat, ist schon ein deutliches Anzeichen jener von Kant geforderten sittlichen Wiedergeburt. Und mögen auch die Klassengegensätze heftiger entbrannt sein denn je zuvor, so ändert dies an der Tatsache nichts, daß das sittliche Bewußt» sein auch der b«nti iw»»i<teut«« geweckt und geschärft sein muß, da die Gesetzgebung aller zivilisierten Staaten einen auf die Linderung des Massenelends abzielenden sozialen Zuschnitt erhalten hat.

Die Forderung des ersten Definitivartikels, „die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein", ist in dem Verstande, in welchem Kant den Begriff des Republikanismus aufgefaßt wissen wollte, in den Kulturstaaten im Wesentlichen realisiert. Denn unter Republikanismus dachte sich Kant einmal einen konsequent durchgebildeten Rechtsstaat, in welchem das Recht über der Gewalt, also auch über den Machthabern thront, andermal eine streng durchgeführte Repräsentativ-Verfasiung, in welcher die Freiheit des Untertanen und seine Gleichheit vor dem Gesetz gewährleistet, zugleich aber auch seine Abhängigkeit von einer einzigen gemeinsamen Gesetzgebung festgelegt ist. Ia, er verwahrt sich mit bemerkenswertem Eifer gegen die Deutung, als sähe er in der Demokratie ein anzustrebendes Ideal, wie aus folgender Wendung erhellt: „derRepublikanism us ist das Staatsprinzip der Absonderung der ausführenden Gewalt (der Regierung) von der gesetzgebenden; der Despotismus ist das der eigenmächtigen Vollziehung des Staates von Gesetzen, die er selbst gegeben hat, mithin der öffentliche Wille, sofern er von den Regenten als sein Privatwille gehandhabt wird. Unter den drei Staatsformen ist die Demokratie, im eigentlichen Verstande des Wortes, notwendig ein Despotismus, weil sie eine erekutive Gewalt gründet, da alle über und allenfalls auch wider einen (der also nicht miteinstimmt), mithin alle, die doch nicht alle sind, beschließen; welches ein Widerspruch des allgemeinen Willens mit sich selbst und mit der Freiheit ist." Überhaupt sind wir auch inbezug auf die Regierungsform von den absoluten Werten allgemach zurückgekommen, um uns bei relativen zu bescheiden. Die alte Doktorfrage nach der besten Regierungsform gehört ebenso in die Rumpelkammer abgetragener und fadenscheinig gewordener Begriffe, wie die nach dem höchsten Gut (suinmuin dnuuin). Regierungsformen wachsen aus den Lebensbedingungen und dem durch diese gegebenen Nationalcharakter, aus den politischen und geschichtlichen Traditionen der Völker heraus. „Eines schickt sich nicht für alle; d'rum sehe jeder, wie er's treibe." Es ist schon gar manchem Volke zum Unsegen geworden, daß es einer angeblich alleinseligmachenden politischen Formel zuliebe das Staatswesen künstlich in das Schema dieser Formel hineingerenkt hat. Zudem ist die kantische Fordernng des konsequenten Rechtsstaats von der Regierungsform ganz unabhängig.

Das künstliche Aufpfropfen von neuen Regierungsformen, die dem Kultur-
zustand und der Geistesverfassung eines Volkstums noch nicht angepaßt sind, hat
sich in der Geschichte immer gerächt. Und so erweist sich denn diese Forderung
Kants, daß alle Volker dereinst nach der gleichen Regierungs- und Verfassungsform
leben sollten, als eine in absehbarer Zukunft nicht realisierbare. Die Unifizierung
der Regierungsformen unter den zu einem gemeinsamen Völkerbund zusammen-
tretenden Nationen scheitert eben daran, daß die verschiedene geographische Lage
und der mannigfach abgestufte Kulturzustand der einzelnen Völker auch ver-
schiedene Regierungsformen heischen.
Aussichtsvoller hingegen ist der zweite Definitivartikel, nach welchem das
„Völkerrecht auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet werden soll".
Dieser Gedanke hat in den letzten Iahrzehnten Fortschritte gemacht und Kreise
ergriffen, deren Mitwirken an der Realisierung dieses zweiten Definitivartikels
zu den höchsten Erwartungen berechtigt. Mag es auch noch nicht viel besagen,
daß der Philosoph Schelling sich zu dem Ausspruch verstieg: „Es ist an kein
sicheres Bestehen auch nur einer einzelnen Staatsverfassung zu denken, ohne eine
Föderation aller Staaten, die sich wechselseitig ihre Verfassung garantieren, so daß
für die Streitigkeiten^ der Völker untereinander ein allgemeiner Völkerareopag,
zusammengesetzt aus Mitgliedern aller kultivierten Nationen, eristiert, welchem
gegen jedes einzelne rebellische Staatsindividuum die Macht aller übrigen zu
Gebote steht", so gewinnt dieser Ausspruch vielleicht doch an Bedeutung, wenn
man erwägt, daß Schelling der philosophische Intimus des genialen Bayernkönigs
gewesen ist, der diesen Ideengang Schellings geteilt haben dürfte. Wenn aber
nicht bloß ein deutscher Philosoph, sondern ein englischer Staatsmann von der
Umsicht eines Gladstone vor versammeltem Parlament die öffentliche Äuße-
rung tut: „Es gibt noch ein besonderes Mittel . . . ., ans welches ich einen ganz
besonderen Wert lege, das ist: die Gründung eines Tribunals zu provozieren, das
ich ein „Zentraltribunal Europas" nennen würde, einen Rat der Großmächte, in
dessen Mitte man den rivalisierenden Eigeninteressen vorbeugen oder doch er-
reichen könnte, daß dieselben sich gegenseitig neutralisieren und daraus eine unpar-
teiische Autorität hervorginge, um die Streitigkeiten zu schlichten. Ich bin über-
zeugt, daß, wenn jener Egoismus beseitigt werden könnte, und jeder Staat dazu
gelangte, seine Ansprüche auf ein gerechtes Maß zu beschränken, die Wirkung einer
zentralen Autorität in Europa von unberechenbarem Nutzen wäre", so wäre es
vermessen, die kantischen Hoffnungen heute trügerische oder illusorische zu schelten.
Der ethische Abscheu vor dem Krieg, den Bertha von Suttner in ihrem Bnch
„Die Waffen nieder" so packend schildert, ist heute ein so allgemeiner, daß selbst
ein Moltke den denkwürdigen Ausspruch tat: „Wir bekennen uns offen zur viel-
fach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens. Ist nicht der
große Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden? Sehen wir
nicht anfangs die Hand eines jeden wider jeden erhoben? Die Kriege werden

immer seltener werden, weil sie übermäßig teuer geworden," und ein Garibaldi mit folgendem Plan hervortreten konnte: „Ein Bund der europäischen Nationen muß durch Vertreter jedes Landes zusammengehalten werden, deren erster Ausspruch sein muß: „der Krieg wird für unmöglich erklärt." Die zweite Basis muß ein Gesetz sein, nach welchem alle Völkerstreitigkeiten durch den internationalen Kongreß geschlichtet werden. Auf diese Weise wird der Krieg — diese Geißel und Schmach der Menschheit — für immer ausgerottet werden."

Professor Dr. Oskar Vogt:

Die Diplomatie als angewandte Psychologie.

Jede Erfahrungswisienschaft zerfällt in eine theoretische und in eine angewandte Unterdisziplin. Das gilt auch von der Seelenkunde oder Psychologie. Die theoretische Seelenkunde hat das ursächliche Zustandekommen der Bewußtseinserscheinungen (unseres Denkens, Fühlens und Wollens) zu studieren, um künftiges seelisches Geschehen voraussagen zu können. Die angewandte Seelenkunde hat die von der theoretischen Psychologie aufgedeckten psychologischen Gesetze auszunutzen, um bestimmte seelische Erscheinungen hervorzurufen. Eine solche angewandte Psychologie ist die Pädagogik. Eine andere wird von der Psychotherapie oder der Heilung von Erkrankungen durch seelische Beeinflussung gebildet. Eine dritte Schwesterwissenschaft ist die Diplomatie.

Jede Erfahrungswissenschaft kann aus der Methodik anderer Erfahrungswissenschaften etwas für die eigene lernen. Diese Möglichkeit wächst mit der Verwandtschaft, die zwischen den einzelnen Wissenschaften besteht. Von dieser Idee ausgehend, soll der Versuch gemacht werden, einige Grundsätze für die Diplomatie aus der Psychotherapie abzuleiten. Ich halte diesen Versuch gerade im gegenwärtigen Moment für umso angezeigter, als die seelische Stimmung weitester Volkskreise aller am Kriege beteiligten Nationen aus dem normalen Gleichgewicht gekommen ist, und ihre Wiederherstellung schon beinahe nicht mehr den Politikern überlassen, sondern Seelenärzten anvertraut werden muß.

Schon die einfache Tatsache, daß die Diplomatie eine angewandte Wissenschaft ist, führt zu einer Forderung: nämlich der unbedingten Ermöglichung der diplomatischen Karriere für die wenigen, wirklich für die Diplomatie begabten Menschen. Alle theoretischen und angewandten Wissenschaften mangeln gegenüber den ihrer wartenden Aufgaben in furchtbarem Maße an hinreichend begabten Persönlichkeiten. Dafür zu sorgen, daß wenigstens die Begabten auch an die richtige Stelle gelangen können, ist eine der wichtigsten Aufgaben aller Regie-

rungen. Und das gilt insbesondere für die Diplomatie. Ist doch nichts mehr schuld an dem Zustandekommen des gegenwärtigen Krieges als intellektuelle und sittliche Mängel der verantwortlichen Diplomaten!

Die Diplomatie soll als angewandte Psychologie fremde Völker in einem bestimmten Sinne beeinflussen. Für die Art und Weise, wie diese Beeinflussung zu erfolgen hat, kann uns die Psychotherapie wichtige Fingerzeige geben. Der Seelenarzt muß nicht nur theoretisch erfaßt haben, wie seelische Momente krank machend und heilend wirken können, sondern er muß auch die für den einzelnen Fall wichtigen seelischen Faktoren erkennen können. Er bedarf dazu in hervorragendem Maße der psychologischen Intuition. Ähnliche Bedingungen muß der Diplomat erfüllen. Das Handeln des einzelnen wird in erster Linie von seinem Trieb- und Affektleben beeinflußt. Der reine Verstand spielt eine sehr untergeordnete Rolle. Wer das Gegenteil von sich oder anderen behauptet, beweist damit nur, daß er einer tiefer schürfenden psychologischen Analyse unfähig ist.

Die Richtung des Trieblebens ist in erster Linie durch angeborene Tendenzen gegeben. Das Affektleben wird vor allem durch gefühlsstarke Erlebnisse des individuellen Lebens und zwar insbesondere der Kindheit bestimmt. Wieviel Männer glaubten vor 1914 international zu fühlen! Sie waren zu diesem Internationalismus auf dem Wege des Verstandes gekommen. Sie waren Verstandesinternationalisten. Da brach der Krieg aus und mit ihm ein ungeahnter Ratio» nalismus in allen beteiligten Völkern! Erinnerungen der Kindheit, Äußerungen von Eltern und Lehrern waren es in erster Linie, die diesen Taumel ermöglicht haben. Zu dem angeborenen Triebleben und dem vor allem durch Iugenderlebnisse beeinflußten Affektleben kommt dann noch bei den Menschen, da wo sie als Masse auftreten, der Faktor der Massensuggestion hinzu, wie er durch gegenseitige Beeinflussung und vor allem durch die Presse ausgeübt wird. Der Diplomat muß nicht nur diese Tatsachen als solche kennen, sondern er muß, wenn er Einfluß auf eine Masse gewinnen will, speziell darüber orientiert sein, wohin das Triebleben, das Affektleben und die Massensuggestion in der betreffenden Masse tendiert. Er muß deshalb nicht nur die seltene Gabe besitzen, sich in die betreffende Masse hineinfühlen zu können, sondern er muß auch in die seelische Konstruktion der zu beeinflussenden Masse eingedrungen sein, sie gründlich studiert haben. Nichts ist deshalb falscher, als die Mehrzahl der Diplomaten oft ibre Posten wechseln zu lassen. Die meisten Diplomaten müssen sich zu Spezialisten eines einzelnen Volkes und, wenn das schon die Fähigkeiten des einzelnen übersteigt, zu Spezialisten gewisser Gesellschaftsgruppen eines Volkes ausbilden und sich dann von Kennern der übrigen Gesellschaftsgruppen dieses Volkes unterstützen lassen.

Für einen psnchotherapeutischen Erfolg genügt es nun aber nicht nur, die» jenigen seelischen Faktoren aufgedeckt zu haben, welche die vorliegende Erkrankung bedingen und unterhalten, sondern es bedarf noch einer Fähigkeit: das Vertrauen des Kranken zu gewinnen. Verhält sich der Kranke dem Arzt gegenüber ab-

weisend, so wird jeder therapeutische Erfolg an dem inneren Widerstande des Kranken scheitern. Auf Grund meiner vieljährigen ärztlichen Erfahrung muß ich nun erklären, daß für den Psychotherapeuten die wichtigste Vorbedingung für die Gewinnung dieses Vertrauens seine absolute Wahrhaftigkeit ist. Der Kranke muß auf die Worte desjenigen Arztes, welcher nachhaltigen psychotherapeutischen Einfluß haben will, schwören können. Dieses Moment scheint mir auch für die Diplomatie von ungeheurer Wichtigkeit zu sein.

Man wird mir nun aber einwenden, daß man doch nicht immer dem Kranken die Wahrheit sagen könnte, daß man Todkranken ihren Zustand verheimlichen müßte. Es ist mir dieser Einwand speziell von Hypochondern und mißtrauischen Kranken sehr oft gemacht worden, wenn ich ihnen eine Gesundung in Aussicht stellte. Ich habe in meinem ärztlichen Berufe diese Klippe dadurch vermeiden können, daß ich prinzipiell nur solche Kranke in Behandlung genommen habe, denen ich noch helfen zu können glaubte. Der gleiche Einwand kann mir nun gemacht werden, wenn ich von der Diplomatie Wahrhaftigkeit fordere. Ist nicht gerade die Aufgabe der Diplomaten, ihre Gegner zu übertölpeln? Hier scheint mir nun die Sache so zu liegen, daß zweifellos die Erzielung diplomatischer Erfolge, welche für die andere Partei einen Nachteil bedeuten, nur durch eine Überlistung zustande kommen kann. Aber es erhebt sich für mich hier die Frage, ob denn überhaupt Vorteile für eine Nation angestrebt werden sollen, welche einen Nachteil für eine andere darstellen. Diese Frage muß ich mit einem entschiedenen Nein beantworten! Welche Dauererfolge weist die unter Schädigung der Nachbarvölker durchgeführte Politik Preußens auf? Preußen muß heute die gegen il^ren Willen annektierten Grenzländer alle herausgeben, und auch die ihm wider» willig angegliederten rein deutschen Provinzen sind im Begriff, sich vom eigentlichen Preußen loszusagen, während dasselbe Land nicht mehr in der Lage ist, die einst gewaltsam vertriebenen Deutsch-Österreicher aus einem Großdeutschland fernzuhalten. Aber, höre ich einwenden, das ist die Folge eines unglücklichen Krieges; ich könne doch nicht den Kampf ums Dasein leugnen, der dauernd zwischen den Nationen bestehen bleiben würde. Es sei immer in letzter Linie die Magenfrage. In unserem technischen Zeitalter ist ein solcher Einwand unbegründet. Wir sind heute in der Lage, aus anorganischen Stoffen direkt oder indirekt Nahrungsmittel zu schaffen. Wir benutzen noch erst in verschwindend kleinem Maße die Wasserkräfte, „In linnNW dlnn^o". Die in der Ebbe nnd Flut und in den Sonnenstrahlen der Wüste vorhandenen ungeheuren Kräfte haben überhaupt noch keine Ausnutzung erfahren. Unter solchen Umständen kann von einer Überbevölkerung und einem dadurch notwendig gewordenen Kampf um das tägliche Brot nicht die Rede sein, wenn nur dem einzelnen der Ertrag seiner Arbeit zufließt und Produktion und Konsumtion eine internationale Regelung erfahren. Es kann deshalb heute der Diplomat sich auf das gemeinsame Interesse aller schaffenden Menschen der Erde stützen und eine seinen kulturellen

Leistungen entsprechende Behandlung jeder einzelnen Nation ohne jeden Hintergedanken fordern. So scheint mir auch die aus meinen psychotherapeutischen Erfahrungen abgeleitete Forderung der unbedingten Wahrhaftigkeit für diplomatische Dauererfolge durchaus berechtigt zu sein.

Diese letzte Schlußfolgerung hat nun aber meiner Ansicht nach im gegenwärtigen Moment für uns Deutsche eine ganz besondere Bedeutung. Soll Deutschland, dessen gestürzte Regierung das Prinzip der Macht vor dem Recht vertreten hat, heute erfolgreich mit dem Anspruch auf einen gerechten Frieden an die Ententevölker herantreten, so ist es nur möglich, wenn die deutschen Vertreter sich auf das Prinzip der internationalen Solidarität stellen. Infolge der unwahren Politik aber unseres nncien r^ssime werden unsere Diplomaten bis weit in die Reihen der bürgerlichen Pazifisten und der Sozialisten der Entente auf schweres Mißtrauen stoßen. Wir werden viele Schwierigkeiten haben, die Ententevölker von der Aufrichtigkeit unserer neuen Politik zu überzeugen. Deshalb erscheint es mir dringend notwendig, daß sich die deutsche Diplomatie nur solcher Männer bedient, welche nach ihrem Vorleben den Anspruch auf Vertrauen bei den Ententevölkern erheben können, d. h. solcher Männer, welche dem Prinzip der internationalen Solidarität nicht erst seit gestern huldigen, sondern auch während des deutschen Siegestaumels an diesem Ideal nicht irre geworden sind.

Robert Friedlander:

Die Bedeutung der Ideen für die Wirtschaft.

(Rede, gehalten auf der vorbereitenden Versammlung zum Deutschen Wirtschaftskongreß.)

Von einem großen Teil des deutschen Bürgertums kann man sagen wie von d.n Bourbonen: Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Das gilt nicht für die Politik. Denn die Mehrzahl der sogenannten bürgerlichen, das heißt nickt sozialistisch eingeschworenen Elemente des deutschen Volkes ist mit einem Schlage politisch revolutioniert worden. Nicht durch die Revolution. Aber die schmachvolle Flucht des Kaisers hat auch dem Allzublinden die Augen geöffnet. Sie hat das monarchische Gefühl mit einem Schlage aus breiten Bereichen der deutschen Seele gerissen. Der Mann der großen Gesten hat die Geste nicht gefunden, die den von ihm ein Leben lang heiß verfochtenen Gedanken gestützt, vielleicht gerettet hätte. Heute ist auch der deutsche Bürger davon überzeugt, daß neue politische Formen geschaffen werden müssen.

Anders in der wirtschaftlichen Welt.

Vielleicht kommt das daher, daß der deutsche Bürger — das Anon ^olitikon, das Alipolitische Tier schlechthin — stets im Gefühl lebte, der Staat sei etwas, das ihn nicht unmittelbar angeht, dessen Geschicke sich irgendwo außerhalb seiner engeren Interessensphäre abspielen. Der Staat — das war das andere. Ein Nachbarland neben dem eigenen Königreich, in dem er unumschränkter Alleinherrscher ist. Nur gewisse Berührungslinien an den Grenzen, genannt Steuern. Aber daß der Staat der Gesamtwille aller seiner Bürger ist und daher üoer dem Einzelwillen steht, — dieser Gedanke war ihm fremd. Und darum auch fremd das Gefühl, daß sein Königreich nichts ist ohne den Staat. Daß dieser den Grund darstellt, auf dem es ruht. Daß Besitz, Recht und alle sonstigen heiligen Institutionen der Wirtschaft keine von Gott gegebenen Gesetze sind, sondern Einriehtungen, die der Staatswille beliebig ändern kann und deren Erhaltung oder Änderung lediglich durch den Vorteil der Gesamtheit bedingt ist.

Der Bürger fühlt noch gar nicht, was im Werden ist. Daß die politische Revolution'nur ein Schaumgekräusel der Oberfläche ist, ein äußeres Symptom für tiefste Vorgänge. Daß sich Umformungen der Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung vorbereiten, wie sie ähnlich bedeutungsvoll und vollständig nur in den Zeiten der großen geistigen Umwälzungen sich vollzogen. Der Bürger aber ruft nach „Ordnung". Und meint damit natürlich die alte Ordnung. Er füblt nicht, daß eine neue Ordnung der Dinge im Anmarsch ist. Freilich, die Vorläufer der neuen Zeit sind ungeberdig, verwirrt, betrunken vom ungewohnten Wein der Zukunft. Das Kreißen einer neuen Zeit läßt den wunden Leib der Gesellschaft ssch in wilden Zuckungen verkampfen. Und ungeschickte, erfahrungslose Ärzte sind drauf und dran, den Patienten zu Tode zu kurieren. Aber Narren und Scharlatane gehören nun schon einmal zum Hofstaat großer Könige. Und noch jede neue Wahrheit ist von ihren Affen diskreditiert worden!

Aber das Treiben der Narren und Affen darf uns nicht abhalten, kühl, ernst, eindringlich zu erforschen, was da wird. Uns rechtzeitig auf die Zukunft, auf die Gegenwart von morgen, einzustellen. Es gehört zu den wichtigsten Aufgaben des wirtschaftlichen Führers, vorauszusehen und vorauszuhandeln. Zu fühlen, was kommt. Nicht sich von den Ereignissen überrennen lassen.

Um für die Zukunft zu lernen, muß man die Vergangenheit betrachten. Aber vergeblich wird man nach einer allgemeinen Richtung forschen, die bisher die deutsche Wirtschaft auf ihrem Gange eingeschlagen hätte. Ieder marschierte, wie es ihm gerade gut dünkte: rechts oder links, vorwärts oder rückwärts. Ieder dachte nur an sich und seine Interessen. Daß es auch höhere, wichtigere, gemeinsame Interessen gäbe, fiel niemandem bei.

Eine ungegliederte Masse waren die Unternehmer. Wilde Konkurrenz erfüllte die Wirtschaftswelt. Die Bilanz war der oberste Gott. Die Rentabilität war der Maßstab jeder Handlung, nicht ihre Wirtschaftliä'keit. Vom Zahlenwabnsinn waren wir alle besessen. Noch mehr bauen, noch mehr leisten, das war die ein-

zige Parole. Ob damit für die Allgemeinheit ein wirtschaftlicher Nutzen entstand und nicht etwa gar ein Nachteil, — darum kümmerte sich niemand. Und wenn es etwas Gemeinsames für die Unternehmer gab, so etwas wie ein Ideal, so war dies nach der materiellen Seite der Profit, nach der ideellen Seite die Freude am Schaffen.

Ein geschlosseneres Bild ergab die andere Mächtegruppe des Wirtschaftslebens, die Arbeiterschaft. Sie war geeinigt durch ein klares, gemeinsames Ideal: den Klassenkampf. Die materielle Seite dieses Ideales hieß: Mehr Einkommen und weniger Arbeit. Die ideelle Seite hieß: Solidarität. Das Objekt des Kampfes war der Besitz. Wie um die Waffen des Patroklos stritten Griechen und Trojaner. Die eine Partei wollte bewahren, die andere erobern.

Vielleicht war es die Verbissenheit dieses Kampfes, die uns blind machte gegen die Weltverschwörung um uns herum. Die es nötig machte, daß eines Tages die beiden Parteien gemeinsam dem äußeren Feinde die Spitze bieten mußten, ohne selbst eine Einheit zu sein. Dem Mangel einer führenden Idee unserer Wirtschaft entsprach der Mangel einer führenden Idee in der Politik. Die Idee, unter der wir in den Krieg eintraten, war: Erhaltung unserer Existenz.

Aber es ist das tragische Verhängnis aller nur konservativen Ideale: ihre geringe Werbekraft. Neuen Ideen, mögen sie richtig oder falsch sein, wohnt eine ungeheure werbende Fruchtbarkeit inne. Daran, daß wir in der inneren Politik liberlebte Staatsforme.n erhalten wollten, in der Außenpolitik überlebte Staatengebilde, — daran sind wir gescheitert, trotzdem wir eine so gewaltige Macht darstellten, daß wir — die Geschichte wird die Wertung dafür finden — einer ganzen Welt vier Iahre lang die Stirne bieten konnten. Und wir wären nicht besiegt worden, wenn wir unserer materiellen Macht eine gleichwertige Macht der Id ? e bätten zur Seite stellen können.

Denn gerade dieser Krieg, der anscheinend ein Krieg des Materiellen und des Materiales war, — er hat bewiesen, daß für die Geschicke der Völker entscheidend sind die Ideen, von denen sie geleitet werden. Aber wir, das Volk der Dichter und Denker, wir sind in den vierzig Iahren unserer Herrlichkeit über unserm Streben nach Macht und Wohlstand am Wichtigsten verarmt: an Ideen!

Wenn es uns wirtschaftlich nicht ebenso gehen soll, wie es uns politisch ergangen ist, so werden wir entschlossen Kehrt machen müssen auf dem bisherigen Wege. Wir werden uns auf neue wirtschaftliche Wege besinnen müssen. Das Objekt des Kampfes ist ja verschwunden: Die Waffen des Patroklos eristieren gar nicht mehr! Besitz ist eine Chimäre geworden, ein schwankendes Nrbelbild, eas sich morgen zu Nichts verflüchtigt, wenn die Grundlagen geordneter Wirtschaft in sich zerfallen. Eine Fabrik, die in Betrieb ist, stellt Kapital dar; eine Fabrik, die stille steht, ist ein wertloser Trümmerhaufen. Und die ganze deutsche Wirtschaft gleicht heute solcher Fabrik: sie steht still, sie ist zum mindesten in Gefahr, demnächst

gänzlich still zu stehen. Die Räder drehen sich nur noch infolge ihrer Schwungkraft. Die muß erlahmen, wenn ihr nicht neue Energieen zugeführt werden.
Das ist die ungeheure Gefahr, in der wir uns befinden, neben der alles verblaßt, was uns von unseren Feinden droht. Die Wirtschaft ist unsere Lebenskraft. Stirbt die deutsche Wirtschaft, so ist das deutsche Volk tot. Dann bleibt ron uns nichts übrig, als elende Volkstrümmer, die kein Eigenleben mehr zu führen berechtigt sind, die nur Dünger sind für fremdes Völkerleben.
Aber noch sind wir nicht soweit. Noch wollen wir ein selbständiges aufrechtes Volk sein! Noch wollen wir leben! Und darum müssen wir wirtschaften!
Aber wir müssen uns über eins klar werden: daß die deutsche Wirtschaft in den alten Formen nicht mehr leben kann. Entblutet, verstümmelt, überbelastet, wie sie ist, wird sie gegen die Wirtschaft der übrigen Welt nur ein Sklavendasein führen, wenn es uns nicht gelingt, sie auf neuen Fundamenten aufzubauen, die alten Formen mit neuen Ideen zu erfüllen.
Zu diesem Zwecke müssen wir vor allen Dingen eins lernen: Uns mehr als bislier wirtschaftlich als Glieder eines Ganzen zu fühlen. Wir müssen lernen, daß der Begriff der Volkswirtschaft aufgehört hat, ein theoretischer zu sein, sondern daß er ein eminent praktischer geworden ist. Die Wirtschaft des deutschen Volkes muß als ein einziges großes Ganzes angesehen werden, dessen Wohl sich jedes privatwirtschaftliche Interesse unterzuordnen hat.
Ist diese Idee als wahr erkannt und allen ins Blut übergegangen, —- so wird sie sich bald in höchstem Maße fruchtbar erweisen. Sie ist die höhere Einheit, in die sich auch die Gegensätze des Klassenkampfes harmonisch auslösen können.
Der Unternehmer wird erkennen, daß er dem Staat als dem Vertreter der Allgemeinheit eine starke Beeinflussung seines wirtschaftlichen Schaffens gestatten muß; daß die willkürliche Verwendung von Boden, Kapital oder Arbeit, den drei Grundbestandteilen des Volksvermögens, nicht statthaft ist; und daß der Allgemeinbeit ein Anteil an dem Mehrwert seines Schaffens zustehen muß. Und im Verhältnis zu den Arbeitnehmern wird er die überlebte Form des Obrigkeitsstaates beseitigen und sich auf demokratischere Formen der Autorität stützen.
Dem Arbeiter und Angestellten hinwiederum wird dann aber auch klarer als beute zum Bewußtsein kommen, daß der Arbeitgeber nicht nur wie jeder Mensch seine eigenen Interessen im Auge hat, sondern daß er auch in hohem Maße den Interessen der Allgemeinheit dient; daß der Unternehmer ein notwendiges, unentbebrliches Glied des wirtschaftlichen Körpers ist; daß er, weit davon entfernt, eine Drohne zu sein, die sich von dem berühmten Mehrwert der Handarbeiter mästet, in der Regel ein Werteschaffer ersten Ranges ist, ohne dessen freudige Mitarbeit der Wohlstand des Ganzen aufs schwerste gefährdet wäre.
Wir sind Alle Diener an einem einzigen großen Werke: an der Wirtschaft des deutschen Volkes! Wird erst diese Idee lebendig, dann muß in uns allen, in Arbeitgebern und Arbeitnehmern, ein starkes Gefühl der Verantwortung entstehen

und alle wirtschaftlichen Handlungen fruchtbar durchdringen. Dann wird ein neuer Geist unsere Wirtschaft erfüllen. Dann werden wir, die Besiegten von heute, die Sieger von morgen sein, — auf jenem Felde, auf dem, wir wollen es hoffen, in Zukunft allein die Kämpfe zwischen Völkern ausgetragen werden: auf dem der Wirtschaft.

Aus seinem furchtbaren, in der Menschengeschichte noch niemals geschauten, Zusammenbruch kann Deutschland nur eines retten: Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit! Und zwar durch große Ideen richtig geleitete, nicht durch unreife Experimente verwirrte Arbeit. Die deutsche Wirrschaft der Zukunft muß den Schaden gut machen, den die deutsche Politik der Vergangenheit angerichtet hat. Und sie wird dieser fast übermenschlichen Aufgabe gewachsen sein, wenn sie sich entschlossen von den alten Formen abwendet, und freiwillig, mutig, zukunftsgewiß — diesmal wirklich Deutschland in der Welt voran! — neue, führende Ideen aufnimmt und verwirklicht.

Denn durch Ideen wird die Geschichte der Menschheit regiert. Nicht nur die politische, sondern auch die Wirtschaftsgeschichte. Tie materialistische Geschichtsauffassung ist ein verhängnisvoller Irrtum. Die großen Ideen sind das Primäre, nicht das aus den materiellen Verhältnissen notwendig sich Ergebende. Die Besiegung der Materie durch die Idee, — das ist das Werk der Menschheit seit Iahrmillionen her. In seinen Ideen liegt Adel und Würde des Menschen, Sie sind sein Glück und sein Unglück. Durch sie wird sein Leben bestimmt. Wird die deutsche Wirtschaft mit neuen, fruchtbaren Ideen erfüllt, dann sind in einigen Menschenaltern — was bedeuten Menschenalter im Leben eines Volkes! — die Wunden vernarbt, die uns dieser furchtbare, weil ideenlose, Krieg geschlagen hat. Bleibt aber die deutsche Wirtschaft weiterhin arm und leer an richtunggebenden Ideen, — glaubt ihre führende Kaste, das Bürgertum, ohne grundlegende Umschichtung der Fundamente auskommen zu können und mit kleinen Änderungen der Fassade sich begnügen zu dürfen: so wird sie vom stampfenden Schritt der Geschichte überrannt und unter den Trümmern der deutschen Wirtschaft begraben werden. Und auf einem windschiefen Grabkreuz werden spätere Geschlechter lesen können: Sie hatten nichts gelernt und nichts vergessen ....

Aber das gleiche Schicksal droht uns, wenn die Arbeiterschaft sich nicht durch einheitliche Ideen leiten läßt, sondern in Gruppen und Grüppchen zerfallend glaubt, aus der Not des Landes Riemen schneiden zu können. Den Besitz zu expropriieren, das ist eine, wie ich glaube, falsche, aber immerhin eine Idee. Ihn durch maßlose Forderungen, durch Arbeitsverringerung, durch Sabotage zu vernichten, ist Stumpfsinn und Selbstmord.

Wenn wir der Wirtschaft dienen, so dienen wir dem Vaterlande, — dieser Gedanke muß uns alle beherrschen. Wir alle, Unternehmer und Arbeiter, Landwirte und Handwerker, Erfinder und Händler, Bürger und Proletarier, — wir haben die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, über alle Parteigegensätze hinweg

an dem großen gemeinsamen Werk zu wirken: an der Erhaltung und dem Neubau der deutschen Wirtschaft. Ietzt sind wir die Soldaten! Wir müssen zur Fahne stehen und bis zum letzten Atemzug kämpfen. Wer nicht die letzte Kraft hergibt, wer feige ist, wer die Arbeit verläßt, wer nur an seinen eigenen Vorteil denkt, wer wuchert, wer plündert, wer unsparsam ist, wer sich als wirtschaftlicher Leichenfledderer betätigt, — der ist ein Hochverräter, der vor das Standrecht gehört.

Wenn die deutsche Wirtschaft leben soll, wenn unser Land leben soll, wenn wir alle leben sollen, — so müssen in unsere Wirtschaft neue Ideen kommen.

Der Begriff vom Klassenkampf ist überlebter Plunder aus der Zeit der Könige. Wir gehören heute alle einer einzigen großen Proletarierklasse an: wir sind Deutsche!

Aber wie einst die niederländischen Protestanten, so wollen auch wir aus einem Schmachwort ein Ruhmwort machen. Das können wir, wenn wir mutig bleiben und wenn wir treu und hingebend arbeiten. Wir haben alle ein einziges gemeinsames Werk, die deutsche Wirtschaft. Ihr wollen wir helfen, mit bester Kraft, und jeder an seinem Platz, — sie wollen wir fördern, — sie wollen wir gesund machen, —^ sie wollen wir zu einem neuen, besseren Leben erwecken. Aber das wird uns nur gelingen, wenn wir die großen Lebenswecker zu Hilfe rufen: die Ideen.

Hans Brecht:
Monarchie und Demokratie als Probleme der Gegenwart.

Der hier folgende Aufsatz wurde bereits im Dezember 1917 niedergeschrieben. Damals war Deutschland noch Kaiserreich! Die Zensoren ließen, ihren Instruktionen zufolge, eine Schrift, in der für Abschaffung der konstitutionellen Monarchie eingetreten wurde, zur Veröffentlichung nicht zu. So war es unmöglich, einen größeren Leserkreis mit ihr bekannt zu machen. Blieb also die Hoffnung auf eine günstigere Zeit.

Mir liegt es fern, dem ehemaligen Herrscher Vorwürfe über Vergangenes zu machen. Nein, ich anerkenne die sittliche Höhe dieses Monarchen, seine Energie, sein Wollen und seine Disziplin; aber ich billige durchaus nicht jenen berüchtigten Militarismus, dessen Fürsprecher der Kaiser war — zurückzuführen auf den unheilvollen Einfluß seiner nächsten Ratgeber — billige nicht die Knebelung der öffentlichen Meinung, die Unterdrückung der Sozialdemokratie, sofern sie nicht vaterlandsfeindliche, undeutsche Elemente barg, sowie jene halb blinde

Politik, die sich auf dekadente Völker stützte, sich in aller Welt mißliebig machte und einen Eroberungsplan aufwies, dessen Ausführung letzten Endes zu keinem glücklichen Erfolge führen konnte.

Fürst Lichnowskn hatte schon zu Friedenszeiten vor einem Kriege mit England gewarnt. Als er im vierten Kriegsjahre seine Denkschrift veröffentlichte, wurde er sofort aus der Liste der Herrenhausmitglieder gestrichen. Alldeutsche Blätter nannten ihn „Vaterlandsverräter", und niemand wqgte, für den Fürsten öffentlich einzutreten. Es wäre ratsamer gewesen, diesen Mann, der eine reiche politische Erfahrung besaß und englische Verhältnisse an Ort und Stelle studiert hatte, zum Reichskanzler zu ernennen — damals! Als ich 1917 ein sehr gemäßigtes politisches Programm aufstellte und zunächst engere Kreise damit bekannt machte, wurde es einstimmig mit Protest zurückgewiesen. Folgende Punkte aus dem Programm — aufzufassen als < nnllitin »iue qun unu eines baldigen, den Verhältnissen entsprechenden Friedens — seien angeführt:

1. Parlamentarisierung des Reiches.
2. Wiederherstellung des »taru» quo -lnte im Osten; Hauptgewicht ist auf den wirtschaftlichen Ausbau mit Rußland zu legen. Polenfrage kommt bei Friedensschluß zur Diskussion.
3. Sofortige Einstellung des U»Bootkrieges. (Zweck: Beweis unserer auf richtigen Friedensbereitschaft; der gute Eindruck würde seine Wirkung in England nicht verfehlen.)
4. Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich.
5. Eventuelle Schadenersatzansprüche Belgiens und Frankreichs sind zu befriedigen u. a. m.

Wie man sieht, ein nicht alltägliches Programm! Trotz dieser weitgehenden Konzessionen stünden wir heut wesentlich besser da, wenn es zur Ausführung ge» kommen wäre.

Man hat, nach dem Zusammenbruch des Heeres, ein republikanisches Deutschland geschaffen; man hat sogar eine Regierung gebildet und allen möglichen und unmöglichen Leuten höchst verantwortungsvolle Ministerposten übertragen. Ob es auch wirklich die Berufenen sind, die idealen Führer des Volkes? Oder nur Provisorium?

Zweifellos ist durch die große Revolution viel Gutes gezeitigt worden, z. B. Beseitigung des Militarismus, der Monarchie (womit ich nicht behaupte, daß jede Monarchie zu verwerfen ist!) sowie Erweiterung der Rechte des Volkes. Doch hüte man sich vor einem kommunistischen oder gar radikalistischen Kurs! Die Vertreter dieser Richtung sind Phantasten, denen naturgemäß der wahre Sinn für soziale Vorgänge abgehen muß. Prinzipiell zu bekämpfen sind jene „unabhängigen" Gruppen, deren Führer aus rein egoistischen Motiven ähnliche Zustände wie in Rußland herbeizuführen trachten.

Bleiben wir in den Grenzen normaler staatlicher Entwicklung, so wird Deutschland für einige Iahre, Iahrzehnte oder Iahrhunderte demokratisch regiert werden. Aber es handelt sich hier nicht um die Förderung des demokratischen Gedankens, sondern um das Hervorbringen und Begünstigen großer Männer, der Heroen in der Geschichte. Mögen sie aus der Republik Deutschland glänzend und siegreich hervorgehen! Möge unter ihrer Führung ein neues und glücklicheres Deutschland erstehen, das, wie zu Goethes Zeiten, ein Vorbild der Kultur den Völkern ist! Wie sagte doch Heinrich v. Treitschke: „Die Millionen müssen ackern und schmieden und hobeln, damit einige Tausende forschen, malen und regieren können." —

Die weltgeschichtlichen Ereignisse der Gegenwart wie die beispiellose Tragödie des Krieges haben unfehlbar und mit Notwendigkeit auch auf die inneren staatlichen Verhältnisse eine von Tag zu Tag sich weiter ausdehnende Rückwirkung hervorgerufen. Ich denke hier vor allem an Deutschland, das als streng monarchisch regierter Staat eine Sonderstellung unter den Staaten Europas einnimmt. England, Frankreich, Amerika, Rußland und die kleineren Staaten haben besondere (demokratische) Staatssysteme — Rußland allerdings erst durch die Revolution — die, ihrer Natur und Entwicklung gemäß, zwar keine Änderung, wohl aber eine Kontrolle, eine Verbesserung erfahren können; denn ein Volk, das monarchische Prinzipien für veraltet erklärt, ist im Geiste der Demokratie begriffen und wird, wenn es, wie Deutschlands Gegner, die Monarchie und den Militarismus bekämpft oder zu bekämpfen vorgibt, lvgischerweise den einmal eingeschlagenen Weg der Demokratie sobald nicht verlassen.

„Monarchie und Demokratie als P r o b l e m e der Gegenwart", lautet das Thema dieser Schrift. Der Verfasser trägt also der inneren Krise, in der wir uns gegenwärtig befinden, Rechnung und hofft, einen nicht ganz uninteressanten Beitrag zur Kennzeichnung dieser Probleme bringen zu können.

Man wird hierbei nicht lediglich in der Theorie verharren dürfen. Der Krieg ist eine so ungeheure Tatsache von so vielseitiger Wirkung, daß sich auf Grund ersterer allein schon ein ganzes (weiteres) Tatsachen- und Wirkungsgebiet aufbauen und mit entsprechenden Theorien zu einer wissenschaftlichen Synthese konstruieren läßt. Die erste Frage, die uns beschäftigt und deren hohe Bedeutung auch jeder Staatsbürger anerkennen muß, lautet: Kann die Monarchie auf Grund der gegenwärtigen Verhältnisse ohne Schaden des Volkes bestehen oder ist eine demokratische, die Wohlfahrt der Nation besser garantierende Regierung anzustreben? Es wäre zwecklos, zur Rechtfertigung der einen oder anderen Beispiele aus der Geschichte heranzuholen, denn es hat große Monarchien wie große Demokratien gegeben. Griechenland, Rom und das Frankreich des neunzehnten

Jahrhunderts zeugen beredt hierfür. Mag die Verfassung eines Staates sein, wie sie will — ausschlaggebend für seine politische Macht sind nur die Männer, die an seiner Spitze stehen, die großen Persönlichkeiten, in deren Händen das Geschick eines ganzen Volkes ruht. Fehlen diese Persönlichkeiten, so wird ein an sich tüchtiges und entwicklungsfähiges Volk zwar forteristieren, ohne seine Stellung zu anderen Völkern zunächst wesentlich zu ändern, aber es wird auch der Macht und des Rnhmes entbehren müssen, ohne die sich kein Ehrenplatz in der Geschichte erringen läßt. Wenn nun Monarchie und Demokratie auf ihren Wert für die Gegenwart untersucht werden sollen, so wäre es töricht, sich aus parteipolitischen Gründen für die eine oder andere Reciernngsform einzulegen. Vielmehr ist vor allem das Ziel zu berücksichtigen, nach dem sich, trotz allem Parteihader, die soziale Entwicklung immer mächtiger drängt, und die psychologischen Momente, die der Masse die Direktive geben, ihr jenen Gesamtwillen einpflanzen, der, sei es gewaltsam oder auf friedlichem Wege, stets Umwälzungen oder Übergänge zu neuen Staatsformen herbeiführt.

Die Aufklärung des neunzehnten und zwanzigsten Iahrhunderts, das durch Bildung, Wissen und Fortschritt gesteigerte Leben ermöglichten naturgemäß auch dem einzelnen Individuum eine größere persönliche Freiheit. Das Verhältnis zwischen Herr und Knecht im Sinne der Leibeigenschaft überlebte sich mit dem Herannahen der neuen Epoche, und nur in der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht konnte eine relative Freiheitsbeschränkung erblickt werden. Teilweise wohl auch in der Einführung der Zensur, sofern sie nicht dazu dient, der Verbreitung einer unsittlichen, dekadenten Kunst entgegenzuwirken. Zweifellos aber war ein ungeheurer Fortschritt erzielt worden, und während nun dem weitaus größten Teil der Menschheit der Ausbau und die Vervollkommnung der Errungenschaften oblag, bemühte sich eine kleine Schar Berufener, als Folge des Fortschritts und Ausklang der neuen Epoche die Notwendigkeit einer besseren, freieren und glücklicheren Zukunft auf Grund von Tatsachen zu beweisen, ihrem Wirken in Wort nnd Schrift den nötigen Nachdruck zu verleihen. Der Geist der neuen Zeit war also ein freierer, und so versteht es sich von selbst, daß er sich negativ zu allem verhielt, was ihn in Fesseln zu schlagen drohte.

Dieser freiere oder kritische Geist konnte logischerweise nicht konservative Prinzipien verfolgen. In seinem freien Forscherdrang lief ihm alles zuwider, was an Traditionen festhielt, ohne jemals zu prüfen, ob die Normen einer subjektiven, einseitigen Weltanschauung sich noch mit dem Fortschritt der Menschheit vereinbaren ließen oder nicht. Und da die leitenden Männer eines Staates, ja die gesamte Staatsverfassung mit ihren Gesetzen und kategorischen Imperativen bestimmend auf das einzelne Individuum einwirken, so konnte es nicht auSbleiben, daß gerade diejenige Staatsverfassung einer Kritik unterzogen wurde, die als monarchische eine besondere Klasse von Menschen begünstigte, während sie andererseits dem Freien und Tüchtigen doch nur ein bedingtes

Maß von Freiheit gewährte, ihm die Privilegien einer besonderen Macht»
stellung aber völlig entzog.
Der Gedanke einer erblichen Monarchie konnte nur dem behagen,
der abseits vom Wege des Fortschritts stand. Es ist ohne Frage leichter und
bequemer, auf Macht und ererbten Reichtum gestützt dem großen Kampfe zuzu-
schauen als selber mitzutun. Wer aber ein Kämpfer in des Wortes bestem Sinne
war, dem mußte es, auch bei gerechtestem Urteil, zum wenigsten veraltet er-
scheinen, daß Würde und Macht eines Herrschers auf dessen Sohn übertragen,
„vererbt" werden konnten. Freilich sind die Menschen, nach einem alten Sprich-
wort, „Gewohnheitstiere"; die Macht der Gewohnheit also läßt es erst begreif-
lich erscheinen, daß eine Iahrhunderte alte Institution der Kritik eines freieren
Geistes widerstand, ohne Einbuße ihrer Macht zu erleiden.
Die Naivität unserer Vorfahren in staatlichen Angelegenheiten schien instink-
tiv die Frage zu vermeiden, ob, sofern man in der Monarchie ein hohes
verantwortungsvolles Amt erblickte, letzteres von einem erwiesener-
maßen tüchtigen Manne auf dessen Sohn vererbt werden konnte, ehe dieser selbst
Beweise seiner eigenen Tüchtigkeit gegeben hatte. Wir nähern uns, so hoffe ich
mit vielen Gleichgesinnten, dem Zeitalter, das mit veralteten Traditionen end-
gültig bricht, dem Zeitalter des gerechten Kampfes, wo nur der Tüchtige siegt
und hohe Ämter errungen werden müssen. Dagegen wäre eine relative
oder konditionale Monarchie für spätere Zeiten nicht unwahrschein»
lich. Man verstehe darunter eine Staatsverfassung, die, ähnlich der republi-
kanischen, außerordentlich befähigten Staatsmännern die Würde des Herrschers
für eine bestimmte Reihe von Iahren verleiht, einmal, um im Interesse der Ge-
samtheit alle geistigen Faktoren um einen Mittelpunkt zu konzentrieren, und dann,
um dem Staate auch fremden Nationenen gegenüber ein reicheres, mächtigers und
glücklicheres Gepräge zu verleihen.
Es erscheint fragwürdig, ob die gegenwärtige Monarchie, zumal sie eine
erbliche ist, von längerer Dauer wird sein können. Zunächst sprechen alle Aus-
sichten für eine Umwandlung der konstitutionellen in eine parlamen-
tar i sch e Monarchie, wie sie ähnlich in England besteht. In diesem Falle
würde zwar die Erblichkeit fortbestehen, aber Macht- und Rechtsbefugnis auf das
Parlament übertragen werden. Hierin kann mit Recht ein Übergang zu der oben
angedeuteten Staatsform erblickt werden.
Das Glück der Monarchie hängt in erster Linie von ihren Erfolgen auf dem
Gebiet der Politik und des Krieges ab. Sind der Monarch und die Vertreter der
Regierung geschulte Diplomaten, verstehen sie es, sich die aufrichtige Freundschaft
fremder Völker zu erwerben, so werden sie auch im Falle eines Krieges keine
gefährliche Übermacht gegen sich haben. Gewinnen sie außerdem den Krieg, wird
die Stellung des Monarchen gefestigter denn je sein. Von höchster Wichtigkeit
ist es jedoch hierbei, wie sich die Gesamtheit der heutigen Völker

zur (konstitutionellen) Monarchie und den hiermit verbundenen Folge-
erscheinungen auf staatlichem und militärischem Gebiet verhält! Gesetzt, das
deutsche Volk billigt allein die konstitutionelle Monarchie, alle übrigen Völker aber
lehnen sie, als dem Begriffe wahrer Freiheit widersprechend, ab, so wird auch
jeder Versuch, mächtige Bundesgenossen zu werben, fehlschlagen. Und in der
Tat beruht die Staatsverfassung fast aller Deutschland feindlichen Völker auf
demokratischer Grundlage! Wer offene Augen hat, wird erkennen, wie sich im
Laufe des Krieges eine nicht unbedeutende demokratische Partei gebildet hat, der
ganz sicher die Sympathie eines großen Teiles des deutschen Volkes gehört. Die
Notwendigkeit der Alternative kann nicht ausbleiben, und die Entscheidung für
Monarchie oder Demokratie wird eines Tages fallen müssen. Der Sieg der Demo-
kratie zeugt für die Schwäche, die Unhaltbarkeit der Monarchie, und umgekehrt.
Wie gesagt, die Persönlichkeit, die Qualität der das Geschick eines Volkes
bestimmenden Männer ist allein ausschlaggebend. Voraussetzung für die Macht
eines Staatslenkers ist der Wille des Volkes, den er seinen Zwecken, sei es
durch List oder Klugheit (oder Gewalt unter besonderen Verhältnissen)
dienlich machen muß. Ohne Unterwerfung des Willens keine Macht! Der Wille
kann aber nur dann unterworfen werden, wenn den Untertanen begreiflich gemacht
wird, daß ihr Gehorsam zum Wohle der Gesamtheit unerläßlich ist. Sobald aber,
z.B. durch eine verfehlte Politik und ihre Folgen oder einen Krieg von übermäßig
langer Dauer (wie der gegenwärtige), dessen Entwicklung zum Pessimismus be-
rechtigt, es von seiten der demokratischen Führer zu einem Mißtrauensvotum der
Regierung gegenüber kommt, ist die Stellung des Monarchen und seiner Stellver-
treter erschüttert.
Eine andere Frage ist, ob der Bestand der Monarchie für die Zukunft dem
Volke überhaupt noch Garantien für die Sicherheit des Reiches und die Gerechtig-
keit im allgemeinen bietet.
Montesquieu sagt zwar in seinem Werke über die Gesetze, die Ehre sei die
Haupttriebfeder des Monarchen, sie menge sich in alles, nehme an allen Hand-
lungen des Verstandes und Herzens Teil und bestimme sogar selbst die Be'
wegungsgründe. „Diese eigensinnige Ehre macht nur dasjenige, was sie will, und
wie sie es will, zu Tugenden. Sie fügt eigenmächtig unseren Schuldigkeiten noch
gewisse Regeln bei. Unseren Pflichten, sie mögen gleich in der Religion, oder
in der Staatsklugheit, oder in der Sittlichkeit gegründet sein, setzet sie bald weite,
bald enge Grenzen, wie es ihr einfällt." Ehrenhaftigkeit allein beweist noch nicht
die Fähigkeit, ein hohes Amt zu bekleiden, und zudem leiten auch den Demokraten
ehrenhafte Grundsätze.
Objektiv beurteilt, müssen dem Volkowobl Sonderinteressen stete
nachgestellt werden. Große Staatsmänner sind nur bei großen Völkern denkbar,
gleichviel, w i e letztere regiert werden.

Warum sollte die Demokratie dem deutschen Reiche zum Verderben gereichen? Und welcher Vernünftige glaubt, daß damit eine Proletarierherrschaft beginne? Wir haben ja während des Krieges schon manche Reformen erlebt, die keinesfalls reaktionär im Sinne des Fortschritts waren, und sind auf dem Wege, weitere einzuführen, die demokratischer Initiative entspringen. Die politischen Ausführungen des Fürsten Lichnowskn in der liberalen Presse*) sind nichts weniger als konservativ, hingegen ein Beweis für die Ablösung eines Teiles der Aristokratie von dem bisherigen Staatskörper.

Die Neuzeit neigt, aus oben angeführten Gründen, entschieden mehr zur Demokratie. Wenn sich letztere, besonders in Deutschland, noch nicht in dem ihr gebührenden Maße Bahn gebrochen hat, so lag es vor allem an der Unterschätzung, ja Mißachtung, mit der man bisher hierzulande über sie zu reden pflegte. Alt-Griechenland beruhte auch auf demokratischer Verfassung, und seine Staatslenker besaßen Tugenden, die Nacheiferung verdienen. So wäre eine Staatsverfassung nach griechischem Vorbild ein Ideal, dem wir getrost leben dürfen. Aber Monarchie und Demokratie werden Probleme bleiben, solange nicht Ereignisse von weittragendster Bedeutung sie der Lösung näher führen.

G. Buetz, Dessau:

Brauchen wir noch eine Weltwirtschaft?

Die weltwirtschaftliche Idee hat in Deutschland bisher noch kaum Fuß fassen können. Ihr wurde zum hemmenden Übel, daß man sie mit den Machenschaften der Alldeutschen verwachsel«, Weltwirtschaft mit Weltherrschaft indentifizierend. Heute, da jene alldeutschen Kreise in traurigster Weise abgewirtschaftet haben, glaubt man nicht nur ein Recht, sondern vielmehr eine Pflicht dazu zu haben, allem radikal entgegenzutreten, das mit alldeutschen Zielen in Verbindung steht. Da man die weltwirtschaftlichen Tendenzen auch weiter beharrlich mit Großmachtszielen verwechselt, wendet man sich in Bausch und Bogen auch gegen die Bemühungen der Kreise, welche auch heut betonen, dieses Gebiet in kraftvollster Weise Zu stützen. Es frägt sich da, sollen wir, können wir jene Kreise auch heute noch unterstützen?

Was heißt denn Weltwirtschaft treiben im angewandten Sinne? Die Wege der Weltwirtschaft beschreiten bedeutet doch nur den Erporthandel aus' lauen. Das Gedeihe,n und Anwachsen des Erporthandels aber wird geleitet durch

*) D. h. vor Veröffentlichung der Denlschrnt.

diejenigen Mittel, welche der äußeren Handelspolitik zur Verfügung stehen. Die Verhältnisse liegen für das deutsche Reich nun in der Weise, daß wir bitter not' wendig eine neue Belebung der Erportindustrie bedürfen, wenn die Schranken der Blockade gefallen sind, daß diejenigen Mittel, welche uns zur Verfügung stehen, jenes Ziel zu erreichen, aber schmerzvoll verringert sind. Wer wollte diese beiden Tatsachen heute bei näherer Überlegung leugnen? Unsere Finanzverhältnisse sind derartige, daß nur die schärfste Produktion uns vor dem Äußersten bewahren kann. Wir brauchen nichts bitterer notwendig, als einen Zustrom von Edelmetallen von dem Ausland in unsere mit Papier gefüllten Kassen. Dieses Ziel ist nur zu erreichen, wenn es uns möglich wird, an das Ausland zu verkaufen. Von der Belebung des Erporthandels wird letzten Endes die tiefernste Valuta-Frage abhängen. Wie hieraus ersichtlich, ist heute in weit ausgeprägterem Maße als zuvor die deutsche Welthandelsbeziehung eine Frage, die jeden deutschen Bürger berührt, denn von dem Erfolge oder Nichterfolge unserer Erporteure wird jede Familie berührt. Wenn die Hebung Unserer Kreditmöglichkeit und Kredit» fähigkeit im Hinblick auf unsere Währungsverhältnisse auch in erster Linie die besitzenden Klassen in Mitleidenschaft zieht, so haben die Folgen unseres valutarischen Tiefstandes doch sämtliche Bevölkerungsgruppen mit zu tragen. Eine schlechte Valuta liegt auf dem Volke gleich einer schweren Steuer auf jedes eingeführte Massenprodukt. Die Höhe der Preise der Einfuhrwaren aber wirkt stets erneut auf die heimischen Produkte zurück, sodaß auch hier ein Abbau der Preise nicht eintritt und die allgemeine schwere Teuerung weiter herrscht.

Es handelt sich nun bei den Fragen der Reorganisation des Erporthandels nicht nur um die zwingende Notwendigkeit des Zustromes an Geld. Genau von gleicher Wichtigkeit ist für uns heute der Zustrom an Ware! Iedes Kind weiß heute bereits, daß wir nichts dringender notwendig haben, als eine erhebliche Zufuhr an Lebensmitteln. Neben den Lebensmitteln aber haben wir ein starkes Bedürfnis nach Rohstoffen. Wenn unsere Erportindustrie liefern soll, dann braucht sie Rohstoffe, um die zu erportierenden Fabrikate herstellen zu können. Wenn wir auch mit Ersatzstoffen Fabrikate für den Innenmarkt herzustellen vermögen, das Erportgut muß von seiner alten Güte sein, um den ausländischen Abnehmer finden zu können. Um eine Einfuhr von Lebensmitteln und Fabrikaten zu ermöglichen, aber bedürfen wir einer außerordentlichen Zahlungsfähigkeit. Diese Zahlungsfähigkeit aber ist nicht vorhanden. Wir werden auf die Bewilligung von Krediten von außerordentlicher Höhe angewiesen sein. Bei unserem durch die Ententeforderungen eingetretenen geringen Bestand an Edelmetallen ist unsere Kreditfähigkeit eine äußerst geringe geworden. Sicherheit werden nur nachweisbare staatliche Werte geben. Das heißt, eine uns kreditierende Ent'-:ite wird uns nur durch die zeitliche Verpfändung von staatlichen Transportmitteln, Domänen, Forsten, Bergwerken, kurz durch die Verpfändung von nnseren hochwertigsten Gütern des Nationalrigentnms, die notwendigsten Mittel bereitstellen.

Daß eine oerartige Manipulation uns unübersehbaren Schaden einträgt, ist
unschwer zu erkennen. Die Entente wird nicht nur Herr in unserem Hause, die
Arbeitskraft Deutschlands wird auch hierdurch mehr oder minder in den Dienst
der Entente gestellt. Die Gewinne dieser Arbeit fließen nicht in die deutschen
waschen, helfend unsere schwer bedrängte Lage zu heben, sondern gehen, ohne unser
Elend zu mildern, in die Hände der Fremden. Diesem, wie leicht erkenntlich,
schwer schädlichen Zustande ist nur dann in gewissem Maße zu begegnen, wenn
es unserer heimischen Produktion gelingt, mit dem Erporte die Einfuhr zum Teile
zu bezahlen, die wir als Lebensmittel notwendig haben, und mit dem Prozesse der
Veredelung dir eingeführten Rohstoffe jene Rohstoffe durch «portierte Ferti>.-
fabrikate zu blgleichen.

Nenn nun aus dem Gesagten die hobe Wichtigkeit einer Neubelebung uns:cer
Erportindustrie erhellt, so ist hiermit noch nicht die allgemeine Notwendigkeit einer
Mitarbeit in den weltwirtschaftlichen Fragen dargetan. Die Erportindustrie ist
abhängig, wie bereits angedeutet wurde, von der äußeren Handelspolitik, welche
ein Staat einzuschlagen in der Lage ist. Handelspolitik im internationalen
Sinne zu treiben ist nun nicht nur Sache der Klugheit, des Geschickes und der
angewandten Kenntnis des Handelslebens fremde- Staaten, sondern in erster
Linie Machtpolitik. Denn der günstige Handelsvertrag ist noch immer in erster
Linie mit ein Ergebnis der staatlichen Machtstellung gewesen. Eine Tatsache,
welche von den deutschen Handelsverträgen nach 70 in klarster Weise belegt
worden ist. Unsere heutige politische Lage, welche den Machtfaktor vollkommen
ausschließt, läßt uns dieses wichtigste Mittel der auswärtigen Handelspolitik ent-
behren. Es muß daher Sorge getragen werden, in gewisser Weise hier einen
Ersatz zu schaffen. Da uns Machtmittel nicht mehr zur Verfügung stehen, be-
dürfen wir der Geschicklichkeit, des Fleißes, der staatlichen Unterstützung und des
Allgemeinverständnisses diesem hochernsten Gebiete gegenüber. Die Zukunft der
deutschen Erportindustrie ist eine Allgemeinfrage. Es muß in jedwedem Kopfe
feststehen, daß auch ?ie jetzige Regierung das dringendste Bedürfnis empfindet, den
Erport aufrecht zu erhalten. Mit alldeutschen Tendenzen hat unsere jetzige Regie-
rung doch wirklich nichts zu tun! Vielleicht wird hierdurch endlich die Vermischung
von Großmachtspolitik und Weltwirtschaft erledigt. Die Regierung hat nicht nur
ibr Interesse dem Erporthandel zugesichert, sie hat der Erportindustrie ausdrück-
lichst mitteilen lassen, daß von einer Verstaatlichung der Erportindustrie
vollkommen abgesehen werden wird. Da die Verstaatlichung der Industrie eine
der Forderungen der Regierung bildet, eibellt durch die Ausnahmestellung, welche
man der Erportindustrie zuzubilligen wagt, die hohe Wichtigkeit, welche dieser
Industriezweig für das gesamte volkswirtschaftliche Leben einnimmt. Ia, die
Regierung hat heute schon zugesichert, der Erportindustrie im Bereiche der Mög-
lichkeit die allseitige Staatshilfe zukommen zu lassen. Wer sich bereit erklärt, mit
an dem Nenanfbaue unserer weltwirtschaftlichen Beziehungen zu arbeiten, stellt

sich somit nicht in den Gegensatz zu den heutigen Verhältnissen, sondern stebt auf dem Boden der Regierung.

Wenn nun das Auswärtige Amt auch jede Förderung der Erportindustrie zugesagt hat, wenn für die wirtschaftliche Demobilisation auch die entscheidendsten Maßnahmen getroffen sind, der Erportindustrie ihre Lebensbedingungen zu sichern, — die Art der Rohstoffverteilung, die Schaffung von Fachgruppen, welche es ermöglichen sollen, sich rasch und zuverlässig über die Arbeitslage jedes Industriezweiges zu unterrichten, wenigstens soweit das Demobilisierungsamt in Frage kommt, wie die Staatsaufträge wirken nach dieser Richtung — so gebietet doch die außerordentlich schwere Lage unserer Erportindustrie, jedes Mittel anzuwenden, um diese Hindernisse, so weit es nur irgend möglich ist, abzuschwächen. Es muß doch bedacht werden, daß nicht nur unsere Handelsverträge ungünstig werden, daß nicht nur Maßnahmen getroffen werden, den deutschen Export für einzelne Produkte überhaupt unmöglich zu machen, diesen Gewaltmitteln stehen auch eine Reihe von natürlichen Hindernissen gegenüber. In den neutralen Ländern hat man infolge der Länge des Krieges Produkte erzeugt, welche zuvor eingeführt wurden. Es sind andere Handelsbeziehungen angeknüpft, die sich eingebürgert haben. Es sind Ersatzwaren im Publikum an Stelle der früher bezogenen Ware angenommen. ?n allem kommt noch die schwere Verleumdung, der alles Deutsche über vier Jahre lang ausgesetzt war. Diese Politik der Verhetzung bat es dahin gebracht, daß nicht nur die feindlichen Länder, sondern auch ein nicht unwesentlicher Teil der Neutralen sich ablehnend gegen den deutschen Kaufmann verhält. Ist die Allgemeinheit auch nicht fähig, sich helfend an den handelspolitischen Fragen zu beteiligen, so können weiteste Kreise doch dazu beitragen, die Hemmungen der letztgenannten Natur zu beseitigen. Zunächst wird das der Fall dadurch sein, daß den weltwirtschaftlichen Instituten, den Auslandsinstituten und den weltwirtschaftlichen Gesellschaften Mittel überwiesen werden. Diese Unternehmungen arbeiten mit allen Kräften und unter jedweder Ausnutzung ihrer weitverzweigten Verbindungen daran, den Wiederaufbau unserer Erportfähigkeit in die Wege zu leiten. Gerade hier ist Geld notwendig! Diejenigen Kreise, welche nicht in der Lage sind, dem Wollen mit materiellen Hilfen zur Verfüoung zu stehen, können der Allgemeinsache dadurch nutzen, daß sie die Notwendigkeit, uns weltwirtschaftlichen Handlungen hinzugeben, verbreiten oder einem Institute beitreten, welches seine ganze Arbeitskraft der Hebung unseres Exportes zur Verfügung stellt Der Beitritt zu der Weltwirtschaftlichen Gesellschaft beläuft sich beispielsweise nur auf einen Iahresbeitrag von 20 Mark. Hierbei wird die wertvolle Monatszeitschrift „Weltwirtschaft" noch gratis geliefert (Geschäftsstelle Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee ?N. In Kanfmanns?reisen und Erportkreisen aber sollte sich immer mehr die Erkenntnis Bahn brechen, daß es in einem noch weit stärkeren Maßstabe notwendig wird, eine gründliche Vertrautheit derjenigen Länder sich anzueignen, welche mit Waren beschickt werden sollen. Es sind nicht nnr

die Absatzbedingungen, sondern auch die Gewohnheiten und Sitten jenes Auslandsmarktes zu kennen. Es hilft nichts, wir müssen den Neutralen gegenüber eine eifrige Politik des Anschmiegens spielen. Vor allem mögen unsere großen Firmen im höchsten Maße Vorsicht in der Wahl derjenigen Personen üben, welche das Ausland bereisen, welche Verträge abschließen und neue Handelsbeziehungen anknüpfen sollen. In eine Welt von Haß und Neugier treten diese neuen Handelspioniere eines völlig veränderten Staatewesens ein. Ihre Haltung wird ent» scheidend wirken! Wir brauchen ein reiches Maß an Takt, an Menschenklugheit und Hantelsverstand in dem Kreise dieser Herren. Unsere händlerischen Eroberungen müssen Hand in Hand mit moralischen Eroberungen einhergehen. Man kann nicht genugsam Dirrs Worte in diesen großindustriellen Kreisen beherzigen, der sagte: „Es ist wirklich traurig, wieviel Schaden der Deutsche dem Deutschtum schon im Auslande zugefügt hat. Sie (die händlerischen Pioniere) können das Gute schaffen und das Böse; es ist wie mit dem Messer in der Hand des Kindes, des Apachen oder des Bildschnitzers." Gebt ihnen das Messer des Bildschnitzers in die Hand, schickt nur von den Tüchtigen die Tüchtigsten, von den Klugen die Klügsten nnd von den Scharfsichtigsten die Taktvollsten.

Um unseren gesamten Handelsstand, auch der Gewerbler ist vor dem Kriege in reicher Zahl Erporteur nach den deutschen Nachbarstaaten gewesen, auch bei einer geringeren kaufmännischen Bildung in den Stand zu setzen, seinen Markt, den er beschickt hat und nunmehr neu beschicken will, zu kennen, muß die Forderung erhoben werden, Gelegenheit zu schaffen, daß unseren gewerblichen und industriellen Kleinerporteuren eine weltwirtschaftliche Kenntnis übermittelt wird. In allen Volksbibliotheken sollten Organe der händlerischen Nachrichtenvermittelung, wie die von unseren Konsulaten erstatteten Handelsberichte in den „Berichten für Handel und Industrie", die Handelsmeldungen in den „Nachrichten über Handel, Industrie und Landwirtschaft", „Das Handelsarchiv", der vom Hamburger Kolonialinstitut herausgegebene „Wirtschaftsdienst" und „Der Welthandel" nicht feblen. Im Wege des Korrespondenzmaterials sollten die kleinen Provinzzeitungen Handelsartikel bringen. In den billigen Familienzeitschriften sollten auf gleichem Wege händlerische Aufklärungeartikel erscheinen. An den bestehenden und neu zu schaffenden Volkshochschulen sollten unbedingt weltwirtschaftliche Vorlesungen gehalten werden, in der Form von Handelsgeographie, ausländischer Warenkunde, Übersichten über die einzelnen Märkte. Es würde zu wünschen sein, daß in den Fortbildungsschulen diese aufklärenden Unterrichtsfächer über händlerische Auslandsfragen ebenfalls aufgenommen werden. Es ist dringend notwendig, daß alle unsere im großen oder im kleinen Maßstabe erportierenden Handelskreise sich ein? weltwirtschaftliche Bildung anzueignen in der Lage sind.

Es würde die Aufgabe der Handelskammern sein, die in ihrem Bezirke befindlichen Ervorteure auf die geschaffenen händlerischen Bildungsmöglichkeiten hinzuweisen und dies zwar stets erneut und mit der notwendigen Energie. Es wäre auch sehr

zu wünschen, daß all unsere ehemals im Auslande lebenden Kreise, soweit sie über händlerische Fähigkeiten verfügen, sich in den Dienst der wirtschaftliehen Aufklärung stellen. Sei es durch aneinandergereihte unentgeltliche Vorträge, sei es durch die den Handelskammern übermittelten schriftlichen Erfahrungen, die man im auswärtigen Handelsleben machte. Wir brauchen hier durchaus auch kulturelle Schilderungen. Dies gilt namentlich für alle orientalischen Handelsplätze!

Unsere Feinde sind unerbittlich. Ihr Vernichtungswille wird sein Opfer fordern. Hiermit haben wir uns abzufinden. Es ist keine Zeit zum Klagen. Es ist nur Zeit da zum Handeln! Wir haben restlos alles daran zu setzen, sonst fällt uns das Dach auf den Kopf. Mit Bedenken ist nichts zu wollen. Zugreifen, wo Hilfe am nötigsten ist. Wir brauchen Lebensmittel, wir benötigen der Rohstoffe! Wir wollen leben! Wir müssen wieder bergauf! Helfe, wer zu helfen vermag, unsern Erport zum Wohle jedes einzelnen neuen Lebensbedingungen entgegen^ zuführen —!

Dr. MI-. Holscher, Berlin-Zehlendorf,
Leiter der Ersatzstoffabteilung der Reichsbekleidnngsstelle:

Textilersatzstoffe.

Ein Rückblick und ein Ausblick.

Nachdem der Weltkrieg beendet ist, verlohnt es sich, einen Rückblick auf ein wirtschaftliches Gebiet zu werfen, welches zu einem erheblichen Teil dazu beigetragen hat, daß Deutschland überhaupt so lange gegen eine Welt von Feinden hat standhalten können, und welches vielleicht noch größere Bedeutung für unsere gesamte Volkswirtschaft wird gewinnen müssen, als es heute den Anschein hat: ich meine die Industrie der Tertilersatzstoffe. Bekanntlich war vor dem Kriege die deutsche Tertilindustrie nächst der amerikanischen und englischen die größte der Welt, trotzdem die dafür benötigten Rohstoffe nur zu einem verschwindenden Teile im eigenen Lande erzeugt wurden. Nordamerika, Indien und Ägypten lieferten Baumwolle; Australien, Neuseeland und Südafrika: Wolle; Indien: Iute, Rußland: Flachs und Hanf; Ostasien und Italien: Seide. Deutschland bezog im Jahre 1913 aus dem Auslande:

486 000 rnn»	Baumwolle
182 000 „	Wolle
154 000 „	Iute
51000 „	Flachs
55 000 „	Hanf
4 000	Seide
932 000 tnn»	Faserstoffe

Dieser Einfuhr stand nur eine winzige eigene Erzeugung gegenüber, die sich
im Jahre 1913 stellte auf rund:
11 600 tons Wolle
3 600 .. Flachs
100 ., Hanf
15 300 tons Faserstoffe
Die eigene Erzeugung konnte mithin nur etwa 1,5 Prozent des hiesigen Bedarfs decken.
Außerdem produzierten die deutschen Kolonien im Iahre 1913 rund:
2 700 tons Baumwolle
100 ., Wolle
19 700 „ Hanf
22 500 tons Faserstoffe i
Der Wert der eingeführten Faserstoffe stellte sich auf jährlich etwa 2 Milliarden Mark.
Beschäftigt waren in der deutschen Textilindustrie bei Kriegsausbruch
ungefähr 162 000 Betriebe mit 16 000 Spindeln und einer halben Million meehanischer Webstühle. Hierzu kommen die Hilfsindustrien und verarbeitenden
Industrien. Insgesamt waren in der ganzen Textilindustrie über 1 Million
Arbeiter beschäftigt.
Bekanntlich hörte nun mit Ausbruch des Weltkrieges die Einfuhr von Tertil^
stoffen aus dem feindlichen Auslande sehr bald auf. Kurze Zeit kamen noch durch
das neutrale Ausland einige Rohstoffe herein; aber mit Fortschreiten des Krieges
börte diese Einfuhr allmählich völlig auf. Infolgedessen mußte sich die deutsche
Textilindustrie auf die vorhandenen Läger und die geringe eigene Erzeugung beschränken. Glücklicherweise waren wenigstens diese Läger ziemlich bedeutend.
Hierzu kam endlich, daß in den eroberten Gebieten, vor allem Belgien, Polen und
Nordfrankreich erhebliche Mengen von Rohstoffen und Textilien vorhanden waren
und für die deutsche Industrie in Anspruch genommen werden konnten. Leider aber
genügten diese Bestände bei weitem nicht, um die Industrie am Leben zu erhalten
und um die Bedürfnisse der Heeresverwaltung und der bürgerlichen Bevölkerung
zu sichern. Die Folge war zunächst ein drohender Zusammenbruch. Die vorhandenen Aufträge wurden annulliert, Fabriken geschlossen, Arbeiter und Angestellte entlassen. Aber schon nach wenig Wochen zeigte sich der gesunde, ruhige
Sinn des deutschen Industriellen, indem er sich allgemein auf die veränderten Verhältnisse umstellte und den Betrieb wieder in Gang brachte oder fortsetzte.
Unterstützt wurde diese Initiative durch eine großzügige Rohstoffwirtschaft,
die alsbald nach Kriegsausbruch seitens der Heeresverwaltung in der Kriegsrohstoffabteilung eingerichtet wurde. Es muß gern zugegeben werden, daß hierbei

anfänglich mancher Mißgriff getan worden ist, was kein Wunder sein kann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sich die leitende Behörde vor Aufgaben gestellt sah, die so neue und große waren, wie sie nie vorher ein Kopf ersonnen. Sieht man aber heute rückblickend auf Geleistetes, so wird jeder objektiv Denkende zugeben müssen, daß im ganzen das Richtige getroffen worden ist.

Die Maßnahmen der Kriegsrohstoffabteilung richteten sich zunächst nur darauf, die vorhandenen Bestände an Rohstoffen und Tertilien für die Bedürfnisse des Heeres zu strecken. Erst nach etwa zwei Iahren trat neben den Heeresbedarf auch der der bürgerlichen Bevölkerung, der durch die neugeschaffene Reichsbekleidungsstelle sichergestellt wurde.

Binnen kurzem ergab sich aber, daß mit dem Strecken der Vorräte allein der Bedarf nicht würde sichergestellt werden können. Aus diesem Grunde entwickelte sich in überraschend kurzer Zeit die Industrie der Tertilersatzstoffe, welche bei Ende des Krieges eine Bedeutung erlangt hat, die fast märchenhaft anmutet.

Die Bezeichnung „Ersatzstoffe" ist keine völlig unzweideutige. Praktisch ver» steht man darunter alle diejenigen Faserstoffe, welche erst während des Krieges zu einer Bedeutung gelangt sind und die im Frieden üblichen Faserstoffe wie Baumwolle, Wolle, Iute, Hanf, Flachs, Seide ersetzen sollen. Ihre Zahl ist allmählich sehr groß geworden, indem man nach und nach alle möglichen Pflanzen zur Fasergewinnung herangezogen hat; wie insbesondere Brennessel, Hopfen, Ginster, Typha, Weidenröschen, Stroh und dergleichen. Allzu große wirtschaftliche Bedeutung haben aber alle diese Ersatzstoffe nicht gewinnen können, da der Rohstoff nur in beschränktem Maße zur Verfügung stand und die Gewinnung bei der großen Leuteknappheit erhebliche Schwierigkeiten machte. Lediglich das Nesselgarn hat es zu einer größeren Bedeutung gebracht, insbesondere als Streckmittel für die Baumwolle. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß gerade die Nessel schon in früheren Zeiten für die Fasergewinnung eine viel verwandte Pflanze war, wie denn auch heute noch gewisse Baumwollgewebe als Nesselstoff bezeichnet werden.

Alle diese Ersatzstoffe hätten aber die Not der Industriellen und der Verbraucher nicht beheben können, wenn nicht ein Rohstoff in ziemlich unbeschränkter Menge zur Verfügung gestanden hätte, mit welchem es gelang, die Industrie am Leben zu erhalten und die Bedürfnisse der Heeresverwaltung und der bürgerlichen Bevölkerung in weitgehendstem Maße zu befriedigen. Dieser Rohstoff ist der aus Nadelholz gewonnene Zellstoff, das Urprodukt für die Herstellung sewohl des Papiergarnes in seinen verschiedenen Erscheinungsformen, wie auch der Kunstseide oder Stapelfaser. Ich kann mich im Rahmen dieser Ausführungen nicht auf di? technischen Seiten dieser verschiedenen Garnsorten einlassen, muß mich vielmehr darauf beschränken, nur zu erwähnen, daß Papiergarn sich für Bekleidungszwecke nur in beschränktem Umfange eignet, besser schon in der erst im letzten Iahre zur

größeren Produktion gelangten Form des Zellulongarnes, daß dagegen die Stapel-
faser ein gerade für Bekleidungszwecke besonders gut geeignetes Material dar-
stellt. Allerdings hat während des Krieges die Herstellung dieses letzteren Garnes
dadurch große Schwierigkeiten gemacht, daß die Beschaffung der zur Herstellung
erforderlichen Chemikalien nur in beschränktem Umfange möglich war.
Große Hoffnungen werden auch von manchen Seiten daran geknüpft,
Papiergarn mit Faserstoffgarn zu vermischen und auf diese Weise sogenannte
Mischgewebe zu erzeugen, deren Verwendbarkeit für viele Bekleidungszwecke
unzweifelhaft ist.
Die Entwicklung der Ersatzstoff-Industrie während des Krieges war eine fast
märchenhaft schnelle. War es im Anfang nur möglich, ganz grobe und nur ;u
äußerst minderwertigen Artikeln wie Sandsäcke, Packmaterial zu verwendende
Garne herzustellen, so fand die Industrie von Monat zu Monat bessere Her-
stellungsmethoden, die es ermöglichten, allmählich allerfeinste Gewebe zu fabri-
zieren. Der Erfolg war, daß es gelang, den größten Teil der deutschen Textil-
industrie mit Hilfe dieses Ersatzstoffes am Leben zu erhalten und dadurch Zehn-
tausenden von Arbeitern und Angestellten lohnenden Erwerb zu sichern; gleich-
zeitig aber die ungeheuren Bedürfnisse der Heeresverwaltung und der bürgerlichen
Bevölkerung sicherzustellen. Welche Bedeutung diese Industrie für die deutsche
Volkswirtschaft gewonnen hat, mag die eine Ziffer erhellen, daß bei Abschluß des
Waffenstillstandes für etwa 300 Millionen Mark Zivilaufträge liefen.
Aber diese glückliche Entwicklung hat eben durch den Waffenstillstand eine
jähe Unterbrechung gefunden. Es war schon oben darauf hingewiesen worden, daß
sich das Papiergarn für Bekleidungszwecke nur in beschränktem Maße eignet und
daß deshalb die bürgerliche Bevölkerung nur widerwillig an die Verwendung
heranging. Dazu kam die übertrieben hohe Preisgestellung dieser Waren. Als
nun der Waffenstillstand abgeschlossen wurde und Händler und Publikum sich der
Hoffnung hingaben, daß bald wieder Rohstoffe aus dem Auslande würden ein-
geführt werden können, wurden allgemein die laufenden Aufträge zu annullieren
versucht. Die Folge davon würde ein Zusammenbruch nicht nur dieser Industrie,
sondern tatsächlich der gesamten Tertilindustrie sein, weil mit den alsbaldigen
Zufuhren von ausländischen Rohstoffen wohl unter keinen Umständen wird ge-
rechnet werden können. Infolgedessen sind jetzt behördliche Maßnahmen im
Gange, um die Papiergarnindustrie am Leben zu erhalten und sie besonders auf
die Herstellung solcher Waren einzurichten, deren Verwendbarkeit auch bei hohen
Ansprüchen unzweifelhaft ist. Aber solche Maßnahmen können natürlich nur vor-
übergehenden Wert haben, wenn es nicht gelingt, den Nachweis dafür zu erbringen,
daß die Ersatzstoffindustrie innerlich gesund und ihre Erhaltung für die deutsche
Volkswirtschaft eine Lebensfrage ist. Beide Voraussetzungen müssen unbedingt
bejaht werden. Es war schon oben gesagt worden, daß für gewisse Artikel auch
bei hohen Ansprüchen sich Ersatzstoffe in weitgehendem Maße eignen. Man denke

nur an Wandbespannungen, Läufer, Teppiche, Möbelstoffe, Handtücher, Bindfaden, Litzen, technische Artikel und dergleichen. Wird für diese und andere Waren auch in Zukunft der heimische Rohstoff verwandt, so bedeutet das für die Gesundung unserer schwer erschütterten Volkswirtschaft eine nicht hoch genug einzuschätzende Stärkung; denn ein Wiederaufbau unserer heimischen Wirtschaft kann nur erfolgen, wenn nur das Allernotwendigste eingeführt wird. Dazu kommt, daß wohl überhaupt damit zu rechnen sein wird, daß auf längere Zeit hinaus auch die Ausländischen Rohstoffe wie insbesondere Baumwolle knapp sein werden, so daß mit einer vollständigen Auflösung der deutschen Papiergarnindustrie nicht zu rechnen sein wird. Unter diesen Umständen glaube ich keine falsche Pregnon zu steilen, wenn ich annehme, daß die Tertilersatzstoff-Industrie auch nach dem Kriege eine erhebliche Bedeutung behält. Voraussetzung ist nur dreierlei, einmal, daß die Industrie unentwegt an Verbesserung arbeitet, andererseits, daß nur solche Waren hergestellt werden, deren Verwendung zweckmäßig ist, und endlich, daß die Preise sich auf einer Höhe halten, die auch für einen Minderbemittelten erträglich sind.

Professor Dr. H. Großmann:

Die Entwickelung der deutschen chemischen Industrie und ihre Leistungen im Kriege.

Obwohl die Entwickelung der chemischen Technik in Deutschland seit der Mitte des vorigen Iahrhunderts geradezu staunenswert genannt werden muß, ist die wirtschaftliche Bedeutung dieser weitverzweigten Industrie in weiteren Kreisen des In- und Auslandes durchaus nicht so allgemein bekannt geworden, wie man annehmen sollte. Während die meisten Industrien, wie die Holz-, die Metall-, die Tertilindustrie, die Töpferei, die Lederindustrie u. a. ihre Aufgabe darin suchen, ihre Rohstoffe durch mechanische Bearbeitung in ihrer Form so umzugestalten, daß sie mittelbar oder unmittelbar als Gebrauchsgegenstände dienen können, beschäftigt sich die chemische Technik bekanntlich mit der stofflichen Umwandlung der Rohmaterialien. Sie geht vor allem darauf hinaus, die Zusammensetzung der Rohstoffe und ihre Eigenschaften zu verändern, um sie dadurch für bestimmte Verwendungszwecke nutzbarer und wertvoller zu machen.

Die Erzengnisse der chemischen Industrie bleiben also — mit wenigen Ausnahmen, wie Medikamente, Riechstoffe u. dgl. — im wesentlichen Halbfabrikate und Hilfsstoffe für die weitere Verarbeitung in der eigenen oder in anderen Industrien.

Eine chemische Industrie konnte aber in Deutschland und anderswo in
größerem Umfange erst dann Boden gewinnen, als durch die Entwickelung anderer
Gewerbezweige ein größerer Bedarf an Chemikalien und ein Absatzmarkt für die
chemische Technik überhaupt geschaffen war. Zur chemischen Technik im rein tech-
nologischen Sinne, wie sie meist in den Lehrbüchern der chemischen Technologie
aufgefaßt wird, gehört aber auch eine ganze Reihe von Industrien, deren Entwicke-
lung sicherlich durch die Fortschritte auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und
technischen Chemie sehr tiefgehend beeinflußt worden ist, die aber wegen ihrer
großen wirtschaftlichen Bedeutung und der Zahl der in ihnen beschäftigten Per-
sonen neben der chemischen Industrie im engeren Sinne eine besondere Behand-
lung vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus verdienen. Zu diesen Industrie-
zweigen gehören vor allem die landwirtschaftlich-chemischen Industrien, die Zucker-
industrie, die Spiritusgewinnung, das Brauwesen und die Nahrungsmittelindustrie,
ferner die Papierindustrie, die Glasindustrie, die keramischen Gewerbe, die Zement-
industrie und das gesamte Hüttenwesen — alles Industriezweige, die chemische
Prozesse im größten Maßstabe ausführen und die auch in den wichtigsten Industrie-
ländern schon seit vielen Iahren zahlreiche wissenschaftlich gebildete Chemiker in
ihren Betrieben beschäftigen. Alle diese Industriezweige, die, vom technologischen
Standpunkte aus betrachtet, zur chemischen Industrie gezählt werden müssen,
rechnet die deutsche Gewerbestatistik jedoch nicht zur chemischen Industrie im
engeren Sinne, und äbnlich hat man auch bei der im Interesse der Arbeiterver-
sicherung erfolgten berufsgenossenschaftlichen Gliederung der einzelnen Industrie-
zweige die chemische Industrie im engeren Sinne, von der im folgenden allein die
Rede sein soll, aus praktischen Gründen von den oben erwähnten Gewerben ge-
sehieden.
Zu einer umfassenden Entwickelung der deutschen chemischen Industrie be-
durfte es aber einer ganzen Reihe von Vorbedingungen, die in vollem Umfange
ersi in den letzten 150 Iahren in Erfüllung gegangen sind. Zwar reichte die An-
wendung nnd Verwertung gewisser chemisch-technischer Hilfsmittel, z. B. zur
Lösung und Scheidung von Metallen, zum Färben von Textilstoffen, zur Her-
stellung von Seifen und von Arzueimitteln in den Apothekerlaboratorien der Alchi-
misten zum Teil sehr weit ins Mittelalter zurück, aber die Kenntnis der dabei
benutzten Verfahren war meist eine rein empirische und auf Grund planlosen
Probierens gewonnene. Das Verständnis für das innere Wesen der Vorgänge
und damit eine rationelle und zielbewußte Ausnutzung der wirksamen Reaktion
konnte sich jedoch erst entwickeln, nachdem auch die chemische Wissenschaft die Natur
der einzelnen Prozesse zu erkennen und zu beeinflussen und auch mit Hilfe genauer
Untersuchungsmethoden die chemischen Prozesse in jedem Stadium ihres Verlaufes
zu kontrollieren gelernt hatte.
Der Zeitpunkt, an welchem diese beiden Vorbedingungen für das Entstehen
und die Entwickelung einer chemischen Industrie erfüllt waren, fiel für die west-

lichen Kulturnationen etwa in die beiden letzten Iahrzehnte des 18. Iahrhunderts, für Deutschland jedoch erst etwa in die Zeit von 1815 bis 1850.
Die Masseneinfuhr amerikanischer Baumwolle nach Europa, der Spinn-, Web- und Zeugdruckmaschinen, sowie die steigende Verwendung der Dampfkrafi führte im Anfang des 19. Iahrhunderts in England zu der Begründung seiner gewaltigen Baumwollindustrie, die einen von Iahr zu Iahr steigenden Bedarf an Schwefelsäure, Soda, Chlor und Farbstoffen zum Bleichen,
Färben und Bedrucken der Tertilstoffe beanspruchte. Dieser steigende Bedarf der englischen Textilindustrie hat zweifellos die Entstehung chemischer Fabriken in Eng' land sehr wesentlich gefördert. Ganz besonders nahm die Fabrikation künstlicher Soda und ihrer Nebenprodukte in England einen sehr bedeutenden Aufschwung, svdaß die Erzeugung weit über den inländischen Bedarf hinausging und englische Chemikalien auch lange Zeit auf dem deutschen Markte viel billiger verkauft werden konnten, als ihre Herstellung im Inland es ermöglicht hätte. Ebenso konnten auch die deutsche Textilindustrie und andere Gewerbezweige, welche chemisehe Produkte verbrauchten, sich nur langsam entwickeln, sodaß für die Absatzmöglichkeit einer chemischen Industrie hier zunächst alle Grundlagen fehlten. Die Kontinentalsperre Napoleons machte sich zwar auch in Deutschland in der Industrie als förderlich zeitweise geltend, aber eine durchgreifende Änderung konnte sie bei den damaligen beschränkten Verkehrsverhältnissen, dem Mangel an Kapital und an industriellem Unternehmungsgeist überhaupt, nicht herbeiführen.
Auch die chemische Wissenschaft war zu Anfang des vorigen IahrhnndertS besonders im Auslande und in erster Linie in England und Frankreich durch eine Reihe glänzender Namen vertreten. Eine Reihe großer Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie, die sich an die Namen: Cavendish, Black, Priestley, Scheele, Derzelius, Dalton, Lav visier, Gan-Lussac
u. a. m. knüpfen, hatte der Forschung neue Bahnen erschlossen. Unter diesen Pionieren der Wissenschaft befanden sich zwar auch die Namen deutscher Gelehrter, im wesentlichen aber waren es die hervorragenden Chemiker Englands, Frankreichs und Schwedens, deren Entdeckungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und auch die ersten Vertreter Deutschlands, welche die wissenschaftliche Chemie in engere Verbindung mit der Technik brachten, Männer wie Mitscherlich, Liebig, Möhler, Bnnsen, verdankten ihre Ausbildung
zum Teil ausländischen Hochschulen. Erst im Iahre 1825 eröffnete Liebig das erste chemische Unterrichtslaboratorium zur praktischen Ausbildung wissenschaftlicher Chemiker, und in den folgenden Iahrzehnten entstanden nach diesem Beispiele an den meisten deutschen Universitäten ähnliche Institute, die den Studierenden alle Hilfsmittel einer gründlichen Vorbildung nicht nur für die wissenschaftliche Forschung, sondern auch für die industrielle Chemie boten und so der jungen chemischen Technik eine Zahl vorzüglich geschulter Kräfte zur Verfügung stellten.
In dieser Weise wurde der Boden für die Entwickelung einer chemischen

Industrie in Deutschland vorbereitet. Inzwischen war aber auch hier der Bedarf
an Erzeugnissen der chemischen Industrie erheblich gestiegen. Die durch die Fort-
schritte der Wissenschaft gelieferten analytischen Untersuchungsmethoden und die
erweiterte Kenntnis der chemischen Vorgänge, die in zahlreichen Gewerben eine
hervorragende Rolle spielen, führten vielfach zu einer vollständigen Umgestaltung
der gewerblichen Technik. Auch die Fabrikation feinerer Chemikalien für tech-
nische Zwecke und pharmazeutische Präparate entwickelte sich im Anschluß an die
alten Apothekenbetriebe bald zu großer Bedeutung, als die jungen Forscher aus
der Schule Liebigs, Woehlers, Bunjens u. a. ein Anwendungsgebiet für ihre theo-
retischen Kenntnisse suchten. Hierzu kam, daß die Entdeckung zahlreicher Stein-
salzlager und vor allem die Erschließung der mächtigen Kalisalzvor-
räte bei Staßfurt, die für Deutschland ein Monopol bildeten, der Technik un-
schätzbare Mengen neuer Rohmaterialien zur Verfügung stellten, aus der sich die
schnell emporblühende Kaliindustrie und der an den Namen Solvay geknüpfte
Umschwung der Sodaiudustrie entwickelte. In eine noch frühere Zeit fielen die
infolge der Anregung Liebigs gemachten Versuche, die Phosphorsäure der Mineral»
phosphate für Düngezwecke durch Behandlung mit Schwefelsäure in wasserlösliche
Form überzuführen. Diese Arbeiten legten ja auch den Grund zu der späteren
glänzenden Entwicklung der Industrie künstlicher Düngemittel. Der Spreng-
stoffindustrie eröffneten sich in den vierziger Iahren durch die Entdeckung
der Schießbaumwolle und des Nitroglyzerins ganz neue Bahnen, die zu einer voll-
ständigen Umwälzung der bisherigen Technik der Schieß- und Sprengstoffmittel
führten. Hieran schloß sich die Entwickelung und Verbreitung der Photo-
graphie, die die Nachfrage nach chemischen Erzeugnissen für ihre Zwecke in
ungeahnter Weise vermehrte, und der Bedarf an wissenschaftlichen Präparaten,
der der chemischen Technik täglich neue Aufgaben stellte. Den gewaltigsten An-
ließ zur Förderung der chemischen Industrie aber gaben die Entdeckungen auf dem
Gebiete der organischen Chemie, die am Ende der fünfziger Iahre zur Darstellung
der ersten Teerfarbstoffe führten. Sie riefen in den sechziger Iahren zunächst m
Frankreich und England, bald aber auch in Deutschland einen neuen Industrie-
zweig ins Leben, der hier in seiner gewaltigen Weiterentwickelung nicht nur für
die Erzeugnisse der Säuren- und Alkaliindustrie und der Industrie der Teer-
destillation, sondern auch für die gesamte Technik der anorganischen und orga»
nischen Präparate ein fast unbegrenztes Absatzgebiet zu schaffen berufen war.
Unter solchen Bedingungen zeigten sich auch auf deutschem Boden seit der Mitte
des vorigen Iahrhunderts auf allen Gebieten der industriellen Chemie frisch empor»
strebende Triebe, die sich dann zu jener wunderbaren und unvergleichlichen Blüte
entfalteten, die im Iahre 1900 auf der Pariser Weltausstellung der deutschen
chemischen Industrie den damals unbestrittenen Platz als der ersten der Welt
sicherten.

Dieses Ziel zu erreichen, bedurfte es freilich gewaltiger Anstrengungen, und

nur mühsam gelang es der deutschen Industrie lange Zeit hindurch, die durch die ülerlegene Konkurrenz des Auslandes bedingten Schwierigkeiten zu überwinden. Kennzeichnend für diese langsam fortschreitende Entwickelung sind die amt-lichen Berichte über die Statistik des Handelsverkehrs und des Warenverbrauchs im Zollverein aus der Mitte des vorigen Iahrhunderts.
Im Iahre 1845 vermerkte der damalige Direktor des preußischen statistischen Büros Dieteriei zum erstenmal mit großer Genugtuung: „Es scheint, daß die chemi-schen Fabriken im Zollverein sich entwickeln und größere Quantitäten für die ver-schiedenen Anwendungen liefern als früher", und im Iahre 1848 schrieb er: „Es ist nicht unwichtig und ein Zeichen der fortschreitenden Industrie im Zollverein, daß hier die in Rede stehenden chemischen Fabrikate in der Ausfuhr steigen." Der Bericht des Iahres 1853 stellte dann fest: „Es ist ein Zeichen steigender Industrie, wenn der Verbrauch chemischer Erzeugnisse sich mehrt. Da es für die Fabriken von Vorteil ist, die vom Auslande zu beziehenden Drogen möglichst wohlfeil zu erhalten, so sind die Eingangszölle mehrfach ermäßigt worden. Gern sind die Äereinsstaaten bereit gewesen, selbst unter finanziellen Opfern der glücklich auf-blühenden Industrie die Beschaffung ausländischer Fabrikmaterialien möglichst zu erleichtern. Die chemischen Fabrikate sind nicht allein wichtig als Hilfen anderer Industrien, in welcher Beziehung ihr Verbrauch im Zollverein sich unzweifelhaft andauernd vermehrt, sie sind auch wichtig als selbständige Fabrikunternehmungen."
Die Begünstigung der chemischen Industrie durch Zollerleichterungen für die Ein-fuhr von notwendigen Rohstoffen war für diese in der Tat ein dringendes Be-dürfnis, denn wenn auch der Reichtum Deutschlands an Erzen und Mineralien der verschiedensten Art auf gewisse Zweige der chemischen Technik fördernd ein-wirkte, so war doch infolge der Notwendigkeit, einen großen Teil der Rohstoff? aus weit entfernten Gegenden herbeizuholen, der Wettbewerb mit anderen günstiger gelegenen Ländern nicht immer leicht. Schon die Grundstoffe für die wichtigsten Säuren, die gewissermaßen das erste Handwerkszeug des Chemikers bilden, Schwefel, Schwefelkies und Salpeter, mußte das Ausland liefern, ebenso die meisten Rohdrogen zur Herstellung von Alkaloiden und sonstigen Präparaten für den Gewerbe- und Medizinalgebrauch: Kräuter, Wurzeln, Rinden, Harze, Balsame, Gummiarten, eine große Zahl natürlicher organischer Farb- nnd Gerbstoffe, Rob-rbrsphate für die Fabrikation künstlicher Düngemittel, Mineralöle, das Rob-material für die Gewinnung seltener Erden und zahlreiche andere Erzeugnisse überseeischer Länder. Gerade diese Abhängigkeit vom Auslande, die für die Ent-wickelung einer bodenständigen chemischen Industrie in Deutschland ein unüber windliches Hindernis zu bilden schien, ist aber für die Technik vielfach der Antrieb geworden, auf dem Gebiete der Synthese neue Bahnen zu suchen, um sich so weit als möglich von dieser Abhängigkeit zu befreien.
Viel bedeutsamer, als die Wirkung zolltarifischer Maßnahmen, war aber für den Aufschwung der chemischen Industrie in Deutschland, wie bereits erwähnt, der

Einfluß der wissenschaftlichen Forschung. Man wird gewiß nicht behaupten können, daß die überragenden Leistungen der deutschen Wissenschaft entscheidend für den erfolgreichen Wettbewerb der deutschen Industrie gegenüber ihren ausländischen Konkurrenten gewesen seien, denn abgesehen davon, daß die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung nicht an nationale Grenzen gebunden, sondern Gemeingut der ganzen Menschheit sind, dürfen zweifellos ihre Vertreter in anderen Ländern den deutschen Forschern im allgemeinen als durchaus ebenbürtig an die Leite gestellt werden. Wenn die Errungenschafteil der chemischen Wissenschaft gerade in Deutschland auf einzelnen Gebieten zu einer solchen Blüte der Industrie und zu großen wirtschaftlichen Erfolgen geführt haben, so ist dies vornehmlich dem Umstande zuzuschreiben, daß wohl in keinem Lande der Welt ein so enger Zusammenhang, eine so rege, sich gegenseitig befruchtende Wechselwirkung zwischen chemischer Forschung und Technik bestanden hat, wie es in den letzten Iahrzehnten vor dem Kriege in Deutschland der Fall war. Die enge Fühlung der Technik mit der reinen Nissenschaft hat der deutschen chemischen Industrie in der Tat ihr charakteristisches Gepräge und die Triebkraft zu ihrer einzigartigen Entwickelung gegeben. Iede größere Betriebsstätte beschäftigt eine Zahl wissenschaftlicher Chemiker, die in den großen Teerfabriken auf 200 bis 300 und darüber steigt, und die zu einem erheblichen Teil nur die Aufgabe haben, bestimmte neue Arbeitsgebiete zu durchforschen und theoretisch gefundene Ergebnisse erperimentell nachzuprüfen. Zu diesem Zwecke werden ihnen Arbeitsstätten und Einrichtungen zur Verfügung gestellt, die mit den Instituten und Hilfsmitteln der größeren Universitäten und technischen Hochschulen erfolgreich in Wettbewerb treten können. Über das Verhältnis zwischen chemischer Industrie und Wissenschaft, wie es sich in den letzten zwei Iahrzehnten in Deutschland entwickelt hat, bemerkte einer der hervorragendsten Vertreter der deutschen Technik, der vor wenigen Iahren verstorbene HeinrichBrunck,in seinem Berichte, den er der deutschen chemischen Gesellschaft im Iahre 1900 über die Entwickelungsgeschichte der Indigofabrikation in der Badischen Anilin- und Sodafabrik erstattete, mit Recht: „Die iunge Industrie begnügte sich nicht mehr, von den Gaben zu zehren, die ihr von den wissenschaftlichen Zentren beschert wurden. Namhafte Forscher stellten sich in ihren aus» schließlichen Dienst; junge Kräfte widmeten sich ihr in großer Zahl und wuchsen mit ihr heran in eifriger und zielbewußter Tätigkeit. Männer wie Caro, Glaser, Martins, später Laubenheimer,Duisberg,Ber«th-
s e n und viele andere trugen den Geist wissenschaftlicher Forschung in die technische Praris. An der Spitze von Mitarbeitern und Schülern schufen sie Laboratorien, welche der Technik dienten, indem sie die Wissenschaft pflegten. Nicht mehr, wie früher, war die Industrie die ausschließlich empfangende, sie vermochte nun auch zu geben, die wissenschaftliche Forschung zu fördern und zu bereichern." Die Frucht solcher wissenschaftlicher Arbeiten, auch wenn sie nicht zur Erreichung des unmittelbar erstrebten Zieles führten, war naturgemäß eine Fülle von theore-

tischeni und praktischem Wisten, das sich in den Archiven der größeren Fabriken ansammelte und, ohne nach außen in die Erscheinung zu treten, einen unschätzbaren Reservefonds für die Lösung neuer Aufgaben und die Erschließung neuer Arbeits- gebiete bildete.

Einen wesentlichen Einfluß auf die günstige Entwickelung der chemischen Industrie hat auch die Organisation einer Anzahl von wissenschaftlichen, tech nischen und wirtschaftlichen Vereinigungen ausgeübt. Auf rein wissenschaftlichem Gebiet hat sich besonders die „Deutsche chemische Gesellschaft", die im Iahre 1867 begründet wurde, ein internationales Ansehen erworben. Ihr Organ, „die Be- richte", hat sich im Laufe der Zeit zu einem Mittelpunkte der wissenschaftlichen Forschung aller Länder entwickelt. Wissenschaftler und Praktiker vereint der „Ver- ein deutscher Chemiker", der während des Krieges übrigens in nahe Beziehungen zur Chemischen Gesellschaft getreten ist. Unter den wirtschaftlichen Verbänden der deutschen Technik ist ferner besonders der im Iahre 1877 in Frankfurt a. M. gegründete „Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutsch lands" zu nennen. Der Verein vertritt die Interessen der deutschen Industrie gegenüber den Behörden und hat sich besonders auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung um die Förderung der chemischen Technik in Deutschland große Verdienste erworben.

Das Gebiet derZoll - und Steuergesetzgebung, der Abschluß von Handelsverträgen, die zweckmäßige Gestaltung der beim Tranepor' chemischer Erzeugnisse und Rohstoffe auf Eisenbahnen und Schiffen Anwendun,', findenden Vorschriften und Tarife, die Entwickelung des Marken- und Patent- schutzes, die Gesetzgebung und Verwaltungspraris auf dem Gebiete der Genehmig gung gewerblicher Anlagen, die Förderung neuer Erfindungen der technischen Chemie, die Mitarbeit an den sozialpolitischen Aufgaben, die Förderuna und Ver- besserung des Versicherungswesens u. a. — alle diese Arbeitsgebiete boten dem Verein, reichlich Gelegenheit, unterstützt durch eine eigene Zeitschrift „Die Chemische Industrie", sich im Interesse der chemischen Industrie erfolgreich zu betätigen.*)

In enger Fühlung mit diesem Verein und durch Personalunion in der Leitung und Geschäftsführung viele Iahre mit ihm verbunden, arbeitete eine andere Unter- nehmervereinigung, die „Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie", in gleichem Sinne und ergänzte die Vereinstätigkeit in glücklicher Weise. Im Iahre 1884 zur Durchführung der Arbeiter-Unfallversicherung begründet, umfaßte die neue, auf gesetzlicher Grundlage beruhende Organisation die Gesamtheit aller zur chemi- schen Industrie Deutschlands gehörigen Fabrikbetriebe, und bot dadurch zugleich

*) Im Kriege hat die „Chemische Industrie" sich auch besonders mit der Entwicklung der chemischen Technik im feindlichen Ausland beschäftigt und eine besondere Beilage „Dokumente zu Englands Handelskrieg" herausgegeben, die von A. Hesse und H. GraKmann besorgt wird.

den willkommenen Anlaß, durch Bundesratsbeschluß festzustellen, welche Arten von Betrieben zur „chemischen Industrie" im Sinne des Gesetzes gehören. Das Eindringen der chemischen Technik in eine große Zahl anderer Industriezweige, bei denen die Mitwirkung chemischer Kräfte einen notwendigen Teil des Fabrikations-Prozesses bildet, oder die sich die Vorteile einer auf chemischem Wege zu erzielenden Veredlung ihrer Rohstoffe dienstbar machen, hatte, wie bereits vorher erwähnt, die Grenzen des Begriffs der chemischen Industrie vielfach unsicher gemacht. Zu den Industriezweigen der gedachten Art gehören beispielsweise Gerbereien, Färbereien, Glas-, Seifen- und Zellstoff-Fabriken, Hüttenwerke, Brennereien, Brauereien, Zementfabriken und viele andere. Als chemische Industrie im engeren Sinne, wie sie durch die Gewerbestatistik begrenzt wurde, bezeichnet man aber nur die Fabrikation von Chemikalien, also von Alkalien und Säuren, organischen und anorganischen Salzen, technischen, wissenschaftlichen, photographischen und pharmazeutischen Präparaten, die Industrie der Fette und Öle, der Farben und Farbenmaterialien, Zündwaren, Sprengstoffe, künstlichen Düngemittel, sowie der Gummi- und Guttaperchawaren.

Von hervorragendem Werte erwies sich ferner das enge Zusammenarbeiten des Vereins mit der Berufsgenossenschaft im Interesse der Industrie vor allem dadurch, daß die berufsgenossenschaftliche Organisation die Möglichkeit gewährte, alle einzelnen Gruppen und Betriebszweige statistisch genau zu erfassen, ihren Umfang zu ermitteln, das Steigen und Sinken der Löhne, die Zu- und Abnahme der geleisteten Arbeitstage in ihnen bis ins Detail zu verfolgen und daraus zuverlässige Schlüsse auf die wirtschaftliche Entwickelung der verschiedenen Arbeitsgebiete zu ziehen. Nur durch das einmütige Zusammenarbeiten des Vereins mit 5er Berufsgenossenschaft konnte die große Aufgabe der Produkrionsstatistik, die die Regierung bei der Neuregelung der Handelsverträge in zollpolitischem Interesse aufstellen ließ, erfolgreich gelöst werden, nur mit Hilfe des erschöpfenden Materials, das die Berufsgenossenschaft in ihren amtlichen Lohnnachweisungen und ihrem Kataster bot, war es möglich, zum ersten Male eine genaue, nach Landesteilen, Arbeitsgebieten, Alter und Geschlecht der beschäftigten Arbeiter geordnete Lohnstatistik aufzustellen und das Bedürfnis eines zuverlässigen, von O. Wenzel herausgegebenen „Adreßbuchs der chemischen Industrie" zu befriedigen, das den Konsumenten des In- und Auslandes als Wegweiser für den Bezug ihrer chemischen Bedarfsartikel dienen konnte. Auch durch die fortdauernde und sachverständige Überwachung der Betriebe und die Maßnahmen zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse in den Arbeitsräumen hat die Berufsgenossenschaft auf eine Umgestaltung der Betriebseinrichtungen, namentlich in den kleineren Fabriken hingewirkt, die nicht nur während der Friedenszeit die Zahl und Schwere der Unfälle und beruflichen Erkrankungen vermindert, sondern auch wirtschaftlich einen für die deutsche Industrie außerordentlich vorteilhaften Einfluß ausgeübt hat.

Von wesentlicher Bedeutung für die günstige Entwicklung der chemischen Industrie in Deutschland ist endlich die große Zahl von Kartellen, Konventionen, Syndikaten u. a. Arbeitgebervereinigungen gewesen, die den Zweck hatten, den Konkurrenzkampf für bestimmte Warengattungen zu beschränken oder auszu-schließen und dadurch einem übermäßigen Herabdrücken der Verkaufspreise und dem Einfluß wirtschaftlicher Krisen vorzubeugen. Derartige Vereinbarungen in den verschiedensten Formen find in der chemischen Industrie vielleicht häufiger als in anderen Produktionszweigen, weil die Menge der chemischen Erzeugnisse bei der weitgehenden Spezialisierung außerordentlich groß und demgemäß die Zahl der bei einem einzelnen Artikel beteiligten Fabrikanten oft verhältnismäßig sehr gering ist, sodaß eine Verständigung der meist auch anderweitig in Geschäftsver-bindung stehenden Firmen keine erheblichen Schwierigkeiten macht. Hierzu kommt noch, daß die weitaus meisten technischen Artikel der chemischen Industrie in Deutschland z o l l f r e i sind; die Preis-stellung von Seiten der kartellierten Fabrikanten findet also, — sofern es sich nicht um eine internationale Vereinbarung handelt — schon in der Konkurrenz des Aue-landes ihre obere Grenze. Die Bildung von Kartellen in der chemischen Industrie hat übrigens auch bei den Verbrauchern nur in wenigen Fällen einen lebhafteren Widerstand hervorgerufen, da die Verbraucher an großen Preisschwankungen ja meist auch kein erhebliches Interesse besitzen nnd bei kartellierten Waren zunächst die Sicherheit haben, daß alle Konkurrenten zu gleichen, vom Kartell kontrollierten Preisen kaufen müssen. Obwohl viele Konventionen und Kartelle in der chemischen Industrie nur eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer gehabt haben, hat ihr Be-stehen doch im allgemeinen wirtschaftlich sehr vorteilhaft gewirkt, weil dadurch ein gewisser Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage geschaffen und dem Markte eine größere Stetigkeit verliehen worden ist.

Daß unter Einwirkung einer Reihe so günstiger Einflüsse die chemische Industrie in Deutschland in verhältnismäßig kurzer Zeit einen gewaltigen Auf-schwung genommen hat, erscheint hiernach leicht verständlich. Noch im Iahre 1854 war die Zahl der in der chemischen Industrie in Deutschland beschäftigten Per-sonen so gering, daß in dem staatswissenschaftlichen Handbuch „Deutschland imd das übrige Europa" des Freiherrn vonReden eine chemische Industrie in den statistischen Übersichten garmcht erwähnt wird. Nach den Gewerbezählungen waren damals im preußischen Staat bei der Herstellung von chemischen Erzeug-nissen wie Alaun, Vitriol, Ultramarin, Schießpulver usw. etwa 4500 Personen beschäftigt. Im Iahre 1861 ermittelte die Gewerbezählung für das Gebiet des Zollvereins 8617 Personen, die in Chemikalien- und Farbenfabriken beschäftigt waren. Hierzu kamen noch 5667 männliche und weibliche Arbeiter in Zündwaren-fabriken, 890 in Parfümerie- und Seifenfabriken und 860 in Mineralöl- und Paraffinfabriken. Mit Einschluß von 7712 Arbeitern in den Koks- und Gas-anstalten ergibt sich ein Arbeiterstand der chemischen Industrie von 23 646 Per-

sonen. Im Iahre 1875 waren nach der Gewerbestatistik bereits 51 598 und im Iahre 1882 72 040 Erwerbstätige in der chemischen Industrie des deutschen Reiches beschäftigt. Genauere Zahlen liefern aber erst vom Iahre 1886 die Nachweisungen der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie. Hier werden nämlich die während des ganzen Iahres geleisteten Arbeitstage zusammengezählt und aus dieser Summe die Zahl der beschäftigten Vollarbeiter zu je 300 Arbeitslagen berechnet, während die Gewerbezählungen nur die zufällig am Zählungstage in dem Betriebe anwesenden Personen feststellen, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob sie während des ganzen Iahres oder wie in Saisonbetrieben nur wenige Monate beschäftigt sind. Andererseits umfaßt die Berufsgenossenschaft nur die fabrikmäßig betriebenen Arbeitsstätten, also das chemische Großgewerbe oder die eigentliche Industrie. Die Zahlenangaben enthalten daher in diesem Falle nicht die handwerksmäßigen Betriebe, wie kleinere Seifensiedereien und andere ohne motorische Kraft arbeitende Betriebsunternehmnngen.

Eine Zusammenstellung der gesetzlich versicherten Betriebe mit der Zahl der darin beschäftigten Vollarbeiter und der von diesen verdienten Löhne läßt deutlich erkennen, wie allgemein eine günstigere Steigerung eintrat.

Iahr	Zahl der Betnebe	Zahl der Boll-arbeiter	Lohnsumme ^. .«	Durch. Ichnlttl, Arb«its, lohn	Iahr	Zahl der Be-triebe	Zahl der Voll-arbeiter	Lohnsumme .«.	Durch. Arbeits, lohn
1886	4162	77 608	61 797 490	796	1900	7169	153 011	148 412 679	970
1887									

4 235
81 417
62 710 377
770
1901
7 352
1L6488
152 931 266
977
1888
4 464
83 667
66 783 027
792
1902
7 539
160 641
156 397 243
975
1889
4 809
91 264
72 574 969
801
1903
7 749
163 950
166 293 444
984
1890
5 043
97 498
80 117 356
822
1904
8 004
177461
176 621 994
995
1891
5 273
100 285
83 855 958
836
1905
8 273
185 820
188 238 896
I 013
1892
5393
102 101
85 874 048
841
1906
8 505
195 356
207 311 913
1061
1893
5 60!

106 006
90 046 870
849
1907
8 618
207 704
230 223 733
1108
1894
5 753
110348
94 239 196
854
1908
8 699
209199
236 218 030
1129
189b
5947
114 581
98 786 286
862
1909
8 702
211 830
240 464 951
1 135
1896
6144
124 219
108 643 142
875
1910
8 887
222 5,'Z0
258 561 556
1163
1897
6 316
129 827
115 662 600
891
1911
8 984
233 234
279 282 251
1 197
1898
6 589
135 350
124 081 344
917
1912
9147
249 879
308 220 516
1233
1899
691l
143119

133 602 696
934
Das gleiche Bild des außerordentlichen Aufschwungs der Industrie im letzten Vierteljahrhundert gewährt die Zusammenstellung der Ziffern des deutschen Außenhandels in chemischen Produkten. Die folgenden Zahlen
geben in Millionen Mark die Ein- und Ausfuhr von Rohstoffen und chemischen Fabrikaten bis zum Iahre 1905:
155

	Rohstoffe		Fabrikate	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
1885	123.3 Mill. ^l	25.5 Mill. .«,	97.6 Mill. ^l.	194.7 Mill. ^l
1890	149.9 „ „	32.6 „ „	111.9 „ „	242 1
1895	168.9 „ „	37.2 „ „	110.9 „ „	301.7 „ „
1900	218.4 „ „	45.2 „ ,.	113.0 „ .	352,4 „ .
19?5	290.6 .. .	66,5 „ „	140.4 .. .,	475,8 ,. „

Seit dem 1. März 1906 ist bekanntlich eine vollständige Neuordnung der deutschen Außenhandelsstatistik erfolgt, wodurch der Vergleich mit den Angaben früherer Iahre wesentlich erschwert wird. In folgendem sind nun, um eine Übersicht der Ein- und Ausfuhrzahlen der wichtigsten Produktionszweige der chemischen Industrie zu geben, für die weiteren letzten Iahre die Werte zusammengestellt:

Einfuhr (in 100N ^l)

190? 1908 1909 1910 1911 1912 1913

^. Chemische Grundstoffe, Säuren, Salze usw
L. Farben md Farbwaren . . .
d. Firnisse, Lacke. Kitte . . . .
v. Äther. Alkohol, ächer. Öle usw.
T. Künstliche Düngemittel . . .
5. Sprengstoffe ulw
L. Chemische und pharmazeutische Nrzeugnisse a. n. g

187 640
19 344
3 837
40 247
20177
1761
194246
17 873
3 216
39 008
20 349
1515
187 518
17 464

3 474
39 513
24 478
6 827
27 689 25 825 25 863 27 589
203 628
19 515
3 874
50814
27 289
1441
209 773
20 296
3 430
48 305
28 746
1423
237 351
20830
3 915
56 698
26 348
1355
34128 38 672 87 973
278 18?
21010
3 999
56 987
30 748
1481
jesami-Cinfuhr
300 695 j3(,2 032 ,305 137 ^334 150
ausfuhr (in 1000 ^l)
346101,385 169 430 385
19«?
1908
1909 1910
1911
1912
1913
^. Chemische GruMtoffe, Sauren,
196 501
199 966
225 367
266 197
309 648
301471
37? 087
L. Farben und Farbwar«i. . .
c. Firnisse, Lacke, Kitte....
v. Äther, Alkohol, äther. Öle usw.
T. Künstliche Düngemittel . . .
236 5?8
213 934
231 32N
248 073
250 551
277 206
298 044
4112
4 487

20 423
25 140
5 347
5 775
6 521
6 971
7 357
22 733
21764
24 368
30 934
33 851
44 405
26 509
26 891
32 637
41947
50 704
54212
(3. Chemische und pharmazeutische
32 791
25 818
39 654
43 449
38 007
64 539
74053
52 593
56 233
61880
69991
77 995
86 625
101 256
Gesamt-Ausfuhr
571 847
546 N01
612 223
690 490
755 603
821 367
956 414

Die Einfuhr von Rohstoffen ist hiernach ziemlich regelmäßig gewachsen, in erheblich höherem Maße aber hat die Ausfuhr chemischer Fabrikate zugenommen. Im Iahre 1897 wurde von der Reichsregierung eine ziemlich zuverlässige Er-

Hebung über die jährliche Erzeugung chemischer Produkte in Deutschland veranstaltet, die einen Gesamtwert von 947,9 Millionen ergab. Die Zahl der in jenem Jahre beschäftigten Vollarbeiter bezifferte sich auf 129 817. Nimmt man nun an — was allerdings nicht ganz zutreffend ist, da die menschliche Arbeitskraft mehr und mehr durch Dampf und Elektrizität ersetzt wird —, daß die Warenerzeugung sich in gleichem Verhältnis wie die Arbeiterzahl erhöht habe, so würde der Wert der Produktion vor dem Kriege auf etwa 1750 Mill. Mark zu schätzen sein, von denen 1912 für 821 Mill., also beinahe die Hälfte, dem Auslande zugeführt wurde. Den größten Anteil an dieser Ausfuhr nahmen die Vereinigten Staaten Amerikas mit 147,2 Mill. in Anspruch; ihnen folgte Großbritannien mit »2,3 Mill., Rußland mit 62,6 Mill., ÖsterreichUngarn mit 61,9, Frankreich mit 41, Holland mit 39,9, Belgien mit 34,4, Italien mit 31, die Schweiz mit 27 und Schweden mit 19,6 Mill. Mark. Einen erheblichen Verbrauch deutscher Chemikalien zeigte auch Ostasien und zwar China mit 29,9, Iapan mit 24,6 Mill. Mark, ebenso Mittel- und Südamerika mit 27,5 Mill. Mark. Die Türkei beanspruchte 12,5, Norwegen 5,7, die Balkanländer 5,5 Mill. Mark, und ebenso viel entfielen auf Spanien und Portugal zusammen, während der australische Bund seinen Bedarf mit 4,75 Mill. Mark deckte.

Iedenfalls geht aus der Statistik des deutschen Außenhandels hervor, daß es keinen noch so entlegenen Erdenwinkel gegeben hat, zu dem nicht deutsche Heilmittel, deutsche Farbstoffe und deutsche photogaphische Präparate wie zahlreiche andere Chemikalien ihren Weg gefunden hätten.

Durch den Ausbruch des Weltkrieges ist aber diese glänzende Entwickelung lahrelang jäh unterbrochen worden. Die Industrien Deutschlands und Österreich-Ungarns, unter ihnen auch die chemischen, haben vielfach eine ganz andere Gestalt angenommen und sich besonders auf die Herstellung von Kriegsbedarf nnd Nahrungsmitteln für das Heer und die Bevölkerung einrichten müssen, wobei man zum Teil nach ganz ungewöhnlichen und neuen Verfahren arbeiten mußte.

Die Gewinnung von Salpetersäure, Erplosivstoffen aller Art, Benzol, Schmierölen aus Stein- und Braunkohlen, Spiritus aus Holz, Glyzerin aus Zucker, Seifen, Metall-Legierungen, von Zellstoff an Stelle von Baumwolle, künstlichen Kautschuk, Harzen, Kalkstickstoff, Pflanzenölen, Ersatzfutter usw. hat während des Krieges einen außerordentlichen Umfang angenommen, und man wird erwarten dürfen, daß auch ein erheblicher Teil dieser Industrie auch nach Beendigung des Krieges nach den neuen Arbeitsmethoden weiterarbeiten wird. Durch umfangreiche Verwendung von künstlichen Düngemitteln und durch Hebung der landwirtschaftlichen Produktion, der nach Beendigung des Krieges weit größere Mengen an stickstoffhaltigen Mengen zur Verfügung stehen werden als vorher, wird man voraussichtlich auch in weit höherem Grade künftighin in der Lage sein, die eigene Volkswirtschaft mit vielen Rohstoffen

und technischen Produkten zu versorgen, die man vor dem Kriege nur aus dem Auslande beziehen mußte. Das bedeutet natürlich keineswegs, daß man in Deutschland in Zukunft etwa auf den Bezug von Welthandelswaren aus überseeischen Ländern und Erdteilen verzichten will. Das kommt schon aus dem Grunde nicht in Frage, weil zahlreiche Zweige der chemischen Industrie schon im Interesse ihres Erports von chemischen Fabrikaten erst einmal jene fremden Rohstoffe in großen Mengen werden einführen müssen.

Die' größten und dauernden Veränderungen in der chemischen Technik, die der Krieg herbeigeführt hat, dürften wohl auf dem Gebiete der Herstellung von Etickstoffverbindungen liegen. Diese Bestrebungen zur Gewinnung von Ammoniak, Salpetersäure und Kalkstickstoff u. a. stickstoffhaltigen Düngemitteln haben aber nicht nur die deutsche Industrie beschäftigt, sondern auch im Auslande in den späteren Kriegsjahren zu großen Unternehmungen Veranlassung gegeben.

Daß in der Tat die leitenden Köpfe in England, Frankreich und Amerika die Bedeutung der Stickstoff-Frage für die Kriegs- und Friedenswirtschaft vollkommen erkannt haben, geht nicht nur aus den Verhandlungen im englischen Unter» banse über die Bindung des Stickstoffs am 14. Februar des Iahres 1917 hervor, sondern auch aus einer neuen Denkschrift der englischen Regierung (1918), die sich mit den bisherigen Versuchen beschäftigt, die man unter dem Zwange der See< gefahr und der Schiffsraumknappheit schon im Iahre 1916 begonnen hat, um England mit Salpetersäure zu versorgen. In der Tat hat ja auch niemand voraussehen können, welche unendliche Mengen von Munition ein moderner Krieg erfordern würde. Über die Zukunft jener verschiedenen Industriezweige, welch: sich mit dem Problem der Gewinnung von Salpetersäure durch direkte Verbrennung oder durch Orndation von Ammoniak beschäftigen, wie auch über die neue synthetische Gewinnung des Ammoniaks nach dem von Haber erdachten und von der Badischen Anilin- und Sodafabrik technisch ausgearbeiteten Verfahren, wie endlich auch über die Aussichten der Kalkstickstoffindustrie, an der ja auch Hsterreich-Ungarn, Schweden, Norwegen, die Schweiz, Frankreieli. Lanada und Iapan sehr stark interessiert sind, läßt sich heute noch keineswegs etwas ganz Sicheres sagen. Mit einer gewissen Sicherheit wird man allerdings darauf hinweisen dürfen, daß nach Beendigung des Krieges und nach der Wieder» Herstellung der Seeschiffahrt ein absoluter Mangel an Stickstoffverbindungen für landwirtschaftliche Zwecke als ausgeschlossen gelten kann. Wenn es dann auch gelingen sollte, die Produktion an Superphosphat und Thomasmehl entsprechend zu steigern und die reichen Kalischätze Deutschlands der ganzen Welt wieder nutzbar zu machen, so dürfte man in absehbarer Zeit doch wieder hoffen können, daß der landwirtschaftliche Wiederaufbau, d. h. der Ersatz des dem Boden durch den Raubbau der Kviegsjahre zu einem erheblichen Teile entzogenen Düngekapitals, soweit die chemische Industrie in Frage kommt, so schnell nnd so energisch in die

Wege geleitet werden wird. Selbstverständlich wird man sich wohl dann auch darüber klar sein mussen, daß die Zufuhr von künstlichem Dünger allein der ganzen Welt noch nicht eine wesentliche Vergrößerung ihrer durch den Krieg so stark eingeschränkten Ernährungsbasis zu liefern vermag; aber wenn man berücksichtigt, daß nach einer Berechnung sachkundiger Autoritäten die Steigerung der Produktivität in der deutschen Landwirtschaft im letzten Vierteljahrhundert vor dem Kriege zu etwa 50 Prozent der rationellen Verwendung und der wesentlich erhöhten Benutzung von künstlichen Düngemitteln zugeschrieben werden konnte, so wird man für die Zukunft der Landwirtschaft trotz aller Schwierigkeiten sich doch wohl einem gewiß nicht ganz unberechtigten Optimismus hingeben dürfen. Vielleicht wird aber gerade die Kriegszeit mit ihrer starken Verminderung des Ertrages wesentlich darauf hinwirken, daß der Verbrauch an künstlichen Düngemitteln auch in solchen Ländern eine starke Zunahme erfährt, die bisher noch viel weniger Kunstdünger als notwendig benutzt haben.

Der Krieg hat dann fernerhin in Deutschland wie in anderen Ländern dazu Veranlassung gegeben, eine möglichst rationelle Verwertung der Kohlenvorräte zu erstreben. Auch hier hat man in Deutschland große Fortschritte auf technischem Gebiete gemacht, wozu vor allem die Gewinnung von Tieftemperatur und Generator-Teer gezählt werden muß, aus denen man eine Reihe von technisch wichtigen Produkten (besonders Schmieröle) für die Kriegs- und Friedenswirt.' schaft hat darstellen können. Diesen Bestrebungen ist es hauptsächlich zu vertanken gewesen, daß die zeitweise Abschneidung vom Bezuge notwendiger Erdölprodukte keine gefährlichen Folgen gehabt hat. Auf diesem Gebiete hat sich die deutsche Industrie übrigens besonders in Verbindung mit der Wissenschaft (Institul für Kohlenforschung in Mülheim a. d. Ruhr) sehr erfolgreich betätigt, und es ist zu erwarten, daß nach dem Kriege eine Veröffentlichung dieser Ergebnisse erfolg?n wird, von der nicht nur die deutsche Volkswirtschaft Nutzen und Anregung wird ziehen können. Ganz ähnliche Bestrebungen wie in Deutschland sind übrigens auch während des .Krieges in England mit Unterstützung der Regierung und der Industrie verfolgt worden, und man wird daher annehmen dürfen, daß die künftige Stein- und Braunkohlenwirtschaft der ganzen Welt wesentlich ökonomischer als vor dem Kriege arbeiten wird, was insbesondere für die Gewinnung billiger Kraft- und Heizquellen, wie auch für die Entwicklung der Industrie der Nebenprodukte stark ins Gewicht fallen wird.

Sehr aussichtsreich erscheinen dann ferner die Arbeiten zur Gewinnung von Alkohol und Essigsäure aus Caleiumearbid, jenem bekannten Produkt der elektrockemischen Industrie, das ehemals hauptsächlich in wasserkraftreichen Ländern gewonnen wurde, heute aber auch in Deutschland in großem Umfange hergestellt wird. Die Erschließung eines neuen Weges zur Gewinnung dieser technisch wichtigen Verbindungen der organischen Industrie läßt sich in ihrer vollen Bedeutung heute noch kaum völlig klar übersehen, da die gegenwärtigen Preisver-

hältnisse eine Reihe von Fabrikationen rentabel erscheinen lassen, über die in der Friedenszeit noch wenig Sicheres gesagt werden kann. Das dürfte wohl auch für die Gewinnung von Kautschuk gelten, dessen Fabrikation in Deutschland während des Krieges nicht unerheblich zugenommen hat. Auch die künftige Konkurrenz des natürlichen Kautschuks dürfte den Kunstprodukten nicht unbedingt die Existenzberechtigung nehmen, da die wertvollen Eigenschaften jener Kunstprodukte diesen Verbindungen doch eben ganz neue Verwendungsgebiete eröffnen werden. Selbstverständlich wird auch hier die Gestaltung der Frachtverhältnisse, die^ Valutafrage und die künftige Regelung der Handelsbeziehungen überhaupt über die Konkurrenzfähigkeit jener neuen Industriezweige entscheiden.*)

Die Zeit nach dem Kriege wird auch in der chemischen Industrie Deutschlands gewaltige Anstrengungen erfordern und die Umstellung vieler Betriebe auf die Bedürfnisse der Friedenswirtschaft und der Ausfuhr notwendig machen. Bei dieser Umstellung wird man selbstverständlich auch die Entwickelnna, der Verhält« nisse außerhalb Deutschlands berücksichtigen müssen, um den Wünschen der jetzigen und früheren Abnehmer Rechnung tragen zu können. Trotzdem auch in den Ententeländern, wie im neutralen Auslande, auf dem Gebiete der chemischen Industrie Bedeutsames geleistet worden ist, wird man wohl dem Bezug deutscher chemischer Waren, sobald dieselben erst wieder in größeren Mengen zur Verfügung stehen, kaum dauernd erhebliche Schwierigkeiten zu bereiten gewillt sein. Wenn man die Urteile Sachverständiger und nüchtern urteilender Chemiker Englands, Frankreichs, Italiens und der Vereinigten Staaten während des Krieges betrachtet, so wird man, auch trotz aller Bemühungen mancher Kreise, dem deutschen Handel auch nach dem Kriege die größten Schwierigkeiten zu bereiten, zu der Annahme geführt, daß allmählich im Laufe der Zeit wieder eine Abschwächung jener Gegensätze erfolgen wird, und daß gerade jene zahlreichen, deutsche Chemikalien verbrauchenden Industrien, die vor dem Kriege aus Deutschland zu beziehen gewohnt waren, auch nach dem Kriege ihre Stimme in vernehmlicher Weise wieder erheben werden, nm den extremen Absperrungspolitikern einzelner Länder ein Halt entgegen zu rufen.

Man ist sich in der deutschen chemischen Industrie durchaus darüber klar, daß die Zeit nach dem Kriege wirtschaftlich und technisch sehr schwierig sein wird, aber man ist andererseits auch in keiner Weise etwa geneigt, an der Zukunft dieser Industrie zu verzweifeln. Diese Hoffnung gründet sich einmal auf die großen Leistungen der chemischen Industrie im Kriege und auf die intensive Tätigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete auf den deutschen Hochschulen, die in Zukunft erst recht in die Erscheinung treten wird. Auch die deutsche chemische Industrie hat erkannt, daß das Unterrichtsproblem und die Frage der Ausbildung technisch und wissen-

*) Vergleiche auch die Darstellimg von Professor vr HanS Goldschmidt „Die Chemie nach dem Kriege" in Heft 6 der „Technik für Alle" (Stuttgart) 1918.

schaftlich geschulter jüngerer Kräfte in der nächsten Zeit nicht mehr von der Tages-
oldnung verschwinden darf, und sie hat auch, wie die Begründung des Liebiz-
«tivendien-Vereins beweist, bereits diese Erkenntnis praktisch durch Bereitstellung
sehr erheblicher Mittel betätigt. Es wäre aber jedenfalls sehr wünschenswert,
wenn man in Zukunft wenigstens in der Wissenschaft allgemein wieder mehr zu
kiner neidlosen Anerkennung der Verdienste anderer Völker gelangen würde, und
wenn die guten Traditionen aus der Zeit vor dem Kriege auch auf diesem Gebiete
wieder allerseits Geltung erlangen würden. Dann würde zwar immer noch der
wirtschaftliche und unvermeidbare Rivalitätskampf der chemischen Industrien der
verschiedenen Länder weiter andauern, aber diesem Kampfe würden wenigstens
jene vergiftenden Wirkungen persönlicher Verunglimpfungen genommen, wie sie
die Kriegszeit leider so vielfach mit sich gebracht hat.

Auf diesem Gebiete werden aber auch die neutralen Staaten ganz besonders
günstig einwirken können, wenn sie auch in Zukunft ähnliche Bahnen beschreiten,
wie das besonders in Schweden, dem Lande, wo einst Alfred Nobel eine
Forschungsstätte begründet hat, deren reiche Mittel der Förderung der internatio-
nalen Wissenschaft und der Kultur der Menschheit zu Gute kommen sollten, ia
stete der Fall gewesen ist.

Dr. Otto Arendt,
Mitglied des Reichstags:

Die Nachteile des Systems der Verhältniswahl.

Die Wahlen zur Nationalversammlung werden am 49. Ianuar 1319 nach
dem Grundsatze der Verhältniswahl stattfinden; was das praktisch bedeutet, dar-
über ist die öffentliche Meinung noch völlig ungeklärt.

Zunächst ist es ein vielfach verbreiteter Irrtum, daß schon der Reichstag —
und das preußische Wahlgesetz — die Verhältniswahl beschlossen hätten. Im Reich
und in Preußen war umgekehrt im Grundsatz der Einzelwahlkreis beibehalten,
nur ausnahmsweise sollten die übergroßen Wahlkreise die Verhältniswahl erhalten,
um hier den Minderheiten zu ihrem Recht zu verhelfen. In dieser Beschränkung
ist die Verhältniswahl eine sehr wertvolle Verbesserung des Wahlrechts gewesen.
Anders steht es mit der jetzt durchgeführten allgemeinen Beseitigung der Einzel-
Wahlkreise durch Einführung der Listenwahl großer Bezirke. Ich habe hiergegen
die ernstesten Bedenken und fürchte, daß Deutschland damit mindestens die gleichen
schlechten Erfahrungen machen wird, die Frankreich veranlaßten, sehr schnell die
Listenwahl wieder durch die Wahlkreiewahl zu ersetzen.

o. Arendt Die Nachteile des Systems der Verhältniswahl

Die Verhältniswahl ist ein alter Programmpunkt der Sozialdemokratie,, sie entspricht auch durck)aus den sozialdemokratischen Interessen, sobald sie sich nicht auf Einzelkreise, sondern ans das ganze Reich erstreckt, denn sie bietet die Möglichkeit, die Stimmmassen der industriellen Arbeiter über die Induhrieorte hinaus bei der Gejamtwahl der Bezirke zur Geltung zu bringen. Es liegt auf der Hand, nie sehr hierdurch Kleinstadt und flaches Land gegen jetzt benachteiligt werden. Immerhin kann man hier vom demokratischen Standpunkte aus Rechtfertigungsgründe vorbringen. Viel schwerwiegender sind die Bedenken allgemeiner Art gegen das Listensystem überhaupt.

Durch das Listensystem hört die persönliche Beziehung zwischen den Wählern und den Abgeordneten auf, an ihre Stelle tritt allein die Parteibeziehung. Das bat viel schwerer wiegende Nachteile, als es auf den ersten Blick erscheint.

Wie lagen die Dinge bisher?

Ieder Wahlkreis war allmählich zu einem historischen Gefüge mit eigner Überlieferung, eignen Interessen, eignen Organisationen geworden. Die Kandidaten wurden in immer stärkerem Maße ,,aus dem Wahlkreis" gewählt. Das hatte den Nachteil der kleinlichen Kirchturmspolitik und erschwerte begabten Männern die Erlangung eines Mandats, aber es bob doch die Bedeutung der Persönlichkeit. Die Wähler wollten ihren Kandidaten kennen, sie entschieden oft nicht ausschließlich nach der Parteischablone. Auch politische Gegner erkannten die besondere Eignung eines Kandidaten oder seine besondere Tätigkeit für Wabl. kreis und Wählerschaft an. Dieses persönliche Verhältnis erleichterte auch wieder hervorragenden Männern die Erlangung und Behauptung von Mandaten. Man denke zum Beispiel an Bassermann, der immer wieder in einem andern Wahlkreis Durchdrang, oder an jene alten Parlamentarier, die Iahrzehnte bindurch ihr Mandat inne hatten und nicht nur der politische Vertreter, sondern auch der Vertrauensmann ihres Wahlkreises geworden waren.

Die Aufgaben und Pflichten eines Volksvertreters sind durchaus nicht auf die gesetzgeberische und eigentlich politische Tätigkeit beschränkt. Der Abgeordnete soll die Verwaltung bis zu einem gewissen Grade kontrollieren. Wünsche und Beschwerden der Wähler werden von ihm geprüft und an geeigneter Stelle vorgebracht und vertreten. Viel Gutes kann so geschehen, viel Übles verhütet werden. Diese Aufgaben werden im sozialistischen Staat nicht vermindert, sondern vermehrt; sie werden aber durch das Listenwahlsystem ausgeschlossen. Der Wahlkreis kann nun nicht mehr einen mit seinen besonderen Verhältnissen vertrauten Mann ins Parlament wählen, die Wähler stimmen nach Parteiprogrammen ab, und die Parteien bestimmen, wem sie ein Mandat übertragen wollen. Die Gewählten sind eigentlich nicht Volksvertreter, sondern Parteivertreter. Gewiß wird die Partei sich bemühen, zugkräftige Namen für ihre Liste zusammenzustellen, aber jedem Wahlkreise eine besondere Vertretung wie bisher zu schaffen, ist dabei völlig undenkbar.

Das schwerste Bedenken liegt für mich in der Auswahl der Kandidaten durch
die Partei. Hieran muß das Listensystem schließlich scheitern. Verhältniswahl
und Minderheitsvertretung bedingt, daß die letzten Stellen in den Listen aus
sichtslos, die ersten dagegen mehr oder minder sicher sind. Dementsprechend wird
der heftigste Kampf um die Reihenfolge bei den Listen entstehen. Die Parteien
werden ihre Führer an die Spitze setzen wollen. Dagegen werden die unzähligen
Gruppen und Grüppchen mit ihren Forderungen hervortreten. Gibt man ihnen
die ersten Stellen, so entsteht die Gefahr, daß wir ein Parlament von Nullen
erhalten, verweigert man sie ihnen, so wird sofort die Zersplitterung einsetzen und
eine Unzahl von Listen werden vielleicht noch nicht so stark bei der ersten Wahl,
aber um so sicherer künftig hervortreten. Die Ausgleichung ist nicht mehr möglich,
daß die Parteien einzelne hierfür besonders geeignete Wahlkreise den Gruppen
überlassen konnten. Damit kamen diese zu einer sicheren Vertretung, während
ihnen heut die dekorative Aufnahme eines Kandidaten an einer hinteren Stelle
der Liste gar nichts nützt. Die Kandidatenfrage wird umso schwerer, als die
größere Hälfte der Wähler, die Frauen, in wachsendem Maße Anspruch auf
Mandate erheben werden.
Dabei werden die Wahlen künftig häufiger sein als bisher. Die National-
versammlung soll nur Friedensschluß und Verfassung erledigen, dann wird der
neue Reichstag gewählt. Aber auch Landtage und Gemeindevertretungen werden
künftig voraussichtlich auf Grund der Listenwahlen gebildet werden. Diese all-
gemeine Einführung der Listenwahl muß immer mehr die Persönlichkeit um ihre
Geltung bringen, und doch bedürfen wir in Deutschland so sehr gerade umgekehrt
der stärksten Hervorhebung der Persönlichkeit. Nur wer sich der Partei ein» und
unterordnet, kann durch diese Einfluß gewinnen. Das muß auch auf die Parla-
mentsverhandlungen einwirken, es wird hier eine Art natürlicher Fraktionszwang
entstehen. Es ist ja niemand mehr kraft eignen Rechts im Parlament, jeder
Abgeordnete ist auf Grund seiner Parteiliste gewählt und hat seine Parteigrund-'
sätze unweigerlich durchzuführen. Das Recht der eignen Meinung, die politische
Selbständigkeit hört auf. Die Bedeutung des Parlaments wird dadurch sicher
nicht gehoben, sondern schwer beeinträchtigt.
Bisher konnte der Abgeordnete, wenn er sich dem Fraktionszwang nicht fügen
wollte, aus der Fraktion austreten und sich einer anderen Fraktion anschließen.
Sehr oft haben Abgeordnete dann ihr Mandat trotzdem erneuert erhalten. Wie
soll das künftig werden?
Viele Kandidaten haben es früher abgelehnt, sich auf schriftliche Verpflich-
tungen einzulassen, künftig sind sie nicht als Person, sondern auf Grund einer
Liste gewählt und demnach auf das Parteiprogramm unbedingt verpflichtet — die
Freiheit der Abstimmug ist damit zu Ende. Dann könnten schließlich die Parteien
auch ohne lange Parlamentsverhandlungen durch „interfraktionelle Beschlüsse"
die Gesetzgebnngsmaschine in Gang halten.

Ich glaube, daß das Listensystem der deutschen Eigenart nicht entspricht und deshalb keine Aussicht auf Dauer hat. Die Parteien selbst werden auf ihre Abschaffung drängen, weil ihnen die Schwierigkeiten der Listenaufstellung über den Kopf wachsen müssen. Das natürliche Wahlrecht ist, daß der Einzelwahlkreis seinen Vertrauensmann „abordnet" und daß, wo die Wahlkreise über den Durchschnitt hinauswachsen, auf Grund der Verhältniswahl auch die Minderheit eine Vertretung findet, dagegen überwiegen bei der Verhältniswahl als alleiniger und allgemeiner Einrichtung die Nachteile so sehr, daß ihre Wiederbeseitigung bald z» einer allgemeinen Forderung werden dürfte.

P. Asmussen:

Die Volksschulbildung als Grundlage der gesamten Volksbildung.

Tiefe Spaltungen und Zerklüftungen gingen vor Ausbruch des Weltkrieges durch unser deutsches Volk. Die politischen Parteien bekämpften sich mit einer nie dagewesenen Heftigkeit und schienen sich untereinander überhaupt nicht mehr zu verstehen. Die Interessengruppen schienen sich gegenseitig totmachen zu wollen. Die sozialen Gegensätze wollten sich zu einer unüberbrückbaren Kluft ausweilen. Die konfessionellen Kämpfe nahmen nicht selten gehässige Formen an. Und zu dem allen kam der Gegensatz zwischen Gebildeten und Ungebildeten. Manche dieser Kämpfe hat der Krieg zum Schweigen gebracht, und wenn sie auch nach Friedensschluß wieder aufleben werden, weil sie notwendig sind, so darf doch erwartet werden, daß die frühere Schärfe und Gehässigkeit, daß das Nichtverstehenkönnen und Nichtverstehenwollen gegnerischer Standpunkte schwinden wird. — Wie wird es aber künftig mlt dem Gegensatz zwischen Gebildeten und Ungebildeten werden? Für manche, die einmal eine Klassenmütze getragen haben, d. h. als Zöglinge höherer Lehranstalten, denn Präparanden und Seminaristen zählen für sie nicht mit, ist es ohne weiteres klar, daß sie allein auf den Titel „Gebildete" Anspruch machen können, auch wenn sie sich nur mit Mühe und Not den Einjährigen ersessen haben, und auch dann noch, wenn ihre schwer erworbene Sitzgelehrsamkeit in alle vier Wände verflogen ist. Wer bloß, wenn auch mit sehr gutem Erfolg, die Volksschule und Kinterher eine Fortbildungs- und Fachschule besucht und dann hinterher noch manches hinzugelernt hat, was er für seinen Beruf gebraucht oder was darüber hinausgeht, der mag ja wohl ein tüchtiger Kerl sein, aber in die Kreise der Gebildeten aufgenommen zu werden, kann er nicht verlangen, wenn er nicht einen

großen Geldbeutel hat, denn vor dem hat der Bildungsphilister in der Regel einen großen Respekt. Man sagt ja, daß Bildung frei macht, und dann doch wohl auch von Bildungsdünkel und Bildungsstolz. Wenn dem so ist, so muß es doch wohl um die Bildung manches Menschen, der sich mit seiner Bildung brüstet, recht schlimm bestellt sein. — Nun will ich auf diese Leute gar nicht einmal allzu schwere Steine werfen. Manchen mag sein Bildungsweg zu schiefen Urteilen führen, da er keine Gelegenheit hatte, sich über die Volksschule und ihre Leistungen ein Urteil zu bilden. Er selbst hat sie nie besucht und beurteilt sie zu leicht nach dem Wissen und Können solcher, die es in der Volksschule nicht weit gebracht haben. Solche Schüler werden wir ja in der Volksschule immer haben, da uns ja auch die wenig Begabten und wenig Lernlustigen gehören und stets gehören werden. Uns Lehrern machen sie wenig Ehre und wenig Freude, aber viel Arbeit und manchen Verdruß. Und wenn man nach ihnen allein die Leistungen unserer Schule beurteilt und sie für eine Anstalt hält, in der man notdürftig einiges Lesen, Schreiben und Rechnen lernt, so ist das nicht gerade erfreulich. So wird es aber im Urteil mancher Leute bleiben, solange nicht alle Gelegenheit haben, die Volksschule selber zu kennen. — Heutzutage gibt es für diejenigen Kinder, die später eine höhere Schule besuchen sollen, sog. Vorschulen. Ob die Kinder, die von der Vorschule kommen, oder die, welche erst einige Iahre die Volksschule besucht haben, in der höheren Schule am besten fortkommen, ist auch unter den Lehrern der höheren Schule eine umstrittene Frage. Sie würde es nicht sein, wenn auch die Vorschulen nur begabte Kinder aufnehmen, denn die Vorschule arbeitet direkt auf die höhere Schule hin, was natürlich die Volksschule nicht kann. Aber von sog. Wunderkindern abgesehen, die das aber manchmal nur in den Augen ihrer Eltern sind und die so wieso in späteren Iahren nicht das zu halten pflegen, was man sich in früheren von ihnen versprach, ist beim Eintritt in die Vorschule von einem Kinde gar nicht zu sagen, ob es die Begabung für eine höhere Schule zeigen wird. Das Ziel der Vorschule erreicht es ja, weil das von jedem normal veranlagten Kinde zu erreichen ist, und in die höhere Schule kommt es auch hinein, weil die Vorschule nur das Ziel hat, die Kinder da hinein zu bringen. — Dann aber fängt die Quälerei für manchen kleinen Schelm an, weil Dinge von ihm verlangt werden, die er nach dem Maße seiner Begabung eigentlich gar nicht leisten kann. Die höhere Schule aber bekommt Zöglinge, die ihr nicht gehören und mit denen sie nichts Rechtes anfangen kann. Sie kann zwar unbegabte Schüler fortweisen, aber wie oft geschieht das? Lieber benachrichtigt man die Eltern, wie es um ihre Kinder steht, und dann geht es mit Nachhilfestunden und anderen Pressereien los. Und mancher Schülerselbstmord findet darin seine Erklärung, daß der arme Junge ein Ziel erreichen soll, für das der liebe Gott ihm die Begabung nicht mit auf den Lebensweg gegeben hat. Denn der Weg von der höheren Schule in die Volksschule, die den Iungen vielleicht noch zu einem ganz brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft machen würde, erscheint manchen Eltern als ein Weg der

Schande, wie denn auch Vorschullehrer darüber klagen, daß sie meistens tauben Ohren predigen, wenn sie Eltern raten, ihr Kind lieber in die Volks- oder Mittelschule zu schicken. — Würden zunächst alle Kinder einige Iahre die Volksschule besuchen müssen, so würden nicht nur die Lehrer, sondern auch die Eltern in der Lage sein, beurteilen zu können, ob ein Kind seiner Begabung nach in die höhere Schule hineingehört, und ob die Lernlust die Erreichung des Schulziels gewährleistet oder nicht. Auch die prüfenden Lehrer würden leichter feststellen können, ob ein Kind sich für die höhere Schule eignet, wenn es von der Volksschule, als wenn es von der Vorschule kommt, in welch letzterer es doch direkt für die höhere Schule vorbereitet wird. Allerdings müßte die Prüfung sich wohl etwas eingehender und unter Berücksichtigung der Tatsache gestalten, daß unsere Volksschüler in der Regel nicht zu Prüfungskindern herangezogen werden. Und wenn denn auch schließlich einmal ein Kind nicht in die höhere Schule kommt, in die es seiner Begabung nach wohl hineinkommen könnte, weil es eben die Prüfung nicht besteht, so ist der Schade auch nicht groß. Und manche Eltern, die ee heute halbwegs für eine Schande halten, wenn ihr Iunge nur die Volksschule besucht, würden sich leichter in dieses Schicksal finden, wenn das Kind von Anfang an einige Iahre die Volksschule hätte besuchen müssen. Sie würden das Verbleiben in der Volksschule leichter ertragen, als das Zurückversetzen in die Volksschule. — Die Frage also, ob die heutigen Vorschulen notwendig oder auch nur wünschenswert sind, möchte ich mit einem glatten Nein beantworten. Nach meiner Meinung gehören alle Kinder, wes Standes und Berufs die Eltern auch immer sein mögen, erst einige Iahre in die Volksschule und zwar so lange, bis das Ziel der Mittelstufe völlig und sicher erreicht ist. Was die Kinder bis dahin lernen, bildet die Grundlage für alles, was sie später lernen müssen, einerlei, was für eine Schule sie dann besuchen. Im Alter von 11—12 Iahren aber ist nicht nur ziemlich deutlich zu erkennen, für welche weitere Schule die Kinder sich nach Lerneifer und Begabung, eignen, sondern es läßt sich dann auch schon etwas davon erkennen, für welchen Beruf sie am passendsten sind, und danach läßt sich die weitere Schulung einrichten. Manches Kind weiß in dem Alter auch ohne elterliche Beeinflussung schon ganz genau, was es werden will. Das ist aber durchaus nicht nötig, es genügt, wenn man nur im allgemeinen erkennen kann, ob Neigung und Begabung das Kind zum Studium, zur Beamtenlaufbahn, zum Gewerbe, zur Landwirtschaft oder wohin sonst weisen. Das aber wird sich bei richtigem Zusammenwirken von Haus und Schnle in dem Alter erkennen lassen. Und danach richtet es sich dann, ob das Kind in der Volksschule bleibt, auf eine Mittelschule kommt oder eine höhere Lehranstalt bezieht. Und selbst wenn das Kind nicht halten sollte, was es im Alter von 11—12 Iahren versprach, so paßt es später mit dem, was es in der Volksschule gelernt hat, eher in eine Fortbildungs- und Fachschule hinein, als wenn es erst eine Vorschule besucht hat und dann aus einer mittleren Klasse einer höheren Schule aus irgend einem Grunde entlassen werden mußte. — Nun möchte

ich nicht Köchin umstanden werden, als sei es meine Meinung, daß jedes für daS Studium oder ^die höhere Beamtenlaufbahn begabte Sind notwendig in eine Köyere Schule kommen müsse. Wir würden bei der Gelegenheit zu viele Studierte und Halbstudierte bekommen, ein gelehrtes Proletariat, sich und der Welt nichts nutz. Stellung und Anstellung würde für manche nicht vorhanden sein, für die Arbeit wunden sie sich zu gut halten und so mit Gott und der Welt und sich selbst zerfallen, ein bejammernswürdiges Dasein fristen und das werden, was Bismarck einmal kaMmarische Eristeuzen nannte. Es ist mit Dank anzuerkennen, wenn einmal edle Menschenfreunde einem armen, aber begabten Iungen den Weg zu dem Ziele ebnen, zu dem Neigung und Begabung ihn weisen. Aber Regel braucht das nicht zu «erden, und daß jeder etwas über Normal begabte Iunge für die Arbeit zu gut ist, ist eine Irrlehre, d!e schon viel Schaden angerichtet hat. Zeder Beruf fordert heute tüchtige Leute. — Wenn aber die Vorschulen wegfallen und die Zeglinge erst mit 11 oder 12 Iahren auf die höhere Schule kommen, so kommen sie nach deren heutiger Einrichtung erst init 2«—21 Iahren wieder herunter, und wenn Ae einmal sitzen bleiben, dauert es noch länger. Dann kommen die. Studien-iahre und das Einjährigenjahr und für einige kommen noch andere Iahre hinzu. Wann kommt man da ins Brot und au den Verdienst? Ich fühle nicht'den geringsten Beruf Zu mir, als Reformator des höheren Schulwesens aufzutreten. Aber daß da in Kürze etwas geändert wird, darf nicht bezweifelt werden. Daß manche Leute die ganze klassische Bildung mitsamt dem fremdsprachlichen Unter-ncht in die Rumpelkammer zu den Ratten und Fledermäusen werfen möchten, ist dekannt genug. Dahin wird es nun aber vermutlich nicht kommen, daß aber alles, was deutsch ist, mehr in den Mittelpunkt der Schulen, auch der höheren, gerückt wird, ist zu erwarten. Und damit ist denn auch die Frage erlaubt, ob die heutige Terra und Quinta der höheren Schulen nicht fortfallen können. Im allgemeinen können ja die begabteren Kinder der Volksschule dem Unterricht in der Ouarta folgen, wenn sie das Ziel der Mittelstufe erreicht haben, nur fehlt natur->ich das Fremdsprachliche. Wenn also den höheren Schulen die beiden untersten Klassen abgenommen würden nnd der Unterricht in den Fremdsprachen in der kann untersten Klasse, der Quarta, beginnen würde, dann wäre die Brücke von ker Volksschule zur höheren Schule geschlagen. — Gehen dadurch den höheren schulen auch zwei Unterrichtsjahre verloren, so bekommen sie dafür ältere und jereiftere Schüler und sie können von vornherein die Schüler fernhalten, die nicht Mig sind, dem Unterricht zu folgen. Ich erwähnte schon, daß das bei den Schülern der Vorschule gar nicht so leicht möglich ist, weil diese Schulen direkt auf ^!e Aufnahme in die höheren Schulen vorbereiten. Und ich möchte hinzufügen, daß ieb eine Änderung nicht erwarte, so lange die geltenden LehrplSne für die höheren Celmlen nicht geändert werden. Denn selbstverständlich kann keine Schule ihr Z"l erreichen, wenn ihr zwei Klassen weggeschnitten werden, oder sie kommt in 5,n ungedeihliches Hasten und Iagen hinein. Wenn nun aber in dem Bestreben,

alles, was deutsch ist, mehr als jetzt in den Mittelpunkt des Unterrichts auch dieser Schulen zu stellen, doch eine gründliche Änderung der Lehrpläne erfolgen muß, denn einiges Flickwerk genügt da nicht, dann ist es Zeit, zu prüfen, ob nicht die oben gemachten Vorschläge Recht auf Berücksichtigung haben, die natürlich nicht lediglich meine Vorschläge sind, sondern hinter denen ein großer Teil der deutschen Lehrerschaft steht. — Die höheren Schulen erhalten dadurch, wie schon erwähnt, wenigstens teilweise ein besseres Schülermaterial. Denn welcher halbwegs vernünftige Vater wird wohl seinen Iungen auf die höhere Schule schicken, wenn er schon von der Volksschule her weiß, daß er nicht viel lernen kann und mag? Und tut er es doch, welche höhere Schule wird einen Schüler aufnehmen, der ein schlechtes Zeugnis für Fleiß mitbringt und dessen Leistungen nicht befriedigen? Es ist doch immer angenehmer, Schüler, von denen man sich von vornherein nichts verspricht, gar nicht erst aufzunehmen, als sie fortzuweisen, wenn man sie erst einmal hat. Ehe man sie endgültig fortweist, versucht man es noch einmal mit ihnen, zumal wenn man weiß, daß sie doch das Schulziel nicht erreichen, sondern nur die Befähigung für den Einjährigendienst erwerben sollen. Und gerade diese weniger begabten und wenig lerneifrigen Schüler halten den Fortschritt der andern Schüler auf. Naturgemäß und um sich selber nicht in den Verdacht zu bringen, schlecht zu unterrichten, widmen sich die Lehrer oft zu viel den Unbegabten zum Nachteil der Begabten. — Andererseits erwarte ich davon, daß alle Kinder erst 5 oder 6 Iahre die Volksschule besuchen müssen, eine bessere und gerechtere Einschätzung der Volksschulbildung von seiten der sog. Gebildeten. Sie verdanken dann nicht nur selber einen Teil ihrer Bildung der Volksschule und wissen nicht nur, daß auch da tüchtig gearbeitet werden muß und wird, sondern sie werden sich auch im späteren Leben noch an eine Anzahl von Mitschülern erinnern, die ebenso tüchtig waren, wie sie, die aber nicht auf eine höhere Schule kamen, weil sie sick bereits für einen anderen Beruf entschieden hatten oder weil der Geldbeutel des Vaters den Besuch einer höheren Schule nicht zulassen wollte oder aber weil die Neigung des Iungen ihn nicht zu den Büchern zog. Trennen sich auch im 11. oder 12. Lebensjahre die Bildungswege, so dürfte solche Rückerinnerung doch wohl die Folge haben, daß in den Augen der Gebildeten der Wert der Volksschulbildung steigt und daß man den von der Schulbank her als tüchtig Bekannten nicht deswegen über die Achsel ansieht, weil er nicht auf die höhere Schule kam. — Nun ist es natürlich nicht lediglich Lehrereitelkeit, welche mich und viele mit mir die Forderung nach einer gemeinsamen Vorbildung für alle Kinder stellen heißt. Es ist nicht nur das Bestreben, die Volksschulbildung in den Augen der Gebildeten etwas höher bewertet zu sehen. Es ist vielmehr der Wunsch, die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten im Volke überbrücken zu helfen und die Anschauung in weitere Kreise zu tragen, daß jemand ein tüchtiger Kerl sein kann, auch wenn er nur die Volksschule besucht hat. Und wenn der Mann aus dem Volk sich erinnert, daß der und jener, der durch den Besuch höherer Schulen zu Rang und

Stand gekommen ist, in der Volksschule doch kein allzu großes Licht war, und nicht mehr vor allem in Demut erstirbt, was einmal durch eine höhere Schule lief, ist das auch kein Schade. Verschiedenartig wird ja die Bildung der verschiedenen Glieder unseres Volkes sein und bleiben mussen. Aber wer das weiß und kann, was zu seinem Beruf gehort, kann verlangen, nicht von solchen verachtet zu werden, die andere und höhere Schulen besucht haben. Mehrere Iahre zusammen eine Schule besucht zu haben, schafft aber mehr gegenseitiges Verstehen, als alles Reden und Schreiben über diesen Gegenstand. — Einiges und hoffentlich gar nicht wenig wird der Krieg zu solchem Verstehen beigetragen haben, der die verschiedenen Schichten unseres Volkes in gemeinsamer Not und zu gemeinsamer Abwehr zusammengeführt hat. Sie haben monatelang miteinander im Schützengraben gelegen, sind sich in Schlachten und Verfolgungen und bei anderen Gelegenheiten nahe gekommen und haben sich achten und schätzen gelernt, nicht nur als tüchtige Soldaten und brave Kameraden, sondern auch in ihrem Wissen und Können. Warum soll das nun nach beendetem Kriege gleich anders werden? Warum soll da der eine ein Herr Kamerad sein und der andere, der mit ihm im Schützengraben gelegen und Freud und Leid getragen hat, nur ein Kamerad schlechthin? Und warum sollen ihre Söhne nicht miteinander dieselbe Schulbank drücken und wenigstens nicht die Grundlage ihrer Bildung in einer und derselben Schule empfangen? Ich erwähnte schon, daß nach dem Kriege allerlei Veränderungen im Schulwesen verlangt werden. Da schaffe man denn den gemeinsamen Unterbau der Schulbildung in der Volksschule. — Und man befreie die Schule von der ungesunden Entwicklung, auf die sie hinläuft, wenn es bleibt, wie es sich im letzten Menschenalter gemacht hat. Die höheren Schulen werden im Laufe dieser Entwickelung zu Standesschulen, die Mittelschulen zu Schulen für die Kinder bessergestellter Gewerbetreibenden und die Volksschulen zu Armenschulen. Freilich bleiben ja die höheren Schulen notwendig für diejenigen, die zum Studium wollen, aber der Weg wird immer länger und kostspieliger. Ein unbemittelter Vater kann es ja kaum noch wagen, seinen begabten Sohn studieren zu lassen, denn denkt er an die Schuldenlast, mit der sein Sohn ins Amt kommt, so gehen ihm die Haare zu Berge, und er muß befürchten, daß sein Sohn ihm später wenig dankbar dafür ist, daß er ihm einen solchen Schuldenknüppel ans Bein gebunden hat. Verschwinden aber die beiden unteren Klassen mitsamt den Vorschulen, so wird der Bildungsweg kürzer und die Kosten werden weniger, und wer in einer Stadt ohne höhere Schule oder auf dem Lande wohnt, kann auch als Unbemittelter daran denken, seinen Sohn studieren zu lassen. Die höhere Schule wird wieder, was sie ihrem Wesen nach sein sollte und heute eigentlich schon nicht mehr ist: die Schule für die Begabten und Lerneifrigen, und nicht mehr eine Schule für die Kinder solcher Eltern, deren Rang, Stand und Begüterung das Sitzen ihrer Kinder in der Volksschule als eine Schande erscheinen lassen, die also ihre Kinder sofort in die Vorschule schicken, damit sie nur ja mit den Kindern der miser»

pleds nicht in allzu nahe Berührung kommen. — Neben diesen Vorschulen, die doch zur Hauptsache als Standesschulen anzusehen sind, gibt es dann unter mancherlei Namen auch noch Privatschulen, die ähnlichen Belangen dienen. Soweit sie ihre Zöglinge für irgend eine mittlere Klasse einer höheren Schule vorbereiten, mögen sie heute ja ihre Berechtigung haben. Neben ihnen gibt es aber auch ziellose Schulen, die ihren Lehrplan freilich mit allerhand fremdsprachlichem und literarischem Drum und Dran verbrämen und in denen wegen der geringeren Schülerzahl in den Klassen der einzelne Schüler wohl im Unterricht etwas mehr berücksichtigt werden kann, die aber sonst über das Schulziel der Volksschule nicht hinausgehen. Das bißchen fremdsprachliche Bildung geht den meisten Zöglingen doch bald wieder verloren, und was noch bleibt, geht wenig oder gar nicht über die Volksschulbildung hinaus. Aber für manche Eltern, die ihre Kinder in solche Schulen schicken, ist auch das Mehrlernen nicht die Hauptsache, sie woll',n nur nicht, daß ihre Kinder in die Volksschule gehen. Solche Standesschulen haben keine Daseinsberechtigung. — Freilich verlangt der Staat nur von den Eltern, daß sie ihren Kindern Volksschulbildung geben, und kümmert sich nicht darum, in welcher Schule die Kinder diese Bildung erlangen oder ob sie ihre Kinder privatim unterrichten lassen. Er kümmert sich nur um das Was und läßt den Eltern in bezug auf das Wo und Wie freie Hand. Das ist bis heute so, aber es braucht darum noch nicht bis in alle Ewigkeit so zu bleiben. Die Staatsregierung hat eigentlich doch auch ein Interesse daran, die Spaltungen und Zerklüftungen im Volke zu mindern. Es ist durchaus nicht notwendig, daß schon in den Kindern das Bewußtsein großgezogen wird, sie seien nach Stand und Herkunft für die Volksschule zu gut und es entspräche dem Rang und der Bedeutung ihrer Eltern nicht, mit Arbeiter- und Handwerkerkindern zusammen auf der Schulbank zu sitzen. Durch solche Standesschulen werden manchmal Hochmutspinsel erzogen, die sich auf eine höhere Bildung etwas zugute tun, die sie in der Regel gar nicht besitzen. Und ich stehe durchaus nicht allein mit der Forderung, daß solche Schulen zu beseitigen sind. — Wenig ist bis dahin die Rede davon gewesen, ob denn die Unter und Mittelstufe einer Velksschule die Kinder weit genug bringt, um dem Unterricht in der höheren Lchule folgen zu können. Ich glaube nicht, daß es nötig ist, dafür einen eingehenden Beweis beizubringen. Die besseren Volksschüler, und ich habe oft genug gesagt, daß ich nur diese in die höheren Schulen aufgenommen wissen will, können beim Übertritt nach der Oberstufe fließend und mit Verständnis ein nicht allzu schweres Lesestück lesen. Sie schreiben ein Diktat und einen Auf> satz aus ihrem Anschauungskreise nicht ganz, aber einigermaßen fehlerfrei.)m mündlichen Ausdruck Iiaben sie einige Übung und in der Sprachlehre haben sie einige Vorkenntnisse, ^m Rechnen beherrschen sie dis in den unbegrenzten Zahlenkreis hinein die vier Spezies mit benannten und unbenannten Zahlen, beherrschen die Bruch- und Dezimalbruchrechnung in ihren Grundlagen und haben vom burgerlichen Rechnen einige Ahnnng. In der Religion kennen sie die wichtigsten bi-

«, , '"'"
blischen Geschichten alten und neuen Testaments und verstehen die wichtigsten
Stücke des Katechismus in ihrem Wort- und Sachsinn. In der Geschichte und
Geographie des deutschen Vaterlandes haben sie sich etwas umgeschaut und die
umgebende Natur haoen sie betrachten gelernt. Nach meiner Meinung genügt
das für den, der dann noch einen hellen Kopf und einen guten Willen zum Lernen
mitbringt. Die höheren Schulen können darauf einen Lehrplan aufbauen, der sie
ans Ziel bringt, und brauchen nicht zu befürchten, daß sie irgendwo auf das Nichts
stoßen, wo sie eine Grundlage mit Recht vermuten mußten. Und das genügt.

Dr. Hans Fiedler:

Geist.

Gedanken zur Einrichtung der Volksbildungskurse mit offenem Zeichen- und Arbeitssaal der Stadt Nürnberg.

Der brandende Umsturztag des 9. Novembers. Berlin von majchinengewehr-
bestückten Autos durchrast. Ebert, Scheidemann, Eisner Männer des Tages.
Vom Sturm der Ereignisse mitgerissene Massen schieben und stauen sich in den
Straßen Altnürnbergs, die mich mein Weg hinter St. Lorenz ins stille Schulhaus
führt. Arbeiter, Lehrlinge, Gesellen, Beamte aus mechanischen und elektrischen
Werkstätten, und für wen es sonst Sinn hat, versammeln sich allwöchentlich hier
zu abendlicher Stunde im Schulsaal, um je zu je einen Schritt in Erfassung der
Elektrizitätslehre weiterzusch«iten. Doch heute — draußen marschiert die Revo-
lution — heute wird es wohl kaum zum Unterricht kommen. Ich betrete den
Schulsaal, überblicke die Schüler — draußen marschiert die Revolution, hier aber
fehlt keiner, nicht einen der Söhne der breiten Schichten des Volkes lockte das
gärende Leben der Straßen nach der Wochentagsarbeit im Werk, im Betrieb —
alle kamen sie, freiwillig, denn Zwang kennt unsere Schule keinen.

Auch das ist Geist! Geist echter Arbeitsliebe, geboren aus der Sehn-
sucht, sich Wissen erwerben, lernen zu dürfen. Man muß diese Menschen — zu»
meist mit einfachster Volksschulbildung — vor dem Reißbrett in all den ver-
schiedenen Zeichnungssälen, vor den Demonstrationsapparaten im Phnsik- und
Ehemiesaal, an Werktisch und Feueresse in der Schlosser» und Schmiedewerkstatt,
zwischen Buchdruckerpresse, Holzschnitt-, Photographie- und Kupferstichplatten, mit
der Spachtel am Klumpen weichen Formtons, mit dem Schaber und Schnitzmesser
vor den Speckstein- und Holzarbeiten, bei ihren Naturentwürfen im Kunsthand-
zeichnen. vor dem Menschenmodell im Porträtzeichnen, wo sonst nur immer —
man muß sie dort schaffen und arbeiten sehen, um erfahren zu können, wie
Lernen-wollen, wie Verlangen nach Wissen, wie Streben nach Können im Volke

drunten aussieht. Ich traf keinen Lehrer, von dem ich Klagen, die Disziplin der Schüler betreffend, vernommen hätte. Man hat es nicht nötig zu strafen. Und sind doch gerade d i e Schichten der Iugend vertreten, die sich einmal in Großvätertagen manch starkes Stückchen mit ihren Lehrern erlaubten. Es ist nicht allein, weil alle freiwillig kommen zu dieser Arbeit, weil alle fürs harte Leben lernen, das Schwache zermalmt, nur Wissen- und Kraftgestählten lächelt, es ist — der Geist der Schule.

Das Tagebuch eines unterrichtenden Ingenieurs ließ mich den Wetteifer seiner Klasse erkennen. Ieder der besten Schüler möchte den anderen in der Zahl der abzuliefernden Konstruktionsentwürfe übertreffen. Die Tüchtigsten dürfen Vorlageblätter sowie Modelle für den Zweck der Schule zeichnen und bauen. Keine kartographische Anstalt stellt Wandbilder her genauer und so der Schule und ihrem Bedürfnis entsprungen — und solche, die billiger sind. Prüfungsarbeiten bestärken diesen Fleiß. Preise sind da für Wettbewerbe, bemessen, um nicht zu verwöhnen und doch auch anzuspornen. Stipendien sorgen für Weiterbildung an höheren Schulen jeden Gewerbes. Hier weist man mir einen Gold^ schmied, der demnächst nach Hanau, dort zwei Textilarbeiter, die nach Plauen geschickt werden sollen, um auf Kosten der Schule ihre Fachausbildung zu vollenden. Die Kunst, die nötigen Summen herbeizuschaffen, die ohne Übertreibung Zinsen von Millionen Mark bedeuten (der kommende Schulhausneubau allein dürfte zwei Millionen Mark im besten Falle verbrauchen), streift schon ans Zauberhafte. Man lese die Satzungen des „Vereins zur Förderung der Volksbildungskurse mit offenem Zeichensaal der Stadt Nürnberg" und versuche, es doch zur dauernden Mitgliedschaft zu bringen (Voraussetzung hierzu: einmalige Stiftung von mindestens 20 000 Mark; ordentliche Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von mindestens 500 Mark und mindestens vier Iahre lang; unterstützende Mitglieder zahlen einen geringeren Beitrag, ohne an eine bestimmte Zeitdauer dieser Zahlung gebunden zu sein). Aber natürlich sind diese Vereinsbeiträge die einzige Quelle nicht, ebensowenig wie aus städtischen Mitteln der volle Aufwand allein bestreitbar wäre. Diese Quelle ist schließlich immer der schaffende Geist. Und endlich wurzelt in ihm das Wissen der Schüler: man ist im Vorstandszimmer soweit nur menschenmöglich mit jedem einzelnen winzigen Schülerschicksal befaßt, baut mit an des einzelnen Zukunft, nimmt teil an seinen kleinen und doch so drückenden Sorgen, herab bis zu Vater und Mutter. Und ee gibt dann hier Taten, von denen die hüllenden Schleier zu nehmen Gefühl verbietet. Und so komme ich mehr und mehr vom Geist der Schule auf jenen Geist, den ich meine, zu sprechen — den Geist des Ausbaus und Aufbaus.

Schon oben floß vieles mit unter. Hier einiges über die Wabl der Lehrer. — Der, dem ich das anfangs erwähnte Erlebnis vom 9. November verdonke, ein Mann der Arbeit des praktischen Lebens, mit Graf Zeppelin einmal zusammen genannt, der Erfinder des elektrischen Fernlenkbootes, zugleich Vertreter

der vraktischen Lehrkunst. — Kunstgewerbe, Künstler und Künstlerinnen (für die Mädchen- und Frauenabteilung), ein Chemiker, Ingenieure, erprobte Meister des Buchdrucker-, Bildhauer-, Schneider-, Schlosser» und Schmiodegewerbes — es ist nicht nötig mehr zu nennen. Vor einer Gutenbergpresse stehen wir mit dem liebenswürdigen Meister. Er hat sie selbst gebaut und kurz vor dem schrecklichen Krieg nach Leipzig zur Bugra geschickt. Auch sonst baut er Nötiges selber. Manche von seinen Schülern möchten sich doch mit kleinem Anfang einmal selbständig machen. So sollen sie lernen, mit primitiven Mitteln Gutes zu schaffen. Überhaupt dieser Meister! Ein feines, gediegenes Können. Er zeigt uns Nachbildungen Dürerscher Stiche aus eigener Werkstatt, ganz entzückende Blätter. Das Verfahren ist sein Geheimnis. Aber wie hier, so hält er mit seinen Praktikerkniffen auch sonst nicht zurück. Wie erzählte er nur? Irgendwo hat ihm in Flandern, im Westen, im Osten der unerbittliche Gott der Schlachten die beiden Söhne geworfen — nun sucht er Kraft in der Arbeit des Gebens an andere. Das sind prächtige Lehrer für Iunge, mit scharfem Blick für das harte Bedürfnis des praktischen Schaffens, mitten im Stadion des Lebens stehend, vertraut mir allem, was sein scharfer Wettlauf fordert, und bereit, es freudig mitzuteilen. Und wo in einem Lehrgang solide, schlichte, sich auf große vergangene Muster stützende Lehrerindividualität vorherrscht, findet sie ihre Ergänzung im andern durch großzügig schaffende Künstlerweise, die angeborene Arbeitsmethoden der Schüler nicht hemmt und der Ahnung des großen Kommenden offene Bahn läßt. —

Dann Geistim Lehrgang. Es soll nur weniges blitzlichtartig erleuchtet und doch vom Ganzen ein klares Bild gewonnen werden. Kleinigkeiten: die Hinrichtung und Ausstattung der Schule ist vielfach noch im Entstehen begriffen. Die Abteilung für Flugzeugbau verfügt über lebensechte Motore und über ein Flugzeug. Im Chemie- und Physiksaal, dessen Demonstrationsabteilung amphitheatral angelegt ist, sind Arbeitstische für Praktika eingerichtet, wie sie die Hoch schule aufweist, freilich noch ohne Benützung, weil die Materialien fehlen, obwohl man, wie mir der Schrank des Chemikers zeigte, auch zu hamstern verstand. Für Modelle auf allen Gebieten ist reichlichst gesorgt. So besitzt zum Beispiel die Schlosser- und Schmiedeschule eine prachtvolle Sammlung alter Kunstschmiedewerke, im Arbeitsraum zum stündlichen Anblick und Vorbild verteilt, die mit der Sammlung des Germanischen Museums ruhig wetteifern könnte. Und weil wir gerade hier von den Schmieden sprechen, ein anderes Gebiet! Da birgt ein Schrank die Erstlingsarbeiten der Schüler (man vermute nicht Schätze von Gold und Silber!), Ziborien, Truhen, Kannen, Krenze .... Vom ersten zeichnerischen Entwurf bis zum letzten verbessernden Schleifen von ein und demselben Eleven gefertigt. Wird wirklich draußen im Leben ein Auftrag des Kunstgewerbes dem Meister übergeben, so kann er ihn meist nur nach einer Seite aus eigenem Können lösen: er schmiedet oder treibt oder ätzt oder ziseliert oder versteht sich auf Glasfluß und Emalierarbeit, die Arbeit läuft durch viele Hände, wird teuer, verliert

auch schließlich die kunstvolle Einheit. Hier in der Schule hat sich ein jeder mit jedem Teil der Technik zu befassen, und mag er auch einmal in seinem Gewerbe nur Teilarbeit schaffen, so wird er sie doch um so besser vollführen, wenn er das Ganze beherrscht. Der Schnitzer und Modelleur beginnt seine Arbeit im Fach, indem er sich selbst die Werkzeuge fertigt. So versteht er am besten auch ihren Gebrauch. Beim konstruierenden Zeichnen folgt jeder Konstruktion die praktische Anwendung aus dem Bereich der Maschine — keine graue, lebensfremde Theorie! Einer Klasse des weiblichen Kunstgewerbes gilt unser Besuch. Die Damen — der Schule wenden sich mehr und mehr auch Bürgerkreise zu — sind ausgeflogen in eine Kunstausstellung. Der Sommer wird Zeichnungsentwürfe und Studien im Freien bringen. —

Die Art und Zahl der Fächer zu nennen und aufzuzählen, welche der Lehrplan aufweist, mag einmal an anderer Stelle und aus berufener Feder geschehen (vgl. die Schlußbemerkung!). Der Zweck der folgenden Zeilen sei nur, in wenigen Beispielen anzuzeigen, wie der zeugende Geist dieser Schule nach allen Arten der Volksberufe die Fühler ausstreckt, wie er alles, was Wissenschaft, Technik und Praris zur Erhöhung der Leistung ersannen, für den einzelnen Schüler und einzelnen Lehrgang herbeischafft, wie er endlich die Herkulesaufgabe zwingt, die bunte Vielheit der Lernenden und des Gelehrten zu einer geordneten Einheit zusammeuzuleiten.

Entschlußkraft zu jeglicher Stunde und rasches Handeln sind erste Bedingung. Da meldete sich eine Gruppe von Ziselierarbeitern. Die harte Kriegszeit hat ihre Hände schwer und ungelenk werden lassen. Nun bedarf es erst längerer Übung, sie wieder geschickt und brauchbar zu machen. Sofort wird ein Kursus für sie gebildet. Den Leuten und dem Gewerbe zugleich ist geholfen.

Tiefer hinein! Grundlage fast aller Unterrichtsgänge ist Zeichnen. Der Elektrotechniker und Maschinenbauer, der Schneider, der Buchdrucker, Schnitzer und Modelleur, der Schlosser und Schmied, der Graphiker, der Tertilarbeiter und viele andere müssen zu ihrer Fachausbildung auch diesen besonderen Lehrgang durchlaufen, Dreikursig steigt das Maschinenbauzeichnen zu erkecklicher Höhe. Dae Kunstgewerbe erfordert andere Art des Grundbaus. Aber jeder findet das Seine, wo der Unterrichtsgang von der Linie emporsteigt zum menschlichen Akt. Geometrie, Algebra, angewandte Mathematik, Festigkeitslehre ergänzen die praktische Technik. Wie viele Berufe erfahren erst durch die Kenntnis der Hauptgesetze der Chemie, der Phnsik, der Elektrizität ihre rechte Vertiefung. Was nützt die forschende Wissenschaft in den Büchern! Meist kam sie nur den großen Betrieben zunutze. Hier aber lernt der einzelne Arbeiter aus dem Volk anstelle mechanisch betätigter Handwerksregeln staunend die Kräfte und Wirkungen der geheimnisvoll großen Natur erkennen, wird zum eigenen Forschen getrieben, verbessert die kleine tägliche Technik, wird schließlich Erfinder. Man zähle die Hörer gerade in diesen Kursen, die nur durch Einrichtung von Parallel»

klassen Unterkunft finden! Ein neues Problem! Wie gelingt es, die bunte
Reihe der Schüler, die sich vielleicht nur in diesem einen Fache begegnen, zur
gleichen Zeit zu versammeln, während sie ganz verschiedenen Unterrichtsgängen
zugehören? Überhaupt, sie zu mancherlei Unterrichtsstunden im Laufe einer
Woche zusammenzubringen, die Tag um Tag, von Morgen bis Abend an ihre
Arbeitsstellen gebunden sind, — den Lehrling und kleinen Arbeiter, den Gesellen
und Meister, den Angestellten aus dem Büro, auf den zuhause die Frau mit dem
Kriegsjungen wartet. Alle wollen sie lernen und Fälle sind nicht
selten, in denen Schüler außer der Arbeitszeit noch bis zu
achtzehn Unterrichtsstunden bemeistern. Da darf auf häusliche
Arbeit natürlich nur wenig gerechnet werden. Die Schule wird das meiste schaffen
müssen. Und trotzdem ist noch Muße vorhanden zu kunst- und literargeschieht-
lichen Lesungen und Veranstaltungen, die für den Abend oft bis zu fünfhundert
Teilnehmer zählen und Freude und Schönheit ins Arbeitsleben des
Tages tragen.

Noch eine große Erschwerung! Auch in die Berufsfortbildung hat der Krieg
seine schlimme Verwirrung eindringen lassen. Sammelklassen öffnen den Nach-
züglern ihre Tore. Und so darf man schließlich nicht staunen, wenn annähernd
200 Kurse mit 7000 Teilnehmern (3000 Einzelpersonen) als Endresultat schon
jetzt genannt werden können, wo viele Abteilungen noch im Entstehen oder jüngst
erst entstanden sind.

Dies wenige nur, um die zahllosen Fäden anzudeuten, die zusammen- und
auseinanderlaufen und schließlich doch nur das eine große Gewebe der „Schule"
bilden. Und richtig mag es da sein, von Geist und geistiger Zeugung und
Schaffung zu sprechen als einziger Zukunft und Rettung einer wie niraendwann
in der Geschichte geprüften Nation. Denn sprechen wir nicht von System, be-
schwören wir nicht die dürren Gespenster der lebenertötenden Bürokratie des
Friedens, der Überorganisation des Krieges! Leben erzeugt nicht erstarrende
Kälte, nur der Geist schafft das Leben. —

So viel dieses Geistes! Was aber schafft er im Leben? Der Sinn von allem?
Sichtlich und erstlich die große Volksgewerbeschule der Zu-
kunft, dem Befähigten alle Wege der Wissenschaft und der Praris öffnend,
ohne Entgeld jedwedem, der will, auf seinem Gebiete beste Aufklärung, besten
Unterricht, bestes Wissen bietend.

Umfassend betrachtet indessen viel mehr!

Schürfend durchforscht dieser Geist die Grüfte und Schrunde der unermeß-
lichen Seele des Volkes und holt die gefesselten Geistesmassen herauf aus
dämmerndem Schlaf zu lebendiger Tat. Überflügelt die Zeit, die sich vielfach
nicht scheute, dumpfer Geistesträgheit der Massen das Wort zu reden, um sie leicht-
lich beherrschen zu können. Hat das glänzend entwickelte Volksbildungswesen der

angelsächsischen Völker, des transatlantischen an der Spitze, dem gegenüber wir
häufig geradezu noch in den Kinderschuhen stecken, vielleicht nun Frucht getragen
oder wenigstens mitwirkend Frucht getragen? Ein furchtbares Menetekel
hat der Krieg auf unsere Stirne geschrieben. Wir dürfen nicht blind sein wollen
dagegen. Der kleinste Geistesbesitztum gehört der Nation, vergrößert den Reich-
tum der Volksgesamtheit, schließt blutende Wunden. Talente in jetziger
Stunde vergraben zu wollen ist doppelter Frevel. Man wuchere mit diesen
Talenten, daß die Rasse zu neuer Stärke und Größe emporsteigt. Sie muß und
sie wird es. Ich kenne keine Methode, die rascher und intensiver alles heraus-
holt an Kraft aus den breiten, gering geachteten Schichten des Volkes, die größere
Summen brachliegender Schätze fördert und anlegt zu hohen Zinsen, die freiere
Bahn schafft dem Tüchtigen in des Wortes wahrster Bedeutung als die Art, der
Triebgeist dieser Schule. Das ist ihr lebenerweckendes Werk,
ihr Verdienst um den Aufbau der neuen Nation. Iunge
Ministerien, die sich den Ehrentitel für Kunst und Volksbildung zugelegt haben,
werden nur gut tun, den Blick auf dies eigenartige Schulgebilde zu lenken, das
im Leben fürs Leben gewachsen alles Beste bestehender Arten für seine besonderen
Zwecke vereint hat.
Schlußbemerkung: Die Lehrpläne sind nach verschiedenen Abtei-
lungen zusammengefaßt und gedruckt zu beziehen durch den Organisator der Schule
Herrn Zeichen inspektor der Stadt Nürnberg Möhrin g. Sie
geben das anschaulichste Bild vom Umfang und von der Tiefe der Schule.

Dr. Willy Cohn:

Die Revolution in der Schule.

Die gewaltige Bewegung, die Deutschland erfaßt und aus ihm über Nacht
ein neues Gebilde geschaffen hat, durfte naturgemäß auch vor den Schulen nicht
Halt machen, da unmöglich ein Staatswesen sich in freiheitlichem Sinne ent-
wickeln kann, wenn die Jugend in anderem Sinne erzogen wird, „denn wer die
Iugend hat, hat auch die Zukunft". Es wird nun die Frage zu untersuchen sein,
ob wirklich in unserem Schulbetriebe Mächte vorhanden sind, die einer derartigen
freiheitlichen Entwicklung entgegenzuwirken geeignet sind und deren Umwandlung
deshalb zu erstreben wäre. In dem ersten Satze des Erlasses, den das Ministerium
für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung an die Provinzialschulkollegien und
Regierungen gerichtet hat, heißt es: „Wo bisher der Geschichtsunterricht mit
anderen Lehrfächern dazu mißbraucht wurde, Volksverhetzungen zu betreiben, hat
solches in Zukunft unbedingt zu unterbleiben, vielmehr einer sachgemäßen kullur-

historischen Belehrung Platz zu machen. Alle tendenziösen und falschen Beleh-
rungen über den Weltkrieg und dessen Ursachen sind zu vermeiden."
Es wird also hier ganz richtig erkannt, daß das wesentlichste und haupt-
sächlichste Problem im Geschichtsunterricht zu suchen ist. Schon vor der Revo-
lution war in der Literatur, vor allem in der besonders verdienten Zeitschrist
„Vergangenheit und Gegenwart" immer wieder darauf hingewiesen worden, daß
der Geschichtsunterricht in die Mitte der Erziehung gehörte und nicht weiter als
wenig beachtetes Nebenfach wie eine Rose im Verborgenen blühen könnte. Denn
die Geschichtserkenntnis bietet nicht nur eine wesentliche sittliche Förderung,
sondern die Geschichte bleibt ja auch stets die beste Lehrmeisterin für die Zukunft,
wenn auch ihre Gesetze anders geartet sind, wie die mathematischen Wissens, und
niemals die Rede davon sein kann, daß geschichtliche Ereignisse sich automatisch
wiederholen. Die Geschichtsklitteruug oder schärfer ausgedrückt die Geschichtslüge
kann unabsehbare Verheerung nicht nur in den Köpfen der Ingend, sondern auch
in denen des ganzen Volkes anrichten, wie das böse Beispiel der französischen
Schule zeigt, deren Geschichtsunterricht einseitig chauvinistisch orientiert war und.
der somit einem ganzen Volke eine völlig falsche Auffassung der Dinge gab.
Wie sah es nun in diesem Punkte bei uns aus? Ist hier wirklich alles in
Ordnung gewesen, und würde eine ruhige Weiterentwicklung in den bisherigen
Bahnen genügen, um die Gewißheit zu haben, daß unsere heranwachsende Gene-
ration eine sachliche Geschichtskenntnis ins Leben mit hinausnimmt? Wir müssen
die Frage mit einem glatten „Nein" beantworten. Grade unser bishniger
Geschichtsunterricht war in hervorragendem Maße dazu angetan, eine einseitige
Weltanschauung zu begründen. Trotz aller von verständiger Eeite angeregten
Gegenbestrebungen standen noch immer die Kriege im Mittelpunkt des Unterrichts
und neben ihnen die Herrschergeschichte. Das Volk in seiner großen Masse, die
sozialen und kulturellen Strömungen in ihm traten noch weit in den Hintergrund,
denn vaterländische Pflicht war es ja, die Geschichte des regierenden Hauses so
darzustellen, daß die Liebe zu ihm fest in den Seelen der Jugend begründet war.
War dies eine Aufgabe, die nach dem damaligen Stand der Dinge auch durch-
aus nicht unbedingt verworfen werden konnte, so ließ sie sich doch eben nur schwer
an allen Stellen der Weltgeschichte mit der historischen Wahrheit in Einklang
bringen, und der Lehrer, der in seinem Doktoreid geschworen hat, nichts gegen
seine Überzeugung zu lehren, kam in schweren Gewissenskonflikt mit den ihm vom
Staate als Erzieher gestellten Aufgaben. Dies muß an dieser Stelle mit voller
Deutlichkeit und Schärfe gesagt werden, wenn es auch zu weit führen würde, es
an der Hand des gesammelten Geschichtsunterrichts zu beweisen. Es ist keine
Frage, daß wir kaum ein Geschichtswerk über preußische Geschichte besitzen, das
objektiv die Geschehnisse so darstellt, wie es in Rankeschem Sinne zu geschehen
bätte. Besonders tief hat Treitschkes Deutsche Geschichte vergiftend au? die
Gemüter gewirkt. Seine schwungvolle und sicher zu den besten schriftstellerischen

Leistungen der deutschen Geschichtsschreibung gehörende Darstellung ist eben alles andere als „Geschichte". Auch dies läßt sich ja leider hier nur andeuten und würde in eingehender Begründung eine selbständige Arbeit beanspruchen. Man kann aber sagen, daß bei Dffnung unserer Archive und bei Forschern, die nur von dem Streben nach Wahrheit erfüllt sind, sich ein ganz anderes Bild unseren Augen darbieten wird, als wir es im Sinne von Treitschke und seiner Schule bisher zu sehen gewöhnt waren. Wie hat man schon von rückschrittlicher Seite dagegen Protest erhoben, als anläßlich der Iahrhundertfeier der Freiheitskriege man versucht hat, dem Volke ein anderes Bild von den damaligen Geschehnissen zu geben, als es etwa in den Worten: „Der König rief, und alle, alle kamen!" zusammengefaßt ist. Denken wir zum Beispiel an das Martvrinm des Gerhart Hanptmannschen Festspiels. Es gab eben nur eine Geschichtsauffassung, die offizielle preußische. So hat das neue Ministerium vollkommen recht, wenn es die völkerverhetzende Art des Unterrichts zu verhindern strebt, denn „nicht mit zu hassen, sondern mit zu lieben" sind wir da, und es kann niemals Aufgabe des Geschichtsunterrichts sein, die Gegensätze vergangener Epochen zu verewigen, wie dies bisher so oft geschehen ist. Ist ja das Volk wohl in den meisten Fällen als eine <!u»«tit^ iK^ii^liKW behandelt worden, die eben dazu da war, von den Fürsten regiert zu werden. Wir wollen also in Zukunft nicht mehr bloß einen Geschichtsunterricht haben, der die Geschichte einzelner Herrschergeschlechter gibt und dabei auch den unbedeutendsten und minderwertigsten Mann in die Mitte der Ereignisse zu stellen sucht, sondern eine wahrhafte Volksgeschichte, die untersucht, wie das deutsche Volk in Fleiß und Arbeit sich in den Iahrtausenden in die Höhe gearbeitet hat, während seine Fürsten oft nur aus egoistischen Motiven heraus, um ihren Hausbesitz zu verarößern, Kriege führten und Frieden schlossen, indem sie, ohne die Völker zu befragen, über ihr Los ent» schieden und sie wie unpersönliche Sachen verschenkten. Unsere deutsche Geschichte ist viel zu groß, als daß sie durch eine objektive Darstellung verlieren könnt.-. Auch schon der junge Schüler hat ein tiefes Empfinden für Wahrheit und für das Streben darnach. Er weiß ganz genau, an welcher Stelle die Dinge umgebogen werden, nm ihm etwas vorzumachen, und wie mancher von ihnen hat später einmal, als er nach Abschluß seiner Schulzeit ui den Quellen griff, Zeiehen, daß vieles ganz anders sich zugetragen hat, als es sich ihm in seinen Geschichtsbüchern zeigte. Von den vielen Problemen, die bisher einseitig behandelt worden sind, wollen wir nur auf zwei hinweisen: einmal die kämpfe um eine preußische Verfassung von 1815—48 und andererseits auf die Ereignisse jenes Sturmjahreo selbst. Wie waren da dem Lehrer bisher die Hände gebunden! Durfte er die scharfen Worte für die Verurteilung Friedrich Wilhelms HI. finden, der offenbar ein feierlich gegebenes Versprechen gebrochen hat, der das Volk um all' das gebracht hat, was es sich in aufopferungsvollem Kampfe um die Freiheit 1813—15 erkämpfte? Durfte man sagen, daß Friedrich Wilhelm IV. in kläglichster Weise

die Hoffnungen, die die deutschen Patrioten 1848 auf ihn gesetzt haben, enttäuschte und daß er durch seine Weigerung, sich an die Spitze der Einheitsbewegung zu stellen, die schon geschaffene Einheit zum Scheitern brachte? Wird es nicht eine Freude sein, nun in Geschichte unterrichten zu dürfen, wo äußere Rücksichtnahme nicht mehr vonnöten ist? Gewiß, die Schule ist eine zarte Pflanze und verträgt äußere Eingriffe in ihren Organismus nur schlecht, alles muß sich bei ihr von innen heraus entwickeln, aber der Keim zu dieser revolutionären Entwicklung hat schon in ihr gelegen, wenn er auch durch die Umstände künstlich niedergehalten worden ist. Mancher Kopf wird sich ja nicht mehr umstellen können und wird nicht erkennen wollen, daß von ihm nur objektive Erkenntnis verlangt wird. Wir dürfen nicht in die Fehler verfallen, tendenziös nach der anderen Seite zu färben, wo dies bisher nach der einen geschehen ist. Wir wollen keine Gesinnungstüchtigkeit, die so üble Erscheinungen hervorgebracht hat, wir wollen nur, daß der Geist der Wissenschaftlichkeit und Wahrheitsliebe unbedingt zur Anerkennung gelangt, denn damit dienen wir auch am besten dem Vater lande. Also weit die Türen und Tore auf, daß ein frischer, freier Geist durch die mittelallerlichen Hallen weht und alles das hinwegfegt, was der Erneuerung?-probe unserer Zeit nicht gerecht werden kann. Dann werden auch die Herzen der Schüler ihrem Geschichtslehrer zufliegen, von dem sie wissen, daß auch er ein moderner Mensch ist und mit ihnen wieder im Unterricht jung wird und das Frühlingsahnen unserer Zeit versteht.

Was für den Geschichtsunterricht eben ausgeführt wurde, das trifft in erhöhtem Maße auch für die Schülerbibliotheken zu. Hier wird in dem zweiten Punkte des Erlasses gesagt: „Aus den Schulbibliotheken sind alle Bücher zu entfernen, welche den Krieg an sich verherrlichen." Auch das ist eine gerechte Forde' rung der Revolution, nicht der Krieg ist Selbstzweck der Menschheit und Heroismus lann nicht bloß im Kriege bewiesen werden, sonst bildet sich in dem Herzen unserer Iungens ein falsches Ideal, das nicht weit entfernt wäre von dem der Landsknechtepoche. Wer einen Krieg gewissenlos beginnt und Ströme von Menschlublut gewissenlos opfert, bleibt ein Verbrecher. Das muß dem heranwachsend":. Geschlechte aus seiner Lektüre klar werden. Wir alle haben viel geschmökert, und die Lesewut ist eine berechtigte Entwicklungsepoche; hier aber muß dafür gesorgt werden, daß sie in vernünftige Bahnen geleitet wird und daß nicht Kriegs- und Mordlust die jungen Seelen zu vergiften drohen. Also heraus mit diesen Büa^rn, deren es noch allzuviele gibt. Unsere reiche deutsche Literatur bietet ja so unendliche Schätze, daß wir wirklich keinen Mangel an Büchern haben, die wir an ihre Stelle setzen können. Geben wir der reiferen Iugend, der wir Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" zum Lesen gaben, auch ruhig Ferdinand Lassalles Schriften und Reden in die Hand, denn auch er hat das Beste der Welt und Deutschlands gewollt und seinen Ideen verdanken wir das, was wir erreicht baben. Die großen Frondeure der Weltgeschichte, die nicht d.is Glück

hatten, daß ihre Gedanken sofort sich in Erfolg umsetzten, sind in ihrer Art auch
Helden gewesen.
Fest und standhaft muß die Schule auch dahin wirken, daß dem Volk in
seiner Einheit seine beste Kraft erhalten bleibt. Die Revolution ist Tatsache und
„in keinem Unterrichtsfache", so verfügt das neue Ministerium, „sind seitens der
Lehrkräfte abfällige oder entstellende Bemerkungen über die Ursachen und Folgen
der Revolution sowie der gegenwärtigen Regierung zu äußern, welche geeignet
sind, bei der Schuljugend das Ansehen und die Errungenschaften dieser Volks-
befreiung herabzuwürdigen." Achtung vor dem Manne, der aus seiner Gesinnung
kein Hehl macht und frei und offen erklärt, daß sein Herz den vergangenen
Zeiten gehört. Hundertmal besser ist er als der, der allzuschnell umzulernen ver-
steht. Glaubt er, im Unterricht nicht mehr einen Platz finden zu können, der
seiner Gesinnung entspricht, so wird sein Rüektritt nur den Respekt vor ihm er-
höhen. Doch nur in den wenigsten Fällen wird das nötig sein, denn was
die neue Leitung des Kultusministeriums fordert, ist ja nur wenig und in dieser
Beziehung mehr negativ als positiv; die Verfügung will ja nur vermeiden, daß
ein Riß durch unsere Schule gehen soll. Und in demselben Sinne ist auch der
folgende Satz ohne weiteres zu billigen: „Es hat seitens der Schulleiter und
Lehrer im Verkehr mit der Iugend alles zu unterbleiben, was geeignet ist, die
Stimmung zu einer Gegenrevolution (besonders auf dem flachen Lande) zu schüren,
da ein solches Vergehen im jetzigen Augenblick die größte Gefabr eines Bürger-
krieges für unser Volk in sich birgr." Der Vollständigkeit halber und ohne auf
ihn näher einzugehen, sei auch noch der letzte Paragraph der Verfügung hierher
gesetzt. „Bis zum Erlaß über Trennung von Schule und Kirche sind Kinder von
Dissidenten und solchen Andersgläubigen, für die ein Religionsunterricht im
jetzigen Schulplan nicht vorgesehen ist, ohne jeden weiteren Nachweis vom Reli-
gionsunterricht zu befreien."
So wird für alle Zeiten von diesen Tagen und diesen Worten eine neue
Epoche auch für unser geistiges Leben anfangen, der Weg, der weiter zu be-
schreiten sein wird, ist klar vorgezeichnet. Die Einheitsschule soll es jedem fähigen
Knaben und jedem fähigen Mädchen ermöglichen, ohne Rücksicht auf die Geldlage
ihrer Eltern den Weg zur geistigen Höhe einzuschlagen, es wird aufgeräumt
werden mit der Vorschule der höheren Lehranstalten, in der bisher sorgfältig die
Kinder der sogenannten höheren Stände von jeder Berührung mit anderen
Kreisen ferngehalten werden, denn das Volk muß und soll sich von klein auf
verstehen lernen. Der sich verzzweigende Bau der Einheitsschule wird es jedem
ermöglichen, den Weg einzuschlagen, der seinen Neigungen am meisten entspricht.
Das Gymnasium wird, von dem Brrechtigungsunwesen befreit, fr-:! werden für
die Vorbereitung zu den wissenschaftlichen Berufen; eine strenge Auswahl tut hier
not, damit Deutschlands wissenschaftliche Bedeutung nicht von altgewohnter Höh:
herabsinkt. All' den andern, die eine abgeschlossene Bildung fürs Leben suchen.

werden die übrigen Schularten dies zu bieten haben, und es wird Sorge zu treffen sein, daß auch in späteren Iahren der Übergang von einer Schulart zur anderen sich noch reibungslos vollziehen kann. Die Vorbildung, die das Gymnasium in erster Reihe geisteswissenschaftlichen Arbeitern zu geben haben wird, muß Realgymnasium und Oberrealschule denen geben, deren Interesse mehr nach mathematisch-naturwissenschaftlicher Seite orientiert ist. Sollen alle diese Aufgaben in modernem freiheitlichem Sinne gelöst werden, so ist es vor allem notwendig, daß man die Lehrerschaft, und in gleicher Weise akademisch wie nicht akademisch gebildete, aus ihrer gedrückten Lage emporhebt. Denn nur der ist imstande, Ideale in die Seele der heranwachsenden Jugend zu pflanzen und ihr sein Bestes zu geben, der nicht fortwährend von quälender, drückender Sorge um die Bedürfnisse des Alltags erfüllt ist. Auch muß er die Möglichkeit haben, sein Wissen aufzufrischen und es mit den Fortschritten der Erkenntnis in gleicher Höhe zu halten; das kann nur geschehen, wenn in großzügiger Weise die Stundenzahl verringert und wissenschaftliche Betätigung ihm auf seine dienstlichen Leistungen angerechnet wird. Denn der, der wissenschaftlich arbeitet, nützt nicht nur sich, sondern auch ebenso der Schule und den Schülern. Es ist mir wohl bewußt, daß zur Erfüllung aller dieser Aufgaben viel Zeit erforderlich ist und daß vor allem die gedrückte Lage, in die Deutschland durch diesen unglückseligen Krieg geraten ist, nicht dazu auffordert, noch größere Lasten auf die Schultern des Staates zu häufen wie bisher. Aber erst, wenn unser Bildungswesen in diesem demokratischen Sinne umgestaltet sein wird, dann können wir behaupten, daß wir dem Geist unserer Zeit getreu gehandelt haben. Einst sagte man, daß der preußische Volksschullehrer den Krieg von 1870/71 gewonnen hat, wir wollen in Zukunft sagen können, daß der deutsche Lehrer der erste gewesen ist, der die Jugend im Geiste der neuen und doch so alten Ideale der Völkerversöhnung und Völkerverständigung erzogen hat. Wie die bisherige Revolution größtenteils friedlich abgelaufen ist, so wird sich auch diese Umwälzung, die von dem erwähnten Erlasse des neuen Ministers ausgegangen ist, friedlich und im Laufe der Zeit voll ziehen. Es wäre töricht, erst das Gebäude einzureißen, bevor man nicht genau wüßte, nach welchem Plane man es wieder aufbauen rann. Noch ist der Friede nicht geschlossen, noch die künftige Gestaltung Deutschlands in ihren Umrissen nicht festgelegt, wenn aber einmal diese dringenden Aufgaben erfüllt sein werden, dann wird es Zeit sein, mit all' dem alten und veralteten aufzuräumen, das sich im Laufe der Iahrhunderte in unserem Bildungswesen aufgehäuft hat. Und diese Umwandlung, die bei der Volksschule beginnt, wird auch vor den Toren der Universität nicht halt machen. Darüber aber zu sprechen, würde eine besondere Aufgabe sein.

Dr. Felix Freudenthal, Amtsgerichtsrat a.D.:
Zum Stimmrecht der Frau/)
Zu den zahlreichen Problemen, die der furchtbare Weltkrieg nicht gerade heraufbeschworen, wohl aber in den Vordergrund leidenschaftlicher Erörterung befördert hat, gehört nicht in letzter Reihe die staatsrechtliche Stellung des weiblichen Geschlechts. Mag man über die Demokratisierung unserer politischen Einrichtungen und selbst über die Frauenemanzipation denken, wie man will.
Niemand kann bestreiten, daß der Wunsch nach öffentlicher Gleichberechtigung auch im Deutschen Reich festen Fuß gefaßt hat und daß es ganz vergeblich wäre, mit banalen Redensarten und der antiquierten Krummstabphrase „mulier ta<.c'!it in ^dß»in" über die Zeichen der Zeit hinwegzugehen.
Haben doch gerade die letzten Iahre die erstaunliche Leistungsfähigkeit, die vorbildliche Pflichterfüllung, und die hingebende Selbstlosigkeit der angeblich schwächeren Hälfte der Menschheit deutlich bewiesen und gibt es doch nur wenige sonst nur den Männern vorbehaltene Berufe, in denen jene nicht die Feuerprobe gleicher Befähigung und gleicher Ausfüllung abgelegt hätte. Können wir es daher den Frauen verdenken, daß sie, die genau die gleichen Steuern und Abgaben zu entrichten haben wie die Herren der Schöpfung, denen Gesetzesunkenntnis ebenso zur Last fällt wie den Männern, die zivilrechtlich und straf» rechtlich die gleiche Verantwortlichkeit trifft wie jene, bei unterschiedslosen Verbindlichkeiten auch die gleichen Rechte im öffentlichen Leben anstreben? Müssen sie es nicht als kränkende Zurücksetzung empfinden, auf Grund eines überwundenen Bevormundungssystems für unfähig gehalten zu werden, in Sachen der Allgemeinheit mitzuraten und mitzutaten? Und Hand aufs Herz, halten wir selbst die Weisheit unserer gewählten oder erblich ersessenen männlichen Gesetzgeber und die Wirksamkeit unserer hohen Diplomaten für so glänzend und so erfolgreich, daß weibliche Klugheit und Umsicht dagegen federleicht erschiene? Es wäre diese Ansicht eine schlechtes Zeugnis für manche große Nation, die ihr Aufblühen und ihre Machtentfaltung gerade nur energischen Herrscherinnen und weitblickenden Regentinnen zu danken hat, deren Schlagfertigkeit und militärische Disziplin nie darunter gelitten, daß eine Fürstin den Thron bestiegen und die wichtigsten Ent» scheidungen allein zu treffen hatte. Aber diese Anschauung, höre ich manchen Anbänger der alten Richtung entgegnen, liegt den Germanen einmal nicht; diesseits der Alpen gehört die Frau an den Herd und in die Kinderstube; sie soll für die leiblichen Genüsse, für die Erziehung der Kleinen und für die Behagliehkeit des familiären und geselligen Verkehrs Sorge tragen, außerdem sich der Barmherzigkeit, der privaten Armen- und Krankenpflege widmen, im übrigen aber das

*) Im Sommer 1918 vennfst.

öffentliche Leben, Politik und Staatsverwaltung dem männlichen Partner über-
lassen; denn er allein sei es, dem die Verantwortlichkeit und das schließliche Ein-
treten mit Gut und Blut für die Verteidigung des Vaterlandes anheimfällt.
Indessen dies ganze Vorbringen, zum großen Teil aus der Vorratskammer
dee alten trexen deutschen Michel hergeholt, widerspricht allzusehr den modernen,
tiirch den rastlosen Weltverkehr und die zwischenstaatlichen Beziehungen ge-
nährten und gegebenen Anschauungen von der gleichen Bewertung beider Ge-
schlechter. Die geistigen Gaben der Frau sind jahrhundertelang unterschätzt und
in künstlich brutaler Weise in ihrer Entwicklung zurückgehalten, ja geflissentlich
zurückgedrängt worden. Und warum? weil der körperlich stärkere Mann das
Veib teils als sein Spielzeug, ihm vom Himmel zur Erholung und zur Belusti»
gung geschenkt, betrachtete, teils als Besitzer der realen Macht nach dem Satze
„dl'-iti ^n»»i<t>iit«5'" seine Gewalt nicht gerne mit der Trägerin eines Unter-
rocks teilen wollte. Die Geschichte der Menschheit beweist zur Genüge, daß auf
ie tieferer Kulturstufe ein Volk steht, um so armseliger und beklagenswerter das
Schicksal der Frau sich gestaltet, die bekanntlich bei den barbarischen Wilden und
Halbwilden mit den schwersten und mühseligsten Arbeiten überhäuft wird, während
ihre Gatten, Brüder und Väter ein Faulenzerleben führen, das nur durch gegen-
seitige Befehdung, durch Iagd und Politisieren ihnen einige Abwechselung bringt.
Und selbst bei den gesitteten und gebildeten Nationen, wie lange hat es ge-
kauert, bis sich die Universitäten den lernbegierigen, wissenschaftlich genügend
vorgebildeten weiblichen Bevölkerungskreisen erschlossen, bis das Vorurteil gegen
ihre Beschäftigung im Staats- und Gemeindedienst einigermaßen beseitigt
wurde! Meist erst, wenn es an Männern fehlte oder wenn die allgemeine Über-
zeugung von der Unhaltbarkeit und von der Ungerechtigkeit der bisherigen Zu-
stände sich siegreich Bahn brach, konnte das Weib unter der mutigen Führung
besonders begabter Geschlechtsgenossinnen einen Schritt vorwärts gelangen; und
nie hat man gehört, daß eine Regierung oder eine Behörde die ihnen abgerungene
Konzession zu bereuen gehabt. So wird auch von Stufe zu Stufe weiterschreitend
nickt bloß in anderen Staaten, wo das Ziel teilweise bereits erreicht ist, sondern
gerade in Deutschland die Entwicklung dahin führen, daß die Frauen im öffent-
lichen Leben Sitz und Stimme überall da erhalten, wo ihre Befähigung, ihre
Urteilskraft und ihre Geschäftsgewandtheit sie am rechten Platze findet. Alles
gleichzeitig ohne Übergang zu erreichen ist unmöglich und selbst eine noch so
radikale Revolution, die sich auf den Standpunkt stellte, alle Richter» und sonstigen
Ttaatsämter gleichmäßig Mann und Weib zugänglich zu machen, würde der
Frauenwelt den schlechtesten Dienst erweisen. Denn wir müssen hier wie überall
mit den Anschauungen der großen Menge rechnen, die noch immer unter obrig-
keitlicher Autorität sich nur eine ihr in die Augen springende, in körperlicher
Stärke sich durchsetzende männliche Ericheinung vorzustellen vermag. Erst einer
längeren anderweiten Erziebung und Umgewöbnung wird es bedürfen, um bei-

spielsweise vor weiblichen Exekutiv- und Polizeiorganen denselben Respekt zu empfinden wie vor ihren vorläufig noch mit Schnurrbart und Säbel ausgestatteten Kollegen. ,

Warum aber nicht schon gegenwärtig in einer für soziales Verständnis und berufliche Gleichstellung ungemein geeigneten Zeit, die noch dazu leider Goties immer ärmer an körperlich ganz gesunden für die innere Verwaltung zur Verfügung stehenden männlichen Kräften wird, Frauen und Mädchen von Bildung und tadelloser Führung stimmberechtigte Mitglieder von Armen-, Kranken- und sonstigen Deputationen der vielgliedrigen Verwaltungskörper werden sollten, dafür fehlt es an jedem stichhaltigen Grunde. Wenn sie erst diese Stellung erreicht haben, und sie werden sie erreichen, so bleibt die nächste und wichtigste Frage die nach dem aktiven und passiven Wahlrecht für die Gemeinden und für die Parlamente.

Noch gehen die Wogen des hierüber entsponnenen Kampfes in Europa so hoch, daß es bedenklich erscheinen könnte, zugunsten der Frauenbewegung der negierenden Richtung allzu scharf entgegenzutreten. Es hieße aber Eulen nach Athen tragen, wollten wir die Gründe, die für die Bewilligung sprechen, hier des näheren auseinandersetzen. Die Gegner werden sich erst vielleicht dann überzeugen lassen, wenn hervorgerufen durch die Länge des Weltkrieges die Unentbehrlichkeit der weiblichen Mitarbeit noch mehr wie bisher in den Vordergrund tritt und für die Leitung vieler sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse notgedrungen sach kundige Frauenhände als Beirat akzeptiert werden müssen. Weibliche Reichstagemitglieder der Zukunft dürften für die Feststellung eines sachgemäßen Haushalt durchaus am Platze sein und weibliche Deputierte werden bei allem Patriotismus naturgemäß mehr für Frieden und Versöhnung eintreten wie manche ihrer der Waffenentscheidung allzu ergebenen Berufsgenossen des starken Geschlechts.

Man braucht sich übrigens von der Neigung, sich an Wahlen zu beteiligen, bei unseren Landsmänninnen keine zu große Vorstellung zu machen. Der Reiz der Neuheit mag vielleicht die ersten paar Male eine ansehnliche Zahl Frauen und Mädchen an die Urne treiben. Die Neugierde dürfte indessen schnell befriedigt sein und die Mehrzahl der Frauen wird ihre Zeit, dem gewöhnlichen Lans der Dinge nach, besser im Interesse der Familie, der Kindererziehung, der Wirtschaft und der Häuslichkeit anwenden, als sich mit der garstigen Politik nnd der Lösung schwieriger und undankbarer staats- und stadtrechtlicher Fragen abplagen.

Auch hier ist wie überall schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, wenn nur das Prinzip, gleiches Recht für Alle, theoretisch anerkannt und praktisch durchgesetzt wird. Von einem Zurück darf keine Rede mehr sein. Die stürmische Vorwärtsbewegung auf allen Gebieten persönlicher Freiheitswünsche überrennt jene Schwarzseher, die in der politischen und staatsreäulichen Gleichstellung des Weibes den Untergang der Kultur erblicken.

Mehr wirtschaftliches Verständnis! Arthur Neumann

Dieser Ruf ist nicht neu. Schon lange Zeit vor dem Kriege traten ab und zu Mahner auf, die da rieten, sich eingehender mit den notwendigen Wirtschaftsfragen zu befassen. Damals glaubten diese Mahner und Warner, daß es hauptsächlich darauf ankommt, das ungestüme Vorwärtsdrängen im Erwerbsleben ein wenig zu mäßigen und das Wirtschaftsleben aufmerksam zu verfolgen: eine systematische Wirtschaftskunde zu schaffen. Durch Vertiefung des wirtschaftlichen Wissens und der daraus abgeleiteten Folgerungen sollte die Schwere künftiger Krisen abgeschwächt werden. Sorge um die Zukunft, entstanden aus der einfachen Überlegung, daß eine breitere und tiefere Kenntnis der Zusammenhänge im Wirtschaftsleben unbedingt notwendig ist, ließ so einsichtige Kenner mahnen. Verschärft wurden alle Bedenken durch die Tatsache, daß die ökonomische Universitätswissenschaft mit der Gegenwart nur sehr geringe Beziebnngen hat, daß sie längst überholt ist. Weiter kam in dem gewaltigen Getriebe ein ungeschminktes Interessententum zum Ausdruck, und schließlich bewiesen auch etliche Zusammenbruch« den reichlich straff gespannten Bogen.

Heute, in einer überaus ernsten Zeit, ist wohl auch schon einem größeren Kreise die Erkenntnis gekommen, daß es mit der Verbreitung einer modernen Wirtschaftskunde recht traurig bestellt ist. Heute ist die Gefahr tausendmal größer, als je einer der Warner sich ausgedacht hätte. Heute rächt sich das Versäumte bitter.

Die Revolution hat der arbeitenden Schichte unleugbar die größten Vorteile gebracht. Politische Rechte hat sich die Arbeiterschaft errungen, deren Erlangung beim alten Regime noch weit hinaus gelegen hätte, die ihnen aber jeder ehrliche Demokrat vollauf gönnen muß. Aber auch die Arbeiter haben Rechte nicht ohne das mit ihnen verbundene Gegenstück der Pflichten übernommen. Diese Pflichten legt ihnen allerdings keine fremde Person auf, sie ergeben sich aus der Überzeugung der notwendigen Unterordnung den allgemeinen Volksinteressen gegenüber. Leider vermissen wir aber hier in weitaus dem größten Kreise der Arbeiterschaft den guten Willen, die Svnderinteressen, die dazu oft ins Unmögliche gehen, den allgemeinen Erfordernissen unterzuordnen. Nach Meinung dieser Arbeiterkreise muß so nach der politischen Umwälzung die radikale Revolution auf wirtschaftlichem Gebiete folgen: muß der uneingeschränkte Sozialismus Herrscher werden.

Hier sind wir nun an einem sehr gefährlichen Punkte angelangt. Ieder Nichtsozialdemokrat fragt sich wohl mit vollem Recht, wie es kommt, daß ein bedeutender Teil der Arbeiterschaft nicht zu den so überzeugungsmächtigen Ebert—

Scheidemann hält. Da muß es nun ausgesprochen werden, daß sich die alte Sozialdemokratie durch Versäumnis mitschuldig gemacht hat. Diese Schuld gipfelt darin, daß die Sozialdemokratie den wirtschaftlichen Begebenheiten nur nebensächliche Beachtung zukommen ließ. Das sozialistische Ideal wurde jederzeit hochgehalten, es sank aber alsbald zur Tagesaufgabe hinab. So entstand das Erfurter Programm, das den richtigen Verhältnissen absolut keine Rechnung trägt. Es wurde aber gepredigt und seine Erfüllung mit dem Tage des sozialistischen Regimes prophezeit. Dadurch war es möglich, daß die größere Menge der Anhänger und bislang auch die Führer der Wirklichkeit schon weit voraus sein konnten. Die Anhänger im besonderen fühlen sich heute gewissermaßen betrogen, wenn ihnen versichert wird, daß die Sozialisierung recht vorsichtig gehandhabt werden muß.
Die Sozialdemokratie hatte ihre Organisation nicht entsprechend wirtschaftlich geschult, hat wirtschaftliche Fragen nur oberflächlich behandelt, d. h. nur dann, wenn sie direkt mit ausgesprochenen Arbeiterinteressen in Berührung kamen. Diese Versäumnis rächt sich jetzt nicht nur an der Arbeiterschaft in ihrer Zersplitterung, sondern am meisten am gesamten Gemeinleben, indem wir so in die gefährlichste wirtschaftliche Notlage geraten, deren weitere Folgen schon des öfteren genügend klargelegt wurden, deren Hauxtdruck jedenfalls aber die unteren Schichten zu tragen hätten.
Was uns die wirtschaftliche Desorganisation einbringt, läßt sich wohl mit am deutlichsten an der Bewertung deutscher Zahlungsmittel im Auslande erkennen. Unzweifelhaft ergibt sich daraus die Folgerung, daß das Vertrauen des Auslandes in unsere wirtschaftliche Lage und politische Sicherheit arg gedrückt ist. In der gegenwärtigen Zeit, in der wir unsere wirtschaftliche Wiederaufrichtung fast einzig von der Wiederaufnahme des Auslandsverkehrs erwarten, ist dies von unendlicher Wichtigkeit. Wo sollen wir da im Auslande Kredite aufnehmen, und zu welchen Bedingungen wird uns das möglich sein? In der weiteren Verschlechterung unserer Währung, die die überaus unklare Lage hervorruft, liegt die Gefahr sehr nahe, daß wir uns auf diese Weise selbst vom Auslande und seiner Zufuhr abschnüren. Wie aus dem Trümmerfeld weiter geordnete Verhältnisse, ein aufsteigendes Wirtschaftsleben, das imstande ist, die Kriegsschäden zu heilen, möglich sein sollen, ist nur sehr schwer verstellbar.
Nicht aber nur einem Teil, der in sozialdemokratischer Richtung orientierten Volksschicht, ist ein tieferes Verständnis der Funktionen im Wirtschaftsleben zu wünschen, alle anderen Schichten werden gleichfalls von dem Fehlen einer ans' reichenden Wirtschaftskunde betroffen. Wie kam es, daß der weitaus größere Teil der Bürgerschaft sich politischen Dingen gegenüber so indifferent verhielt? Es ging dem Bürgertum im großen und ganzen gut, man war zufrieden, wenn man seine Ruhe hatte, und machte sich den Kopf mit etwas fernerliegenden Dingen nicht unnütz schwer. Wie kommt es nun, daß mit einem Male heute die Bürgerschaft

aufwacht und einsieht, daß es bitter nottut, auch Einfluß an der Neugestaltung
zu gewinnen? Ich glaube, daß wohl dieser Drang aus der Erkenntnis kommt, die
la meint, die wirtschaftliche Eristenz ist in Gefahr. Denn soviel Einsicht ist noch
allenthalben vorhanden, daß bolschewistische Methoden den wirtschaftlichen Ruin
herbeiführen. Mag es auch politische Ideale geben, die von Reiz und nach^
strebenswert sind, so wird sich der nüchterne Politiker doch jeweils sagen müssen,
daß ohne genügende wirtschaftliche Basis keine Politik zu führen ist, daß wirt-
schaftliche Notwendigkeiten die Politik im großen und ganzen führen müssen.
Ich bin nun aber weit davon entfernt, einem krassen Egoismus zur Herrschaft
zu verhelfen. Ich will nur darauf hinweisen, daß sich aller wirtschaftlicher
Egoismus nicht zurückdrängen läßt, was wir in unserer Kriegswirtschaft leider
nur zu deutlich verspürt haben. Gleiches Recht für alle, die Demokratie im
wahrsten Sinne des Wortes ist unser Streben. Dabei darauf hinzuweisen, daß
wir zu deren Erreichung mit den wertvollsten Kenntnissen der ökonomischen Be-
dürfnisse ausgestattet sein müssen, soll hier meine Aufgabe sein. Wir müssen uns
das neue Haus auf brauchbarem Fundament, das den realen Verhältnissen
Rechnung trägt, erbauen. An dem guten Willen der Mehrheit unseres Volkes fehlt
es diesmal nicht. Nur Kurzsichtigkeit, mangelnde Kenntnis kann den Bau ge-
fährden.

Das deutsche Wirtschaftsleben liegt schwer darnieder. Ungewiß ist die Zu»
kunft. Ein rücksichtsloser Feind hat alle Macht in der Hand. Halten wir da an
dem großen Gesichtspunkt fest, daß nicht weiter zerstört, sondern erhalten und auf-
gebaut werden soll. Bricht unser Wirtschaftsleben vollends zusammen, dann nützt
uns die größte politische Freiheit nichts. Hüten wir uns vor allen übereilten
wirtschaftlichen Erperimenten. Vor allem aber fordern wir möglichst schnelle
Wiederkehr von Recht und Gesetz. Eine darauf aufgebaute zielbewußte Wirt-
schaftspolitik kann uns alles schaffen. Dazu brauchen wir aber nach wie vor ein
hreiteres Erkennen und Verstehen der wirtschaftlichen Naturgesetze in ihrer indi-
viduell-psychologischen Form.

H. Rimpler:
Die Seele des Wissenschaftlers.
Schluß.
Es ist unschwer einzusehen, daß philosophische Analyse, Skeptizismus, Resi-
gnation und Pessimismus in einem Verhältnis enger Verwandtschaft zu einander
stehen. Der kritisch-analnsierende Geist ist eine unselige Gabe der Götter. Solche
Menschen haben keinen Genuß von der Welt, weil sie nicht fähig sind, das Ganze
als solches zu betrachten. Ein unheimlicher Drang treibt sie, alles zu zergliedern,
zu erforschen, in grausige Tiefen zu dringen, damit sich ihnen das Wesen der
Dinge zu erkennen gebe. Und das ist ihr Verhängnis. Denn „wer erfreute sich
des Lebens, der in seine Tiefen blickt!" Ihnen fehlt der Kork, der sie auf deo
Wassers tänzelnder Oberfläche hält. Taucher sind es, die stets dem Grunde zu-
streben. Das Auge des gewöhnlichen Menschen bleibt an den Äußerlichkeiten
haften; der Analytiker aber hat Röntgenaugen, die ihn grinsende Skelette sehen
lassen. Die Welt ist tot, öde, trostlos und häßlich für den, der nicht die Kurist
des Wegblickens versteht, für den Skeptiker, den Pessimisten. Jene negativen
Geister, die an allem zweifeln, was das Leben lebenswert macht, die mit frevler
Hand den Schleier der Maja, der angenehm-täuschenden Illusion wegzerren, —
sie werden entweder — je nach dem Grade ihrer Aktivität — das Leben hassen
und verleumden, wie es Schopenhauer tat, oder schmerzlich resignieren wie Mon-
taigne und der Prediger Salomo: Alles ist eitel!
Die Einsicht in die Nichtigkeit aller irdischen Güter wirkt zurück auf das
Handeln des Philosophen und macht sich in einer wachsenden Menschenverachtung,
Weltflucht und Askese bemerkbar. Die Liebe zur Einsamkeit des tiefen Denkers
wird nur von seiner noch größeren Liebe zur Wahrheit und dem Interesse an ihrer
Verbreitung überwunden. Ieder Philosoph will wirken, will lehren; dazu aber
bedarf er der Anhänger, und nur durch sie bleibt er in dem notwendigen Zu-
sammenhang mit den Mitmenschen. Nur noch ein kleiner Schritt und er wird
zum asketischen Mönche, zum vollständigen Einsiedler, der allen Kontakt mit der
Welt verloren hat, weil er alles Irdische verneint. Es bängt nur von der
größeren oder geringeren Aggressivität ab, ob ein Weltweiser die Welt ver-
achtet oder h a ß t, ob er ihr gleichgültig gegenübersteht oder ob er sie bekämpft.
Die meisten verhalten sich passiv; sie leiden am Leben und tragen es mit Geduld.
Seit den ältesten Zeiten geht dieser Zug pessimistischer Resignation durch die Philo-
sophie. „Der sterbende Sokrates sagte: .Oh Kriton, ich bin dem Asklepius einen
Hahn schuldig/ Dieses lächerliebe und furchtbare .letzte Wort" heißt für den, dei-
Ohren hat: .Ob Kriton, das Leben ist eine Krankheit!" Ist es möglich! Ein

Mann wie er, der heiter und vor aller Augen wie ein Soldat gelebt hat — war Pessimist! Sokrates, Sokrates hat am Leben gelitten!" Wir begreifen, welchen tiefen Eindruck diese Entdeckung auf Nietzsche, der selbst wie kein Zweiter am Leben litt, und der in der sonnigen Heiterkeit des alten Hellas nur übersprudelnde Lebenskraft zu finden hoffte, machen mußte. Und Nietzsche ist es auch, der „eine eigentliche Philosophen-Gereiztheit und -Raneune gegen die Sinnlichkeit" und „eine eigentliche Philosophen-Voreingenommenheit und Herzlichkeit in bezug auf das ganze asketische Ideal" für die hervorragendsten Merkzeichen philosophischen Geistes hält: „Beides gehört, wie gesagt, zum Typus; fehlt beides an einem Philosophen, so ist er — dessen sei man sich er — immer nur ein .sogenannter"'

In diesem Zusammenhang darf auch die Abneigung des Philosophen gesen den Geschlechtsverkehr nicht unerwähnt bleiben. Wir sagten es bereits: Philosophie ist Kampf des Geistes gegen die Natur. Die stärksten Waffen der Natur sind die im Menschen wohnenden Triebe, die der Denker zu überwinden sucht, weil sie das Urteil fälschen. Namentlich gegen den stärksten der Naturtriebe, die Geschlechtlichkeit, und sein Objekt, das Weib, ist er mit Recht mißtrauisch. Überall, wo Philosophen als Weiberfeinde verschrieen sind, ist es nicht sowohl das Weib als vielmehr ihr eigenes reges Geschlechtsleben, gegen das sich ihr Haß richtet und wogegen sie vergeblich aufbegehren. Alle Denker, sofern sie untrr dem Geschlechtstrieb schmerzlich litten, haben dem Weibe gegenüber als der Verführerin zu dem, was sie vor allem überwinden wollten, eine feindselige Haltung angenommen. Wo derartige Äußerungen nicht vorliegen, da dürfen wir mit Sicherheit auf triebschwache oder gänzlich aseruelle Naturen schließen. Und diele sind zweifelsohne am besten daran, weil sie sich frei fühlen dürfen von jener Leidenschaft, die das Urteil nur allzu leicht trübt und parteiisch und ungerecht macht. Denn wo der Affekt spricht, da muß die Logik schweigen.

Darum findet man im Leben der Philosophen keine Liebesromane, — (man lese nur einmal die Biographie Goethes und diejenige Kants kurz hintereinander, um den ganzen Unterschied zu begreifen), und aus demselben Grunde standen alle Denker zur Ehe in einem rein negativen Verhältnis. Nietzsche, der für derartige Eigentümlichkeiten scharfe Augen hatte, fragt einmal: „Welcher große Philosoph war bisher verheiratet? Heraklit, Plato, Deseartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Schopenhauer — sie waren es nicht; mehr noch, man kann sie sich nicht einmal venkenals verheiratet. Ein verheirateter Philosoph gehört indieKomödie, das ist mein Satz: nnd jene Ausnahme Sokrates — der boshafte Sokrates hat sich, scheint es, Ironie? verheiratet, eigens um gerade diesen Satz zu demonstrieren."

Da zwischen dem Philosophen und dem Wissenschaftler kein wesenlicher, sondern nur ein gradueller Unterschied besteht, so gilt das eben Gesagte — wenn

auch nicht in dieser strengen Ausschließlichkeit — auch für den Forscher, eine Tatsache, auf die Wilhelm Ostwald in seinem Buche „Große Männer" ausdrücklich hinweist. Dieser Gelehrte stellt den Mann der Wissenschaft in einen Gegensatz zum Künstler, indem er erklärt: „Da die Künste die allgemeine Aufgabe haben, durch Suggestion oder Assoziation willkommene Gefühle hervorzurufen, so taugen als Künstler nur solche Menschen, welche selbst starke Gefühle haben und pflegen; diese aber finden sich am stärksten und mannigfaltigsten im erotischen Gebiete, und deshalb suchen die Künstler bewußt oder un» bewußt derartige Erfahrungen und Erlebnisse. Dem Forscher dagegen sind die Gefühle dasjenige, woher ihm die größte Gefahr der Schädigung seiner Arbeit droht; denn sie wirken verfälschend auf das objektive Urteil. So gehört es einigermaßen zu seiner Lebenstechnik, die Gefühle, so weit sie sich nicht entfernen lassen, in geregelte Bahnen zu leiten und alles Außerordentliche und Zerstreuende, was mit ihnen zusammenhängt, zu vermeiden." Aus diesen Gründen haben die Denker auch stets Alkohol und andere Stimulantia gemieden. Sie fliehen eben instinktiv vor allem, was Emotionen hervorruft und geeignet ist, hemmend auf die objektive Denktätigkeit zu wirken. Auch ein berauschter Philosoph gehört in die Komödie.

Während sich der Künstler mit wütendem Entzücken dem dionysischen Rausche hingibt, befleißigt sich der Philosoph nach besten Kräften der Mäßigkeit. Diese strenge Zucht des Denkens und Willens ist seine Stärke — und seine Gefahr. So wie der Künstler aus dem Rausche oft den Weg zur Wirklichkeit nicht zurückfindet und dem Wahnsinn verfällt, so versinkt der Denker bei seiner Furcht vor allem Außerordentlichen, bei seinem ängstlichen Bestreben nach Nüchternheit und Mittelmäßigkeit oft in ein flaches und geistloses Philistertum, eine widerwärtige Mischung aus erbärmlichem Behagen und ödem Materialismus, wobei dann allerdings das Genie verloren geht. Denn im tiefsten Grunde der Seele eines jeden echten Genies schlummert ein starker Glaube, der auch bei dem, der sich mit der exaktesten Wissenschaft abgegeben hat, endlich einmal mit Heftigkeit zum Ausbruch kommt, wie es das Leben Newtons und anderer Männer der Wissenschaft zur Genüge beweist. Es ist recht leichtfertig und wohlfeil, diesen „Rückfall in den Köhlerglauben" mit Lombroso und Haeckel auf Altersschwäche und Irrsinn zurückzuführen. Dieser Glaube ist nun einmal ein unabweisbares Bedürfnis des Genies; er gehört zur Persönlichkeit des Wissenschaftlers — so weit er eben wirklich genial ist — ebenso, wie zu der unserer größten Dichter, so oft man auch Shakespeare, Goethe und Schiller als Ungläubige bezeichnet hat.

Und ganz besonders empfindet der Philosoph jenes Bedürfnis nach dem Positiven. Wenn er als Analytiker die ganze Welt in Trümmer geschlagen hat, dann graut ihm vor dem Nichts; er will wieder aufbauen und als Syntbetiker zusammenfügen. Wessen Seele mit Forschereifer bis an die letzte Grenze des

Wissens vorgedrungen ist, wo das Gehirn wirbelt und dem Geiste schwindelt vor dem gähnenden Abgrund der Leere, der empfindet jenen sagenhaften Koi-rnr vllcui, und er strebt zurück zum Lichte und zum Glauben.
Nachdem Kant durch die Kritik der reinen Vernunft bewiesen hatte, „daß wir nichts wissen können", gab er uns, um einem unheilvollen Skeptizismus vorzubeugen, die notwendige positive Ergänzung in der „Kritik der praktischen Vernunft", die uns wieder an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit glauben lehrt. —
Als Schopenhauer in einem vernunftlosen Willen den Beweger dieser schlechtesten aller möglichen Welten erkannt hatte, da schuf sein Glaubensbedürfnis eine Möglichkeit der Erlösung durch das asketische Ideal. — Sein gewaltiger Antipode Friedrich Nietzsche hat über die gesamte Kultur der Vergangenheit und Gegenwart Gericht gehalten und sie verworfen. Hätte er sich mit dieser negativen Kritik begnügt, nie wäre er uns als der überragende Genius erschienen, den wir heute in ihm bewundern. Seine positive Tat war die geistige,Schöpfung des Übermenschen, des gottähnlichen Wesens der Zukunft. Eine Idee nur — wohl Ivahr! Aber gerade die Idee und der felsenfeste Glaube daran sind die untrüglichsten Kennzeichen des Genies.
Da die einzige Aufgabe des Philosophen Erkenntnis der Wahrheit ist, so sollte er sich eigentlich aller Einwirkung auf das praktische Leben enthalten. Das ist in der Tat nie der Fall gewesen, und Nietzsche gibt seiner Meinung beredten Ausdruck, wenn er sagt: „Die eigentlichen Philosophen sind Befehlende uud Gesetzgeber, sie sagen: so soll es sein, sie bestimmen erst das Wohin und Wozu des Menschen, sie greifen mit schöpferischer Hand nach der Zukunft, ihr Erkennen ist Schaffen, ihr Schaffen ist Gesetzgebung, ihr Wille zur Wahrheit ist Wille zur Macht.' Allein es muß einmal endgültig festgestellt werden: der Philosoph als solcher (als Typus) begnügt sich damit, das Wesen und den geistigen Zusammenhang der Dinge zu ergründen; er zeigt, wie die Welt ist, nicht wie sie sein soll. Doch zur Verwirklichung dieses Idealbildes wäre die abgeklärte Ruhe eines Gottes erforderlich. Iedenfalls waren die Philosophen aller Zeiten nicht leidenschaftslos genug, um nicht das Bedürfnis zu empfinden, ihren Einfluß auf die Handlungen ihrer Mitmenschen geltend zu machen. Seit dem Erwachen des philosophischen Geistes in Griechenland, seit Sokrates als dem ersten, der sich mit dem logischen Denken von der Natur emanzipierte, während oi? früheren Wahrheitsfreunde noch ganz aus dem Geiste der Natur herausredeten, baten die Philosophen neben ihrem eigentlichen Gebiete, der Erkenntnistheorie, auch die Sittenlehre verwaltet, die bisher ausschließlich den Priestern gehörte. Ethik ist angewandte Philosophie und damit ein Teil von jener Kraft, die in der Religion zum genialsten Ausdruck kommt. Der reine Philosoph, den es in Wirklichkeit nicht gibt, hat damit nichts zu schaffen. Wer sich mit Moral befaßt, der tut das als Pädagoge, als Lehrer der Menschheit.

H. Rimpler

Die Seele des Wissenschaftlers

Es ist überaus bezeichnend, daß die Nicht-nur-Philosophen, also alle leidenschaftlichen, tatkräftigen Denker, die machtvoll auf ihre Zeitgenossen einwirkten, einem verhältnismäßig frühzeitigen Tode verfielen, wohl weil bei ihnen der Lebensprozeß heftiger und schneller ablief als bei den ruhigen, beschaulichen Weltweisen. Spinoza starb bereits mit 45 Iahren, und Nietzsche versank in demselben Alter in die Nacht der Geisteskrankheit. Stirner starb nach wildbewegtem Leben als ein Fünfzigjähriger, und Fichte, der willensstarke Redner an die deutsche Nation, der in heiliger Begeisterung die Worte ausrief: „Handeln, handeln, das ist die Sache, was hilft nur das bloße Wissen", Fichte wurde nur 52 Iahre alt. Dagegen erreichte der abgeklärte Denker Kant ein Alter von 80 Iahren, Fechner ein solches von 86 Iahren. Plato war 82 Iahre, als er starb, und Hobbes gar 91. Und ein ebenso hohes Alter war den Männern beschieden, die sich mit ernstem Fleiße der Wissenschaft widmeten: Newton und Lamarck waren zur Zeit ihres Ablebens 85 Iahre alt, Bunsen 88, Alexander von Humboldt 90. Und der Vater der deutschen Chirurgie, Hieronymus von Brunschwigk, durfte beim Sterben sogar auf das seltene Alter von 110 Iahren zurückblicken.

In psychischer und in somatischer Hinsicht haben Philosophen und Wissenschaftler die gleichen Merkmale, und wir können nicht umhin, sie entschieden als genial zu bezeichnen, soweit sie in der Idee leben, d. h. wenn ihr geistiger Blick weiter reicht als die Sehkraft ihres Auges. Die heutigen Gelehrten aber, diese Handwerker der Wissenschaft, sind Philister durch und durch. Und webe über Deutschland! wenn es ihnen gelingt, vorherrschenden Einfluß auf unsere Kultur zu gewinnen: „Man sehe sich die Zeiten eines Volkes an, in denen der Gelehrte in den Vordergrund tritt", sagt Nietzsche mit warnender Stimme, „es sind Zeiten der Ermüdung, oft des Abends, des Niederganges. — die überströmende Kraft, die Lebensgewißheit, die Z u k u n f t s gewißheit sind dahin. Das Übergewicht deS Mandarinen bedeutet niemals etwas Gutes: so wenig als die Herrschaft der Demokratie, der Frirdens-Schiedsgerichte an Stelle der Kriege, der Frauen-Gleichberechtigung, der Religion des Mitleids und was es sonst alles für Symptome des absinkenden Lebens gibt."

Leider ist heute nicht Faust der Wahrheitssucher, sondern der trockene Gelehrte Wagner das Bildungsideal der Deutschen. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo wir uns unserer geistigen Schöpferkraft bewußt werden und unserem Namen Ehre machen als dem Volk der Dichter und Denker.

Der Gottsucher Thomas G. Masaryk Bernhard Münz

Dr. Bernhard Münz:

Der Gottsucher Thomas G. Masaryk.

Der gegenwärtige Präsident der tschecho-slowakischen Republik und frühere Professor der Philosophie an der tschechischen Universität zu Prag ist in theoretischer Beziehung im ganzen dem Comte-Spencerschen Positivismus zugeneigt. Bei aller Wertschätzung des französisch-englischen Positivismus huldigt er jedoch einem philosophischen Ethizismus, der aber nicht ohne religiöse Färbung ist. Die Folge-rungen seiner philosophischen Überzeugung vornehmlich auf soziale und politisch-nationale Gebilde, als die zunächst ethisch beeinflußbaren Gebiete, übertragend, arbeitet er auf eine philosophische Vertiefung der Religions- und Nationalitäts-idee und auf Nachbesserung sozialer Doktrinen hin. So ist sein außerordentlich anregendes Buch über den Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Zivilisation mit offenem Hinweis auf die Möglichkeit der Versittlichung der menschlichen Gesellschaft durch Abschaffung der Zustände, welche die erschreckliche Zunahme der Selbstmörderziffer bedingen, wie Irreligiosität und mangelhafte Bildung, geschrieben. Er läßt hier ergreifende, herzbewegende Töne erklingen, die allenthalben ein mächtiges Echo weckten. Er weist darauf hin, daß die Wissen-schaft nur den Kopf zu befriedigen vermag, aber fürs Leben und Starben nicht genügt; darum befriedige sie nur zur Hälfte, sie biete keinen moralischen Halt, ver möge die Massen nicht zu leiten; dazu sei die Religion berufen, freilich nicht die Religion und die Kirche, an die wir nicht mehr glauben und der wir nicht mehr vertrauen. Er klagt in beweglichen Worten, daß das Alte weggeworfen wird, ohne daß der Versuch gemacht wird, es durch etwas Neues zu ersetzen, Gott auf andere Weise zu suchen und zu finden. Er bezeichnet es als einen ungeheuren Fehler unserer Zivilisation, daß in allen unseren Schulen, den unteren und den hohen, nur der Verstand ausgebildet wird, daß sie der ethischen Lebensführung keine Aufmerksamkeit zuwenden, sie der positiven Religion überlassen, als ob dieser Leuchtturm noch immer fest und ungebrochen dastände.

Er hat wohl auch noch manches andere an unserer Kultur auszusetzen. So trifft er den Nagel ans den Kopf, wenn er sagt, daß die Schulbildung nicht die praktische Ausbildung ersetzt, die der Mensch überall im Leben gewinnen kann und soll. In Deutschland und Österreich gehen aber im Gegensatze zu England und Amerika Leben und Schule auseinander. Die Frucht davon sei die Halbbildung. Man sehe sich nur unsere absolvierten Hochschüler an. Am Gnmnasium lernen sie die klassischen Sprachen, die Literatur ihres Volkes, Mathematik und etwas Natur-wissenschaft; an der Universität liegen sie ihrem Fachstudium ob, machen ihre Prüfungen in Philologie, Iurisprudenz oder sonst einem Fache und treten nun in? Leben, bringen aber für dasselbe nichts, gar nichts mit! Im Leben sollen si?

vor allem Charaktere sein — dazu wurden sie nicht ausgebildet; sie sollen Staats-
bürger sein — sie wissen aber nichts von Politik, nur das, was ihnen die Zeitungen
vorkauen; sie werden Ehemänner und Väter — sie haben aber keine blasse Idee
von Erziehung, von dem, was das Familienleben erheischt. Noch so gut geregelte
Schulen, in denen „man überdies mehr auf die Disziplin der Lehrer als der
Schüler achtet", taugen nichts, wenn sie den praktischen Anforderungen des Lebens
nicht genügen, und unsere Schulen entsprechen diesen Anforderungen absolut nicht.
Geradezu schreiend ist aber das Mißverhältnis zwischen unserer intellektuellen
und moralischen Ausbildung. Menschen, die fast zwanzig Jahre die Schule be-
suchen, lernen und lernen immer wieder, aber um ihr Gemüt und um ihren Willen
kümmert sich niemand. Was Wunder, daß ihnen Einheit und Harmonie abgehen,
daß ihr ganzes Wesen Halbheit und Zerfahrenheit ist!
Das unvermeidliche Resultat der durch das im großen Stile betriebene
Popularisieren der Wissenschaften und die Lesegier des Publikums um sich greifen-
den Disharmonie zwischen Verstand und Gemüt ist Mangel an Seelenruhe, Unzu-
friedenheit. Aus dieser erklärt es sich, daß sich immer lauter und drohender die
Stimmen erheben, die selbst vor einer gewaltsamen Reorganisierung der Gesell-
schaft nicht zurückschrecken. Lamennais spricht Masaryk aus der Seele, wenn er
in den „Oiscussioils ciitiques et peiis^es <Uvei'ses sur la ieli^ion et
plnlosopkie" sagt: „Wenn der Glanbe aus der Seele verschwindet, der sie zu
Gott erhob und mit ihm verband, dann geht etwas Entsetzliches in ihr vor. Die
Seele, von ihrer eigenen Schwere gewissermaßen in die Tiefe gezogen, sinkt und
sinkt und sinkt immerfort ohne Aufhören, ohne Unterlaß und zieht mit sich hinab
in den Fall ihre Intelligenz, die nun losgerissen ist von ihrem Ursprung, und
sie hängt sich nun an alles, was ihr auf ihrem Weg in die Tiefe begeanet, jetzt
in schmerzlicher Unruhe, jetzt wieder mit einer Lust, ähnlich dem Gelächter des
Wahnsinnigen. Gequält immerfort von einem unstillbaren Drange und Durst
nach Leben, hascht sie bald nach der Materie, die sie vergebens zu beleben, ver-
gebens zu vergeistigen und zu vergöttern sucht, bald verfolgt sie leere Abstraktionen,
die flüchtigen, gestaltlosen Schatten ihrer Phantasie . . . Alle höheren Anlagen
und Kräfte erlahmen nnd liegen wie in einem tiefen Schlafe; alle jene geheimnis-
vollen Mächte in der Seele, die in uns und nm uns her ein Reich der Sitte,
eine geistige Weltordnung schaffen, die das Wesen des inneren wahren Menschen
bilden, sterben nach und nach, und er füblt mit einem Schmerze, der sein Innerste?
zerreißt, dieses allmähliche Sterben seines besseren Selbst. Seine Seele hungert,
er hat keine Nahrung für sie; was soll er beginnen? Er tötet seine Seele, um
nicht mehr zu hungern, nicht mehr diese innere Qual zu empfinden . . . Los'
gerissen von seinem Mittelpunkt, wird er wie ein leckes Schiff ohne Steuer und
Ruder hin- und hergeschleudert auf dem trostlosen Ozean dieses Alls."
So erweist sich für Masarvk die soziale Massenerscheinung des Selbstmordes
als traurige Konsequenz der einreißenden und immer mehr Terrain gewinnenden

Irreligiosität der Massen, die jener pessimistischen Weltanschauung Nahrung gibt, welche nicht nur in der modernen Poesie und Philosophie ihren beredten Ausdruck findet, sondern Tausenden und Abertausenden das Leben tatsächlich unerträglich macht. Wenn man die große Zahl der pessimistisch gestimmten Dichter und Denker der Neuzeit überblickt und mit Schopenhauers Philosophie zusammenhält, so erhält man eine direkte Bestätigung dessen, was uns die Daten der Statistik so furchtbar trocken sagen: wir sind lebensmüde, wir haben keine rechte Lebens-freudigkeit.

Wie kann dieser Lebensmüdigkeit der Boden abgegraben werden? Fast alle Theoretiker und Praktiker suchen die Übel der modernen Gesellschaft durch wirt-schaftliche und politische Reformen zu heben. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist entschieden auf diese Versuche gerichtet und man hofft auch allgemein sehr viel von ihnen. Masaryk vermag aber diese Hoffnung nicht zu teilen, wenn es sich ihm auch von selbst versteht, daß die bestehende drückende Not und das entwürdigende Elend, das eristiert, beseitigt werden muß. Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse eines Volkes sind ihm eben nur die Außenseite des Geisteslebens, sie sind ihm durch dieses bedingt. Die Versuche und Kämpfe unserer Parlamentarier, Politiker und Nationalökonomen kommen ihm daher oft recht kleinlich und nichtig vor.

Er führt für seine Ansicht, die zumal den praktischen Politikern höchst ketzerisch erscheinen dürfte, ein großartiges Beispiel aus der Geschichte an: Christus. Die Römerwelt war zu seiner Zeit so ziemlich in derselben trostlosen Verfassung, wie die heutige Gesellschaft; wie jetzt, so herrschte auch damals eine krankhafte Selbst-mordneigung, die Menschen waren unzufrieden und unglücklich, die Sehnsucht nach einem Erlöser war allgemein. Wer erlöste die Menschheit? Kein Politiker, kein Nationalökonom, kein Sozialist oder Demagog. Es ist wahrhaft großartig, zu sehen, wie Christus in jener politisch und sozial so aufgeregten Zeit jeglicher Politik sich enthielt. Wie leicht hätte es für ihn sein müssen, die Gemüter durch politische und sozialistsche Aufreizungen zu gewinnen! Aber er dringt auf Besse-rung der Charaktere, auf Vertiefung und Verinnerlichung des religiösen Gefühls; er will, daß die Menschen gut werden, denn er weiß, daß sie nur dann Ruhe für ibre Seelen finden würden.

Da die Übel der modernen Gesellschaft nach Masaryks Überzeugung in letzter Instanz durch die zunehmende Irreligiosität verursacht sind, so ergibt sich ihm mit zwingender Notwendigkeit, daß sie nur dann radikal geheilt, nur dann mit Stumpf und Stil ausgerodet werden können, wenn die Irreligiosität und die mit dieser zusammenhängende Halbheit beseitigt wird. „Wir müssen aus uns heraustreten", ruft uns unser Goltsucher zu, „wir müssen Interesse bekommen an der Außen Welt und an der Gesellschaft, wir müssen uns hingeben lernen: uns fehlt die wahre und echte Liebe. Wir glauben zwar lieben zu können, wir glauben, daß wir der zartesten Gefühle fähig sind, aber das ist nicht wahr: krankhafte Sentimentalität

und wahres, echtes, warmes, lebendiges und ursprüngliches Gefühl sind nicht identisch." Will man die soziale Frage aus der Welt schaffen, so entwickle man in den Menschen die Fähigkeit, Ideen und Gefühle harmonisch durchzubilden, man flöße ihnen Kraft und Energie ein, gebe ihnen einen moralischen Halt.

Einige Forscher, wie Treitschke, Renan u. a., glaubten, man solle das Volt religiös erziehen, die Gebildeten sollen frei bleiben dürfen. Masaryk bemerkt dazu: „Das heißt die bestehende Halbheit sanktionieren und geschieht übrigens ohnedies; oder soll man eine streng abgesonderte Aristokratie der Bildung schaffen? Wo fängt die Bildung an und wo hört sie auf?"

Konsequenter sind diejenigen, die mit der Vernichtung der positiven Religio« nur eine wissenschaftliche, einheitliche Weltanschauung fordern. Es ist aber sehr fraglich, ob eine wissenschaftliche Weltanschauung sich zum Gemeingut eignet; denn man bilde sich ja nicht ein, man könne eine solche mit Leichtigkeit erwerben, um sie zu besitzen. Wissen wird schwer errungen und verdaut. Es ist aber auch die Frage, ob man die Religion ohne weiteres weglassen soll und kann. Masaryk ist, wie wir sahen, der Ansicht, daß der Mensch zum Leben die Religion ebenso braucht, wie er zum Atmen die Luft braucht. Die geschichtliche Entwicklung deute auch daraufhin, daß sich neben dem Denken das religiös-sittliche Leben und Fühlen entsprechend entwickelt. Comte begehe einen großen Fehler, wenn er in seiner positivistischen Philosophie den Fortschritt auf religiösem Gebiete nur bis zu einer gewissen Grenze zulasse und von da ab alles religiöse Leben einfach über Bord werfe.

Viele finden in der Kunst ein Surrogat für die Religion und glauben daher, die Kunst werde die moderne Gesellschaft retten. Masarrk kann nicht einsehen, wie ein feiner, ästhetischer Kunstgenuß den Ernst des Lebens erträglich machen kann. Der schaffende Künstler, zumal der große, geniale Künstler, bringe gewiß nichts anderes zum Ausdruck als der Religionsstifter; aber das Anschauen oder Anhören eines Kunstwerkes ersetze nicht das Mit- oder Nachempfinden des allgemeinen religiösen Inhalts. Der kenne das Leben sehr schlecht, der da glaube, das Welträtsel lasse sich aus Kopf und Herz „wegkonzertieren".

Den Schlüssel zur definitiven Lösung der sozialen Frage besitzt nach Masaryk nur der, der nicht müde wird, zu verkünden: Wir brauchen eine Religion, wir brauchen Religiosität. Er ist davon durchdrungen, daß das Christentum als die erlösende Religion anzusehen ist. Allein nun kommt die schwer zu beantwortende Frage, welche Form des Christentums die Menschheit zu erlösen vermag. Der Katholizismus? „Er ist", so lehrt Masaryk, „für uns unmöglich geworden." Wer anderer Ansicht ist, der würde die geschichtliche Entwicklung ignorieren, es dem Vogel Strauß gleichtun. Soll dle Welt also protestantisch werden? Masary! antwortet darauf mit einem bedingten Ia. Er läßt die Wahl offen zwischen der ursprünglichen Lehre Christi, der Religion des Urchristentums, und irgend einer der vielen protestantischen Sekten. Und diese christliche Sekte würde eigentlich

mit einer neuen Religion aufwarten, sofern sie den Anforderungen der fort'
geschrittenen Zeit Rechnung tragen müßte. Unsere Zeit ist nach der Ansicht unseres
Gottsuchers für eine neue Religion wie geschaffen: „Geradeso wie zur römischen
Kaiserzeit ist die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttert; die Menschen
fühlen sich unglücklich, die Unzufriedenheit und der Wunsch nach einem Erloser ist
allgemein. Ganz besonders günstig wäre aber für die Ausbreitung der neuen Lehre
die allgemeine Nervosität, die pathologische Aufregung, in der sich die moderne
Gesellschaft befindet; wie alle Religionen, würde auch die neue Lehre mehr aus
psychologischem als auf logischem Wege ihre siegreiche Bahn zurücklegen. Da die
Religion, obwohl sie in wahrhaft protestantischer Weise Sache des Individuums
sein muß, trotzdem zugleich eine Volksreligion sein soll, durch welche die Herzen
aller Menschen ohne Ausnahme geunigt würden, so dürfte sie in ihrem theoretischen
Teile kaum auf der Höhe der intellektuellen Bildung stehen. Vielmehr denke ich
mir die Sache so, daß sie, geradeso wie der mittelalterliche Katholizismus, ?in
neues, besseres Mittelalter inaugurieren könnte, nach welchem eine neue Periode
des freien Gedankens beginnen würde, und so fort, bis schließlich durch abwech-
selnde Perioden von Glauben und Unglauben wird eine Herde und ein Hirte
werden." - >

Ich fürchte, daß Masaryk einen schönen Traum träumt. Unserer Zeit ist jene
Kindlichkeit und Naivität völlig abhanden gekommen, die für die Schaffung einer
neuen Religion eine unentbehrliche Voraussetzung bildet. Dazu kommt, daß eine
nicht auf der Höhe der intellektuellen Bildung stehende Religion den Keim zum
Kulturkampfe in sich birgt und somit der Weg zur Bildung vollendeter Charaktere,
die eine einheitliche Weltanschauung heischt, auch fürderhin verrammelt bleiben
wird. Und — lnst u«t least — ist denn anzunehmen, daß die stramm orgar.i»
sierte katholische Kirche so ohne weiteres zugunsten einer neuen Religion kapitu'
lieren wird? Man sollte glauben, daß sie ihre zahlreichen und mächtigen
Heerscharen mobilisieren, sich als Neclesin milirnn» bewähren und daß die soziale
Frage durch diesen gewaltigen, furchtbaren Religionskampf erheblich verschärft
und zugespitzt werden würde.

Wie immer man sich aber auch zu Masaryks Traum stellen mag, so wird man
ihm doch darin recht geben müssen, daß der Religion eine hohe Stellung im Grunde
des Herzens anzuweisen, daß sie als der höchste Kultnrfaktor der Menschheit, als
der Mittelpunkt ihres Geisteslebens zu betrachten ist.

Wir haben Masaryk einen Gottsucher genannt. Ein solcher ist es nicht nur in
der Theorie, sondern auch in der Praris; denn er hat die Unerschrockenheit eines
Mannes, der, wenn sich eine Ansicht in seinen Überzeugungen festsetzt, sie ohne
Rücksicht auf Volkstümlichkeit unentwegt verteidigt. Es bleibt ihm unvergessen,
daß er sich der nnrn pnrmlni-i« zum Trotze eines armen Teufels, an dem ein jetzt
qar nicht mehr bestrittener Iustizirrtum begangen worden ist, mit einem echt mensch-
lichen Zuge leidenschaftlich annahm. Seine Konnationalen, die aus dem Kreu;-

zuge gegen Hilsner politisches Kapital schlugen, rasten gegen ihn, er wurde maß'-
les beschimpft, bedroht und von den Studenten aus dem Hörsaale hinausgedrängt.
Er war schließlich gezwungen, einen Urlaub zu nehmen, aber vor seiner Abreise
ließ er es sich, vom Mut der Wahrheit durchglüht, nicht nehmen, auf die Tafel
im Saale die ihn kennzeichnenden Worte zu schreiben: Der Prozeß in Polna ift
ein Skandal an der Menschlichkeit. Möge der Genius der Menschlichkeit ihm
auch in seiner neuen Laufbahn stets zur Seite stehen! Möge er sich auch als
Präsident der tschecho-slowakischen Republik allezeit die Devise: Somo suru,
Iiiim»ui a me alienum put», vor Augen halten und stets dessen eingedenk sein,
daß deutsche Wissenschaft und deutsche Kultur seine Nährmutter gewesen und daß
die gegenwärtige Politik seiner Minister nichts weniger als auf Nachbesserung
sozialer Doktrinen hinarbeitet! Sie spielt ein gefährliches Spiel mit den Völkern.

Schwer schied der Tag, da sich in Sanssouci
Das Schweigen abgestorbner Freuden nistet,
Ein letzter Hall erloschner Melodie,
Der Kerzen Schimmer flackernd und befristet,
Verdorrter Blumen seelenloser Duft,
Zerschlissner Prunk und geisterhafte Schritte,
Ein Totenschrein der überwundnen Sitte
Bezopfter Zeit und eine Königsgruft.
Bald schreibt die Sage in die graue Schicht
Des Altersstaubs sich schnörkelnd. Die Legende
Lebt wach im Liede, das sich still und schlicht
Rankt um den Sieg und um der Schlachten Wende.
Der Einz'ge nur lauscht stumm dem Saitenspiel
Der neuen Zeit. Er sah zu tief ins Wesen
Der Dinge selbst, um menschlich sie zu lesen,
Er bleibt gekrönt, auch wenn sein Purpur fiel.
Auf der Terrasse, die sein Abend schuf.
Lehnt er in herber Einsamkeit der Großen,
Das Ohr geneigt dem gellen Schicksalsruf,
Den Weimars Zinnen in die Lande stoßen,
Ein fremdes Wirken, das er nie begriff.
In welscher Künste heitrem Geist befangen. '
Wie spröd' und hart die deutschen Lieder klangen
Ihm, der nach Franken Art die Verse schliff.
Richard!
Sanssouci.

Doch diese Nacht voll schwülem Todesgraus,
Da sich ein Volk sein stählern' Schicksal hämmert,
Löscht die Erkenntnis eines Lebens aus.
Und wenn ein neuer Morgen sieghaft dämmert.
Schweift frei sein Blick. Der gramverkniffne Zug,
Der einst des Höflings scheuen Schritt beflügelt,
Weicht einem Lächeln. Vor ihm liegt entsiegelt
Die deutsche Zukunft hell und klar genug.
Auf der Novembernebel feuchter Wand
Drängt Bild an>Bild zu flüchtiger Betrachtung,
Der Tag von Leuthen, ein entsumpftes Land,
Verrauschte Feste, Müdigkeit, Verachtung.
Und wie des Lebens Kreis sich ganz verengt,
Zuletzt das Buch als einzigen Gefährten.
Was zeitenlos die Denker ihm gewährten,
Nur das wird heute nicht ins Grab gesenkt.
Sein Thron zerbarst, der Fahnen Ruhm zerschliß.
An Preußens Tore neue Kräfte pochen.
„Dem Narren nur ist Tod die Finsternis,
Dem Weisen Licht", er hat es still gesprochen.
„So gebt doch Raum!" das laute Wort zerschnitt
Den bunten Fries auf nachtgewirktem Grunde.
Ein neues Bild: In Deutschlands trübster Stunde
Nahen ihm Gestalten in gemessenem Schritt.
Der König schweigt, doch alles an ihm strafft
Sich selbstbewußt. Sie waren Zeitgenossen,
Und Söhne, Enkel, Teil derselben Kraft,
Desselben Geistes, dem auch er entsprossen.
Sein Feld verdorrte, üppig grünt die Saat,
Die sie der Heimaterde anvertrauten.
Nun grüßt er freundlich, die für ewig bauten.
Auf Weimars Fluren reift die deutsche Tat.
Was heute starb, ist morgen neu erwacht.
Aus tiefster Quelle speist sich die Belebung.
Der Künstler führt, der Dichter durch die Nacht
Das deutsche Volk zu rühmlicher Erhebung.
Und Friedrich lüftet den gespitzten Hut:
„Tief war der Fall, zerbrochen sind die Waffen,
Die Herzen hoch! Messieurs, wir werden's schaffen,
Und nur ein Lump, wer seine Pflicht nicht tut!"

Erich Hoogestraat Versuchung
Erich Hoogestraat:
Versuchung.
Holländisches Maleratelier mittelalterlichen Gepräges. Spätnachmittag eines Herbsttages. In der Nähe einer grrßen steinernen Wendeltreppe, die zum oberen Stockwerk führt, sitzt im Halbschatten ein mii langem braunen Mantel bekleideter alter Mann über einen Folianten gebeugt. Er wendet den Rücken einer Staffelei zu, vor der, die Stirn in die Hand vergraben, anscheinend der Ausarbeitung seines Bildes nachsinnend, die schlanke Gestalt des Malers steht. Wir finden dieses Bild später im Louvre wieder, es heißt „Der Philosoph". Der Maler ist Rembrandt in seinen späteren Iahren. —
Ein irrender Sonnenstrahl veranlaßt den Maler, die Hand von der Stirn abzuziehen; er steht erstaunt, als sein Blick auf sein Modell fällt. Der alte Mann scheint gewachsen, er hat sich dem Maler zugewandt; zwei brennende Augen suchen mit der Starrheit des Spiegelbildes die Augen Rembrandts.
Rembrandt (unwillig): Ich bat Euch nicht, mir Euer Gesicht zuzuwenden.
Der Alte: Eure Ironie durfte mich abgewandt malen, Eurem Zweifel zeige ich mein Gesicht.
Rembrandt: Rembrandt van Ryn hat nie gezweifelt, er hat gelacht, gesungen und gemalt. Was mischt Ihr Euch in sein Werk? Wendet Euch ab, laßt mich mein Bild vollenden.
Der Alte: Ihr schient eine Frage an mich zu richten: Bedürft Ihr der Antwort nicht mehr? Führt denn Euer Bild ohne diese Antwort aus, wenn Ihr es vermögt.
Rembrandt: Euer Blick wird mich daran nicht hindern. Spielt Euch nicht als Spiegel auf! Ich hab? mich anders gemalt: mit prüfendem Blick, nie aber fragend. Rembrandt kennt keinen fragenden Zweifel; er weiß die lachende Antwort.
Der Alte: So habt Ihr Euer eigen Bild nicht erfaßt, denn die Frage ist Euer Wertvollstes. Klimpert mit dem Gold Eures Lachens und betrügt die Toren: Nun wir von Antlitz zu Antlitz sprechen, müßt Ihr tiefer greifen in Eure Trube.
Rembrandt (nähertretend): Wer seid Ihr?
Der Alte: Euer Selbst, das Ihr malend wider Willen verspottet. Dies dürft Ihr nur um einen Preis: Erkennt Euer Wesen.
Rembrandt: Was nennt Ihr mein Wesen?
Der Alte: Euren goldbraunen Ton, den man Euch neidet, ohne ihn zu verstehen.
Rembrandt: Der Künstler soll fühlen, nicht durchschauen. Seid Ihr das, was mein Ich enthält, ohne es zu erarübeln, so müßt Ihr wissen, daß meine Betrachtung Euch anwendet, ohne daß mein Zweifel Euch wägt.

Versuchung
Erich Hoogestraat
Der Alle: Unterwerft Euch denn dem Urteil der Welt. Ihr seid für sie
der kalte Realitälenmaler. Wie wollt Ihr bestehen vor ihr neben der Wärme
eines Murillo, eines Leonardo da Vinei?
Rembrandt: Was frage ich nach Vorgängern und Nachfolgern!
Der Alte: Ihr mißversteht meinen Vorwurf: Eurem Stolz halte ich es
zu Gute.
Rembrandt: Meine Zeit drängt, mein Bild wartet auf Vollendung. Was
wrllt Ihr von mir 5
D e r A l ce: Die Ausprägung Deiner selbst statt indirekter Vermittlung.
Die Welt will Dämlichkeit: Wie nun, wenn sie als abhanden annähme, was Du
verhüllst?
Rembranet (nach Überlegung): Welches Mittel hätte ich, sie zu über-
zeugen?
Der Alte; Die Kenntnis Deines Geheimnisses. (Die Stimme senkend:)
Ich weiß es Willst Du es erfahren?
Rembranot (zurückweichend): Ietzt erkenne ich Dich: Du bist der Ver-
sucher. Wolle nicht unter falscher Gestalt mein Temperament vergewaltigen,
erfahre, daß ich Charakters genug bin, Deiner Täuschung zu trotzen.
Der Alte (vom Sitze erhoben, drohend): Rembrandt, stelle Deine Frage
oder zerreiße Dein Bild!
Rembrandt: Zurück mit Dir! Werde Diener, der Du warst! Nie wird
Dich das Geni? als Herrn erkennen!
Der Alte furchtbar): Verächtlicher Ironist! Verkenne Dich weiter und
laß Dich verkennen!
Rembrand! ieißt einen Degen von der Wand und stürzt auf den Alten zu.
Dieser sinkt in sich zusammen und fällt auf den Folianten zurück. Als Rembrandt
ihn an den Schullern hochzerrt, blickt er in das Gesicht seines Modells, eines müde.i
Greises, der ihn erschrocken anstarrt.
Der Greie: Was ist Euch, Meister? Ist die Sitzung beendet?
Rembrandr (steht in bestürztem Schweigen, der Degen entfällt seiner
Hand. Allmählich faßt er sich nnd wendet sich an den Greis): Ihr könnt gehen.
Der Greis (rafft seine Habseligkeiten zusammen).
Rembrandt (wieder ermuntert, wirft ihm ein Goldstück zu): Nehmt,
macht Euch eine frohe Stunde.
Der Greis geht.
Rembrandt nimmt die Palette auf nnd tritt vor die Staffelei; dort steht er
lange nachdenklich.
Dann schüttelt er die grauen Locken zurück, lächelt, taucht den Pinsel in die
gelbbraune Farbe und vollendet sein Bild.

Ernst Altkirch
Evremond und Spinoza

Ernst Altkirch:
Evremond und Spinoza.

Mar Liebermann zugeeignet.

Fortsetzung.

IV.

Vor dem Hause des Ratspensionärs auf dem Hofwall drängten sich die Neugierigen. Seine Leibwache von zwölf Hellebardenträgern bewachte das Tor und hielt die Menge zurück. Aus Karossen und Sänften stiegen die geladenen Herren, von einer großen Schar Diener umgeben.

Evremond kam mit Melos zu Fuß. Sein alter Diener trippelte mit brennender Fackel vor ihnen her. Während Melos ein prächtiges Hofkleid trug, hatte Evremond nur ein schwarzes seidenes Gewand angelegt, über dem auf der Brust das weiße Ordenskreuz der Malteserritter schimmerte.

In dem hohen, zu ebener Erde gelegenen Empfangsraum, dem flämische Wandteppiche und acht Hermen großer Niederländer eine besondere Feierlichkeit gaben, erwartete der Ratspensionär seine Gäste. Zu keinem schöneren Feste hätte er sie laden können; es galt ein lange ersehntes Ereignis, die Vereinigung der niederländischen Geschwader, zu feiern. Da die Flotte des mächtigen Gegners von einem Sturm zerstreut worden war, als sie sich der holländischen Küste näherte, hatten die Geschwader der Staaten Zeit gewonnen, sich zu vereinigen. Mit hohen Erwartungen sahen Herrschende und Volk nun dem Augenblick entgegen, wo die gesamte Schlachtflotte in See stechen würde.

Den Ratspensionär, unter dessen Führung sich die Vorbereitungen zur Ausfahrt vollzogen, beherrschte eine zuversichtliche, für Freude empfängliche Stimmung. Als Melos ihm Herrn von Saint Evremond vorstellte, streckte er ihm beide Hände entgegen und hieß ihn als alten Freund willkommen. Fand er doch seit langem an seinen Dialogen so großes Gefallen, daß er keine Gelegenheit verpaßte, sie sich von französischen Schauspielern vortragen zu lassen, um ihre Schönheit und ihren Wohllaut ganz zu genießen.

Evremond erfreute die herzliche und vornehme Form, worin Iohann de Witt sein Lob kleidete. Er war von seiner ehrfurchtgebietenden und zugleich ange' nehmen Erscheinung entzückt und machte daraus Melos gegenüber kein Hehl. Dieser konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, das seinem Gesicht einen etwas bosbaften Ausdruck gab. Evremond schien es nicht zu bemerken und ließ sich, Melos' Arm ergreifend, verschiedene angesehene Haager Persönliehkeiten zeigen, die seine Aufmerksamkeit erregt hatten, wie den feinen Staatsunterhändler und Weltmann Konrad van Benningen, der bei Ludwig dem Vierzehnten in hoher Gunst stand,

den klugen, freigeistigen Anwalt beim Hofe von Holland Abraham Cuffeler und
den Mathematiker und Naturforscher Christian Huygens, den man jüngst in
Paris außerordentlich gefeiert hatte. Dann ließ er sich zu dem greisen Amster-
damer Dichter Ioost van den Vondel führen, der, auf seinen Stock gestützt, neben
der Herme Oldenbarnevelts stand.
Während beide miteinander plauderten, betrachteten sie belustigt einen
Schwarm junger Hofleute, unter denen der Graf von Guiche und der Marquis
von La Balliere, die der französischen Gesandtschaft angehörten, durch ihre kost-
bare Kleidung und ihre mächtigen Perücken auffielen. Beide trugen um den
Hals und die Hände venezianische Spitzen, zart wie Blumen, ihre Röcke, mit
Silberstickerei bedeckt, waren aus blaßblauer Seide, und Knöpfe und Schließe«
funkelten von Diamanten. Aller Blicke wandten sich ihnen nach und nach zu,
um so mehr, da man wußte, daß der Ratspensionär die stutzerhaften, prahle-
rischen jungen Herren nicht besonders freundlich empfangen würde.
Während man noch im Zweifel war, ob man ihre knabenhafte Narrheit ver-
urteilen oder sie aus Ehrfurcht vor der französischen Mode bewundern sollte, trat
in den Saal ein junger Mann, der ein ganz einfaches schwarzes Kleid trug, dessen
einzige Zierde die feine, weiße Wäsche bildete. Aber welch ein Kopf mit licht-
beseelter Stirn und dunkel leuchtenden Augen!
Die jungen Adligen maßen ihn mit hochmütigen Blicken. Sie gerieten
jedoch in Bestürzung, als de Witt sie nur wortkarg begrüßte, sie stehen ließ und
sich dem Fremden zuwandte. Er reichte ihm die Hand, und sein Antlitz drückte,
während er mit ihm sprach, soviel Anteil und Zuneigung aus, daß Evremond
erstaunt auf Melos blickte, der etwas zwischen den Zähnen murmelte, indessen
auch andere sich nicht enthalten konnten, leise zu flüstern.
Aber de Witt nahm dies nur zum Anlaß, dem jungen Manne einen noch
größeren Beweis seiner Hochschätzung dadurch zu geben, daß er ihn zusammen
mit Huygens ins Gespräch zog. Evremond erkannte in dem Angesicht des
Fremden die Züge des Bildnisses wieder, das er in Rieuwertszs Buchladen ge<
sehen hatte. Er betrachtete nun lange und prüfend das Urbild, und je länger er
betrachtete, desto mehr fühlte er sich von dem Anblick des jungen Iuden ergriffen.
Der hagere Portugiese, ein strenger Katholik, erstarrte darüber fast; Evre-
mond aber erzählte kurz von seinem Besuch- im Amsterdamer Buchladen, worauf
ihm Melos unwillig zuraunte: „Vor dem Menschen warne ich dich! Dieser ab-
trünnige Iude steht mit dem Satan im Bunde und treibt ein teuflisches Spiel.
Zuerst verhöhnt er den Glauben seines eigenen Volkes, um sich in die Gunst der
Christen zu stehlen, dann schreibt er ein Buch über Deseartes, um den Geist der
Vornehmen und Gelehrten anzulocken, und der Ratspensionär — er läßt sich also
von ihm nicht mehr im stillen über mathematische Gegenstände belehren, er be-
handelt ihn auch öffentlich als seinesgleichen, während er jungen Leuten von
edelstem Geblüt Geringschätzung zeigt!"

Evremond konnte sich nicht enthalten, ihm zu erwidern: „Lieber Melos, man denkt in Holland anders als im allerkatholischsten Portugal und Spanien. Was ich mit eigenen Augen sah, hat mich davon überzeugt, daß Jan de Witt wirklich der große Mann ist, für den man ihn ausgibt. Und sehr erfreut es mich, wieder einmal zu sehen, wie frei auch das Äußere eines vornehmen Geistes im Gegensatz zu den Narrheiten kleiner, eitler Menschen wirkt, mögen sie nun im Prunkgewande oder im Talar der Gelehrtenzunft oder in einem anderen Kleide, das sich Hochmut und Nichtigkeit ersonnen hat, daherstolzieren!"

„Du sprichst ja wie ein Freigeist!" stotterte Melos, runzelte die Stirn und schwieg.

„Du solltest mich besser kennen!" entgegnete Evremond. „So frei ich zu denken gewohnt bin, so gering ist fürwahr meine Befähigung zum Freigeist. Aber ich bin ein Wahrheitliebender und schätze das Echte mehr als das Unechte."

Melos antwortete nicht. Seinen Widerspruch bekundete er nur dadurch, daß er den Mund zum Gähnen öffnete und davor ein Kreuz schlug, damit die bösen Geister nicht hineinführen. Dann seufzte er wiederholt und bliekte Evremond schweigend an.

Da wurden die Türen zum Schmaussaal geöffnet. Den Geladenen drang der festliche Glanz von schier tausend Kerzew entgegen, deren Widerschein der blanke, getäfelte Boden spiegelte. Auf den weißgedeekten Tischen funkelte kristallenes und silbernes Gerät von edelster Form. In schönen Gefäßen, aus deren Rauten die Regenbogenfarben blitzten, standen langgestielte Tulpen, die sich anmutig neigten und ihren gelben Blütenstaub über das feine flandrische Linnen streuten. Großblumige Nelken dufteten in hohen Gläsern, und auf silbergetriebenen Schalen lagen Pyramiden italienischer Sammetpfirsiche zur Augenweide.

Während Musik von Flöten und Lauten erklang, eilte der älteste Sekretär umher und wies den Gästen ihre Plätze an. Der Ratspensionär selbst führte von ihm besonders geschätzte Männer zu Tisch.

Zehn Diener mit weingefüllten Kannen bewegten sich hin und her. Alte französische und rheinische Weine ergossen sich in geschliffene Kelchgläser, und in rascher Folge wurden Krebse, Karauschen und Hechte, Wildschweinsschinken, jnnge Fasanen mit Trüffeln, Spanferkel, Ochsenklauen und gefüllte Lammsbruft, Hirschwildbret, Artischocken, Naschwerk und Früchte aller Art aufgetragen.

Aber dieses prächtige und üppige Mahl gewährte Evremond, der an den Tafeln der großen Herren Frankreichs und Englands gesessen hatte, und der ein ebenso großer Freund feiner Tafelsitten wie erlesener Speisen war, keinen vollkommenen Genuß. Die derbfrohen Holländer, starke Schmauser und Trinker, er' schreckten ihn. Nicht gewohnt mit der Gabel umzugeben, die ihnen unbeauem war, nahmen nur wenige Anstoß daran, mit den Fingern zu essen, wobei ein behäbiges Schmatzen von Mund zu Munde sprang, so daß dem französischen Edel-

mann sehr unbehaglich zu Mute wurde. Auch in der Unterhaltung verletzte ihn
ein gewisser freier Ton, weit entfernt von dem funkelnden, geistreichen Gespräch,
wie er es bei Tafel zu vernehmen liebte. Melos, der neben ihm saß, aber blieb
verstimmt und hüllte sich in störrisches Schweigen.
Wahren Augentrost bereitete Evremond darum der junge Spinoza, der still und
zurückhaltend mit dem Anstande eines vornehmen Ausländers aß. Seine schmale
Hand, die die Speisen mit der Gabel zum Munde führte, war ebenso edel geformt
wie sein Angesicht, das auffallend bleich und durchsichtig in der Umrahmung
seines dunklen, über Schläfen und Ohren fallenden Haars erschien. Er aß nur
wenig, die meisten Gerichte ließ er vorübergehen, und während er aß, blickte er
mit einer zärtlichen, fast feierlichen Freude die Blumen an, die ihn durch ihren
Duft erquickten.
Allgemach löste und befeuerte der Wein die schwerfälligen holländischen
Zungen. Man fand kräftige Worte für die unersMliche Wasserspinne auf der
anderen Seite des Kanals und lobte einmütig die durch de Witts Fürsorge gut
ausgerüstete und von erprobten Offizieren befehligte Flotte, über die der behut-
same Admiral Iakob van Wassenaer den Oberbefehl führte.
Der Ratspensionär brachte der Flotte sein gefülltes Glas dar. Ein einziger
Schrei folgte dem Trinkspruch. Alle erhoben sich von ihren Plätzen, die Gläser
erklangen und wurden dann zu Boden geschleudert, während die vom Wein ge-
röteten Gesichter sich noch dunkler färbten unter dem Ruf: „Heil, du edles Hol-
land, du guter und starker Hüter des freien Meeres!"
Die Herrlichkeit der Staaten wurde von van Beuningen und Cuffeler mit
beredten Worten gefeiert, worauf der alte Vondel aufstand, die Hände, die Hugo
de Groots „^lnre lldm-um" umschlossen, zum Gebet erhob und mit überlauter
Stimme rief: „Herregott, ich bitte dich, laß mich noch so lange leben, bis Enge-
land gedemütigt ist durch den Seetriumph der freien Niederlande!"
Da gedachte der Ratspensionär Spinozas, seiner heißen Vaterlandsliebe und
seiner Macht der Rede. Und ohne lange zu erwägen, wandte er sich an seinen
Schützling mit der Aufforderung, den Kreis der Sprecher zu schließen. Unruhe
ging durch den Saal, und alle Köpfe kehrten sich Spinos zu. Man gaffte ihn
an, und wer ihn nicht kannte, befragte über ihn seine Nachbarn.
Das Antlitz des jungen Denkers erglühte. Er sah umher, und es war, als
ob sich der tiefe Glanz seiner Augen in den Augen der auf ihn Schauenden ent-
zünde. Mit leidenschaftlich bewegter Stimme srrach er, nnd so, daß von den ge-
drungenen, machtvollen Worten auch die ihm nicht Wohlgesinnten lm Augenblick
hingerissen wurden.
Evremond sah Spinoza unverwandt an, bis er schwieg. Dann streckte sich seine
Hand unwillkürlich nach dem mit Rheinwein gefüllten Glase aus, aber er faßte
daran vorbei und griff mitten in einen Strauß Nelken, den er halb unbewußt
an sich zog, um sein Gesicht darüber zu neigen. Da legte sich eine Hand auf

seine Schulter, und als er aufblickte, schaute er in Iohann de Witts männlich schönes Antlitz. Sie lächelten sich wie zwei alte Bekannte an, worauf der Ratepensioneir den Nelkenstrauß aus Evremonds Händen nahm und ihn Spinoza über den Tisch reichte mit den Worten: „Mein lieber Freund, von uns beiden! Dies ist Herr von Saint Evremond, der nach Holland gekommen ist, um uns seine Liebe zu schenken! . ."

V.

Am anderen Morgen war das erste, was Evremond tat, daß er Spinozas Buch Wer Renati des Cartes' Prinzipien der Philosophie aus seiner Bibliothek hervorzog. Er hatte bisher nur darin geblättert, jetzt fühlte er sich gedrängt, es in einem Zuge zu lesen. Als er die Schrift gegen Mittag zugeschlagen und von sich geworfen hatte, sprang er wie ein jugendlicher Mensch auf die Beine, durchquerte das Gemach und riß ein Florett von der Wand.

Er war ein ausgezeichneter Fechter, von niemand noch sah er sich über' troffen, und er war stolz darauf, daß ein Stoß nach ihm „Stoß Saint Evremonds" genannt wurde. Und gebrauchte er nicht auch die Feder wie eine geschmeidige, scharfe Klinge auf Angriff und Abwehr? Dieser junge Fechter Spinoza aber . . . ja, seine Klinge war von anderer Art, und unwiderstehlich die Hand, die sie führte. „Stoß Spinozas" nannte er dieses rasch hingeworfene Erstlingswerk, worin sich der Schüler mit dem Meister in einem heißen Gang maß.

Evremond empfand erst jetzt, wie ihm selbst heiß geworden war. Er stiep ein Fenster auf und erfrischte sich an der hereinströmenden milden Frühlingsluft, in die sich die Düfte des Gartens mischten. Dann ging er in sein Bücherzimmer, blieb vor einer griechischen Bronze, einem Eros, stehen und betrachtete ihn genießenden Auges, wobei er die Inschrift las, die in den Sockel eingegraben war: „Ich liebe, also bin ich." Ein weises Lächeln umspielte seinen anmutreichen Mund. —

An den holländischen Sitten fand Evremond so großes Gefallen, daß er auch die Bitterstunde in sein tägliches Leben eingefügt hatte. Das ist die sorgenlose Stunde, wo man am Spätnachmittag vor der reichhaltigen Abendmahlzeit die Zunge durch einen Schluck kräftigen Bittern lüstern macht.

In einem Gäßchen, nicht weit vom Binnenhof, lag die kühle Baechusklause „Zur ewigen Lampe". Dort pflegten sich die Haager Gelehrten und Künstler einzufinden, nm bei Tage einen Bittern und am Abend das gute Delfter Bier zn trinken. Ihren Namen verdankte die Klause ihrem ersten Besitzer, einem Kapuziner, der mit einer Nonne aus Frankreich geflüchtet war. Über runden Eichentischen und hohen Lehnstühlen hingen blinkende Messinglaternen mit roten Scheiben, die wie Ampeln in einer Kapelle erglühten. Hinter dem Schenktisch, von dickbauchigen Flaschen umgeben, thronte die Tochter der Nonne, pausbäckig,

mit schwerem Goldgehänge in den Ohren, den Kopf in eine steife, blendend
weiße Halskrause eingepreßt, so daß sie ihn kaum bewegen konnte. Um so flinker
aber regten sich ihre Hände und füllten die langstieligen Tulpengläser bis an den
Rand mit dem schwerflüssigen Naß.
Der vornehme Herr von Saint Evremond, der nicht knauserte, war ein
gern gesehener Gast. Wenn er zur Tür hereintrat, lächelte die Wirtin nach ehr-
erbietigem Gruß über das ganze Gesicht, und die Iungfer, die die Gläser auf-
trug und abräumte, eilte sogleich zum Pfeifenständer, worauf die langen Ton-
pfeifen der Gäste zu einer Pyramide zusammengestellt waren. Schnell und
geschickt stopfte sie diejenige Evremonds, der sich stets mit einem artigen Wort
bedankte. Während er sodann den Wittern in kleinen Schlucken genoß und ihn
der edle Knaster umduftete, las er die französischen Gazetten.
Eines Tages stand Simon de Vries in der Tür und ließ seine Augen durch
den blauen Tabakdunst von einem Tisch zum andern wandern. Als er Evremond
erblickte, ging er mit raschen Schritten auf ihn zu.
Dieser erfaßte seine Hand, bot ihm einen Stuhl neben sich an und fragte:
„Was hat Euch nach dem Haag getrieben? Sicher kommt Ihr Euren Freund
zu besuchen. Darum will ich Euch mit der Nachricht bewillkommnen, daß ich ihn
vor einigen Tagen beim Herrn Ian de Witt kennen lernte."
De Vries berichtete von seinen geschäftlichen Angelegenheiten, die ihn nach
dem Haag geführt hatten, wobei Evremond erfuhr, daß der junge Amsterdamer
nicht dem Gelehrtenstande angehorte, sondern Kaufherr war, dem das väterliche
Handelshaus zugefallen.
Die Söhne der wohlhabenden holländischen Kaufmanns- und Regenten-
familien genossen zu jener Zeit eine sehr sorgfältige Erziehung. Viele von ihnen
eigneten sich eine humanistische Bildung an, die gewöhnlich durch eine Reise nach
Italien ihren Abschluß fand. Andere unternahmen große Seereisen, da der hol-
ländische Handel den ganzen Erdball umfaßte, und zur politischen Selbständigkeit
erzogen, leisteten sie Tüchtiges im Dienste ihres Gemeinwesens oder der Staaten.
Simon de Vries stammte aus einer Kollegiantenfamilie, die großes Ansehen
genoß. Die mit ihm Umgang hatten, rühmten seine nicht geringen mathematischen
Kenntnisse. Zart und etwas kränklich neigte er zur Schwermut, aber als ein
freier, ja seliger Mensch erschien er, wenn er von seiner Begeisterung für die
Wissenschaften, nnd wenn er von seinem Freunde Spinoza und dessen Lehre
sprechen konnte. Dann lag auf seinem Antlitz ein heiterer Glanz, und leicht floß
dem sonst Zaghaften die Rede vom Munde.
Das Gespräch wandte sich bald Spinozas Buch über Deseartes zu, und
de Vries erzählte, wie es entstanden war. Als es Evremond mit dem meister-
haften Stoß eines Fechters verglich, rief Simon in schwärmerischer Aufwallung
aus: „O lieber Herr, in der Nacht nach dem Tage, da die Iuden diesen
Benedietus im Tempel verflucht hatten, sah ich ihn im Traume, herrlich schön von

Gestalt, mit dem Schwerte die Wahrheit beschützen, die ein rasender Haufe-
Rabbinen anfiel. Seitdem umschwebt mich dieses Gesicht, und ich kann mich nicht
in eine Schrift Spinozas versenken, ohne daß mir das Bild des schwerttragenden
Benedictus vor der Seele steht."
Evremond zog ein wenig die Stirn hoch, legte aber dann seine Rechte auf die-
des jungen Mannes, als ob er dadurch seinen Worten besonderen Nachdruek"
verleihen wollte: „Simon, Ihr träumtet schon! Ware ich Spinoza, so würde ich
Euch Iohannes nennen."
„Ihr seid so gütig zu mir wie Spinoza," antwortete de Vries mit einem
tankbaren Blick. „Begleitet mich morgen zu ihm; ich bitte Euch von Herzen
darum."
Das sagte ihm Evremond gern zu, und da ihm Simons Art in hohem Grade
gefiel, lud er ihn an seinen Tisch. Er hatte die Gesellschaft eines jungen^
empfänglichen Menschen lange entbehrt. Er liebte diese jungen Männer, die,
wahrhaft und zuverlässig, leeren Gefäßen gleichen, in die sich des Freundes-
Seele ganz ergießen kann.
Was Evremond nach Tisch von de Vries erfuhr, vernahm er nicht ohne Be-
wegung. Er hörte Näheres über die Werke, — über die Ethik, woran Spinoza
mit so großer Leidenschaft schrieb, daß er in vielen Nachtwachen seine Gesundheit
geschwächt hatte. Simon zog aus dem Busen einige Manuskriptblätter der Ethik
und entfaltete sie. Evremond zündete eine Kerze an und erblickte eine Handschrift,
die sich über die Seiten wie mächtig strömende Flnt verbreitete, daraus sich
Steinblöcken gleich getilgte Stellen erhoben, über die sich neu geformte und aber-
mals neu geformte Gedanken ergossen. Evremond konnte lange Zeit von diesen
Zeugnissen großen und inbrünstigen Kampfes den Blick nicht wenden. Es drängte
sich ihm ein Vergleich mit seinen eigenen Niederschriften auf, und er empfand
fast Scham über sie; mühelos, als wären es Blumen, streute er die Worte auf
die Seiten.
Plötzlich blies er die Kerze aus. Wollte er nicht, daß Simon de Vries in-
diesem Augenblick sein Gesicht schaute?

VI.

Durch den heiteren Maimorgen kutschierte der junge de Vries in seinem.
Reisewagen Herrn von Saint Evremond nach Voorburg. Die kräftigen Apfel-
schimmel, deren starke Mähnen wie Frauenhaar zu langen Zöpfen geflochten
waren, trabten mit scharfem Hufschlag über die breite Landstraße, die durch den
Haager Busch führt. Dahinter blieb der Blick der Reisenden an baumumschützten
Gehöften und prächtigen Landsitzen mit großen, künstlerisch gepflegten Gärten
haften, die die Fahrt nach Voorburg genußreich machten. Das ansehnliche Dorf
mit seinen engen Gassen und blanken, spitzgiebligen Backsteinhäusern lag in der
grünen Ebene, im Duft der Wiesen ausgestreckt wie ein Siebenschläfer.

Simon hielt vor dem alten Gasthause zum Schwan an, gegenüber der protestantischen Kirche, wo bereits ein paar Botenfuhrwerke verweilten, deren schwere Gäule sich aus den gefüllten Krippen sättigten. Nachdem er die Pferde dem Stallknecht übergeben hatte, führte der aufmerksame Wirt die beiden Gäste in die Herrenstube, wo sie einen milden Rotwein tranken und sich dazu ein Stück von holländischem Käse wohl munden ließen.
Am Ende der Kirchstraße wohnte Spinoza. Rechterhand, an einer schmalen, trüben Gracht, auf der mit Gemüse beladene Kähne lagen, drängten sich eine Reihe zweistöckiger Häuschen aneinander, deren eines der Malermeister Daniel Tndeman gemietet hatte. Er war fast der Nachbar von Constantin Huygens/ der am Ausgang des Dorfes ein einfaches Landgut, von einem Park umgeben, besaß. Hier pflegte Huygens' Sohn Christian den Sommer zu verbringen.
De Vries setzte den Klopfer an der Tür Tydemans in Bewegung; eine blonde, noch junge Frau von behäbigem Umfang tat ihnen auf, rief erfreut „Willkommen!" und führte die beiden Männer in die geräumige Küche, die zugleich als Wohnstube diente.
De Vries holte unter dem Mantel ein verschnürtes Päckchen hervor und reichte es dem blonden Weibe. „Diese Gewürzschokolade ist für Euch, liebe Frau Margarita; laßt sie Euch schmecken!"
Frau Tndeman faßte, bevor sie nach der Schokolade griff, zwei Falten ihres bauschigen Rockes und machte einen artigen Knicks. „Herr de Vries, das ist in diesen teuren Zeiten ein seltenes Geschenk. Darum wäre es Sünde, wenn ich es ganz für mich behielte. Die Hälfte schicke ich noch heute meinem Mann, der auf der Zaandamer Werft Wachtdienst tut, und von der anderen soll Herr de Spinoza öfter zu kosten bekommen. Mit einer Tasse Schokolade locke ich ihn auf eine Stunde in den Garten. Was für einen Streich mußte ich ihm jüngst spielen! Um ihn von seiner langen Nachtarbeit abzuhalten, habe ich vorgeschützt, die Kerzen stünden jetzt so hoch im Preise, daß eine einen ganzen Stüber koste. Seitdem legt er sich um zehn Uhr zur Ruhe, und von seiner letzten Erkrankung hat er sich sichtbar erholt."
De Vries machte ein ernstes Gesicht, in seiner Besorgnis drängten sich ihm die Worte über die Lippen: „Ich bitte Euch, Frau Margarita, wenn die bösen Anfälle wiederkehren sollten, mir sofort Nachricht zu geben. Ich bin selbst mit Schuld daran, daß Herr de Spinoza nach Rijnsburg gezogen ist. Wenn er nur dort die vermaledeite feuchte Wohnung früher aufgegeben hätte. Diesem geizigen Homan, diesem elenden Mieteschinder, möchte man zum Dank das Podagra wünschen, wenn er es nicht schon hätte!"
„Ihr erregt Euch!" mahnte Frau Tndeman. „Und vergeßt, daß Ihr ein guter Christ seid. Sorgt Euch nicht, Herrn de Spinozas Gesundheit liegt mir nicht weniger als Euch am Herzen."

Simon ergriff ihren weißen, runden Arm. „Man muß Euch loben. Ihr
seid ein braves und tüchtiges Weib! Erlaubt, daß ich Euch hundert Gulden für
vesondere Ausgaben einhändige. Herr de Spinoza bedarf, wie Ihr wißt, einer
guten, kräftigen Kost. Laßt es ihm an nichts fehlen."
„Ach, Herr de Vries," klagte Frau Tndeman. „Man hat oft mit ihm seine
rechte Plage! Es ist gar nicht leicht, ihm Gutes zu tun. So genügsam kann
wohl nur ein Philosoph sein. Ein Heiliger kann nicht selbstloser leben, und trotz-
dem sagen der Pfarrer und die Leute im Dorfe, daß er ein böser Iude sei, vor
dem man sich hüten müsse. Mein Mann und ich wissen es besser! Doch nun
will ich Herrn de Spinoza von Eurer Ankunft Nachricht geben."
Sie begab sich in das obere Geschoß, zu dem eine steile Holztreppe führte.
Dort erschien Spinoza im Rahmen seiner Kammertür und streckte die Arme nach
de Vries aus. Sein Gesicht war noch von dem sanften Fieber der Gedankenarbeit
gerötet.
Als Simon in das geliebte Antlitz blickt?, strömte ihm das Blut zum Herzen;
er war machtlos, ein Wort über die Lippen zu bringen.
Spinoza zog ihn an seine Brust, küßte ihn, und während er ihm die Wangen
streichelte, sagte er innig: „Mein Simon, mein Simon, wie freue ich mich, dich
zu sehen!"
Evremond war auf der Treppe stehen geblieben und betrachtete mit tiefem
Gefallen Spinozas schmale, feingliedrige Gestalt, die in einen leichten Hausroct
aus Serge gehüllt war, der bis zu den Füßen reichte, und er umgab ihn wie ein
Mönchsgewand.
Spinoza bot dem Edelmann die Hand und sprach freundlich: „Ich bin noch
in Eurer Schuld, Herr von Saint Evremond. Auch hat mir Herr de Witt einen
großen Genuß verschafft, daß er mir das Gespräch zwischen dem Marschall von
Hocquineourt und dem Pater Canane zu lesen gab. Ihr habt mit diesem schalk-
haften kleinen Kunstwerk den derben Marschall und den guten Pater unsterblich
gemacht."
(Fortsetzung folgt)

Rund
schau

Pädagogische Rundschau.

Von P. Ho che.

Die Organisation der Volksschule.

Obwohl wir bisher inbezug auf unser Schulwesen, auch das der Volksschulen, mit an der Spitze der Völker marschierten, haben wir in Zukunft dennoch alle Ursache, ihm dauernd alle mögliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Durch unsere gute Volksbildung waren wir in der Hauptsache hochgekommen, und sie wird es sein, die uns auch im kommenden Frieden wieder emporführen wird. Deshalb ist es notwendig, daß alle die reichen Kräfte, die Zweifellos in unserem großen und gut befähigten Volke schlummern, auch wirklich geweckt und genährt werden. Denn die großen geistigen Führer allein tun's ja nicht; wir brauchen vielmehr auch ein sorgsam durchgebildetes Volk, das jenen Führern auch zu folgen versteht. Deshalb bedarf die Volksschule, durch die etwa 95 Prozent unseres Volkes ihre Schulbildung erhalten, ganz besonders sorgfältige Pflege. Sie verlangt tüchtige Lehrer, zeitgemäße Stoffpläne, die besten Lehrmethoden und vor allem eine reiche Organisation.

Im letzten Punkte hapert es bei uns noch bedenklich. Iedenfalls i st unsere Volksschule noch bei weitem nicht so gut ausgebaut wie unsere höhere und die Fachschule. Gewiß haben wir in den Klein- und Großstädten fast überall sechs- bis achtklassige Systeme, aber dieser mechanische Aufbau nach den acht Schuljahren allein genügt doch noch lange nicht. Denn das Schülermaterial in diesen Klassen ist viel zu ungleich. Neben dem Gutbegabten oder dem Talent sitzt der Normale oder gar der abnorm Schwache, und alle drei, der Starke, der Schwache und der Mittelmäßige, Zellen nun den Bildungsweg in etwa gleicher Schnelligkeit zurücklegen. Das ist aber eine Unmöglichkeit, das ist ein Weg, der nur dem Gros der Mittelmäßigen entsprechen dürfte. Gut- und Schlechtbegabte müssen notwendig darunter leiden.

Aus wirtschaftlichen wie sozialpolitischen Gründen hat man daher schon oft besondere Klassen für die Starken und die Schwachen vorgeschlagen. In seiner Schrift „Organisation des Volköschulwesens auf differentiell-psychelo-

gischer Grundlage" (Leipzig, Quelle u. Meyer) verlangt Dr. I. van den Wyenbergh eine reinliche Scheidung nach der besonderen Leistungsfähigkeit deö Volksschülers. Daß eine reiche Verschiedenheit in der Leistungsfähigkeit der Schulkinder besteht, ist ja ohne weiteres klar. Sie liegt in der Hauptsache in den angeborenen Anlagen des Kindes begründet, sie wird aber zweitens auch in hohem Grade durch äußere Umstände bedingt z. B. durch die verschiedenartigen häuslichen und sozialen Verhältnisse, in denen der junge Mensch aufwächst. Gestützt auf ein reiches Tatsachenmaterial aus der wissenschaftlichen Iugendkunde, behauptet der Verfasser, daß etwa 50 Prozent, also die Hälfte, zu den Normalen zu rechnen seien. Ie 25 Prozent gehören zu den Gut- oder den Schlechtbegabten. Bei

den letzteren unterscheidet er wieder die normal und etwa drei Prozent abnorm Schlechtbegabte. Diese Gliederung der Kinder nach der Leistungsfähigkeit dürfte auch dem Nichtfachmann als die wahrscheinliche vorkommen. Ist sie aber in Wirklichkeit vorhanden, so heißt es nun auch die notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen. Dann sollten wir auch unser Volksschulwesen entsprechend organisieren. Darnach ergäbe sich für die normal Begabten, die regelmäßig versetzt werden könnten, das achtstufige Hauptklassensystem. Für weniger gut begabte Schüler, für die normal Schwachbegabten käme, da sie auch nur unregelmäßig fortschreiten, das sechs- bis siebenklassige sogenannte Forderklassensystem in Frage. Die etwa drei Prozent der abnorm Schwachen wären in drei- bis vierklassigen Hilfsschulen einem gewissen Abschluß zuzuführen. Blieben noch die Gutbegabten übrig. Nach dem bekannten Worte des früheren Reichskanzlers sollen auch sie zu ihrem besonderen Rechte kommen. Sie sollen es ebenfalls in besonderen Schulen finden. Zum Teil sollen solche Kinder n Klassen kommen, die für die höheren Schulen vorbereiten, zum Teil in Sprachenklassen, in denen eine fremde Sprache gelehrt wird und die Lehrpläne auch sonst etwas weiter führen als die Hauptklassensysteme für das Gros der normal Begabten. So etwa stellt sich eine Organisation unserer Volksschule dar, wenn sie sich auf der einzig richtigen, nämlich auf der psychologischen Grundlage aufbaut. Zwei wichtigen Zielen, die heute vielfach nicht erreicht werden, würde dadurch Rechnung getragen. Erstens erhalten alle Kinder einen Bildungsabschlug, wie er im großen und ganzen ihrer Natur entspricht, und zweitens wird damit eine enge Verbindung zwischen Volksschule und höherer Schule hergestellt, wie sie heute oft schmerzlich vermißt wird.

Der bekannte Pädagoge Kerschensteiner scheidet die Schüler nicht nur nach der Quantität, sondern nach der Qualität der Begabungen in die der sprachlich-historischen Neigung, der mathematisch - naturwissenschaftlichen, der technisch-konstruktiven und der künstlerisch-intuitiven. Gewiß läßt sich auch gegen eine solche Differenzierung nichts einwenden. Aber in dem Alter

der Volksschulkinder tritt sie jedenfalls noch nicht genügend hervor, als daß man nach ihr die Organisation der Schule einrichten könnte. Diese wird sich vielmehr in erster Linie nach der Quantität der Begabung zu richten haben, und wenn diese richtunggebend wirkt, so haben wir fürs erste schon viel erreicht. Dabei mag allerdings erwähnt werden, daß der erwähnte Pädagoge Kerschensteiner in München der Pflege praktischer Interessen dadurch Rechnung getragen hat, daß er den „Arbeitsunterricht" einführte. Dieser bestand in der Hauptsache in sehr ausgedehntem Handfertigkeitsunterricht, Laboratoriumsunterricht für praktische Schülerübungen in Chemie und Physik und Schultuchenunterricht in den Mädchenklassen. Eine nicht ganz leichte und eine verantwortungsvolle Entscheidung wird es sein, die Schüler nun nach der Leistungsfähigkeit zu sondern und den verschiedenen Schulen zuzuweisen. Ausschlaggebend müssen hierfür jedenfalls die Schulleistungen des Kindes sein. Heute gibt es verschiedene Methoden, um die Intelligenz eines Schülers zu prüfen. Auch diese Methoden müssen in zweifelhaften Fällen zu Hilfe gezogen werden. Nach dem Vorschlage des Psychologen Prof. Stern soll einem besonderen Schulpsychologen mit die besondere Aufgabe zustehen, die Leistungsfähigkeit der Schüler festzustellen.

Von besonderem Werte wird eS sein, die Unterschiede in der Begabungsstärke der Schüler zu verrin-

gern, denn umso weniger brauchte man
ja das Volksschulwesen zu differenzieren.
Der Verfasser bemerkt sehr richtig:
„Die Forderung, äußeren, die Lei,
stungsfähigkeit hemmenden Momenten
durch entsprechende Maßnahmen im
Schulorganismus entgegenzuwirken,
halte ich für ebenso wichtig, wie die
Differenzierung nach Begabung über-
haupt. Man darf sicher annehmen, daß
auch im differenzierten Schulsystem
manche Schüler nicht in die Sonder-
klassen für Schwache versetzt zu werden
brauchten, wenn sich ihrer im vorschul-
Pflichtigen Alter bezw. in der ersten
Schulzeit mit größerer Fürsorge ange-
nommen würde, um Schwächen zu
heben, die nicht angeboren, sondern
lediglich auf Rückstand in der Entwick-
lung zurückzuführen sind, der selbst
wieder begründet ist in mangelhaften
Umwelteinflüssen." Hinzuweisen wäre
hier besonders auf alle die Fürsorge-
maßnahmen, die das Schulkind zum
Gegenstande haben, wie besondere Kurse,
ärztliche Bewachung, Beaufsichtigung,
Speisung, Berufsberatung, Körper-
pflege. Um das unreife Kind erst ein-
mal schulfähig zu machen, sei an die
Schulgärten erinnert, wie sie in Char-
lottenburg in so segensreicher Weise
wirksam sind.

Wenn hier eine reiche Gliederung
unserer Volksschule verlangt wird, so
reden wir damit keineswegs uferlosen
Plänen das Wort. Was hier verlangt
wird, das ist zum Teil schon praktisch
erprobt worden. Wir verweisen auf
die vorbildlich vorangegangenen Städte
Eharlottenburg und vor allem auf
Mannheim. Das Mannheimer System
ist unter diesem Namen bekannt ge-
worden. Es weist ein achtklassiges
Hauptklassensystem auf, daneben die
siebenstufige Förderschule für normal
Schwache und die vierklassige Hilfs-
schule für abnorm Schwache. Für die
besser Begabten sorgen Vorbereitungs-
klassen für die höhere Schule und acht-
klassige Abschlußklassen für Gutbegabt:
mit Sprachunterricht. Was in diesen
zwei Städten vereinzelt geschehen ist,
das sollte in allen Groß- und Mittel-
städten möglich sein. Gilt es doch, daß
einem jeden sein persönliches Recht
werde, daß aber auch unser Volk als
Ganzes aus seiner Volksschule den
höchsten Nutzen ziehe.

Von Dr. zur. Kurt Ed. Imberg.
Unter dem Doppeltitel „Dietrich Schäfer und Hans Delbrück, Nationale Ziele der deutschen Geschichtsschreibung seit der französischen Revolution" ist im Verlage von Friedr. Andreas Perthes (Gotha) ein ausgezeichnetes Buch des Freiburger Universitäts-professors Dr. Gustav Wolf erschienen. In anschaulicher, klarer Weise gibt der Verfasser in diesem Buche eine kurzgefaßte Darstellung .von der Ent-wicklung der deutschen Geschichts-wissenschaft im letzten Iahrhundert. Wenn auch das Buch nicht den An-spruch auf Vollständigkeit macht, — es lag dies auch garnicht im Plan des Verfassers, — wenn auch mancher diesen oder jenen Punkt in der Dar-stellung vermißt, jeder wird dieses Werk mit Genugtuung lesen, und jeder wird in ihm etwas finden, was ihm neu und interessant ist. Wolf hat dieses Buch nicht nur für den Historiker geschrieben, in erster Linie ist es für den Laien bestimmt, der sich über die Auffassung geschichtlicher Probleme und Fragen durch unsere großen Historiker unterrichten will.
Nicht weniger interessant und lesens-wert sind zwei Bücher, die neuerdings in der bei der deutschen Verlags-An-stalt in Stuttgart veröffentlichten „Poli-

tischen Bücherei" erschienen sind, einer Sammlung, der wir schon so manches wertvolle Werk verdanken, und die wir auch früher bereits zu nennen Gelegenheit hatten. Bereits in 2. Auflage konnte das Buch „Frankreich und das linke Rheinufei" aus der Feder des Bonner Historikers Aloys Schulte erscheinen. Schulte, der die linksrheinischen Verhiilnisse von seiner mehrjährigen Tätigkeit in Straßburg genau kennt und dort Gelegenheit gehabt hat, nicht nur die Quellen im Original zu studieren, sondern auch aus eigenster Anschauung sich mit den Zuständen und den Stimmungen im Elsaß und in Lothringen bekannt zu machen, weist in diesem ausgezeichneten Buche nach, „wie in einer Glied an Glied sich schließenden Kette Frankreich unter allen Regierungsformen bestrebt gewesen ist, das historische Gebiet des alten deutschen Reiches zu verkleinern, rücksichtslos Stücke vom deutschen Sprachgebiete wegzunehmen,denRhein, diese unnatürliche Grenze zu gewinnen, und wenn es diese hatte, sie durch Brückenköpfe »offensiv auszubauen".
Bei der inneren Zerrissenheit des alten deutschen Reiches konnte es dem schon seit Jahrhunderten konsolidierten Nationalstaate Frankreich nicht schwer fallen, mehrere wertvolle, einst kerndeutsche Stücke Landes aus dem deutschen Staatskörper herauszureißen, zumal man bei der Wahl der Mittel nicht allzu skrupulös vorging; Gewalt und List, Raub und Annerion im tiefsten Frieden, das sind die Mittel, die Frankreich bei der Angliederung deutschen Bodens und deutscher Volksgenossen verwendete. „Keine Annerion erfolgte unter der völlig freien Zustimmung der Bewohner."
Vergebens haben französische Publizisten, Staatsmänner und selbst Historiker versucht, diesen Tatsachen zu widersprechen, wobei sie sich keineswegs scheuten, in gröbster Weise die Geschichte zu fälschen und auf der Hant> liegende Unwahrheiten in die Welt hinauszuposaunen, um die Zugehörigkeit widerrechtlich sich angeeigneten deutschen Landes zu Frankreich darzutun. Das geschah nicht etwa nur während des Weltkrieges, wo der Chauvinismus in allen kriegführenden Ländern mehr oder weniger hoch ging, nein, schon lange vor dem Kriege haben

selbst namhafte französische Historiker in einer manchmal geradezu kindlichen Naivität ihren Lesern derartige Geschichtsfälschungen aufzutischen gewagt. In objektiver Weise weist Schulte an Hand der Quellen diese Unwahrheiten nach und zeigt, in wie schamloser Weise oft die Welt von den französischen Geschichtsforschern — wenn man sie mit diesem Worte überhaupt noch bezeichnen darf — angelogen und hinters Licht geführt wird. Schulte hat sich mit dieser seiner Darstellung ein unleugbares Verdienst um die Geschichtsforschung erworben, und zweifellos wird sein Buch auch in den neutralen, vielleicht — wenn erst ruhigere Zeiten wieder gekommen sein werden — auch in den uns jetzt feindlichen Ländern alle Einsichtigen davon überzeugen, wohin das linke Rheinufer geographisch und geschichtlich gehört, wer der wahre Störenfried in diesem Falle ist, und wem dieses Gebiet in Wahrheit zukommt. —

„Das Verfassungsproblem im Habsburgerreich" behandelt Dr. Wilhelm Schüßler ausführlich in einem grundlegenden Buche. Wir haben früher bereits bei Besprechung des Buches von Südland darauf hingewiesen, wie wenig Aufmerksamkeit und Beachtung verhältnismäßig diesem wichtigen Probleme in Osterreich und in Deutschland bisher in der Literatur geschenkt worden ist, so daß man hauptsächlich auf ausländische Schriftsteller und Forscher angewiesen war, wollte man sich einen Einblick verschaffen in dieses Völker-

gewirr der Donaumonarchien. Und doch hängen so viele, ich möchte sagen weltpolitische Fragen vin der richtigen Erkenntnis und von del befriedigenden Lösung dieses Problems ab.

Schüßler geht von der Feststellung aus, daß für die Gestaltung der Habsburgermonarchie zwei verschiedene Auffassungen maß- und richtunggebend waren: „für die Länder, aus denen sie besteht („Stände"), ist. . . die Monarchie nur ein Bündnis gegen Dritte, bei Bewahrung ihrer inneren Selbständigkeit; für die Dynastie dagegen ist die Monarchie ein Staat, und ihr Bestreben ging also von vornherein dahin, aus der dynastischen Einheit eine politische zumachen". Dieser grundlegende Unterschied erklärt die Geschichte Österreichs seit dem Jahre 1526, dem Jahre der Schlacht bei Mohäcz und der Vereinigung Ungarns mit Österreich. Aus der ursprünglich trialistischen Monarchie entwickelte sich allmählich der österreichisch-ungarische Dualismus. Von besonderer Wichtigkeit auf diesem Wege sind die „für die ganze künftige Gestaltung der Monarchie grundlegenden Maßnahmen" Ferdinands II. nach Niederwerfung des böhm'schen Aufstandes. „Die weltgeschichtliche Tat Kaiser Ferdinands II. ist es" — wie der Verfasser ausführt —, „die Monarchie deutlicher denn vorher als besonderen Staat neben Deutschland gekennzeichnet und ferner — ohne es natürlich zu ahnen — den Beginn mit der Umwandlung der ursprünglich trialistischen in eine dualistische Monarchie gemacht zu haben." Böhmens Unglück war so das Glück der Magyaren, die niemals in einer trialistischen Monarchie die Stellung hätten einnehmen können, wie sie es tatsächlich jetzt seit 1.867 tun. Schüßler zeigt dann im weiteren Verlauf, wie Ungarn immer mehr an Macht gewinnt, wie die Magyaren es verstanden haben, unter Ausnutzung der inneren und äußeren schwierigen Verhältnisse der Habsburger, ihre Selbständigkeit zu erweitern und zu befestigen. „In den Stürmen des Krieges, den . . . Maria Theresia zusamt ihren Ländern für den unteilbaren und untrennbaren Zusammenhalt gegen eine gewaltige Übermacht führen mußte, verstanden es die Ungarn, sich auf dem berühmten Reichstag von 1741 ihre Hilfeleistung . . . durch die erneute Be-

stätigung ihrer Unabhängigkeit bezahlen zu lassen. Und damit wurde der Grundstein gelegt für die Gestaltung der Monarchie, die bis heute dauert, die dualistische." Von nun an beginnt der Zentralismus der Monarchie immer mehr in die Brüche zu gehen. Es hat im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts nicht an Versuchen gefehlt, die alte Zentralisation wieder herzustellen. Aber vergebens. Der Ausgleich von 1867 machte diesen Versuchen für immer ein Ende. Schüßler gibt interessante Aufschlüsse über die Entstehung, das Wachsen und die schließliche Lösung dieser dualistischen Idee und eine kurze, klare geschichtliche und rechtliche Darstellung des Ausgleichs, der — wie der ältere Andrässy einmal erklärte — Ungarn im Verhältnis von 30°/, zu den gemeinsamen Lasten ein Ausmaß von 70°/, an Rechten sicherte. Die Entwickelung vollzieht sich auch weiterhin zugunsten Ungarns. „Es ist kein Zusammenwachsen der beiden Staaten erfolgt, sondern eine immer strengere Sonderung und Nationalisierung Ungarns", wie dies z. B. auch äußerlich beim Abschluß der Brüsseler Zuckerkonvention von 1903 deutlich zu Tage tritt, wo Osterreich und Ungarn selbständig vertreten waren nnd jedes für sich den Vertrag unter-eichnete. „Aus Österreich-Ungarn ist im Lauf der Zeiten ein Ungarn-Österreich geworden, ein Groß-Ungarn von einer Bedeutung, wie es 1867 auch der größte magyarische Chauvinist nicht in seinen kühnsten Träumen gesehen hatte. Der magya-

rische Slamm, nicht mehr als 19 <V,
der Bevölkerung des Habsburgerreiches,
leitet, selber eine Minderheit im engeren
Ungarn, völlig souverän die Geschicke
eines Fünfzig-Millionen-Reiches!"

Im nächsten Abschnitte seines Bu-
ches beschäftigt sich der Verfasser als-
dann Mlt den föderalistischen Lösungs-
versuchen, die allerdings bislang nur
theoretisch dargestellt waren und der
praktischen Ausführung ermangelten,
aber deswegen Beachtung verdienen,
weil sie möglicherweise die künftige
Verfassungeform des Habsburgerreiches
gebildet hatten, hätte nicht die Revo-
lution und die mit ihr eintretende —
wenigstens vorläufige — völlige Auf-
lösung des Reiches der ganzen Ent-
wicklung einen Strich durch die Rech-
nung gemacht. Die Pflegestätte des
Kronliinder-Föderalismus, der eine neue
Lösung des alten Reichsproblems an-
bahnte, nämlich den Föderalismus der
Nationen, ist Böhmen, wo in den letzten
Jahrzehnten der Nationalismus der
Tschechen besonders erstarkt war und
eine Gleichstellung mit Ungarn forderte.
Auch die südslavische Frage, über die
wir in dem vor kurzem erschienenen
Südland'schen Buche nunmehr ein-
gehend unterrichtet werden, gewann
immer größere Bedeutung. Ihr Ziel
war der Trialismus, der „die Ver-
einigung aller Südslaven der Monarchie,
zu denen in gewisser Beziehuug auch
die Slovenen zu zählen sind, zu einem
besonderen Staate" bedeutet, „der neben
Österreich und Ungarn als dritter Teil
der Monarchie das Schicksal des Habs-
burgerreiches bestimmen soll".

Die Nationen der Monarchie ver-
langen nicht nur autonome Verwaltung
auf ihrem Gebiete, sondern auch Mit»
regierung am Reiche entsprechend ihrer
Bedeutung. „Diesem Problem kann" —
wie Schüßler mit Recht ausführt —
„Osterreich... für die Dauer nicht aus-
weichen". Je länger man in Wien
zögere, diesem Wunsche nachzukommen.
um so mehr Nationen würden sich
melden, um Berücksichtigung und An-
erkennung ihrer nationalen Wünsche zu
fordern. —

Und wie gewöhnlich hat man am
Ballplatz zu lange gewartet und den
rechten Augenblick versäumt. Man hat
vielleicht geglaubt, der Weltkrieg würde
die nationalen Wünsche in den Hinter-
grund drängen. Aber das Gegenteil

war der Fall. Die Flut der Nationalitäten schlug höher denn je, und als man schließlich — der Not gehorchend — sich entschloß, den Wünschen der Nationalitäten zu entsprechen, war es bereits zu spät. Der Zerfall des Habsburgerreiches war nicht mehr zu verhüten.

Das Schüßler'sche Werk war erschienen, bevor dieser Zusammenbruch und die Auflösung eintraten, und wenn auch die Schlußfolgerungen, die der Verfasser ziehen zu dürfen sich berechtigt glaubte, nicht ganz eingetreten sind, so darf ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden. Seine Ausführungen sind äußerst interessant und lehrreich, und wir können mit bestem Gewissen unseren Lesern dieses Werk aufs Wärmste empfehlen.

In einer kleinen Schrift „Englands Friedensschlüsse", die bei der Verlagsbuchhandlung Dr. Walther Rothschild in Berlin erschienen ist, lenkt der Professor an der Freiburger Universität Wolfgang Michael die Augen der deutschen Leser auf Englands frühere Friedensschlüsse, die eine Warnung sein können und sollten für den kommenden Friedensschluß mit unserem Feinde jenseits des Kanals. In dem kurzen Überblick, den der Verfasser zu geben sich vorgenommen, hat er die mittelalterlichen Kriege und die ihnen folgenden Friedensschlüsse ganz außer Betracht gelassen und sein Augenmerk nur auf die letzten vier Jahrhunderte gelenkt.

die ja auch lediglich entscheidend sind für Englands Politik, Welrstellung und Größe, deren Geburtsstunde erst in den ersten Iahren des 17. Jahrhunderts zu suchen ist. Ausführlicher verweilt der Verfasser bei Englands Kämpfen und Friedensschlüssen mit Spanien, Holland und Frankreich im 17. und 18. Iahrhundert, sowie bei dem Bündnisse mit Friedrich dem Großen, wo sich wohl am deutschsten die englische Praris zeigt, die sich in der englischen Bündnispolitik immer wieder findet: „man läßt die Bundesgenossen links liegen und sichert sich in besonderer Verhandlung mit dem Hauptgegner die wertvollsten Kriegsziele, die Bundesgenossen können dann beitreten, wenn es ihnen beliebt, erhalten aber die schlechteren Bedingungen". Wenn man die englische Geschichte verfolgt, so kann man als Hauptcharakteristik immer wieder beobachten, daß England stels mit äußerster Zähigkeit seine Kriege durchgeführt, und daß er den Sieg über einen völlig geschlagenen Feind erbarmungslos ausgenutzt hat. Nie hat sich die englische Politik gescheut, wenn eö zu seinem Vorteil war, seine Bundesgenossen preiszugeben, um im Sonderfrieden günstigere Bedingungen für sich herauszuschlagen, ohne Rücksicht auf den Verbündeten, der sich auf Englands Vertragstreue verlassen zu dürfen glaubte.

Auch die Michael'schen Ausführungen sind vor dem Zusammenbruch der Mittelmächte erschienen, und wenn auch hierdurch einige Anspielungen des Verfassers auf die Gegenwart überholl sind, so ist doeh seine Arbeit vom historischen Standpunkte aus als wertvoll und begrüßenswert zu bezeichnen, zumal sie aus der Feder eines der besten Kenner englischer Geschichte stammt. —

O O 5

Nur kurz wollen wir an dieser Stelle auf den dritten Band: „Der Krieg und die große Politik'' hinweisen, den Otto Hoetzsch im Verlage von S. Hirzel (Leipzig) soeben erscheinen läßt. Wir haben bereits früher die ersten beiden Bände dieser Aufsatzsammlung besprochen und können uns deshalb diesmal auf das frühere Urteil berufen. Auch der neue Band enthält all die Vor-, aber auch Nachteile der vorhergegangenen; aber es soll nochmals hervorgehoben werden, daß

auch diese Aufsätze, die die Zeit vom
Eintritt Rumäniens in den Krieg bis
zum deutsch-russischen Waffenstillstand,
d. h. von September 1916 bis De-
zember 1917 behandeln, zum größten
Teil sehr interessant und lesenswert
sind. Hoffentlich läßt Hoetzsch bald den
vierten Band dieser Sammlung folgen,
der vermutlich bis zum Ende des Krieges
reichen wird, sodaß wir ein abge-
schlossenes politisches Werk über den
größten aller Kriege vor uns haben. —
In zweiter Auflage liegt das 402.
Bändchen der Teubner'schen Sammlung
„Aus Natur und Geisteswelt" vor, das
„Das Deutschtum im Auslande" dar-
stellt. Der Verfasser, Professor Dr.
RobertHoeniger von der Berliner
Universität, gibt in diesem Bande eine
kurze interessante Übersicht über das
Auslandsdeutschtum, seine geschichtlichen
Beziehungen zum Stammvolke, seine
Entwicklung und seine Lage. Hoeniger
hat sich — und zwar mit Recht —
auch bei der neuen Auflage auf die
Zeit vor dem Weltkriege beschränkt,
denn zur Zeit ist es kaum möglich, ein
klares und geschichtlich wahres Bild von
dem Deutschtum im Auslande während
des Krieges zu geben. Wie in so viel
anderen Fällen hat die Revolution auch
den Schlußfolgerungen und Wünschen
Hoeniger's bezüglich des Auslands-
deutschtums den Boden entzogen, und
kein Mensch vermag im jetzigen Augen-
blicke, wo noch alles im Fluß ist, zu
sagen, wie sich in Zukunft die Be-
ziehungen zwischen Deutschland und

semen Volksgenossen außerhalb seiner Grenzpfähle gestalten werden. Immerhin behalten die Darlegungen des Verfassers als historische Arbeit ihren vollen Wert,

Literarische Rundschau.

Von Prof. I)r. Heinrich Brömse.

Wie vor vierhundert Jahren die deutsche Literatur von der großen zeitgeschichtlichen Bewegung völlig beherrscht wurde, so steht sie auch jetzt im Bann und Dienst der Zeitgeschichte. Bei der so viel breiteren Masse der heutigen Druckwerke ist, an und für sich genommen, die Zahl rein schöngeistiger Erzeugnisse nicht unbeträchtlich, aber verhältnismäßig überwiegen besonders unter den Werken, die einige Aussicht auf Bestand haben, die zeitgeschichtlich und politisch bestimmten so sehr, daß die heiß erstrebte Politisierung des Volkes wenigstens als Politisierung der Schriftsteller einen Sieben-Meilen-Anfangsschritt gemacht hat. Die Dichter smd nicht nur in ihren künstlerischen Werken vom rechten Flügel der Vaterlandssänger bis zum linken der internationalen Aktivisten Bekenner politischer Glaubenssätze, sie beteiligen sich auch mit Zeit- und Streitschriften selbst am großen Redekampf um Volk und Staat.

Im vollsten Sinne politisch sind die „Betrachtungen eines Unpolitischen" von Thomas Mann (Berlin, S. Fischer, 1918). Auch ein Buch, das die Entwicklung unserer Politik bekämpft, gehört zu den polilischen Büchern so gut, wie ein Buch, das die Entwicklung der Psnchologie bekämpft, zur psychologischen Literatur zu rechnen wäre. Denn dies bedeutet hier der Ausdruck „eines Unpolitischen": eines Mannes, der gründlich über Politik nachgedacht hat, der sich eingehend darüber ausspricht, aber ganz dem Sinne ergeben bleibt, daß die Politik, wenn sie nicht den Charakter verdirbt, jedenfalls dem Charakter der Deutschen nicht gemäß ist. Freilich nicht jede Politik beurteilt und verurteilt der Verfasser so, natürlich nicht den eigenen Standpunkt, der doch auch eine Teilnahme an den Angelegenheiten des Staates ausdrückt, also politisch ist, sondern die nach westlichem Muster gebildete parlamentarisch-demokratische Politik. Hören wir ihn selbst: „Wessen Bestreben es wäre, aus

Deutschland einfach eine bürgerliche
Demokratie im römisch-westlichen Sinn
zu machen, der würde ihm sein Bestes
und Schwerstes, seine Problematik,
nehmen wollen, in der seine Natio-
nalität ganz eigentlich besteht; der
würde es langweilig, klar, dumm und
undeutsch machen wollen und also ein
Anti-Nationalist sein, der darauf be-
stände, daß Deutschland eine Nation
in fremdem Sinne und Geiste würde."
Und noch bezeichnender an dieser
Stelle: „Der Unterschied von Geist
und Politik enthält den von Kultur
und Zivilisation, von Seele und Ge-
sellschaft, von Freiheit und Stimmrecht,
von Kunst und Literatur; und Deutsch-
tum, das ist Kultur, Seele, Freiheit,
Kunst und nicht Zivilisation, Gesell-
schaft, Stimmrecht, Literatur. Der
Unterschied von Geist und Politik ist,
zum weiteren Beispiel, der von kos-
mopolitisch und international. Jener
Begriff entstammt der kulturellen
Sphäre und ist deutsch; dieser ent-
stammt der Sphäre der Zivilisation
und Demokratie und ist — etwas ganz
anderes. International ist der demo-
kratische Bourgeois, möge er überall
auch noch so national sich drapieren;
der Vürgerist kosmopolitisch, denn
er ist deutsch."

Die Begriffe sind hier und an an-
dern Orten so zugespitzt, daß Mißver-
ständnisse nicht leicht ausbleiben können,
und das ist schade wegen des tiefen
Gehalts, den trotz der ausgesprochenen
Einseitigkeit des Ganzen die hier vor-
getragenen Gedanken haben. Die Be-
griffe sind andererseits trotz der schein-
baren Schärfe oft nicht bestimmt ge-
nug, um mehr als ein Stimmungs-
bild, um eine klare und beweiskräftige
Gedankenentwicklung zu ergeben.
Immer neu umschrieben, aber un-
bewiesen ist der Leitsatz, daß die De-
mokratie dem Wesen des deutschen
Volkes grundsätzlich fremd und unan-
gemessen sei. Von den alten Ger-
manen haben wir die Kunde, daß die
höchste staatliche Gewalt bei der Volks-
versammlung lag, zu der alle wehr-
haften Freien gehörten: man kann
hierin immerhin einen demokratischen
Zug erblicken.
Selbst des Verfassers eigene Staats-
anschauung ist nicht ohne einen Trop-
fen demokratischen Ols. Thomas
Mann bekennt sich zu Goethes „ge-
mäßigtem Liberalismus," der ungefähr
dasselbe bedeute wie gemäßigter Kon-
servatismus, und konservativ sein heiße
nicht: alles Bestehende erhalten, son-
dern: Deutschland deutsch erhalten
wollen. Er hält den Volksstaat für
notwendig, weil „Deutschland in den
Sattel gesetzt" sei und nicht abfallen
dürfe, aber die nationale Gefahr liege
darin, daß der „Volksstaat" mit der
Demokratie im westlichen Sinne ver-
wechselt werde.
Wo aber liegt die Grenze? Wie
ist der Verwechslung vorzubeugen?
Wie wird Deutschland ein Volksstaat,
ohne der Demokratie anheimzufallen?
Ich sehe in dem Buche keine klaren
Antworten auf' diese Fragen. Es ist
stärker im Ablehnen als im Aufbauen.
Es führt uns in immer neuen Wan-
derungen bis zu demselben Punkte,
der doch kein Endziel ist, von dem
aus vielmehr erst der schwierigere Teil
des Weges beginnt.
Dies hindert nicht, daß auf den
durchschrittenen Strecken zahlreiche
Plätze zur Einkehr und Ausschau ein-
laden, daß dies Buch überall anre-
gend und oft voll philosophischen Tief-
sinns ist. Es ist ein fesselndes Selbst-
gespräch, in dem der Sprecher nicht
nur das Ergebnis seiner Gedanken,

sondern auch deren Werdegang sehen
läßt. Dies Selbstgespräch ist vielfach
unterbrochen von Aussprüchen, auch
längeren Darlegungen anderer, Geg-
ner und Geistesverwandter, mit denen
sich der Verfasser auseinandersetzt.
Geistesverwandt ist es besonders mit
den Schriften Lagardes. Seiner Form
nach ist es ganz von eigenem Wuchs.
Was Lagarde als Prophet verkündet,
offenbart sich hier in der Art und
Sprache des seelenkundigen Dichters
„als Erzeugnis einer gewissen unbe-
schreiblichen Irritabilität gegen geistige
Zeittendenzen, einer Reizbarkeit, Dünn-
hiiutigkeit und Wahrnehmungsnervosi-
tät", die auch in den künstlerischen
Werken des Verfassers hervortritt. Be-
glückend und werbend wirkt die natio-
nale Gesinnung, die das Werk durch-
strömt. Es würde ihm wohl anstehen,
auch in der Sprache das aus dem
Westen eingedrungene Fremdgut mehr
zu meiden.
Das politische Lied, das Arthur
Holit scher in der Betrachtung
„Bruder Wurm" (Berlin, S.
Fischer, 1918) anstimmt, ist der Klage-
gesang eines Friedfertigen, der ein
eifernder Gegner nicht nur aller
kriegerischen Gewalt, sondern auch aller
staatlichen Macht ist. „O heiliges
Wort: Freiheit! Und o, die Ruchlo-
sigkeit dieses Begriffes: Macht!" Es
gibt in dieser langen Trauerrede eini-
ge gedankenvolle und ergreifende Stel-
len, so die Betrachtung über das Glück,
keinem befehlen und keinem gehorchen
zu müssen, (der Zusatz ist geboten:

als sich allein), oder den sehnsüchtigen Ausblick nach dem Heiligen, der da kommen wird, um sein Volk zu erlösen. Die dem ganzen zugrunde liegende Vorstellung von der Welt ist mehr Wahn als Wirklichkeit. „Einen darfst du hassen, Bruder: den, der vor dich hintritt und spricht: Der Mensch ist böse von Grund auf". „Es gibt in jeder Volksgemeinschaft unter der großen Masse der Friedfertigen eine winzige, verschwindende Minderzahl Übeltäter und Narren, so wie sich in jeder Menschenseele unter den Trieben zur Rechtschaffenheit und Güte ein winziger Bruchteil von Bosheit und Zerstörungssucht vorfindet". Solange die Voraussetzung nicht bewiesen ist, daß die Menschen und Völker mit verschwindenden Ausnahmen selbstlose Tugend üben, sind auch die Folgerungen, die daraus für Staat und Krieg gezogen werden, haltlos. Der Einfall, auf dem die Form der Darbietung beruht, — ein erdichtetes Gespräch mit einem der Ärmsten, einem Regenwurmsucher — ist trotz aller Ausdeutungen und Wortspiele nicht stark genug, um den Gedankenbau zu tragen.

Walther Rathenau wendet sich in feurigen Reden „An DeutschlandsIugend" (Berlin, S. Fischer, 1918). Er führt seine Zuhörer an die schwierigen Fragen und kühnen Lösungsversuche seiner Wirtschaftslehre heran, vor allem aber rüttelt er ihr sittliches Bewußtsein auf zum Glauben an einen Fortschritt, zum Gemeinschaftssinn, zum Gefühl der Verantwortlichkeit, ;u „adliger Entsagung und dienendem Herrentum".

In ausführlichen „Betrachtungen über Walther Rathenaus Zukunftspläne" („Gedanken zur Neuen Wirtschaft", Berlin, F. Wunder, 1918) legt Niedlich Bisch off zunächst umsichtig die Hauptpunkte dieser Pläne dar, um sodann deren innersten Kern, „die ethische Erneuerung und Aufwärtsentwicklung unserer Volkswirtschaft als das große Grundgebot der kommenden, Zeit" ausführlich zu besprechen. Er vermißt eine klare und einwandfreie Wegweisung der geforderten Geistesreformation. Er tadelt in gewisser Geistesverwandtschaft mit Thomas Mann „die einseitige Überschätzung der politischen Seite

nationaler Lebensgestaltung und Lebensbetätigung". Die Betrachtungen würden in dem Gedanken, daß das ethische Gesundungsbedürfnis einen „deutschen Baubund" nach Art des Freimaurerwesens erfordere, eine Gemeinschaftsbildung „sozial-idealistischer Erkenntnis und Sittenbildung" als „Schule und Hochburg des öffentlichen Gewissens". Im ganzen sind diese Betrachtungen mehr eine Ergänzung als eine Widerlegung der Rathenauschen Schriften und scheinen mir Beachtung neben diesen zu verdienen, wenn sie auch deren hinreißenden Schwung nicht erreichen.

Noch wichtiger und schwieriger als bisher ist die Frage des Deutschtums im Ausland geworden, die doppelte Aufgabe der Auslandsdeutschen, im Sprach- und Kulturzusammenhang mit der Heimat zu bleiben und doch sich draußen zu behaupten. Was kann der Auslandsdeutsche für sein Vaterland tun? Welches ist die Pflicht Deutschlands gegen seine Kinder in der Fremde? Ein Sonderheft der Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Wel,", „Deutschtum im Ausland e " (Leipzig, K. F. Koehler, 1918) gibt wertvolle Anregungen zur Beantwortung dieser Fragen, indem es u. a. auf die Notwendigkeit hinweist, die deutsche Auslandspresse mehr zu beachten, sie als Kulturträger des Deutschtums zu unterstützen. Besonders wirtschaftliche Fragen werden übersichtlich und klar erörtert in der Schrift von Albert Unter-Harnscheidt

„Auslandsdeutschtum und Übergangswirtschaft" (Berlin-Zehlendorf, H. Kalkoff, 1918).
Eine willkommene Ergänzung dieser Übersicht über Schriften zur deutschen Kultur mag der Hinweis auf ein groß angelegtes Sammelwerk bilden, das einen wichtigen Ausschnitt aus dem deutschen Geistes, und Gese'lschafts-leben behandelt, „Deutschland und der Katholizismus", im Auftrage des Arbeitsausschusses zur Verteidigung deutscher und katholischer Interessen herausgegeben von Mar Meinertz und Hermann Sacher (Freiburg im Br., Herder, 1918). Das Werk, an dem sich viele erfahrene und führende Männer beteiligt haben, will zugleich die geschichtlichen Leistungen des Katholizismus darstellen und Anregungen für die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft geben. Der erste Band ist vorwiegend dem religiösen Leben, der Philosophie, dem Bildungswesen, dem literarischen Schaffen gewidmet; infolge äußerer Umstände fehlt leider ein Aufsatz über die Kunst. Der zweite Band behandelt das Gesellschaftsleben, Ehe und Familie, Nation und Staat, soziale Arbeit und Volkswirtschaft. Von den zahlreichen Beiträgen können u. a. als bedeutend oder bezeichnend hervorgehoben werden „Philosophische Welt- und Lebensanschauung" von Clemens Baeumker, „Missionssinn" von Mar Meinertz, „Bildungs- und Berufsideale" von Franz Kaufmann, „Das literarische Schaffen" von Hermann Cardauns, „Nation und Staat" von Aloys Schulte, „Deutsche Stämme, Landschaften, Einzelstaaten" von Gustav Schnürer. Das ganze Werk erscheint wohl geeignet, einen guten Einbl'ck in die Geisteswelt des deutschen Katholizismus zu geben. Die Übersichtlichkeit kann vorbildlich genannt werden. Durchweg herrscht ein nicht unduldsamer Geist, wenn auch die Überlegenheit der katholischen Weltanschauung nachdrücklich behauptet wird. Das Bestreben, einen Ausgleich zwischen Überlieferung und Fortschritt zu schaffen, ist unverkennbar. Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet der Raum. Nur eins: vielfach wird die Frage der sogenannten Inferiorität behandelt, d. h. der geringen Teilnahme der Katholiken am wissenschaftlichen und literarischen Leben im Verhältnis zu ihrer Zahl; woher sie komme und

wie ihr abzuhelfen sei, wird eingehend erörtert; erschöpfend scheint mir die Behandlung nicht zu sein; die Möglichkeit eines Zusammenhangs jener Erscheinung mit der kirchlichen Gebundenheit wird kaum gestreift.

Zwei zeitgeschichtliche Romane mögen sich anschließen. In einem „Volksroman aus Osterreich" — genauer: aus Deutsch-Böhmen — „Die tanzende Familie Holderbusch" von Iohannes Thummerer (Leipzig, Fr. W. Grunow, 1918) scheint mir das Beste in einigen Seitenzweigen der Handlung zu liegen. Da ist zum Beispiel ein junger Verwaltungsbeamter, der über das rückständige Staatswesen verärgert ist und einen Weg zu fruchtbarem Schaffen findet, indem er sich der Arbeiterbewegung anschließt. Er sucht dabei auf eine friedliche Verständigung der Arbeiter mit den besitzenden Klassen hinzuwirken und vor allem auf ein Zusammenhalten des deutschen Proletariats mit den deutschen Volksgenossen. In den Betrachtungen und Gesprächen dieses Mannes wird der Gedanke entwickelt, daß solches Zusammenhalten nicht nur das Deutschtum Österreichs allein retten kann, sondern auch die Wohlfahrt der deutschen Arbeiter am besten sichert. Im Bürgertum muß das soziale Gewissen, in der Arbeiterschaft das nationale Gefühl stark und lebendig sein: nur dann ist ein freies Deutsch-Österreich gesichert. Wir dürfen hin

zusetzen: nur dann auch ein freies, starkes Deutschland.

Die Haupthandlung, namentlich in der ersten Hälfte des Buches, malt in grellen Farben den sozialen und sittlichen Tiefstand einer Proletarierfamilie aus. Schon scheint sich der Eifer und Zweck des Buches in der Darstellung verkommener und verkommender Menschen, fauliger Volkshefe oder öden Philistertums zu erschöpfen, da bringt ein hochgesinnter sozialistischer Arbeiter neuen und aufbauenden Geist in die Gesellschaft: er weist nicht nur dem mißvergnügten Beamten den Weg, sondern gibt auch der eigentlichen Heldin neuen Halt und neue Menschenwürde. Es besteht in diesem Werk ein gewisses Mißverhältnis zwischen der Breite des Sitten- oder Unsittenromans und der etwas schmalen sozialpolitischen Krönung, mit der das ganze Bauwerk abgeschlossen wird. Trotzdem und trotz unnötiger Kraßheiten erscheint das Buch durchaus beachtenswert.

Viel stärker ist das Mißverhältnis zwischen dem allgemein menschlichen und dem zeitgeschichtlichen Teil in dem Roman aus der Gegenwart von Karl Strecker „Der Pfeifenkönig" (München, C. H. Beck, 1918). Ein verwaister Junge, dessen Vaier im Gefängnis Selbstmord begeht, dessen Mutter im Irrenhaus stirbt, wird zuerst bei einem Waldhüter untergebracht, von dem er zum Wildern angehalten wird, darauf dank einem glücklichen Zufall auf einem Schloß erzogen. Er begeht gezwungen einen Diebstahl und beschließt endlich, da die Vergangenheit seine Lebenskraft lähmt, durch eigene Hand zu enden. Da geschieht die große Wendung — nicht von innen heraus, nicht aus gegebenen Voraussetzungen, sondern rein äußerlich, zufällig. Der Krieg bricht aus, der angehende Selbstmörder wird ein hochgemuter Held. Er sühnt seine Schuld als tapferer Soldat, findet romantisches Liebesglück und fällt fürs Vaterland. Dies Werk bricht völlig auseinander. Es ist, als ob an eine vor vielen Iahcen geschriebene Geschichte eine Kriegsnovelle angesetzt wäre. Einen innerlich notwendigen Zusammenyang vermag ich nicht zu erkennen. Die romanhaften Vorgänge muten herkömmlich an, desto herkömmlicher, je abenteuer-

licher sie sind. In der Darstellung
des Innern fehlt es nicht an schönen
Einzelheiten, aber doch an jener letzten
Bestimmtheit, durch die eines Dichters
Phantasiegestalten volle Lebenskraft
empfangen.
Drei kleine mehr literaturgeschicht-
liche Werke mögen diesen Kreis deutscher
Kultur und kulturgeschichtlich bestimmter
Literatur beschließen. Ein „Scheffel -
brevier", herausgegeben von Karl
Weitsche, (München, Fr. Seybold) stellt
in mehreren Abteilungen Kundgebungen
des Dichters in Vers und Prosa über
seine Welt- und Kunstanschauung zu-
sammen. Auf manchem liegt schon
leichter Staub, die Ordnung im ein-
zelnen erscheint zuweilen willkürlich,
aber als Ganzes erfüllt das Büchlein
seinen Zweck, durch diese Kern- und
Merksprüche das Andenken an den
frohsinnigen Dichter, den gemütvollen
Mann und vor allem den guten
Deutschen zu befestigen.
Von der Freundschaft zweier
Dichterinnen gibt ein Büchlein Kunde,
das Iohannes Mumbauer veröffentlicht,
„Der Dichterinnen stiller
Garten. Marie von Ebner-
Eschenbach und Enriea von
Handel-Mazzetti. Bilder aus
ihrem Leben und ihrer Freundschaft".
(Freiburg im Breisgau, Herder). Ein
Schreiben von Frau von Handel-Maz-
zetti an den Herausgeber gewährt in
ausführlicher Plauderei Einblick in die
Geschichte dieser Freundschaft. Viele
Briefe der Ebner-Eschenbach an die
jüngere Freundin veranschaulichen die

Zärtlichkeit und Bewunderung, die jene ihr dauernd widmete. Der Herausgeber rahmt das Ganze in liebevolle und etwas zu liebliche Betrachtungen ein. Besonderer Nachdruck ist auf den katholischen Standpunkt der Handel-Mazzetti gelegt.

Hans Knudsen gibt eine gute Einführung in das Wesen und Schaffen Hermann Burtes („Der Dichter Hermann Burte". Konstanz, Reuß sc Itta), der in seinen Dichtungen ein politischer und religiöser Bekenner ist, der Heimat und Höhenmenschen liebt und mit seiner Gegnerschaft gegen die Demokratie unsere Gedanken an den Anfang, zu Thomas Manns Betrachtungen zurückführt.

Dramatische Rundschau.

Von Dr. Walter Meckauer-Breslau.

Neue dramatische Literatur gibt es immer und hat es stets gegeben. Für die Öffentlichkeit ist sie jedoch erst vorhanden, wenn ein neues Schlagwort gefunden wurde. Nun haben jählings einige hauptstädtische Bühnen ihre Pflicht entdeckt, die sie ringenden Talenten schuldig sind. Und die Verleger lassen sich nicht lumpen und wollen hinter der Entdeckerehre der Dramaturgen nicht zurückstehen. Während früher sich hier und da ein einzelnes großes selbständiges Talent aller literarischen Apathie zum Trotz den Weg bahnte (mit wieviel Wunden, Verzweiflungen und Enttäuschungen bedeckt!), tauchen heute die Genies serienweise auf. Ein gemeinsamer Zug ist ihnen allen zu eigen, und das ist verdächtig. Man nennt diese Gemeinsamkeit Zeitstimmung, doch scheint hier fast mehr eine Gemeinsamkeit des äußeren Loskommens von bisher gültigen Formen gegeben zu sein, als ein gemeinsamer geistiger Wille. Ein solcher besteht lediglich in negativer Hinsicht. Karl Sternheims „Kaduls, rasa" gab den Ton an, die Herren versuchen alle, lÄduIn rasa, zu machen. Das ist letzten Endes das Erbe des alten Strindberg und ein konzentriertes Destillat aus Ibsen, Tolstoi, Wedekind. Sie stellen Forderungen auf, viele Forderungen, sie wollen neu anfangen, ein neues Leben beginnen. Das alte Europa soll schweigen, neue tüchtige Meeschen sollen geboren werden. Sie wollen den dionysischen Rausch, die Befreiung vom Intellekt, vom Zweck,

von der Gesellschaft, von allem Bestehenden. Sie wollen neue Worte, sie wollen über das Wort hinaus, sie wollen reine Seele sein und reine (Feistigkeit. Die theoretischen Wurzeln für all dieses reichen nach Nietzsche hin und nach Bergson, es ist nicht so furchtbar neu, was hier gesagt wird. Das Reinlichkeitsstreben, die Befreiung im ilberbürgerlichen charakterisiert jede Kunst, sie wird geradezu an jeder Zeitenwende aus ihr geboren. Siebt man sich die Dramen an, die der Verlag S. Fischer-Berlin unter dem Gesamttitel „Dichtungen und Bekenntnisse aus unserer Zeit" herausgibt, so hat man unter den vier zuletzt erschienenen allein drei, die auf diesen defaitistischen Ton gestimmt sind. Keines davon ist talentlos, obwohl kaum eins dramatisch ist. Zumeist sind sie einem dialogisierten Traktat ähnlich, der als Dichtung nur durch eine paradoxe Bildmäßigkeit gerechtfertigt ist. Es ist philosophische Lyrik, die hier geboten wird. Der Begabteste davon ist zweifellos Paul Kornfeld, dessen Fünfakter „Die Verführung" in Frankfurt a. M. über die Bretter gehen durfte. Sein Held steht wie die Helden des neuen Dramas alle vis K vis <Z« pik'n und kämpft in einer geistreichen

antithetischen Haltung gegen die
Schatten der bürgerlichen Umwelt, die
er zu schreckhaften Fratzen verzerrt.
Richard Guttmann schrieb acht
Bilder, die er „Der Anfänger" be-
nennt. Dieser Titel kann einmal zum
Schlagwort der ganzen „Richtung''
werden, so wie Klingers Drama
„Sturm und Drang" für die Sturm-
und Drangperiode des 18. Iahr-
hunderts. lÄduIa r«su, tadula
rnss,! Der berühmte Gelehrte kehrt
zur schlichten, nngekannten Geistigkeit
zurüek, tadula rasa auch in Wer-
ner Schendells fünfzehn Szenen
„Parteien". Zum Schluß dieses Kamp-
fes zwischen Macht und Geist sagt ein
Erkennender: „Sie Anfänger des Le-
bens! . . . Was erregt Sie an diesen
Dingen, die so einfach sind wie alle
Prozesse der Natur? " Der Held geht
unter, um der Erkenntnis von dem
Neuanfang aller Dinge Raum zu
schaffen. '
Abseits von diesen Dramen, die den
Querschnitt unserer Zeit geben solle«,
steht Georg Kaisers „Von Mor-
gens bis Mitternacht". Es ist in diesem
Sinne kein Zeitdrama und gerade des-
halb aus dem wahren dichterischen
Boden unserer Zeit gewachsen. Georg
Kaiser gehört zu denen, die über die
Möglichkeit verfügen, das durch Den-
ken Erschlossene in die Sphäre bühnen-
mäßiger Gestaltung zu retten. Er ist
das zukunftsicherste Talent unter den
Vielen, die heute um die Gunst der
Bühne bemüht sind, die sie gleichzeitig
mit einer resignierenden Verachtung zu
verschmähen scheinen. Kräfte sind am
Werk, und manch einer, wie der b?'
gabte Reinhardt Sorge, dessen „Bett-
ler" gleichfalls bei S. Fischer er-
schien, ging zu zeitig unter. Es rührt
und regt sich allerorten, und es ist ein
Verdienst der Verleger und Theater,
wenn sie nach so vielen Iahrzehnten
schonungsloser Nichtachtung einmal die
Iungen auf den Schild heben. Die
Iungen sind stets geneigt, ?ÄduI»
r«sÄ zu macheu, und ein Neuanfang,
ein gründliches Neubeginnen tut un.«
allen heute bitter Not. Zurückfinden
muß Europa von einer ins Unwahr:
und Verzerrte gewachsenen Geistlgkeit.
Wir müssen uns mit den Gespenstern
der Vergangenheit zu Tisch setzen wie
der Gespensterdeuter August Strind-
berg. Dabei können uns die Iunge»

helfen. Sie bereiten den Acker. Viv»ut

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
Herauzgeder und Thefredakteur: Pros. v?. Ludwig Stein in Berlin W I«, Lichomufer 5». lT«lei°» KursürII Nr,SS08) - Neranlworilicher RedaKteuri Or.Sylviu« Bruck in Bre»lau. — MIein>Be«r«tung für Ungarn:
«rilllche K, K. Hosbuchdondlung sI, Bend»i, Budapest V, Doroltya-m«a 2. — Berlag und Druck Schleichen «uchdruckerei v, S, Schottlsender. A 'E,. Breslau III.

I^^nn- Inseraten-^nnakme ^
6uron unsere (ZeseKäktsstslls, ggrlin^V. lv, I^üKovvuksr ös; äurck unsern Verlag, Srsslau III; fernei- ckuren 6is ?irmä: Rugolk >l«sss unä gis bekannten .^nnoneen-Lxveejltionen,
Inser4i«nspre!s: pro 4L mm breite ^eils skindolk Vlosse's Normal-^eib'nmssser 5) 70 ?k.

Paul Lindau -j-
Aegriinder von â€žNord und
5Ã¼d"

'
Â« ^!'7

EmeömlOcMmaMch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei,«^^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. Llewock», V»lh»U> Lull», «rU1chen,K,Hofbllchhandl, «rzleo Hi Hassildoich,
Stockholm Christiania Konstantinopel
I. !l, Fr!he, I.inrxii i« «o,,!?, Jaeob Dybwad Vuchholo, In!erna>, Buchhanoi, Otto Neil,
für die Provinzen in Lchweo«> uno w Dünemar»: «e»ra Ell». UrNn« »lxchsola«. K»»nl>aaen.
für die Schweiz: Nlavem. An!i»u. u. Nu<<»>an»luna Heen>. Poor, Hürich l.
Vener<ilneürolnn<i für sioll»no i W. <l. »<N>2l»<lu« u»» «,!i», Ha»a, Vuitenhol36.
4). Jahrgang. Band 168. Heft 534. März 1919.

Dr. Oscar Wilda, Breslau:

Paul Lindau

Im Iahre 1903 war's, als Paul Linlau, ler Ewig-Iunge, ter an genutzt
froher Seßhaftigkeit in geselliger Runde die Iüngsten übertraf, einen Tafel'
genossen, der die Stunde des Aufbruches für. gekommen erachtete, mit der be-
schämenden Mahnung zurückhielt: „Sie Iüngling, wollen plötzlich schlafen gehen?
In 16 Iahren werde ich 80 alt. Was hab' ich dann? Ietzt bleiben Sie nur
noch ruhig hier." Es ist ihm nun doch nicht vergönnt gewesen, den 80. Geburts-
tag, auf den er damals in dem beneidenswerten Optimismus einer von unver-
wüstlicher Lebenskraft durchpulsten Natur als selbstverständlich rechnete, zu er-
reichen; vielmehr ist die Feier seines 75. Geburtstages, um sein eigenes scherzhaft-
ernstes Wort zu gebrauchen, die „vorletzte Ehre" gewesen, die man ihm erwiesen.
Aber er wird mit keiner Klage, daß das Schicksal ihn verkürzt habe, die Augen,
die so viel „vom goldenen Überfluß der Welt" getrunken, geschlossen haben; er,
der wohl, wenn er die letzten Zeiten der vaterländischen Not und Schmach nicht
hätte schauen müssen, die Worte des Goethe'schen Lynkeus hätte sprechen dürfen:

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr geseh'n,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön."

Über das biblische Maß hinaus hatte ihm die Gnade der Himmlischen die
Schranken des Daseins gesteckt, und doch erscheint diese weite Zeitspanne von der
Wiege bis zur Gruft fast als ein zu enges Gefäß für den außerordentlichen Reich-
tum dieses Lebens. Was hat dieses, im Schaffen und Genießen unermüdliche,
frohsinnige Weltkind nicht alles gesehen, erfahren, geleistet! Was ist der viel-
seitig Gewandte nicht alles in den acht Iahrzehnten seines Lebens gewesen!
Iournalist, Redakteur, Essanist, Zeitschriftengründer, Kritiker, Dramaturg,
Dramatiker und Bühnenleiter, Romaneier, Kriminalpsychologe und Reiseschrift-
steller; er hat in Paris die Iahre aufstrebender Iugend verlebt, er hat als reifer

Mann den Orient, Spanien, die Vereinigten Staaten und den skandinavischen Norden besucht; vieler Menschen Länder und Städte hat er gesehen; hie und da hat sein Lebensschifflein für einige Zeit Anker geworfen, aber mit allen Fasern seines Wesens ein Gegenwartsmensch, der sich nur im vollsten Strome des brausenden Lebens wohl fühlte und für den das Wort, daß sich das Talent in der Stille bilde, keine Geltung hatte, konnte er sich dauernd nur in der Reichshauptstadt wohl fühlen, zu der er denn auch, so ehrende und lohnende Wirkungsmöglichkeiten sich ihm an anderen durch Kunst und vornehme Kultur anziehenden Stätten boten, immer wieder zurückkehrte.

Seine Vaterstadt war Magdeburg, wo er am 3. Iuni 1839 das Licht der Welt erblickt hat. Daß Pastorenblut in seinen Adern floß, soll nicht unerwähnt bleiben, und war zeitweilig festzustellen nicht überflüssig; daß es sich aber in seinem Wesen und Schaffen aufdringlich bemerkbar gemacht hat, wird man nicht behaupten können. Weit eher konnte man die halbe Flasche prickelnden französischen Sektes, die Bismarck dem schwerfälligen deutschen Blute als Beimischung für zuträglich erachtete, und die der jugendliche Lindau seinem seelischen Organismus in den fünf Iahren seines Pariser Aufenthaltes nach den Studienjahren in Halle, Leipzig und Berlin einverleibte, in den Ausstrahlungen seines beweglichen, sprühenden Geistes spüren. Er bat es wiederholt als eine besondere Gunst des Schicksals gepriesen, daß es ihm vergönnt gewesen war, die schönste und empfangsfreudigste Periode seines Lebens in Paris, dem lebensfreudigen Paris des zweiten Kaiserreiches, zu verbringen, das damals, als der zwanzigjährige deutsche Student dort seinen Einzug hielt, nach den die Bevölkerung in stolzen Siegesrausch versetzenden Erfolgen in der Krim, der Lombardei und im fernen Osten, in der Vollblüte seiner Herrlichkeit stand. „Alles, was ich da sah," so schrieb Lindau, in seinen Pariser Erinnerungen schwelgend, in dem Iubiläumshefte dieser Zeitschrift vom April 1902, — „die monumentalen Zeugen einer alten Kultur, einer reichen und bewegten Geschichte, der steten, logischen und organischen Fortentwicklung, die von gewaltsamen Umwälzungen i ur momentan gehemmt, dann aber, nachdem das Blut getrocknet und der Schutt der Zerstörungen weggeräumt war, einen nur um so kräftigeren Aufschwung genommen hatte — alles, was mir in den ehrwürdigen Denkmälern der Vergangenheit und den geschmackvollen Schöpfungen der neueren und neuesten Zeit entgegentrat, fesselte mich, regte mich an, reizte mich, machte mich glücklich." Daß Lindau, der in der ebenfalls zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlichten Novelle „Vater Adrian" ein reizvolles Bild seines Pariser Boh^mienlebens gegeben hat, wohl fühlte, auf welch' morschem Grunde das Prachtgebäude des kaiserlichen Frankreich rubte, daß er die Verderbnis unter der gleißenden, verfübrerischen Anmut des Pariser geselligen Lebens, die Unterwühltheit der politischin Verhältnisse, die Korruption in der Presse wohl erkannt hat, bezeugen seine Pariser Erinnerungen, nnd läßt uns sein? Erzäblung „H e n r i" (in dem Bande „T v g g e n -

burg und andere Geschichten", Breslau, 1882, S. Schottlaender),
die wyhl als dichterische Formung eines wirklichen Erlebnisses zu nehmen ist,
erkennen. Aber trotz der unwürdigen Erniedrigung, der Schmach und der
sittlichen Verkommenheit des Landes, von der sie eigentlich verwünscht
wenig merkte, war es für die Iugend, war es für den jungen Deutschen
hier eine Lust zu leben. „Handel und Wandel blühten; alle Leute hatten
Geld, die Arbeiter hatten alle Hände voll zu tun — dafür sorgte schon der mächtige Niederreißer und Aufbauer Haußmann. Der Fremdenandrang war ungeheuer. Von Tag zu Tag wurde Paris schöner, gesnnder, freundschaftlicher, großartiger. Auf allen Gebieten der Industrie und Kunst wurde Rühmliches geleistet."
Die Theater, in denen eine unvergleichliche Schar glänzender Darsteller und
Länger das Hinreißendste an künstlerischen Offenbarungen boten, standen zu
jener Zeit, wie Lindau meinte, auf einer Höhe, wie wahrscheinlich nie zuvor und
sicher nie nachher. Seribe gab seine letzten Stücke, Sardou seine ersten; Augier
und der jüngere Dumas standen im Zenith ihres Könnens. In der Komischen
Oper erklang der Schwanengesang Meyerbeers: „Dinorah"; Rossini, damals
schon beinahe ein Siebziger, feierte als Komponist des „Barbier von Sevilla"
und des „Teil" und als geistreicher Spötter, dessen Bonmots die Pariser Salons
durchschwirrten, von den Parisern vergöttert, künstlerische und gesellige Triumphe,
Offenbach, dessen „Orpheus in der Unterwelt" 1861 seine Uraufführung erlebte,
brachte mit seiner übermütig-dreisten, reizvoll frivolen Musik beredter als irgend
ein anderer die leichtsinnige Sorglosigkeit des zweiten Kaiserreiches zum Ausdruck,
und der in dieser Welt als wunderlicher Fremdling auftauchende deutsche Musikreformator Richard Wagner erlitt hier am stürmischen Abend des 13. März 1861
mit seinem „Tannhäuser" die bekannte schmähliche Niederlage, über die der
junge Lindau als Augen- und Ohrenzeuge der ersten Aufführung einen lebendigen Bericht geliefert hat. Wie zu einer Premiere drängte man sich auch zu den
Fastenpredigten des I'. Laeordaire und des Hyaeinthe und zu den großen
Gerichtsverhandlungen, in denen Berrver, Marie, Lachaud, Cr4mieur, Favre
plaidierten; und vielleicht hat hier schon Lindau jenes Interesse für das Kriminalistische gewonnen, das ihn später zu einem juridisch und psychologisch so scharfsinnigen Darsteller Aufsehen erregender Kriminalprozesse gemacht hat. Und wenn
man irgendwo die Erbschaft des Pastorenblutes bei Lindau feststellen möchte, so
könnte man sie noch am ersten in der warmen, menschlichen Beredsamkeit finden,
die Lindau gerade als Anwalt der unter den Irrtümern der Iustiz oder den
Härten unseres Strafprozeßverfahrens Leidenden entfaltet hat.*)
Das war die Welt, in der der jnnge Lindau in Paris lebend und lernend
sich bildete. Hier empfing der soeben von den deutschen Hochschulen gekommene

*) Paul Lindau: „Interessante Fälle". Kriminalprozesse aus neuester Zeit. Breslau, 1888,
S. Schottlaender. — „Der Mörder der Frau Marie Ziethen". Breslau, 1892, S. Schottlaender.

Student für seine wissenschaftliche Arbeit, die auch späterhin vorzugsweise der französischen Literatur galt, die entscheidenden Anregungen, hier sammelte er das Material für seine später zu einem wertvollen Buche erweiterte Promotionsschrift „über Molare", für seine, das literarische Frankreich schildernden Studien („A u s Paris", 1864; „Aus dem literarischen Frankreich", Breslau,
1882, Verlag von S. Schottlaender); hier schulte er, für deutsche Zeitungen über Pariser Zustände und Ergebnisse berichtend, seine journalistischen Fähigkeiten, hier schon geriet er in den Bann de« Theaters und legte die ersten Grundlagen nielit nur für sein eigenes dramatisches Schaffen, für das ihm die bewunderte technische Virtuosität, die Kunst des szenischen Aufbaues und die dialogische Meisterschaft der Boulevard-Dramatik ein fruchtbringend ausgenütztes Vorbild war, sondern auch für seine dramaturgische Betätigung und seine spätere Bühnenpraris, in der ihm hernach Heinrich Laube, der bekanntlich selbst ein Verehrer und Begünstiger der gallischen Komödie war, ein autoritativer Lehrer und Führer ward.
Dann folgten für den mit reichem Gewinn Heimgekehrten Iahre des journalistischen Wirkens, zunächst (1864) in Düsseldorf, wo sein lebhaftes Eintreten für den wegen einer Rede im Allgemeinen deutschen Arbeiterverein angeklagten Lassalle keineswegs die ungeteilte Zustimmung der liberalen Kreise des Rheinlandes fand. In seiner Schrift „Ferdinand Lassalles letzte Rede"
(Breslau, 1882, S. Schottlaender) hat Lindau das Bild und vor allem das ungemein eindrucksvolle Auftreten des genialen Mannes vor den Schranken des Gerichts mit lebendigen Strichen gezeichnet und späterhin sein Interesse für diese ungewöhnliche Persönlichkeit auch durch die Herausgabe der Tagebücher des jugendlichen Lassalle bekundet. Dann kam er an das Wolffsche Telegraphenbüro in Berlin, wo er eine Zeitlang als Parlamentsberichterstatter tätig war, und von 1866 ab ließ er, mit 2? Iahren bereits zum Chefredakteur emporgestiegen, in Elberfeld sein „politisches Licht leuchten", wie er mit heiterer Selbstironie in der Erzählung „K oll eg e S ch n a b e l" (zuerst im Aprilheft 1888 dieser Zeitschrist veröffentlicht) sagt, und machte „allwöchentlich drei oder viermal in größeren, wohlerwogenen Leitartikeln die Leiter der europäischen Staaten auf unverzeihliche Versehen aufmerksam". „Ich stellte an Bismarck die verfängliche Frage: ob er sich denn auch wohl überlegt habe, wie bedenklich es sei, dem König Georg von Hannover eine so bedeutende Abfindungssumme zur Verfügung zu stellen? Ich eiferte gegen den Grafen Leo Thun und gegen dessen schroffe Haltung in der Ehegesetzdebatte. Ich sagte Serrano beinahe verletzend schroffe Wahrheiten. Ich hatte an der Kriegführung Englands in Abessinien mancherlei auszusetzen. Ich unterstützte Thiers und bekämpfte Lamarmora. Aber sie alle, Bismarck und Thun, Disraeli und Serrano, Thiers und Lamarmora, kümmerten sich nicht im geringsten um das, was ich sagte und in so überzeugenden Worten niederschrieb."
Aus dem Iournalisten aber wächst mehr und mehr der freie Schriftsteller

heraus. Iulius R o d e n b er g, der um jene Zeit den „Salon" begründet hatte, gibt ihm den ersten Anstoß zu dichterischem Schaffen; zur Mitarbeit an dem „Salon" aufgefordert, greift Lindau ein Erlebnis seiner Pariser Iahre auf: das Schicksal eines bedauernswerten Geschöpfes, das Verführung und Schuld aus den Kreisen der anständigen Gesellschaft ins Elend, auf die Straße stoßen, und das im Spital endet. Aber der Stoff gerät dem Gestalter zum Drama, zum Trauerspiel „Marion", dem später Heinrich Laube in Leipzig zum Bühnenleben verhalf.

Für den „Salon" aber schrieb er jene satirischen Plaudereien, die als „Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters" ihm den ersten großen schriftstellerischen Erfolg, aber auch eine Beleidigungsklage des grausam verspotteten Plateniden Iohannes Minckwitz einbrachten. Hier, wie in den „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" (1870/71) werden literarische und politische, mit Vorliebe aber literarische Tagesereignisse unter die kritische Lupe genommen, mit unbarmherzigem Spotte, der sich oft in die Form der Anerkennung kleidet und dadurch um so schärfer trifft, bloßgestellt und durch witzige Parodierung dem Gelächter preisgegeben. Es waren freilich meistens nur literarische Eintagsfliegen, die er hier einfing, und man kann diese Bücher Sammelkästen vergleichen, in denen Lindaus Witz allerlei kleines Insektenvolk, , Schmetterlinge und Käfer, säuberlich auf Nadeln gespießt hat. Aber er hat sich keineswegs nur mit Kleinigkeiten abgegeben. Er jagte auch größeres Wild, und seine Feder war nicht immer nur Nadel, sondern ward zum Pfeil, der sich hohe Ziele suchte, und, wo es nottat, zur scharfen Klinge, die in mancher literarischen Fehde kräftige Hiebe austeilte. Theodor Fontane hat über den vielfach einseitig beurteilten Kritiker Lindau das Urteil gefällt, daß er auf kritisch-journalistischem Gebiete, wie auf dem dramatischen, seinen Mitbewerbern um einen Pas voraus sei, „und zwar nicht deshalb, wie seine Gegner behaupten möchten, weil er dem frivolen Zug unserer Zeit entgegenkommt (es ist damit nicht so schlimm), auch deshalb nicht, weil er witzig, schlagfertig und voll guter Einfälle ist, sondern vielmehr deshalb, weil er über zwei Eigenschaften verfügt, die namentlich in ihrer Vereinigung keineswegs häufig angetroffen werden: gute ästhetische Schulung und dnn seiis". Lindau ist auch als Kritiker keineswegs bloß der negierende Spötter, zu dem ihn seine Widersacher zu stempeln versucht haben; er hat vielmehr bedeutsame literarische Erscheinungen seiner Zeit mit Ernst und Gründlichkeit, wenn auch nicht immer im Geiste bahnbrechenden Fortschrittes, gewürdigt; und die witzige Auseinandersetzung mit dem Richard Wagner'schen Kunstwerke in den „Nüchternen Briefen aus Banreuth" und in den „Baureuther Briefen vom reinen Toren" (Breslau, S. Schottlaeuder, 1876 und 1881) verleugnet doch nicht die Erkenntnis der außerordentlichen Bedeutung des Bayreuther Meisters, für dessen musikalische Schöpfung Lindau oft Worte höchster Bewunderung findet.

Im Iahre 1869 war Lindau nach Leipzig übergesiedelt, wo er das „N eue Blatt" gründete und in für seine weitere Entwicklung bedeutungsvolle Beziehungen zu Heinrich Laube trat; nach dem Kriege mit Frankreich aber zog es ihn zu der mächtig aufblühenden Reichshauptstadt, wo er zunächst den „Bazar" leitete, aber bereits 1872 sich in der „G e g e n w a r t" ein eigenes Organ schuf, das er rasch zur Blüte brachte, und durch das er sich zum maßgebenden Kritiker Berlins emporschwang. Aber nur bis zum Iahre 1881 blieb er Leiter dieses Blattes, in dem er besonders als Theaterkunstrichter das Wort führte; denn seine ganze Liebe gehörte nunmehr einer anderen Gründung, der von ihm 1878 mit Iulius Grosser ins Leben gerufenen Monatsschrift „Nord und Süd", die sich alsbald ihrer älteren Schwester, der Rodenberg'schen „Rundschau" ebenbürtig an die Seite stellte. Die ersten Leuchten der Wissenschaft, die hervorragendsten schöpferischen Kräfte seiner Zeit wußte der rührige Herausgeber zur Mitarbeit heranzuziehen, und sein eigenes Lebenswerk ist zum großen Teile von den Bänden dieser Zeitschrift umschlossen. Wie keinem anderen Unternehmen hat Lindau diesem seine treue Teilnahme bis ans Ende bewahrt und diese auch in der Zuschrift an den gegenwärtigen Herausgeber bekundet, in der er (Ianuar 1912) das neue, umfassende Programm der umgewandelten, den Forderungen einer neuen Zeit sich anpassenden Zeitschrift entwickelt hat. Und hier sei dem Schreiber dieser Zeilen der Hinweis gestattet, daß er eine Reihe von Iahren unter Paul Lindaus Oberleitung dieser Zeitschrift als Redakteur seine bescheidenen Kräfte widmen durfte und daß er an diese Zeit nur mit den Gefühlen wehmütiger Dankbarkeit gegen den nun verewigten Begründer von „Nord und Süd", der ihm immer ein gütiger, einsichtiger Berater gewesen ist, zurückdenken kann. Der einflußreichste Theaterkritiker Berlins hatte sich auch bald selbst die Bühne erobert. Sein dramatisches Erstlingswerk, das Trauerspiel „M ario n das nicht nur in der Technik, sondern auch stofflich den französischen Einfluß offenbarte, hatte, wie bereits erwähnt, Heinrich Laube in Leipzig zur Aufführung gebracht. In der Dramenreihe, die „Maria und Magdalena" (1872) eröffnete, befolgte er Laubes Rat, sich den heimischen Verhältnissen zuzuwenden und das deutsche Gegenstück zur französischen Com^die zu schaffen. Es folgten „Diana" (1873), „Ein Erfolg" (1874), „Tante Therese" (187S), „Iohannistrieb" (1878), das eine brennende Tagesfrage zur Erörterung stellende Tendenzdrama „Gräfin Lea" (1879); Schöpfungen, die aus ihrer Zeit heraus beurteilt werden müssen. Damals schrieb der „Hohepriester der Berliner Kritik", Karl Frenze!: „Paul Lindau hat die Empfindung des modernen Lebens, er steht inmitten unserer Bewegungen und Kämpfe, und fehlt ihm der Tiefblick auf den Grund dieser Stimmungen, in ihre Ursache und in ihr Wesen, so hat er dafür die Gabe schnellen und leichten Erfassens der vorspringenden Erscheinungen, Schwächen und Irrungen des gesellschaftlichen Verkehrs und eine muntere, satirische Laune, die sich wohl zuweilen überschätzt, aber doch im ganzen

IN den Schranken der Anmut bleibt." Als dann die neue Richtung der Bühnen-
herrschaft Lindaus Abbruch tat, feierte der Erzähler Triumph. Nach seinen
ersten novellistischen Schöpfungen: „Herr und Frau Bewer" (Breslau,
id82, S. Schottlaender) und „Mayo", in denen er sogleich die reifsten Früchte
seiner Erzählerkunst geboten hat, verwirklichte er den von Karl Frenze! angeregten
Gedanken des Berliner Romans, zu dem Lindau, der das Leben der Reichshaupt-
stadt auf seinen Höhen wie in seinen Tiefen wie wenige kennen gelernt hatte und
kessen Forscher- und Erlebensdrang selbst die Asyle und Schlupfwinkel der
dunklen Existenzen, die Nachtlokale, Kaschemmen und Verbrecherkeller nicht ge-
scheut hatte, wie kaum ein anderer das erforderliche Rüstzeug besaß. In einem
ganzen Roman-Zyklus schilderte er — freilich nicht alle Lebenskreise der Welt-
stadt ausreichend erfassend — das Berlin seiner Zeit. Nachdem er zunächst im
„Zug nach dem Westen" (1886) die Welt der Vornehmen und Besitzenden
dargestellt, gab er in den „Armen Mädchen" (1887) — um einen Gott-
schall'schen Ausdruck zu gebrauchen — die „Odyssee des Proletariats" und als
letztes Glied der Romantrilogie — die er später durch andere epische Schöpfungen,
wie den zu Berlin W. zurückkehrenden Roman „Hängendes Moos" er-
gänzte — den die Nachtseiten des Berliner Lebens schildernden Kriminalroman
„Spitze n" (1888). Mit dem durchschlagenden Erfolge dieser Werke, die eine
ungemeine Verbreitung fanden, hatte Lindau den Höhepunkt seiner literarischen
Geltung erreicht. Es kam die Zeit bitterer Erfahrungen, die ihm die Reichs-
lianptstadt verleideten. Er übersiedelte nach dem stilleren Dresden und legte dann
das große Wasser zwischen sich und sein Vaterland. Auf unter den günstigsten
Bedingungen unternommenen Reisen nach den Vereinigten Staaten, Mexiko und
dem Orient sammelte er neue Eindrücke, die er in glänzend geschriebenen Reise-
büchern fesselnd wiedergegeben und in mancher novellistisch)n Schöpfung ver-
wertet hat.

Dem Heimgekehrten öffnete sich dann ein neues Wirkungsgebiet: das des
Theaterleiters. 1894 wurde er als Intendant an das Meininger Hof-
tkeater berufen; und der Schüler und Verehrer Heinrich Laubes, der dem
Meiningertum in seinen dramaturgischen Schriften eine nicht zweifelsfreie An-
erkennung gewidmet hatte, sah sich nun vor die Aufgabe gestellt, seine Anschau-
ungen mit den liberlieferungen der berühmten Hofbühne in Einklang zu bringen.
Er durfte mit den Ergebnissen seiner Tätigkeit zufrieden sein. Aber nur in
Berlin, für dessen Nachtleben ihm doch Meiningen keinen Ersatz bieten konnte, ver-
mochte ein Mann wie Linda ü auf die Dauer zu atmen. Hier setzte er sein Wirken
als Theaterleiter zunächst am Berliner Thea: er sich und dem Berliner
Publikum zrr Befriedigni,a und dann, ohne rechten Anklang zu finden, am
Deutschen Theater als Nachfolger Otto Brahms fort, dessen Erbe zu
verwalten und in dessen Geiste weiter zu arbeiten nicht gerade seine Sache war.
Und dann geschieht das Wunderbare, daß Lindau, der Siebzigjährige, als Dra-

maturg und Spielleiter des KönigliäM Schauspielhauses, zum Reformator
der Hofbühne wird, daß er, der in seinem Schauspiel „Die Sonne" einst
seiner Abneigung gegen den Pessimismus und Naturalismus Luft gemacht harte,
den führenden Geistern der Moderne: Gerhart Hauptmann, Eulenberg, Ibsen
und Strindberg die Pforten der Hofbühne öffnete. So fand er, als die Sonne
seiner Erdentage dem Untergange nahe war, noch den Anschluß an das blühende
geistige Leben. Aber die Zeit war gekommen, die Summe seines Lebens zu ziehen.
Noch einmal durchlebte er, rückblickend, die nahezu acht Iahrzehnte seiner Erden-
lausbahn und breitete den Reichtum seines Daseins, ohne ihn freilich ganz zu
erschöpfen, der Mit- und Nachwelt zum Frommen und zur Erbauung in seinen
„Erinnerungen" (2 Bde. Stuttgart und Berlin, I. G. Cottasche Buch
handlung, 1916 und 1917) aus.

Nun ist er selbst seinen Freunden nur noch eine Erinnerung. Den Zauber
seiner lebendigen Persönlichkeit, der den seiner Schöpfungen übertraf, der bis in
seine letzten Lebenstage als ein erfrischender, anregender Quell von ihm aus-
strömte, auf Iung und Alt, auf Hochstehende und auf einfache Menschen in
gleichem Maße wirkend, und der, wie Ludwig Fulda bemerkt, vor allem in der,
in allen Verhältnissen sich gleichbleibenden zwanglosen Natürlichkeit seines
Wesens seinen Ursprung hatte, werden viele mit schmerzlichem Bedauern fortan
missen. Er hat manche Feinde gehabt und haben müssen; ohne daß er darauf
besonderen Wert gelegt hätte. Der stolze Spruch: „Viel Feind', viel Ehr'"
war, wie er bei einer Iubelfeier bemerkte, nicht nach seinem Herzen; er hielt es
mit dem Worte: „Viel Freunde, viel Vergnügen." Nun, es hat ihm, dem ein?
unvergleichliche Elastizität und ein unbesieglicher Optimismus über alle Wider-
wärtigkeiten des Lebens hinweghalfen, bis ans Ende nicht an Vergnügen und
nicht an Freunden gefehlt. Und er selbst, der vielen ein treuer Freund, ein guter
Kamerad gewesen ist, hat als Mensch und Schriftsteller zahllosen Menschen Ver-
gnügen und Freude bereitet; und als ein Spender vieler köstlicher Stunden und
mancher Werte, die nicht sobald verblassen werden, wird er kunstrichterlicher
Strenge und engherziger Splitterrichterei zum Trotz im dankbaren Gedächtnis
vieler und als ein maßgebender Vertreter der Epoche der siebziger und achtziger
Iahre in der deutschen Literaturgeschichte fortleben.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Ist der Staat ein Organismus?
„Nicht die Menschen machen den Staat, sondern der Staat macht die Menschen," so lautet, richtig verstanden, das Losungswort der organischen Staatsauffassung. Nicht die Maschine ist die zutreffende Metapher zur Versinnbildlichung der Staatseinheit, sondern das lebendige Plasma ist es, die pflanzliche oder tierische Zelle, richtiger: der zeugungsfähige Same, das Sperma. Der Staat ist keine tote Spieluhr, die von erfinderischen Mechanikern künstlich zusammengesetzt worden ist, sondern ein lebendiges Gebilde, in dem die einzelnen Teile (Bürger) sich verhalten wie die Glieder des Menschen zu seinem Korper und nicht wie die Zähnchen und Rädchen zur Maschine. Im ersten Rausch der werdenden Biologie, als Karl Ernst von Baer die Entwicklungslehre, Schleiden und Schwann die Zellen» und Gewebelehre, Rudolf Virchow endlich die Cellularpathologie begründeten, da vermochte Schwann die Zellenbildung mit einem Kristallisationsprozeß zu vergleichen. Als es vollends den führenden Chemikern (Wöhlert, Liebig, Liebreich, Fischer) gelang, organische Stoffe aus unorganischen künstlich zusammenzusetzen, da gab man sich der trügerischen Hoffnung hin, Zellen künstlich darstellen zu können, gleichsam den Homunculus zu präparieren.
Heute sind alle überfliegenden Träume und abenteuerlichen Spekulationen unsrer modernen Alchimisten zunichte geworden. Die Zelle ist kein einfacher organischer Kristall, sondern ein besonderer Organismus, und zwar — mit Brücke zu sprechen — ein Elementarorganismus. Wie alle Lebewesen, so geht auch der Mensch aus einer einzigen Keimzelle hervor. In dieser Keimzelle ist der ganze zukünftige Mensch vorgebildet, nicht zwar im Sinne der Leibniz-Hallerschen Einschachtelungs- oder Präformationstheorie, wohl aber in dem Sinne, daß das Ganze früher ist, als seine Teile. Die Idee des Menschen ist in der Keimzelle vorgebildet, weil aus dieser Keimzelle nur ein Mensch und kein andres Lebewesen bervorgehen kann. Die Glieder und Organe des Menschen sind potenziell in der Keimzelle enthalten; ihr Bau ist gleichsam „zweckverkündend". Die Menschen wachsen durch biochemische Prozesse in den Plan hinein, der in der Keimzelle vorgezeichnet ist. Dieser Prozeß kann zur Auflösung führen; der Mensch kann sterben. Niemals aber vermag er die Richtung zu ändern (Conatus bei Hobbes, Dominanten bei Reinke), welche seine Keimzelle ihm einmal und für immer vorgeschrieben hat.
Von hier aus übersieht man den grundwesentlichen Unterschied zwischen anorganischen Stoffen und organisierter Materie, zwischen mechanischer Bewegung unt organischer Entwicklung. Veränternngen spielen sich hier so gut ab wie dort; nur sind die Ursachen dieser Veränderungen verschieden. Das Kausalverhältnis,

das den Ereignisreihen der mechanischen Veränderung vermittels der Bewegung zugrunde liegt, heißt Ursache und Wirkung; die Kausalverbindung innerhalb der lebendig-organischen Natur hingegen heißt Zweck und Mittel*). Die Atome bewegen sich nach strenger Gesetzmäßigkeit, die Zellen entwickeln sich, soweit sie bloß chemische Prozesse sind, nach derselben Gesetzmäßigkeit, aber soweit sie daneben und darüber hinaus noch Organismen sind, nach Zweckmäßigkeit.

Die mechanische Weltanschauung kennt nur wirkende Ursachen, bei denen jedes Ganze sich summierend aus seinen Teilen allmählich zusammensetzt; die organisete leugnet, wohlverstanden, für die anorganische Natur, die Gültigkeit der wirkenden Utsachen nicht, fordert aber für die lebendig-organische Natur, für die Zelle, die das Prinzip ihrer eigenen Bewegung in sich selbst trägt, eine teleologische Erklärung. Legt man den Ursachenbegriff zugrunde, so sind die Teile früher als das Ganze; stellt man hingegen den Zweckbegrisf voran, so ist das Ganze (der Zweck) früher als seine Teile. In diesem Zusammenhange haben Platon und Aristoteles die/organische Staatslehre ausgebildet. Nach der antiken Staatsauf' fassung, für welche die Gesamtheit alles, die einzelne Persönlichkeit nichts bedeutet, ist der Staat früher als seine Teile oder Bürger lr5 LXov npü^sx^v röiv u-epiüv). Gleich am Eingang seiner Politik (I, 2) führt Aristoteles aus: Von Natur ist der Staat offenbar früher als die Familie und jeder einzelne von uns. Denn das Ganze muß notwendig früher sein, als der Teil.

Denn wird das Ganze aufgehoben, so wird auch nicht Fuß noch Hand mehr sein, ausgenommen dem gleichen Namen nach, wie man etwa von einer steinernen Hand redet; indem die natürliche Hand stirbt, wird sie solcher Art sein.

Zwischen dem Menschen und seinen Gliedmaßen besteht nicht das mechanische Verhältnis wie zwischen der Maschine und ihren Rädern. Cuvier hat vielmehr in monumentalen Linien dargetan, wie jedes Lebewesen — und der Mensch zuoberst — ein geschlossenes System von Zwecken darstellt. Nahrung und Organbildung hängen aufs engste teleologisch zusammen. In einer seiner letzten Arbeiten, in der Studie über den großen Gegner Cuviers, Geoffroi de St. Hilaire, hat Goethe auf die wunderbare Übereinstimmung der einzelnen Organe in Tier und Pflanze mit dem vorgezeichneten Plane des ganzen Organismus mit vollem Nachdruck hingewiesen. Und ein führender Naturforscher der Gegenwart, Oskar Hertwig, faßt den organischen Entwicklungsprozeß zum Unterschiede vom mechanischen wie folgt auf: Ie höher in der Reihe der Tiere die einzelnen Arten organisiert und differenziert sind, um so mehr ist im tierischen Körper ein jeder der verschiedenen Teile von dem Leben des ganzen abhängig geworden. Während man niedere Tiere in Stücke zerschneiden kann, von denen jedes einzelne für sich weiterlebt und selbst sogar dir verlorenen Teile allmählich wieder ersetzen kann,

*) Vgl. darüber meine Abhandlung „Kausalität, Teleologie und Freiheit" in „Der Zinn des Daseins". Tübingen, Mohr. 1904. S. 47 s.

ist in einem höheren tierischen Organismus jeder abgetrennte dem sicheren Untergange verfallen, aber auch der erstere selbst unter Umständen schwer geschädigt oder sogar in seiner Eristenz bedroht. Denn bei organischen Entwicklungsprozessen geht dem Prozeß der Differenzierung der Körper in verschieden funktionierende Teile ein zweiter, gleich wichtiger Prozeß parallel, der Prozeß der Integration oder der größeren Unterordnung und Einordnung der Teile unt,r die Herrschaft des Ganzen. (Die Lehre vom Organismus, Rektoratsrede, 1899, S. 20.)

Die Keimzelle, aus welcher der Mensch sich bildet, ist wohl ihrerseits eine abgekürzte Stammesgeschichte, gleichsam eine Miniaturausgabe der ganzen Vorfahrenreihe, aber ideell und potenziell schließt sie den ganzen zukünftigen Menschen in sich ein. Im Sperma ist, rückwärts gesehen, die ganze Vergangenheit der Gattung zusammengedrängt, vorwärts geschaut, der ganze anatomisch-physiologische Entwicklungsverlauf des aus diesem Sperma hervorgehenden Menschen vorgezeichnet. In diesen vorgebildeten Zweck wachsen dann die einzelnen Organe nach biochemischen Gesetzen allmählich hinein, folglich ist bei höher entwickelten Lebewesen, insbesondere bei Menschen, das Ganze potenziell früher als seine Teile. Die Zukunft des Menschen, dl" im Samen festgelegt ist, regiert seine jeweilige Gegenwart. Das zeitlich Sf ".ere ist, mit Aristoteles zu sprechen, dae begrifflich Frühere 0.67<,> ??p<5r5pyv). ^ ^

Ist der Staat nun eine Maschine oder nn Organismus? Setzt er sich, wie Hobbes und Rousseau annehmen, aus inzelnen Willensatomen wie ein Aggregat allmählich zusammen, so daß die Te!te (die einzelnen Menschen) früher sind als das Ganze (der Staat)? Oder ist Aristoteles im Rechte, daß der Staat einem Organismus gleiche, das soziale Sperma sei, aus dem die einzelnen Menschen wie die Organe aus dem Körper herauswachsen?

Sehen wir uns zuvörderst die Grundunterschiede von Maschine und Organ an. Eine Maschine kann sich nicht selbst bewegen, sondern muß ihren Vewegungsanstoß von außen empfangen. Eine Maschine wird nicht erfunden, sondern gemacht (Reuleaur); sie dient nach Reuleaur der „Bewegungserzwingung", nach Eombart der „Arbeitsersetzung". Nicht so die lebende Zelle, die ein Automat, d. h. ein Selbstbewegungsapparat, ist. Die Maschine kann, wenn einzelne ihrer Walzen oder Schrauben, ihrer Hebel oder Räder sich abnutzen, sie nicht wieder von selbst ersetzen, sondern die Reparatur wird von außen an sie herangebracht. Nicht so der lebendige Organismus, der die Fähigkeit besitzt, abgenutzte Teile durch biochemische Prozesse selbst wieder zu ersetzen. Brücke (Vorlesungen über Physiologie) sieht die wichtigste Charakteristik des Organismus in der Fähigkeit, sich fremde Stoffe zu assimilieren. Endlich kann keine Maschine sich fortpflanzen Man kann durch Nachahmung sie verdoppeln, verkleinern, modellieren, aber diese Verdoppelung muß wieder von außen bewerkstelligt werden. Nicht so der lebende Organismus, der ans der eignen Keimzelle die Fortpflanzung vollzieht. Dem

Organismus sind also im Gegensatz zur Maschine eigentümlich: Selbstbewegung,
Selbstersetzung durch Assimilierung, Selbstvermehrung.
Hat nun der Staat mehr gemeinsame Merkmale mit einem Organismus
als mit einer Maschine? Natürlich handelt es sich bei der Beantwortung dieser
Frage um einen Analogieschluß, dessen logische Berechtigung und Begrenzung
erst festzustellen sein wird. Ginge es in der Wissenschaft nach einfachem Majori»
tätsbeschluß zu, wie im Hobbesschen „Leviathan", so würde die organische Staats-
auffassung zweifellos als Siegerin aus einem I'WKigc-it, der Geschichte hervor-
gehen. Die Organizisten, wie sie sich jetzt nennen, verfügen über die große Zahl,
aber die Mechanizisten über große Köpfe. Sehr häufig repräsentieren indes die
Majoritäten dort die Macht, wo die Minoritäten die Einsicht darstellen. Befragt
man den historischen Tatbestand, so sprechen sich wohl 95 "/„ aller Denker, die
diesen Gegenstand bearbeitet haben, für die organische Staatsauffassung, und nur
etwa 5 "/a für die mechanische aus. Fatal ist's nur, daß in dieser verschwindenden
Minorität einer der klarsten und schärfsten Köpfe aller Zeiten, Hobbes, sich be-
findet, dessen Stimme allein hunderte von gedanklichen Mitläufern aufwiegt.
Doch prüfen wir zunächst die^ründe der Orgemizisten. Ihr Lebenselement
ist die Analogie: entweder ist ihnen'der Staat ein Makroanthropos, ein Mensch
im großen, oder der Mensch ein <?^-t im kleinen. Platon nannte wohl zuerst
oen Staat einen Menschen im gn^eii" <x»s-«5e? Tv« «'s^lu?^^ Aristoteles
treibt durchweg soziologischen Makr^osmus, sofern er den Staat als Organismus
begreift. Einmal im Banne diesfc vagen Analogie zwischen menschlichen und
staatlichen Organen, verwandelt sich die Redefigur sehr bald in einen ernsten Ver-
gleich, die Analogie in einen Parallelismus und der Parallelismus zuletzt in eine
förmliche Identität"). Was bei Aristoteles nicht viel mehr war als Metapher,
wird im Mittelalter zur bevorzugten Lieblingsidee: Dem mittelalterlichen Denken
muß, insofern es von der Iee eines einheitlichen Ganzen ausgeht, eine organische
Auffassung ebenso nahe liegen, als ihm eine atomistische und mechanische Kon-
struktion der Gesellschaft ursprünglich fremd ist. In Anlehnung teils an dir bi-
blischen Allegorien, teils an die griechischen und römischen Vorbilder wird d^her
der Vergleich der ganzen Menschheit wie jedes engeren Verbandes mit einem
beseelten Körper allgemein durchgeführt. (Gierke.)
Die Menschheit wird jetzt als der mystische Leib dargestellt, dessen Haupt
Christus ist. Hier nimmt also die Analogie den Charakter des Allegorischen an.
Unter Ausdeutung des paulinischen Satzes (Röm. XII, 4—6; Korinth. I, 12,
12—31), daß wir alle Glieder eines Leibes sind, bricht sich im Mittelalter die
selwn im stoischen Kosmopolitismus vorgebildete Überzeugung Bahn, die ganze
Menschheit sei ein einheitlicher Körper „mit gottgewollter geistig-weltlicher Ver-
lmnderts

') Vgl. meine Abhandlung .Wesen und Aufgabe der Soziologie. An der Wende des Jahr-
es". 1899. Z. 176 ff.

fassung". Seit Iohann von Salisbur» wird es üblich, die Analogie zwischen Staatskörper und menschlichem Körper ins einzelne zu verfolgen und ins Spielerische zu übertreiben. Die Seele dieses Körpers stellen die Priester dar. Das Haupt ist der Monarch, das Herz der Staat, Augen, Ohren und Zunge sind die Beamten und Richter. Das Heer ist die bewaffnete, die ausführenden Behörden sind die unbewaffnete Hand. Bauch und Eingeweide sind in der Finanzverwaltung repräsentiert. „Landleute, Handwerker und alle nützlich Tätigen sind die Füße, so daß der Staat die Tausendfüße nulluzrositate peüum übertrifft, ihr Schutz (ist) die Beschuhung, ihre Not das Podagra des Staates" (Gierke).
Man lächle über diese Phantastereien nicht. Man lese nur die Vergleiche nnsrer Organizisten (etwa Lilienfeld, Worms, Novikow), und man wird sich in den medizinischen Naturalismus des deutschen Kardinals Nikolaus von Kues zurückversetzt fühlen. Die biologischen Analogien zwischen Mensch und Gesellschaft oder Staat, von denen selbst die Werke Speneers und Schäffles nicht frei sind, die sich aber bei den erstgenannten orthodoxen Organizisten ins Abenteuerliche und Groteske, teilweise direkt ins Absurde verlieren, haben in der Schilderung der vita. corpoi»lis beim Cusaner ihr Vorbild. Dort sind schon die die Nerven, die !e?es imperiales das Gehirn. Das Knochengerüst ist die beständige putri«, das Fleisch die wechselnden und hinfälligen Komines. Die Gesundheit des Staatsbürgers beruht auf der Harmonie der vier Temperamente (Gierke, Genossenschaftsrecht III, 550). Wenn heute Lilienfeld Häuser und Eisenbahnen mit der Zwischenzellensubstanz, Worms Straßen und öffentliche Verkehrswege mit Blutgefäßen, aber selbst Speneer die Banken mit dem sympathischen Nervensystem vergleicht, so tun sie methodisch vom Standpunkte der heutigen Biologie nichts andres, als Nikolaus von Cusa im Sinne der Medizin seines Zeitalters getan hat. Man betrachtet eben, wie Schleiermacher, den Staat als reines Natnrerzeugnis.
Nicht allein die demokratisch gerichteten Organizisten unsrer Tage wie Speneer, auch die aristokratisch gesinnten wie Izoulet (I^a «t/' rungerne. 6. Auflage, 1902) reproduzieren nur Gedankengänge, die im Mittelalter als marktgänaige wissenschaftliche Münze von Hand zu Hand gingen. Nach Izoulet lst unser Zentralnervensystem in seiner zellularen Zusammensetzung ein Modell für uns« Staatseinrichtungen. Wie das Gehirn schon einen Zellenstaat darstellt, in dem es regierende nnd regierte Zentren gibt, so bilden im Staate die herrschenden Stände die Elite, welche zu befehlen, und die Massen die dirigierten Zellen, die nur zu gehorchen haben. Seit Aristoteles ist es Gemeinplatz, den Herrscher mit dem Kopf des Menschen zu vergleichen und den Gehorsam der Bürger damit zu begründen, daß wie die Glieder des Menschen sich den Befehlen seines Hauptes fügen, so haben die Glieder des Staates, die Bürger, dem rechtmäßigen Ober-l'Zupte zu gehorchen. Der wahre Monarch der Welt ist recht eigentlich Gott, und alle weltliche Herrschaft beruht auf Stellvertretung des göttlichen Willens.

Auf einen andern Boden verpflanzt die deutsche historische Rechtsschule
(v. Savigny, Bluntschli) den Organismusbegriff in der Staatsauffassung. Wird
von den naturalistischen Organikern die Kausalität vorangestellt und der Staat
als reines Naturprodukt begriffen, so rückt die historische Rechtsschule den Zweck
in den Vordergrund. Schon Kant versteht (Kritik der Urteilskraft, § 65) unter
einem organisierten Produkt der Natur das, „in dem alles Zweck und wechsel-
seitig auch Mittel ist". Denn „zu einem Ding als Naturzweck wird erfordert,
daß die Teile nur durch ihre Beziehung auf das Ganze möglich seien". Anders
ausgedrückt: „Die Idee des Ganzen soll die Form und Verbindung aller Teile
bestimmen." Man vergleiche mit diesen Aussprüchen Kants die Definition
Virchows: „Organismus ist die einheitliche Gemeinschaft, in der alle Teile einem
gleichartigen Zweck zustreben, einen immanenten Plan verwirklichen." Die Ver-
bandseinheit, aus der der Staat hervorgeht, ist im wesentlichen eine Zweck-
et n h e i t. Wie das menschliche Individuum einheitlich nur ist und wirkt dlirch
den zusammenhaltenden Zweck, der von seinem Ich-Zentrnm aus alle seine Glied-
maßen beherrscht, so ist der Staat ein „sittlicher Organismus", ein Organismus
der „zweiten Natur" (Schelling), ein Supraorganismus (Spencer). Die Formel
Schillings lautet: „Der Staat als Organismus der Freiheit ist der Ausdruck der
Harmonie von Notwendigkeit und Freiheit im Realen." (Rede über d. akad. Stur.
S. Ü26.)
Zum schärfsten Ausdruck gelangt die organische Staatslehre der historischen
Rechtsschulen bei Bluntschli. Er verwirft die atomistisch-mechanische Staats-
auffassung rückhaltlos. Wie das Ölgemälde, so führt Bluntschli aus, etwas
andres ist als eine Anhäufung und Verteilung von farbigen Qltropfen, und eine
Statur etwas andres als eine Verbindung von Körnchen Marmor und der Mensch
etwas andres als eine Menge von Blutkügelchen und Zellengefäßen, so ist aueb
das Volk nicht eine bloße Summe von einzelnen und der Staat nicht eine bloße
Anhäufung von äußeren Einrichtungen. Der Staat hat vielmehr, wie der Mensch,
innere Gliederung, Verbindung belebtseelischer Wesen zu einem Dasein, endlich
eine Entwicklung von innen heraus und äußeres Wachstum, was bei Atom-
Aggregaten nicht der Fall ist. Es gibt, wie einen Volksgeist, so einen Volks-
willen, der die Bewegung der einzelnen Bürger bestimmt und bedingt, während
bei der Maschine alle Bewegung von außen herangebracht werden muß. Staaten
haben als lebendige Einzelheiten Geschichte, was Maschinen durchaus ab-
geht. Dem Etaatsgeist und Staatswillen läuft beim Einzelmenschen parallel der
Rassengeist und der Rassenwille. Und so gelangt denn Bluntschli zu folgender
Definition des organischen Staatsbegriffs: Der Staat ist das männlich organi-
sierte, zu einer selbständigen und das Gemeindeleben beherrschenden Person ge-
wordene Volk eines Landes.
Von dieser Staatsauffassung wendet sich die neuere Staatslehre (H. Schulze,
G. Mener, Haenel, Bernatzik, Gierke, Rehm und Iellinek) mehr und mehr ab,

während Bruno Schmidt die organische Staatsauffassung durch die Voranstellung
tes Assoziationstriebes und Kennzeichnung des Staates als Rechtsorganismus
psychologisch zu stützen sucht. Gemeinsam ist den jüngeren Staatstheoretilern,
besonders Iellinek, die erkenntnistheoretische Grundlegung. Sie sind mehr bei
Sigwart, Rümelin und Wundt als bei den Naturrechtlern in die Schule ge-
gangen. Das teleologische Element berücksichtigen auch sie. Nur verschmähen
sie — am ausgesprochensten Iellinek, am gemildertsten Gierke — organologische
Vergleiche. So sieht Iellinek in solchen Verallgemeinerungen wie Volksseele und
Volksgeist „mystische Wesenheiten, Abkürzungen höchst verwickelter und in ihren
Details gar nicht zu entziffernder psychologischer Massenprozesse". Die organische
Staatsauffassung lebt, nach Iellinek, nur von einem „falschen Monismus'.. Den
vagen Analogien zwischen Staat und menschlichem Organismus stehen eben tief»
greifende Unterschiede gegenüber: Staaten wachsen und vergehen nicht nach
organischem Vorbilde, sie unterliegen nicht notwendig den Gesetzen der Ent-
wicklung und Rückbildung . . . ., sie können sich nicht fortpflanzen. (Das Recht
des modernen Etaats, 1900, S. 138.)
Deswegen sei es zutreffender, den Staat als Kollektiv- oder Vertandseinheit
^linvuivl«) aufzufassen; er ist ein Gemeinwesen (unio), d. h. eine Zusammen»
fassung des Vielen zu einer Einheit, und diese Einheit stellt sich dann als Zweck-
einheit dar. Legt man nun dieser fingierten, wenn auch zwecknotwendig von uns
gebildeten Einheit einen Träger, ein Substrat, unter, so verwandelt sich die
Zweckeinheit Staat in ein W e s e n. Nur darf dieses Wesen nicht realistisch als
lebende Persönlichkeit oder gar als Substanz begriffen werden, wie bei Hegel,
sondern es muß nominalistisch als Denknotwendigkeit oder — mit Mach — als
Denkökonomie erklärt werden. Es gibt kein lebendes Wesen, sondern nur einen
notwendigen Sammelnamen, einen abkürzenden Allgemeinbegriff, kurz eine
unentbehrliche ..Aktien" namens Staat. Ist d>.'ch nach Mach das Ich selbst
unrettbar. Es ist für Mach, wie schon für Hume, nur ein Name für die
Elemente, die sich in ihm verbinden. „Die Elemente bilden das Ich." Das Ich
ist eine ideelle, denkökonomische, aber keine reelle Einheit. Das gleiche gilt nun
von der Verbandseinheits-Kontinuität, Staat genannt. Diesen abkürzenden Be-
griff Staat brauchen wir — im Interesse unsrer Selbst- wie unsrer Arterhaltung.
Deshalb, und nur deshalb bilden wir ihn. Der Kellektivbegrisf Staat ist somit
subjektiv-phänomenalen Ursprungs, wie die'Farben und Töne; eme transzenden-
tale Realität geht ihm, nach Iellinek, völlig ab. Der Staat erscheint somit
relativiert, aus der Kategorie der Substanzilität in die der Relation verwiesen.
Die Verbandseinbeit Staat ist nur ein geordnetes System menschlicher Zweck-
beziehungen. Die Regelung dieser Beziehungen erfolgt in erster Linie durch dai
Recht, das der Staat zu hüten und fortzubilden hat. Der Kollektivbegriff Recht
wird somit dem höhern Kollektivbegriff Staat untergeordnet. Die MensÄen
haben eine Anzahl Regeln und Normen, Gesetze, Verordnungen und Gebote im

Interesse ihrer wechselseitigen Beziehungen festgestellt und alles dieses unter den »bersten Begriff: Staat subsumiert, wie etwa rot, grün und gelb unter den Ober» begriff: Farbe.
Ordnungssinn und Klassifikationsbedürfnis bauen gleichsam eine logische Pyramide menschlicher Einzelhandlungen auf, deren Basis die Individuen mit ihren scheinbar willkürlichen Handlungen sind, deren Spitze aber der Staat mit seinen Imperativen bildet. Dieser an Mach orientierte erkenntnistheoretische Nominalismus beherrscht augenblicklich unser wissenschaftliches Denken, be- sonders auch das staatsphilosophische. Nur darf dieser Nominalismus nicht mit sozialem Atomismus im Hobbesschen Sinne verwechselt werden. Auch dem weitest» gehenden unter unsren staatsphilosophischen Nominalisten, Georg Iellinek, gilt die streng individualistische Staatsauffassung, deren soziologische Formel: nuiver«nlin. pa»t i«iu lauten müßte, für unhaltbar, weil sie erstens die Kollektiv- einheit nicht zu fassen und zu erklären vermag, und des weiteren übersieht, „daß das Individuum 'selbst biologisch als Kollektiveinheit sich darstellt" (S. 152).
Die Kollektiveinheit des Staates ist auch nach Iellinek keine äußerliche, mechanische, sondern eine teleologische. Die Vielheit der Bürger wird durch die Verbandseinheit Staat zusammengehalten mittels eines Systems dauernder und wirksamer Zwecke. Ie konstanter und kohärenter diese gemeinsamen Zwecke sind, desto enger wird das Band, das alle Glieder dieser Verbandseinheit umschlingt. Voraussetzung der Gemeinsamkeit (Solidarität) solcher Zwecke ist die Seßhaftigkeit der zu einem Staate verbundenen Menschen auf der einen, sowie die Festlegung der Herrschaftsverhältnisse unter den Individuen auf der andern Seite. Beruhen aber stabilisierte Zwecksetzungen, wie sie die staatlichen Organe, das festgefügte System sozialer Über- und Unterordnung, fordern und durchsetzen, auf genereller Regelung der Willensverhältnisse einer Mehrheit von Menschen, so gelangt der soziologische Nominalismus Iellinekscher Artung zu folgender Definition: Der Staat ist die mit ursprünglicher Herrschermacht ausgerüstete Verbandseinheit seß- hafter Menschen (S. 159). Diese Verbandseinheit wird (S. 209) näher noch als Zweckeinheit bestimmt.
Haben wir das bezeichnende Merkmal der mechanischen Staatsiuffassung darin gefunden, daß sie das Denkmittel der Kausalität bevorzugt, während wir die organische dahin präzisierten, daß sie vorwiegend mit dem Denkmittel der Teleologie operiert, so werden wir auch den soziologischen Nominalismus Iellineks wegen seiner Voranstellung des Zweckes — nach der Formel: der Staat eine Zweckeinheit — den organologischen Theorien beigesellen müssen, obgleich uns nicht entgangen ist, wie sehr sich dieser scharfe Denker in seinem „System der subjektiven öffentlichen Rechte" (S. 35f.) gegen die Einreihung unter die Vertreter der organischen Staatslehre sträubt. Durch seine Voranstellunq des teleologischen Moments in der Verbandseinheit: Staat, welche allein es ihm ermöglicht, zwischen der Selbständigkeit der einzelnen Verbandeglieder und der

Einheit des Staates eine logische Brücke zu schlagen, nähert sich seine Theorie der Verbandseinheit und seine juristische Lehre vom Staate als Rechtssubjekt, wie er (S. 152) wohl selbst fühlen mag, der organischen Staatslehre. Versteht man unter Gesamtorganismus, mit Wundt, jede zusammengesetzte Einheit, welche aus Teilen besteht, die selbst einfachere Einheiten von ähnlichen Eigenschaften, zugleich dienende Glieder oder Organe des Ganzen sind, so wird die teleologische Einheit Staat die höchste Analogie mit einem solchen Gesamtorganismus aufweisen. Iedenfalls paßt die Analogisierung des Staates mit einem Organismus unvergleichlich besser, als die mit einer Maschine.

Cscile und Oskar Vogt:

Wissenschaftliche Forderungen an den modernen Staat.

Unter einem modernen Menschen verstehen wir denjenigen, welcher sich die letzten allgemeinen Ergebnisse der Wissenschaft aneignet und dieselben zur Grundlage seiner Weltanschauung und seines Handelns macht. In ähnlicher Weise kann nur derjenige Staat als ein moderner gelten, dessen Gestaltung und dessen Betätigung den Forderungen der gegenwärtigen Wissenschaft entspricht. Zu denjenigen Staaten, welche am meisten von diesem Ideal entfernt waren, gehörte bisher das Deutsche Reich. Auf Mystik und überlieferte Glaubenssätze stützte sich eine in den vitalsten Fragen unumschränkte Macht des Kaisers, und seinen Entscheidungen hatten sich die Untertanen in „gottgewollter Abhängigkeit" zu fügen. Kinder freidenkerischer Eltern wurden zum Religionsunterricht ge» zwungen und erfahrungswissenschaftliche Untersuchungen der gesellschaftlichen Zusammenhänge und Entwicklungstendenzen wurden als staatsgefährliche gewaltsam gehemmt.

Andererseits sehen wir die erste hervorragende Befreiungstat der Neuzeit, die große französische Revolution, als einen unmittelbaren Ausfluß der damaligen Philosophie. Aber seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag hat kein Staat der Welt den Versuch gemacht, seine innere und äußere Politik mit den Lehren der wissenschaftlichen Gesellschaftslehre in Einklang zu bringen. Dies hing überall damit zusammen, daß die sogenannten bürgerlichen Parteien die herrschenden waren. Unter diesen bemühten sich die konservative und klerikale um eine Festhaltung der bisherigen staatlichen Verhältnisse. Soweit sie es nicht aus familiärer Tradition, aus erzieherischer Angewöhnung, aus Klassen- oder Standesinteresse

taten, kam für sie fast nur eine Ideologie in Betracht, welche sich auf religiöse Dogmata stützte. Eine Ausnahme bildete die Ideologie der Alldeutschen. Diese suchten tatsächlich vorhandene nationalistische und imperialistische Tendenzen zu stärken. Ihre Kräftigung derselben hat zu dem für Deutschland katastrophalen Ende des Weltkrieges wesentlich beigetragen: eine Tatsache, welche durch Entstellung des wirklichen Sachverhaltes von Seiten der alldeutschen Presse nicht aus-der Welt geschafft werden kann. Es wird aber vielleicht eine Zeit kommen, in welcher diese alldeutschen Politiker als ungewollte Förderer der Befreiung des deutschen Volkes aus den Banden des alten Regimes ihre richtige historische Würdigung finden werden. Die fortschrittlichen bürgerlichen Parteien ihrerseits erstrebten eine politische Ordnung, welche sich wiederum wenig auf Erfahrungstatsachen, sondern im wesentlichen auf dialektische Spezialisierung eines allgemeinen Freiheitsideals stützte. Die wenigen, den verschiedenen bürgerlichen Parteien angehörenden sozialwissenschaftlich gebildeten „Kathedersozialisten" und „Sozialreformer" sind stets Einzelgänger geblieben und haben nirgends zu einer Parteibilduug gefübrt oder eine Partei wesentlich beeinflußt. Dagegen hat die sozialdemokratische Partei von Anfang an den Anspruch erhoben, ein wissenschaftliches Programm zu besitzen. Sie behauptete, daß ihren programmatischen For» derungen die von Marr und Engels intuitiv erschauten, unabänderlichen gesetzlichen Entwicklungstendenzen zugrunde lägen, und daß gleichzeitig die Verwirklichung dieser Entwicklungstendenzen den größten, bisher in der Geschichte zu verzeichnenden kulturellen Fortschritt bedeuten würde. Diese Anschauung gab den Sozialisten ihre Siegesgewißheit.

Wir wollen eine Kritik der Einzelheiten der Marristlschen Lehre Berufeneren überlassen. Wir möchten hier nur darauf eingehen, daß die sozialdemokratische Lehre eine allgemeine wissenschaftliche Behauptung und eine allgemeine sittliche Forderung enthält, aeoen die kein Vertreter der Erfahrungswissenschaften irgend welchen Einspruch zu erheben vermag. Die allgemeine wissenschaftliche Lehre ist die Behauptung der Existenz einer-Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung. Wir haben keinen allgemeinen Erfahrungssatz, aus dem wir ein ausschließlich gesetzliches Geschehen herleiten können. Aber ein solches hat erfahrungsgemäß noch niemals eine Ausnahme erfahren. Seine Annahme ist die Fundquelle unendlich vieler Gesetzmäßigkeiten gewesen und eine unentbehrliche Voraussetzung der Wissenschaft überhaupt. Hat diese doch nicht nur einen beliebigen Zustand und seine Veränderungen zu beschreiben, sondern die kausale Begründung des ursprünglichen Zustandes und seiner weiteren Veränderungen festzustellen, um aus den erkannten ursächlichen Zusammenhängen künftiges Geschehen voraussagen zu können! Eine solche Voraussage setzt aber eine geschlossene Kausalität voraus. So gibt es denn auch keinen Wissenschaftler, der die ansnahmefreie Gesetzmäßigkeit leugnet und der sieb nicht dem schönen Goethe'schen Worte anschließt:

an den modernen Staat Cecile und Oskar Vogt
„Nach ewigen, ehrnen
Großen Gesetzen
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden."
In der Natur begegnen wir nun vielfach einem Streit von Kräften, von
denen jede einzelne ihren bestimmten Gesetzen gehorcht. In dem Maße, wie der
Mensch Einsicht in diese verschiedenen Kräfte und ihre Gesetze gewinnt, kommt er
in die Lage, das Kräftespiel in bestimmter Richtung zu beeinflussen. Ist ein
Kranker nach gewissen biologischen Gesetzen in seinem Leben bedroht, so bemüht
sick der Arzt durch Anwendung entgegenwirkender biologischer Kräfte diese Be-
drohung zu bekämpfen. Dabei wird das Handeln des Arztes bisher im all-
gemeinen durch eine sehr einfache Marime bestimmt: nämlich die der unbedingten
Lebensrettung. Gegen diese Marime läßt sich aber im einzelnen allerlei ein-
wenden. Und so führt uns dieses Beispiel zu jener allgemeinen sittlichen Forde-
rung, die wir im Programm der sozialdemokratischen Partei fanden. Der moderne
Ttaat muß nicht nur der Tatsache Rechnung tragen, daß sich das Zusammenleben
der Menschen nach Naturgesetzen gestaltet hat und weiter gestalten wird, sondern
er muß auch aus der Wissenschaft diejenigen Grundsätze ableiten, nach denen er
die in dieser Gestaltung hervortretenden widerstrebenden Tendenzen zu fördern
oder zu hemmen hat. Hier scheinen uns die Biologie und die Psychologie die
besten Fingerzeige zu gewähren. Wir sehen überall im Tierreich eine Lebens-
bejahung, ein Streben nach Glück und da, wo soziale Instinkte zur Aufopferung
des einzelnen Wesens führen, auch dieses Geschehen nur im Interesse kräftigerer
und deshalb zum höheren Glücksgenuß befähigter Individuen oder einer größeren
Gemeinschaft. Und dasselbe lehrt uns die Beobachtung der Menschen. Nur
wenige geistesgesunde, gläubige Christen trauern nicht über den Tod eines Ge»
liebten oder wünschen selbst die Erlösung aus dem „irdischen Iammertal". Wir
dürfen aus diesen Feststellungen für den modernen Staat die sittliche Pflicht ab-
leiten, daß er ein möglichst großes Glück für möglichst viele zu
schaffen und nach diesem Prinzip die wissenschaftlich erkannten politischen Ent-
wicklungstendenzen im einzelnen zu fördern oder zu hemmen hat.
Der moderne Staat hat aber nicht nur Stellung zu nehmen zu den wissen-
schaftlich erkannten Zusammenhängen und Entwicklungstendenzen der menschlichen
Gesellschaft, sondern er hat im höchsten Maße die weitere Vertiefung
der Soziologie zu pflegen. Es wird immer ein Ruhmesblatt in der Go
schichte des kaiserlichen Deutschlands bleiben, daß dasselbe mehr als ein anderer
zeitgenössischer Staat Zweige der Wissenschaft, insbesondere solche der Natur-
wissenschaft, gefördert hat. Aber von der Gesellschaftslehre gilt — wie wir schon
oben hervorhoben — das Gegenteil.

Wir selbst sind nun zwar keine Soziologen. Aber aus Analogie mit der von uns gepflegten Hirnforschung und Psychologie können wir ohne weiteres sagen, daß die bisherige Soziologie sich auf ein so geringfügiges empirisches Material stützt, daß sie in ihrer jetzigen Form durchaus nicht imstande sein kann, den durch die heutigen politischen Verhältnisse zur baldigen Lösung drängenden sozialen Problemen einen sicheren Weg zu zeigen. Es ist deshalb dringend notwendig, in der Art, wie 2. V o g t es in dieser Zeitschrift in einem früheren Artikel „Über Forscher und Organisation der Forschung" (37. Iahrgang, Dezember 1912) allgemein im Interesse der Wissenschaft gefordert hat, ausgesprochene soziologische Forschernaturen in die Lage zu versetzen, sich ganz ihren Forscheraufgaben zu widmen, und zu diesem Zwecke kleine, den besonderen Interessen und der besonderen Begabung der einzelnen Forscher angepaßte Arbeitsgemeinschaften zu gründen. Dieselben haben die geschichtliche Entwicklung der heutigen Gesellschaftszustände systematisch zu untersuchen, die in der heutigen Gesellschaft wirksamen psychologischen, ökonomischen und politischen Faktoren auf empirischem Wege festzustellen, auf erfahrungswissensä)aftlicher Grundlage die Rechtsentwicklung und das Verhältnis des Rechtes zu den psychologischen und wirtschaftlichen Faktoren der Gesellschaftsentwicklung zu studieren und endlich die ökonomischen und psychologischen Faktoren des Verbrechertums mit Einschluß der Prostitution zu untersuchen. Auf diese Weise ist volle Klarheit über die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse und Entwicklungstendenzen anzustreben, unter Zugrundelegung des oben präzisierten sittlichen Leitmotivs der Grad und ter Weg der Sozialisierung festzulegen, den sittlichen Schädigungen der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse entgegentretende und kulturfördernde Erziehungs- und Aufklärungsarbeit in die Wege zu leiten und eine gründliche Reform im Strafrecht, Gerichteverfahren und Strafvollzug anzubahnen. In Bezug auf das Gerichtsverfahren ist eine wesentlich andere und zwar reichlich mit Psychologie durchsetzte Vorbildung der Strafrichter nötig und gleichzeitig ihre Erziehung zu einer gewissenhafteren Feststellung des Tatbestandes und zu einem modernen Rechtsgefühl. Auf Grund mancher empörender Vorkommnisse kann nur an der Unabsetzbarkeit solcher Strafrichter, welche diese Bedingungen erfüllen, festgehalten werden.

Neben der Pflege der Gesellschaftslehre scheint uns der moderne Staat dann aber weiter noch eine bisher viel zu sehr vernachlässigte Wissenschaft gründlich fördern zu müssen: die Individualpsychologie. Zum Glück des Einzelnen gehört die Ermöglichung, sich in seiner eigentlichen Begabung ausleben zu können. Und andererseits wird wiederum der Staat umso Höheres leisten können, je mehr er die einzelnen Bürger entsprechend ihrer Begabung beschäftigt. Wir können bei der gegenwärtigen Absperrung die ökonomischen Verhältnisse der anderen Länder nicht beurteilen. Auf alle Fälle muß aber wenigstens Deutschland diese höchste Leistungsfähigkeit seiner Bewohner anstreben, denn es muß in der Zukunft nur eine große Stätte der Arbeit bilden, wenn es sich überhaupt erholen

will. Da gilt es denn, die Fähigkeiten und die Art und die Stärke der Stre-
bungen des einzelnen Menschen richtig zu erfassen. Der W^g zu dieser Erfassung
ist ein verschiedener, je nachdem es sich um die Beurteilung eines Kindes respek-
tive eines heranwachsenden Menschen oder eines bereits selbständig schaffenden
Individuums handelt. Den Weg, die Qualitäten des letzteren richtig zu beur'
teilen, wollen wir in späteren Aufsätzen erörtern. Hier haben wir zunächst die
Anwendung der die einzelnen geistigen Fähigkeiten messenden Individualpsncho^
logie für das heranwachsende Geschlecht im Auge.
Das verarmte Deutschland kann sich nicht mehr den Lurus des bis-
herigen Abiturienteneramens, d. h. den Lurus der Nichtentwicklung der B>>
obachtungsgabe durch die einseitige Gedächtnispflege de? heutigen höheren
Schulbildung für diejenigen gestatten, welche sich praktischen Berufen oder
Erfahrungswissenschaften widmen wollen und deshalb auf kritische Verwer-
tung eigener Beobachtungen angewiesen sind. Das heutige Deutschland kann
sich des weiteren nicht mehr die Zeit- und die Geldvergeudung derselben Bildung
für ungleich Begabte gestatten. Unsere künftige Erziehung muß bei Nichtvernach-
lässigung der Bestandteile einer wirklichen modernen Geistesbildung und unter
gründlicher Pflege einer nicht kirchlich verankerten Sittlichkeit und Charakter-
stärke einen möglichst geraden, auf den künftigen Beruf hinsteuernden Bildungs-
weg einschlagen. Ergänzungen der allgemeinen Bildung sind eventuell noch für
alle Bildungswege nach Beginn der eigentlich fachmännischen Ausbildung fort-
zusetzen. Als äußerst notwendiger Bestandteil dieser allgemeinen Bildung muß
die Kenntnis der politischen Verhältnisse unseres Landes sowie der Nachbar-
staaten und der allgemeinen Ergebnisse der empirischen Gesellschaftslehre an»
gesehen werden. Gilt es doch jenen Mangel an politischem Sinn des deutschen
Volkes nach Kräften zu bekämpfen, welcher bei dem Kriegsausbruch und der
Kriegsführung einer kleinen unfähigen Kaste die heutige, weitgehende Vernichtung
Deutschlands herbeizuführen ermöglicht und so uns alle zu Schuldigen an der
Katastrophe gemacht hat!
Es gilt deshalb zunächst die B e r u fs b eg a b u n g des einzelnen Kinoes
möglichst früh zu erkennen, um <bm dann eine dem künftigen Berufe tunlichst
angepaßte Erziehung zuteil werden zu lassen. Dabei möchten wir ausdrücklich
hervorheben, daß sich die Prüfung der Berufsbegabung neben der Berücksichtigung
des körperlichen Zuftandes nicht ausschließlich auf eine solche der intellektuellen
und manuellen Fähigkeiten beschränken darf. Das Interesse des betreffenden
Kindes, die Steigerung seiner Leistungsfähigkeit da, wo dieses Interesse mitspielt,
und ferner der Grad der eigenen Initiative und der Ausdauer bilden ganz wesent-
liche Momente für die künftige Leistungsfähigkeit des Prüflings. Ferner haben
wir die Lernfähigkeit und die Lernart der einzelnen Kinder aufzu-
decken, um Gruppen möglichst gleich veranlagter Kinder zu bilden und dann die
einzelnen Gruppen in der für sie geeignetsten Weise zu unterrichten. Endlich

handelt es sich darum, die sittlichen Qualitäten des einzelnen Kindes richtig,
zu erfassen und die guten unter ihnen zur Entwicklung zu bringen und die
schlechten nach Kräften zu hemmen. Die vierjährige Kriegszeit hat in den
weitesten Volkskreisen eine geradezu erschreckende Demoralisation zur Folge ge-
habt und damit den Zusammenbruch einer auf kirchliche Dogmata gestützten Sitt-
lichkeit genau so vor Augen geführt, wie es die Geschichte früherer Zeiten tut, wo
wir Blüte des kirchlichen Glaubens mit schwerster Unmoral vereinigt sehen. Es
gilt deshalb im Interesse der Heranbildung sittlicher und charaktervoller Menschen
nicht nur die heute überall noch in der Schule übliche Kultur des Autoritäts-
glaubens wesentlich zurückzudrängen, nicht nur einen rein wissenschaftlich begrün-
deten Moralunterricht einzuführen, sondern die sittlichen Qualitäten des ein-
zelnen Kindes möglichst früh zu erkennen, um dasselbe tunlichst individualisierend
zu beeinflussen. Zur Ausarbeitung der geeigneten Messungsmethoden für alle
diese in dem einzelnen Kinde schlummernden Kräfte und der geeignetsten Wege
für die Entfaltung resp. Hemmung derselben bedarf es noch zahlreicher psycho»
logischer Untersuchungen: ein Bedürfnis, das nur wiederum durch die Gründung
besonderer Institute und die Förderung geeigneter Forscher befriedigt werden
kann.

Damit haben wir einige wissenschaftliche Forderungen an den modernen
Staat präzisiert. Wir sehen im gegenwärtigen Deutschland mannigfache Ansätze
zu der Entwicklung eines solchen Staates. Mögen sich diese Ansätze trotz aller
Schwierigkeiten, die aus inneren Wirrnissen und äußeren Bedrängnissen ent-
stehen, weiter entfalten! Und mögen die anderen Staaten bald von einem ahn»
lichen Streben erfaßt werden! Dann würden wir in einer durch die heutigen Er-
fahrungswissenschaften modifizierten, aber gleichzeitig lebensfähig gewordenen
Form Anschluß finden einerseits an Herder, Kant und andere Deutsche, welche
im 18. Iahrhundert den Menschheitsgedanken vertraten, und andererseits an jene
großen Führer der französischen Revolution, welche das Zeitalter internationaler
Verbrüderung bereits angebrochen glaubten. Und damit würde eine Zeit kommen,
wo nicht nur die kulturzerstörenden Kriege der Geschichte angehören würden,
sondern wo infolge Aufhebung des bewaffneten Friedens, infolge interrationaler
Regelung von Konsumtion und Produktion und infolge dadurch bedingter Ver-
meidung von Überproduktion und kapitalistischen Krisen die vereinigte Menschheit
mehr und mehr Zeit und Kraft gewinnen würde, sich Kulturaufgaben zu widmen,
dem Dienste des Wahren, des Guten und des Schönen!

Karl Siller und Dr. jur. Hölscher:

Grundzüge für den Wiederausbau Deutschlands.

Die Voraussetzung für den Wiederaufbau Deutschlands ist die Erhaltung
eines in sich geschlossenen lebensfähigen deutschen Wirtschaftsgebietes in der un-
gefähren Größe und Gestalt des bisherigen Deutschen Reiches, ohne Amputation
seiner wichtigen industriellen und volkswirtschaftlichen Glieder im Westen und
Osten, sowie volle Unabhängigkeit vom Auslande in Bezug auf die Verfügung
über die heimischen Bodenschätze.

Weitere Voraussetzung ist, daß diese Gebiete politisch straff zentralisiert sind,
unter Vermeidung vieler kleiner Einzelstaaten mit ihren naturgemäß entstehenden
Sonderinteressen und Strömungen politischer und religiöser Art. An Stelle der
bisherigen Einzelstaaten, deren Umfang und Größe sich nur historisch erklärt, sind
infolgedessen, ähnlich wie dies Professor W. Vogel im Vorwärts vom 2. Ianuar
19t9 anregt, provinzielle Selbstverwaltungskörper nach Maßgabe der verschiedenen
deutschen Stämme zu errichten, die, in sich geschlossen, zusammen das ganze Reich
bilden.

Die Staatsnotwendigkeiten des Deutschen Volksstaates sind:

1. Eine auf zuverlässige Macht gestützte sichere Ordnung, die auch die
Grenzen gegen jeden Angriff raubgieriger Nachbarn schützt,
2. unbeschränkte politische und religiöse Freiheit,
3. eine auf sozial-politischer Anschauung beruhende tragfähige Finanz-
wirtschaft,
4. weitgehendste soziale Gesetzgebung, welche die Produktion möglichst hebt,
aber nicht behindert.

Zu Punkt 1 und 2 können im Rahmen nachstehender Darlegungen nur An-
deutungen gegeben werden. Vor allem ist unbedingtes Erforderunis, daß der
Volksstaat zuverlässige Machtmittel in Gestalt eines Volksheeres in der Hand hat,
mit dem er seine Grenzen verteidigen und die Ordnung im Innern aufrecht
erhalten kann. Regierung ohne Macht ist Unstnn. Politische und religiöse Frei-
heit aber bedeutet, daß Beschränkungen, wie sie der alte Obrigkeitsstaat anord-
nete, nicht mehr vorkommen dürfen. Das schöne Wort Friedrichs des Großen
„Ieder soll nach seiner Fa?on selig werden" muß endlich auch in Deutschland zur
Tat werden. Dabei muß aber die Freiheit ihre natürliche Grenze in dem Eigen-
willen des Volkes finden. Eine Freiheit, die das Volk nicht haben will, ist keine
Freiheit. Sevekwin non odtrnSnntur. Oft wird Ziigellosigkeit mit Freiheit
verwechselt. Übergriffe auf kulturellem Gebiet, insbesondere auf dem Gebiet der
Kirche und Schule, wie sie die jetzige provisorische Regierung sich geleistet, und
womit sie sich eine Gegnerschaft im ganzen Lande geschaffen hat, dürfen ebenso-

wenig geduldet werden wie die früher üblichen Obrigkeitsverordnungen. Dem Kultusminister Hoffmann wird vielleicht einmal das Zentrum noch ein Denkmal der Dankbarkeit errichten, weil er mit seinen Kirchen- und Schulerlassen das christlich gesinnte Volk wieder in die Arme der Zentrumspartei hineingezwungen hat.

Punkt ii und 4 bilden recht eigentlich das Fundament des ganzen staatlichen Aufbaues; denn ohne eine geordnete Finanzwirtschaft wird uns alles andere nichts nützen. Wir sind stark verschuldet, und, was das schlimmste ist, die Lasten, welche uns noch auferlegt werden, stehen noch nicht fest, sind noch garnicht abzuschätzen. Es ist deshalb z. B. heute unmöglich, einen Haushaltsplan aufzustellen. Was aber wohl möglich ist, ist, sich klar zu machen: Was kann der oben skizzierte Volksstaat leisten? Und stellen wir das fest, dann können wir unseren Friedensverhändlern eine Grundlage geben für das, was sie übernehmen können und was nicht.

Der vierte Punkt ist dem dritten aufs engste verknüpft, denn nur ein sozial auf der Höhe stehender Staat, in dem jeder nach seinen Kräften mitarbeitet, und jeder nach seinen Kräften Lasten trägt, ist imstande, das ungeheure Werk der Volksgesundung zu vollbringen. Intensive produktive Arbeit wird aber nur geleistet werden, wenn neben dem Staate auch jeder Einzelne den Lohn seiner Arbeit findet.

Bei dem Aufbau unseres Wirtschaftslebens kann es sich nicht darum handeln, Experimente zu machen und Theorien auf Kosten des Volksganzen auszuprobieren, sondern das Problem praktisch anzufassen und auf gesunde Grundlagen zu stellen. Allerdings wird es dabei ohne Eingriffe in vermeintliche durch die Gewohnheit geheiligte Rechte einzelner Bevölkerungsgruppen nicht abgehen. In dieser Beziehung hat uns der Krieg schon an Vieles gewöhnt, was früher allgemeine Entrüstung hervorgerufen hätte. Ängstlichkeit ist hier ebensowenig am Platze wie das Außerachtlassen jedes Gerechtigkeitsgefühls und vor allen Dingen der fundamentalen Gesetze eines komplizierten Wirtschaftslebens. Bedenken wir, daß wir nicht allein auf der Welt leben und auf den Handel mit anderen Völkern angewiesen sind!

Von der heutigen Art, die Steuern aufzubringen, d. h. möglichst viele kleine und teilweise schikanöse Steuern zu erheben, die noch dazu oftmals eine einzelne Erwerbsgruppe begünstigen, ist ganz abzusehen. Es ist die Verärgerung möglichst zu vermeiden, die durch jede Steuer irgend einem Volksteil zugefügt wird. Darum möglichst wenige, aber ergiebige Steuern. Gleichzeitig müssen aber die Steuern von vornherein getrennt werden nach den Steuerberechtigten: Reich, Staaten und Kommunen müssen jeder auf eigenen Füßen stehen. Keiner darf beim anderen zu Gaste gehen, wie dies bei dem bisherigen Snstem der Aufbringung der Reichsbediirfnisse durch staatliche Matritularbeiträge der Fall war.

Als Steuern kommen zunächst in Betracht:
1. Eine progressive Reichs-Vermögenssteuer,
2. eine progressive Reichs-Erbschaftssteuer,
3. eine progressive Einkommensteuer,
4. eine Warenumsatzsteuer,
5. Monopole,
6. eine Reform des Bodenkredits als Sozialisierungsmaßnahme,
ferner Sozialisierungsvorschläge für industrielle Betriebe.
Erfolgt der Ausbau dieser Vorschläge nach vernünftigen Grundsätzen, so ist zu hoffen, daß das deutsche Volk sich trotz des riesenhaften Zusammenbruchs finanziell und wirtschaftlich wieder erholen kann.
Betrachten wir nun die Steuervorschläge im einzelnen:
Nr. 1.
Die progressive Reich svermögenssteuer.
Fast jeden Tag liest man von der Forderung einer einmaligen Vermögensabgabe, und zwar soll dieselbe entweder in nnturn erhoben werden oder aber in der richtigen Empfindung, daß der Staat nicht Werte, sondern Geld braucht, fordern andere ihre Verteilung auf eine Reihe von Iahren, damit die Steuerpflich» tigen den abzuführenden Vermögensanteil flüssig machen können. Die Befürworter dieses gedankenlosen Schlagwortes von der einmaligen Vermögensabgabe haben sich wohl kaum das Unmögliche derselben klar gemacht. Also untersuchen wir die Wirkungen.
n) Die Abgabe in natmn. Das deutsche Volksvermögen — nach letzten Schätzungen ca. 380 Milliarden — besteht aus Grund und Boden, ländlichen sowie städtischen Hypotheken, Staatspapieren, Pfandbriefen, kurz fest verzins» lichen Werten, ferner aus Dividenden-Papieren, Aktien, Kuren, Anteilen an Gesellschaften m. b. H., Nießbrauchrechten und anderen schönen Dingen mehr. Soll die Sache Zweck haben, so müßte die Abgabe mindestens 50 Prozent betragen, d. h. der Staat wird fast überall der Hauptteilhaber, der selbstverständlich auch den Haupteinfluß in der Verwaltung haben müßte. Wir hätten also gleichzeitig das Vergesellschaftungsprogramm zur Hälfte durchgeführt. Um aber seine Interessen zu wahren, müßte der Staat ein Heer von sachverständigen Verwaltungsbeamten mit enormen Kosten anstellen, und es darf füglich bezweifelt werden, ob ihm das gelingen würde, viel mehr aber noch, ob er davon überhaupt einen Nutzen hätte. Ebenso starke Zweifel dürften aufsteigen, ob diese Art der Bevormundung zum Nutzen der Produktion — sei es Landwirtschaft oder Industrie — ausschlagen würde. Schließlich aber hätte der Staat, abgesehen von seinem Anteil am baren Geld und an Staatsxapieren etc., noch keinerlei flüssige Mittel. Er müßte also flüssig machen und zwar im eigenen Interesse so bald wie möglich, da ihm sonst

seine Werte unter den Händen fortschmelzen würden. Diese Flüssigmachung würde aber ein wahres Fest für Börsenjobber und,in» und ausländische Kapita» listen sein und eines Tages befände sich deutscher Grund und Boden und die deutsche Industrie in den freundlichen Händen der Herren Pierpont Morgan und Genossen und zwar zu einem Spottpreise, während der Staat vielleicht noch nicht die Hälfte des von ihm geschätzten Reinertrages der Abgabe sein eigen nennen würde.

d) Eine ähnliche Wirkung würde die Flüssigmachung einer solchen kolossalen Summe auch bei einer auf mehrere Iahre verteilten Vermögensabgabe seitens des Privatpublikums zeitigen.

Ferner würde die Entziehung des Barkapitals, d. h. in den meisten Fällen des Betriebskapitals, der Industrie schwere Sorgen bereiten. Sie würde dem Wucher in die Hände fallen, wäre schon aus Kapitalmangel nicht konkurrenzfähig. Schließung der Betriebe, Konkurse, Arbeitslosigkeit wären die unausbleiblichen Felgen. Der Staat würde die Henne abschlachten, die ihm auch für später die goldenen Eier legen sollte. Und der Schlußerfolg wäre der, daß den Steuerzahlern nicht nur die Hälfte, sondern ihr ganzes Vermögen verloren ginge, ohne daß es der Allgemeinheit, dem Staate zugute käme.

Also dieser Weg ist trotz des faszinierenden Schlagwortes, mit dem sich mancher gern populär machen möchte, einfach ungangbar. Er hat aber noch weitere auf der Hand liegende Nachteile, nämlich:

1. Die jetzigen Vermögen würden zwar betroffen und meistens ruiniert, die sich neu bildenden aber nicht erfaßt. Also eine offenbare Ungerechtigkeit und dabei ein finanzieller Nachteil für den Staat.

2. Vollständige Ausschaltung der inneren Kaufkraft des Publikums, da jeder auf Iahre hinaus nur Verluste hätte und nicht in der Lage wäre, auch nur das Notwendigste, sei es für die Ergänzung des Haushalts oder in der Industrie, anzuschaffen.

3. Fast vollständiger Verlust der Einkommensteuer, da von einem Einkommen des Privatpublikums bei den notwendig eintretenden Einbußen an dem Rest des Vermögens nicht die Rede sein könnte.

4. Vollständiger Ruin der meisten Industrien, also auch Fortfall der aus diesen fließenden Staatseinnahmen.

Das wäre der vollständige Ruin Deutschlands und die Lohnsklaverei im Dienste des Entente-Kapitalismus. So geht es also nicht. Wohl aber ist ein anderer Weg gangbar, der dem Staat vollen, ja steigenden Ertrag bringt, das Wirtschaftsleben unberührt läßt und letzten Endes von jedem Staatsbürger ertragen werden kann, da wir uns ja darüber klar sind, daß Opfer gebracht werden müssen.

Es ist eben der bedeutende Unterschied zu beachten zwischen Betriebskapital und Rentenkapital. Das Betriebskapital ist zur Aufrechterhaltung der Wirtschaft unumgänglich notwendig. Das Rentenkapital ist es nicht, es dienr nur der Bequemlichkeit des einzelnen. Nehmen wir z. B. eine Aktiengesellschaft. Das eingezahlte Aktienkapital ist für die Gesellschaft das Betriebskapital, damit soll sie Geld verdienen, Werte schaffen, damit M sie Löhne und Material bezahlen, kurz, ein Resultat schaffen, das man Gewinn nennt und von dem ein Teil in Gestalt von Dividende an die Aktionäre gezahlt wird. Die Aktie dagegen ist eine Urkunde über ein bestimmtes der Gesellschaft zur Verfügung gestelltes Betriebskapital, in der Hand des Aktionärs also eine Kapitalsanlage, ein Vermögensbestandteil. Der Dividendenschein ist ein Berechtigungsnachweis für de.i Empfang eines Gewinnanteils an dem Gesamtgewinn der Gesellschaft. Nehme ich mir als Staat also die Hälfte des auf den Dividendenschein entfallenden Gewinns, so nehme ich mir im Grunde genommen die Hälfte des in der Aktien-Urkunde verbrieften Kapitalvermögens, obgleich das Betriebskapital, d. h. das Wesentliche für die Gesellschaft und für die Aufrechterhaltung der Volkswirtschaft völlig unangetastet bleibt. Das Gleiche ist der Fall, wenn ich von einem fest verzinslichen Papier, sei es Staatspapier oder Hypothekenpfandbrief, die Hälfte des Zinskupons für den Staat beschlagnahme. Ich nehme weder dem Staat noch der Hypothekenbank etwas von ihrem Kapital, mache sie also nicht wirtschaftlich weniger leistungsfähig und doch profitiere ich am Ertrage zur Hälfte, d. h. ich beschneide dem Inhaber des Pfandbriefes sein Einkommen aus Kapitalvermögen um die Hälfte. Dasselbe kann ich, ohne die Gesamtwirtschaft auch nur im geringsten zu schädigen, bei jedem Aenteneinkommen aus Grundbesitz, Hypotheken Gesellschaftsanteilen, Kuren, Nießbrauch, Bankguthaben oder sonstigen Renten tun.

Das Wirtschaftsleben wird dadurch nicht im mindesten beeinträchtigt, das Betriebskapital als notwendiger Wirtschaftsfaktor geschont. Die Rente jedoch als nur der Bequemlichkeit des einzelnen dienend erfaßt, d. h. das Vermögen um SO Prozent besteuert.

Die Vorzüge sind folgende:

1. Die Kapitalrentensteuer steigt mit zunehmendem Vermögen.
2. Die Steuer ist meistenteils an der Quelle (bei der Gesellschaft ete. bei den Depotbanken, beim Grundbuch zu erfahren und zu erfassen), d. h. leicht und ohne besondere Unkosten einzutreiben.
3. Sie bringt keinerlei Wirtschaftserschütterung hervor.
4. Sie schafft dem Staate eine Menge neue Mitarbeiter; während bisher 3,4 Millionen Menschen (lt. Statistik 1907) als Rentner lebten, werden es demnächst viel weniger werden.

5. Sie drückt den allgemeinen Zinsfuß herab. Während z. Z. der fünfprozentige Zinsfuß in Deutschland üblich ist, wird es in Zukunft eine derartige Verzinsung nicht mehr geben, und wir werden uns dem 2'/. bis 3 prozentigen Zinsfuß der neunziger Jahre wieder nähern; denn auch die Banken werden sich d.'m allgemeinen Zinsfuß nicht entziehen können.
6. Sie hält uns ausländisches Kapital zunächst fern, was in Anbetracht unserer z. Zt. schlechten Valuta und der drohenden Verschuldung an das Ausland nur wünschenswert ist.
7. Sie hat keinen mindernden Einfluß auf die im folgenden behandelte Erbschaftssteuer, was bei der einmaligen Vermögensabgabe in geradezu vernichtendem Maße der Fall wäre.
8. Sie hat einen besseren Effekt wie die Vermögensabgabe, denn sie wird in barem Gelde aus dem Renteneinkommen bezahlt und braucht nicht erst flüssig gemacht zu werden. Die Progressivität der Steuer läßt sich dadurch erreichen, daß gewisse kleinere Vermögen durch eine entsprechende Kapitalversicherung, der>'n Kosten von den größten Kapitalisten getragen würden, freigestellt oder entschädigt würden.

Bei dieser Gelegenheit sei, ehe wir mit diesem Kapitel schließen, mit einem anderen Schlagworte aufgeräumt.

Die Kriegsgewinne. Sie stammen entweder aus dem Wucher, sind also strafbar und der sogenannte Gewinnler gehört vor den Strafrichter und sein gesagtes Vermögen ist zu konfiszieren. Irgendwelche Rücksichten sind nicht am Platze. Oder aber sie sind Industriegewinne und zuletzt sogenannte Konjunkturgewinne. Im zweiten Fall liegt die Sache so, daß die Gewinne für 1917 bei den Gesellschaften längst erfaßt sind und im Iahre 1918 haben sie sich meist in das Gegenteil verwandelt, sind also nicht mehr vorhanden. Man denke sich einen Daimler-Aktionär, der vor kurzem noch ein Papier zum Kurse von 700 sein Eigen nannte und nun die unangenehme Entdeckung macht, daß diese 700 Mark nur noch 180 Mail wert sind. Da nützen auch die bombastischen Versicherungen deö Herrn Schiffer nichts, denn sie sind von Sachkenntnis wenig getrübt. In ernsten Wirtschaftlagen sollten aber derartige Popnlaritätshaschereien keinen Platz finden, denn es ist kaum anzunehmen, daß der Ertrag der Steuer die Kosten lohnt.

Zum Schluß sei ohne Verbindlichkeit der voraussichtliche Ertrag der Renten» steuer hier erwähnt. Das Volksvermögen wird auf rund 380 Milliarden angegeben. Da in diesem Falle die Reichsschulden nicht abgezogen, sondern hinzugezählt werden müßten, so sei die Ziffer 380 Milliarden eingesetzt. Hiervon würden, im Durchschnitt eine fünfprozentige Verzinsung angenommen, '^ x ^ — g.5 Milliarden als jährlicher Ertrag angenommen werden können. Dabei ist wesentlich, daß nicht wie bei der Vermögensabgabe der infolge des Angebots niedriger

werdende Kurswert maßgebend ist, sondern der stets höhere Ertrag der Papiere, was natürlich auch für die Rentenbesteuerung und gegen die einmalige Abgabe spricht.

Als diese Zeilen bereits druckfertig vorlagen, erschien in Nr. 653 des „Ber' liner Tageblatt" ein Artikel des Herrn Geheimrat Mar Steinthal unter dem Titel „Vermögensabgabe". Dieser Artikel bestätigt fast Wort für Wort die Richtigkeit der vorstehenden Ausführungen. Es sei deshalb an dieser Stelle ausdrücklich darauf hingewiesen.

Nr. 2.

Kommen wir jetzt zur Erbschaftssteuer oder Kesser zum staatlichen Erbrecht.

Beide Begriffe sind dem geltenden Rechte keineswegs fremd: Bereits heute wird eine Erbschaftssteuer in beschränktem Umfange erhoben, ebenso wie der Staat auch heute schon in gewissen, aber äußerst seltenen Fällen als gesetzlicher Erbe eintritt. Aber wohlgemerkt: Beide Begriffe unterscheiden sich grundsätzlich in ihrem Inhalte und in ihren Wirkungen. Die Erbschaftssteuer ist ein obligatorischer Geldanspruch des Staates gegenüber dem Erben, während das staatliche Erbrecht eine dingliche Beteiligung an der Erbmasse selbst mit allen ihren Rechten und auch Pflichten darstellt. Auf den ersten Blick erscheint es zweifellos bedenklich, an Stelle des bisher regelmäßig üblichen Geldanspruchs eine dingliche Beteiligung zu begründen, die den Staat in den Besitz zahlreicher für ihn fast unverwertbarer Vermögensobjekte setzt. Will man aber die Erbmasse in hohem Maße heranziehen, wie es unter den heutigen Verhältnissen unbedingt nötig ist, dann scheitert der Gedanke der bloß geldlichen Erbschaftssteuer ohne weiteres daran, daß der Erbe in der Mehrzahl der Fälle garnicht in der Lage sein würde, die hohen geldlichen Ansprüche des Staates zu befriedigen. Mithin kann nur das staatliche Erbrecht zu einer wirklich durchgreifenden Erfassung des Vermögens führen.

Über Höhe und Durchführung dieses Staatserbrechtes ist folgendes zu sagen:

») Die normale Lebensdauer des Menschen ist 30 Iahre; mithin wechselt das gesamte in privater Hand befindliche Nationalvermögen in 30 Iahren seinen Besitzer oder aber: jedes Iahr wird des gesamten Volksvermögens umgesetzt. Rechnet man wie oben das private Nationalvermögen auf 380 Milliarden, so wechseln mithin jedes Iahr ^"/^, — 12,66 Milliarden den Besitzer.

>,) An jeder Erbmasse ist je nach ihrem Umfange, progressiv steigend von 25 bis zu 100 Prozent, der Staat als Erbe beteiligt. Das gesetzliche Erbrecht wird auf Kinder und Ehegatten, in Ausnahmefällen auf Eltern, beschränkt. In allen übrigen Fällen wird der Staat Alleinerbe. Daneben wird eine testamentarische Erbeinsetzung zugelassen bis zu einem Viertel des Vermögens, jedoch

l?

natürlich nur unter Anrechnung auf den gesetzlichen Erbteil. Hinterläßt z. B. ein Erblasser ein Vermögen von 1 Million Mark, für das ein Kind und ein Testamentserbe vorhanden ist, so entfällt auf diese Erben zusammen — angenommen, daß bei dieser Vermögenshöhe die zulässige Quote 50 Prozent beträgt — 500 000.— Mk. oder das Kind allein 375 000 — Mk., den Testamentserben 125 000.— Mk., den Staat aber 500 000.— Mk.

c) Da aber, wie gesagt, der staatliche Erbanspruch ein dinglicher ist, der die gesamte Erbmasse einschließlich der Vermögensobjekte umfaßt, welche bei der Bewertung des Nationalvermögens nicht mitgerechnet werden, z. B. Wohnungseinrichtungen, Schmucksachen, Bilder u. dergl., so erhöht sich entsprechend das finanzielte Endergebnis für den Staat. Rechnet man demgemäß das so vorhanden: Volksvermögen auf mindestens 400 Milliarden, bewertet weiter den staatlichen Erbteil auf durchschnittlich ein Drittel, so ergibt sich bei einem dreißigjährigen Umschlage dieses Vermögens ein Reinwert für den Staat von jährlich über 4 Milliarden Mark.

ö) Diese so in die Hand des Staates gelangenden Vermögenswerte sind jedoch zu einem erheblichen Teil keine baren Mittel, sondern oft schwer, wenn nicKi ga.nicht verwertbare Vermögensobjekte. Infolgedessen ist die Durchführung dieses staatlichen Erbrechts nur möglich, wenn einerseits der Staat berechtigt wird, ihm nicht genehme Erbmassen orer Erbteile auszuschlagen und — die Hauptsache! — wenn bei jedem Erbfall eine zwangsweise Mobilisierung des Vermögens vor: gesehen ist. Diese ist derart durchzuführen, daß jeder Bürger nach Maßgabe seines Vermögens von Staatswegen auf den Todesfall versichert wird. Dann zahlt beim Ableben die staatliche Versicherungskasse die Versicherungssumme in die Erbmasse ein, wodurch der Staat nnnmehr an Stelle der schwer verwertbaren Einzelobjekte die feste Versicherungssumme als Erbteil in die Hand bekommt.

Hand in Haud mit Einführung dieses Staatserbrechtes muß natürlich eine Regelung des Schenkungswesens erfolgen, derart, daß über die Erfüllung einer Anstands- oder moralischen Pflicht hinausgehende Schenkungen regelmäßig über haupt verbeten werden, im übrigen aber mit einer Steuer belastet werden, die dem staatlichen Erbrechte gleichkommt.

Nr. Z

Die progressive Einkommensteuer wäre den Einzelstaaten oder Provinzialverwaltungen vorzubehalten. Sie ist eine alte sozialpolitische Forderung und dürfte allseitig auf Zustimmung rechnen. Es kann sich nur fragen, welche untere und welche obere Grenze soll eingehalten werden nnd wie soll die Staffelung sein. Grundsätzlich sollte zu dieser Steuer jedes Einkommen herangezogen werden, welches aus gewinnbringender Tätigkeit oder aus der Ausübung eines Gewerbes stammt, mit anderen Worten das Arbeitserträgnis darstellt. Die Kapitalrente ist bereits unter Nr. 1 gründlich erfaßt, eine Doppelbesteuerung aber

zu vermeiden. Wie oben schon bemerkt, sollte auch das geringste Arbeitseinkommen Steuern zahlen, denn der Arbeiter, der bisher für seine Parteikasse gern gesteuert hat, wird auch dem nunmehr nach seinem Ideal aufgebauten Staat die notwen» digen Mittel nicht versagen können. Eine untere Grenze ist erwünscht, um die Einziehung der Steuer nicht unwirtschaftlich zu machen. Die obere Grenze sollte alles in allem, einschließlich aller etwaigen Zuschläge, den Anteil von 20 Prozent des Arbeitseinkommens nicht übersteigen. Wir haben keinerlei Interesse daran, gerade tüchtige Kräfte des Wirtschaftslebens durch eine hohe Einkommensteuer aus dem Lande zu vertreiben und dieselben anderen Völkern als Kulturdünger ab-zugeben. Auch ist die Vermögensneubildung nur in jeder Weise zu begrüßen.

Nach Helfferich war das Einkommen vor dem Kriege ca. 43 Milliarden. Das Arbeitseinkommen ist auf ca. 35 Milliarden zu veranschlagen. Infolge der ge-steigerten Preise aber wahrscheinlich höher. Legen wir 35 Milliarden und einen Durchschnittszusatz von ca. t2'/, Prozent zugrunde, so beläuft sich der Ein-kommensteuerertrag auf '°/z — 4^/z Milliarden.

Damit wären die direkten Steuern erschöpft und wir kommen zu

Nr. 4.

der Warenumsatzsteuer.

Wie eingangs bemerkt, sind die vielen verschiedenen Steuern auf einzelne bestimmte Artikel deshalb nicht praktisch, weil sie erstens viel Verärgerung schaffen und zweitens mit einem vielfachen Betrage auf die Konsumenten abgewälzt werden und drittens zuviel Einziehungsspesen und Beamten erfordern. Daß diese Steuern die Ware enorm verteuern, haben wir bei Zigarren- und Zigarettensteuer besonders schwer empfunden. Auch die sogenannte Lurussteuer verdient ihren schönen Namen nur deswegen, weil sie ein Lurus ist, den wir uns eigentlich nicht leisten sollien.

Unsere Lurusindustrie ist doch nicht so wertlos, daß wir darauf verzichten könnten, sie umfaßt ganz gewaltige Geschäftszweige. Es kann uns doch nicht gleichgültig sein, die Kunst, das Kunstgewerbe, die Möbel-, Uhren-, Automobil-industrie und was sonst noch alles ein sogenannter Lurus ist, dem Auslande gegen-über konkurrenzunfähig zu machen und unsere Künstler und besten Arbeiter zur Abwanderung ins Ausland zu zwingen. Auch der Begriff „Lurus" ist kein ein' heitlicher. Ein Auto kann Lurus sein und kann auch zur Ausübung eines Gewerbes notwendig sein. Man nehme eine Automobildroschke oder das Auto eines Ge-schäftsmannes an; in beiden Fällen kann von Lurus nicht die Rede sein. Wo fängt bei einer Uhr z. B., bei einem Möbel ete. der Lurus an und wo hört er auf? Lurus ist eben kein feststehender, sondern ein relativer Begriff und die ganze Lurussteuer ist in Wirklichkeit weiter nichts als ein schönes Schlagwort zum politischen Stimmenfang.

Es ist deshalb praktisch, alle derartigen Steuern ruhig fallen zu lassen und

sich auf die bereits eingeführte Warenumsatzfteuer zu beschränken. Ihren Satz
kann man ohne Bedenken auf 2 Prozent erhöhen und hat dann eine recht kräftige
Reichseinnahme. Das Geschrei des Handels über eine ruinöse Belastung kann
man ruhig mit dem Hinweis auf die Grundstüclsumsatzsteuer, die nominal 3 und
4 Prozent beträgt, abtun. Diese Steuer wird aber nicht nur vom wirklich um-
gesetzten Guthaben, sondern auch von den nicht umgesetzten Hypothekenschulden
erhoben und hat dadurch eine tatsächliche Höhe von 12 bis 15 Prozent erreicht
und auf diese Weise nicht unwesentlich zum Ruin des Grundstücksverkehrs bei»
getragen.

Für Erportwaren könnte man eine Ausfuhrvergütung von 1 Prozent ge-
währen und so die Erportindustrie konkurrenzfähiger machen. Der Ertrag dieser
Steuer ist augenblicklich überhaupt nicht zu schätzen, immerhin dürften aber
mehrere Milliarden herauskommen.

Nr. b.

Monopole.

Die Handelsmonpole haben schon vor dem Kriege in Gestalt von
teils staatlichen (z. B. Post, Telegraph«), teils privaten Monopolen (z. B. Spiri-
tus, Kohle) große wirtschaftliche Bedeutung gehabt. Durch den Krieg sind sie zu
einem Machtfaktvr geworden, dessen Ausbildung als reine Staatsmonopole auf
der Hand liegt. Man denke an das Getreide-Handelsmonopol der Reichsgetreide-
stelle oder das Lebensmitteleinfuhrmonopol der Zentral-Einkaufs-Gesellschaft
u. a. m. Der Staat hat hierdurch eine außerordentliche Macht in die Hand be-
kommen und ist in der Lage, stets regulierend zu wirken, um der Verschwendung
von Nationalvermögen vorzubeugen und für das gesamte Staatsgebiet gleiche
Lebensbedingungen zu gründen. Durchaus verworfen wird natürlich die durch die
Kriegsnotlage eingeführte Zwangswirtschaft. Aber es ist zweifellos berechtigt,
daß die wichtigsten und unentbehrlichsten Bedarfsartikel der privaten Speku-
lation und der hierdurch entstehenden Verteuerung entzogen werden. Dazu gehört
vor allem der Handel mit Getreide, Kartoffeln sowie mit Kohlen.

Der geldliche Ertrag solcher Monopole ist beliebig und richtet sich nach den
Bedürfnissen und den für den Verbraucher erträglichen Grenzen.

Eine Unterabteilung der Handelsmonopole sind die Verkehrsmono»
pole: Eisenbahn, Post, Straßenbahn, Schiffahrt usw. Aber schon bei ihnen
ist es bedenklich, derartig zu schematisieren, daß alle diese Monopole als reine
Staatsmonopole aufgezogen würden. Z. B. eignet sich die Monopolisierung der
Straßenbahn nur für die Kommunen, während das Eisenbabnmonopol dem
Staate überlassen sein muß. Auch diese Monopole sind des Ausbaues nach jeder
Richtung hin fähig. Zum Teil sind ja fertige Organisationen bereits vorhanden,
die lediglich von den staatlichen oder kommunalen Organen übernommen zu
werden brauchen.

Ähnlich wie bei den Verkehrsmonopolen liegt es bei den Monopolen
auf Elektrizität, Gas und Wasser. Während elfteres sich vielleicht
noch als Staatsmonopol durchführen läßt, können die beiden letzteren ihrer ganzen
Natur nach zweifellos nur kommunale Monopole sein.
Eines der Hauptmonopole des Staates aber muß das Monopol auf
Versicherungswesen werden. Auch hier sind ja in verschiedenen
Staaten, z. B. im Reiche bei der Kranken-, Invaliditäts- und Altersversicherung
oder in Sachsen bei der Staatlichen Brandversicherung, Vorgänge vorhanden.
Ihr Ausbau aber ist in weitestem Umfange für das gesamte Gebiet des Versiche-
rungswesens möglich und auch notwendig, wenn die oben bei dem staatlichen Erb-
recht vorgesehene zwangsweise Lebensversicherung durchgeführt wird.

Nr. 6.

Reform des Bodenbesitzes, Boden kredites als Ein- nahmequelle und als Sozialisierungemaßnahme.

Der Begriff „Boden" ist eine Zusammenfassung alles dessen, was in der
Zlatur ohne Zutun der Menschen vorhanden ist. Also svwohl der eigentliche
Grund und Boden sowie die Naturschätze und Kräfte in, auf und über der Erd-
oberfläche, also auch Wasser, Luft usw. Jede Produktion bedingt drei Faktoren,
nämlich: Arbeit, Kapital und Boden. Während sich die ersten beiden vermehren
lassen, ist der Boden unvermehrbar. Die Folge ist, daß der Boden im Werte
steigt, sobald die beiden anderen Faktoren sich vermehren. Die Wertvermehrung
drückt sich in der Bodenrente aus. Die Wertsteigerung des Bodens ist besonders
in die Augen fallend bei dem Grundbesitz in den großen Städten. Ie mehr sich
die Menschen in diesen zusammendrängen, desto höher werden die Preise für
Grund und Boden, desto höher auch die sogenannte Bodenrente und zwar einfach
durch die Tatsache des Beieinanderwohnens so vieler Menschen, die auf begrenz-
tem Grund und Boden ihren Lebensunterhalt suchen. Im folgenden sollen nun
zunächst die großstädtischen Verhältnisse untersucht werden. Das krasseste Beispiel
bietet Groß-Berlin, dessen Bodenwert schätzungsweise 10 Milliarden repräsentiert.
Dieser Boden ist zum größten Teil in Privatbesitz und zwar der bebaute meisten-
teils in Händen physischer Einzelpersonen, der unbebaute meistens in Besitz der
Terraingesellschaften. Nur noch verhältnismäßig wenig ist in Händen der Ur-
besitzer, also der Bauern. Der größte Teil ist schon mehrere Male auf Speku-
lation gekauft und infolge der Überschätzung der Ausdehnung der Stadt zu hoch
bezahlt, d. h. man hat irrtümlich angenommen, daß sich das Terrain in wenigen
Iahren zu Bauzwecken verkaufen würde, während diese Hoffnung in fast allen
Fällen trügerisch war. Man war gezwungen, teures Leihgeld aufzunehmen, und
die Zinsen absorbierten den Nutzen, der beim Verkauf einzelner Baustellen erzielt
wurde. Um möglichst hohe Preise zu erzielen, war man in der Wahl des Käufers
nicht wählerisch. Der typische sogenannte Baunntrrnehmer bat^e meistens kein Ver-

mögen, vielfach sogar noch Schulden. Er zahlte recht wenig an, der Terrainver-
käufer gab oder verschaffte ihm noch Baukredit und so wurde gebaut. Der Bau»
platz wurde naturgemäß überwertet, und wenn die Finanzierung nicht auslangte^
mußten die Handwerker und Lieferanten einen Teil ihrer Forderungen hinter der
Restkaufgeldhypothek eintragen. Die Handwerker warteten auf den Verkauf des
Grundstücks. Gelang der, so bekamen sie zum Teil ihr Geld. Gelang er nicht —
und das war in den letzten Iahren der Überproduktion fast immer der Fall —
dann fielen die Handwerker aus. Zinsen bekamen sie auch bei jahrelangem Zu-
warten fast nie. Oftmals „kaufte" der Bauunternehmer auch sofort eine neue
Baustelle und stopfte mit dem neuen Baugeld die alten Löcher zu. Dieselben
Handwerker mußten wieder liefern, und ihre Forderung vergrößerte sich, bis dann
die Zwangsversteigerung dem Elend und der Illusion ein Ende machte. Bau-
geld und Hypothekenwucher taten das ihrige, um das gewisse Ziel zu erreichen.
Unzählige kleine Eristenzen wurden vernichtet, der Sündenbock war der Unter-
nehmer, während in Wirklichkeit die Schuldigen ganz wo anders safen, nämlich
bei den Terrainverkäufern und vor allen Dingen bei den Hypotheken» und Bau-
geldgebern mit ihren hohen Abschlußprovisionen.
Die Folgen dieser Mißwirtschaft sind aber damit noch lange nicht erschöpft.
Die Handwerker schlugen selbstverständlich sogenannte Risiko-Prämien auf ihre
Kostenanschläge, und da sie nicht unterscheiden konnten, ob der Bauunternehmer
zahlen konnte oder nicht, so mußte auch der solide Bauherr mehr zahlen, und das
Bauen wurde allgemein verteuert, damit aber auch die Wohnungsmieten. Diese
Steigerung ging solange, bis die aus obigen Verhältnissen entstehende Überpro-
duktion ein riesiges Angebot schaffte, und damit senkten sich dann auch die Mieten.
Naturnotwendig erfolgte dann der Bankrach. Die Berliner Verhältnisse sind für
die meisten Großstädte typisch, wenn auch hier schärfer hervortretend wie bei
kleineren Gemeinden. Wie ist es nun möglich, diesem Unwesen zu steuern? Die
Riesenverluste, die dem Nationalvermögen durch Verschwendung von Baumaterial
bei der Überproduktion und durch die vielen Zwangsversteigerungen erwachsen,
einzudämmen bezw. ganz zu vermeiden. Ferner zu vermeiden, daß die kolossale
Bodenrente — Professor Oppenheimer schätzt das in städtischem Grundbesitz in-
vestierte Kapital auf 50 Milliarden, B. T. Nr. 663 — in die Taschen einiger
weniger Kapitalist>,'n und Aktionäre von Beleihungsinstituten fließt. Hier ist eine
durchgreifende Reform des Bodenkreditwesens notwendig,,die in weiterer Folge
die Wirkung hat, daß der eigentliche Eigentümer des Bodens resp. der Nutznießer
der Bodenrente die Allgemeinheit wird, ohne daß dadurch jemand wirklich benach-
teiligt zu werden braucht. Der Vorschlag ist einfach der: Die Gemeinde
monopolisiert das „Bodenbeleihungsgeschäft für sich"
und zwar geschieht das auf folgende Weise.
Der „Grund und Bode n", wohlverstanden ohne die Gebäude und
Meliorationen, wird sorgfältig abgeschätzt und von der Gemeinde in

voller Höhe zum Zinssatze von 5 Prozent pro anno, beiderseitig unkündbar, beliehen. Ein Risiko ist dabei für die Gemeinde ausgeschlossen. Die Gemeinde zahlt den Beleihungswert an die Berechtigten in vierprozentigen Pfandbriefen, hat also einen jährlichen Verdienst am Beleihungsgeschäft von 1 Prozent. Die Berechtigten — in den meisten Fällen Hypothekenbanken und Hypothekengläubiger — müssen diese Pfandbriefe an Zahlungsstatt und al puri annehmen. Sollten sie dabei einen Zinsverlust haben, so fällt dieser kleine Eingriff in die privatrechtlichen Vermögensverhältnisse gegenüber den ungeheuren Vorteilen nicht ins Gewicht. Der Pfandbrief der Gemeinde ist sowohl dinglich wie auch durch die Steuerkraft der Kommune gesichert, also eine allererste Kapitalanlage, die derjenigen der Hypothekenbankpfandbriefe und der Reichsanleihe überlegen ist.

Die Grundstücksbesitzer haben in den weitaus meisten Fällen überhaupt keine Nachteile, da heute Hypotheken nur zu ähnlichen Sätzen zu haben sind, und die Besitzer auf diese Weise einen unkündbaren Hypothekenkredit haben, also nicht alle ;ehn Iahre die erheblichen Spesen für Prolongation aufwenden müssen. Die Terrainhypotheken erfordern beute meistens sogar sechsprozentige Verzinsung, unter Berücksichtigung der Agenten- und Abschlußprovision zum Teil noch mehr wie oben schon bemerkt, die Hauptursache für die Unhaltbarkeit der Verhältnisse.

Da die Beleihung bei unbebautem Grundbesitz sich nach dem derzeitigen Wert unter Berücksichtigung der Aufschließungskosten und der Realisierungsmöglichkeit auf Grund einer vorsichtigen Schätzung unter Ausschluß des Spekulationswertes vollziehen würde, so ist auch bei Terrainbeleihungen kein Risiko zu befürchten. Sollte die Gemeinde aber früher oder spater bei schwach gewordenen Terrainbesitzern ein oder das andere Gelände übernehmen müssen, so wäre das kein Unglück, im Gegenteil, es würde die Monopolisierung des Grund und Bodens durch die Gemeinde nur fördern. Das jährliche Zinserträgnis würde bei einem Bodenwert von rund 10 Milliarden sich auf ea. 500 Millionen stellen, der Verdienst der Gemeinde ea. 100 Millionen betragen. Da der Wert des bebauten Bodens sich zum unbebauten ungefähr wie 9 :1 verhält, so würde, vorausgesetzt, daß sämtlicher unbebauter Boden erworben würde, immer noch ein Zinsüberschuß von 60 Millionen vorhanden sein. Eine prozentige jährliche Amortisation aber würde es der Gemeinde ermöglichen, nach ea. einem Menschenalter in vollständig schuldenfreiem Besitz des gesamten Grund und Bodens zu sein, und sie könnte ihren ganzen Etat aus dieser Rente decken. Untersuchen wir nun die Wirkung auf die Bautätigkeit.

«) auf bisher unbebautem Gelände.

Der alte Bauunternehmer dürfte durch die neuen im Krieg entstandenen Anschauungen über Kreditgewährng ausgestorben sein. Bauen wird in Zukunft nur noch derjenige können, der auch die Mittel dazu besitzt. (Vielfach werden Baugenossenschaften anstelle des einzelnen treten.) Diese Mittel sind später nicht mehr so enorm, wie sie nach dem alten System waren, da der Bauherr ja nur noch den

Vau, nicht aber den Boden zu bezahlen braucht, denn der Kaufpreis des Bodens
wird ihm ja in voller Höhe durch die Gemeinde beliehen, während sich für di.-
Beleihung der Häuser oder Bauten ein dankbares Geschäftsfeld für die Hypo<
thekenbanken eröffnet. Selbstverständlich kann es sich bei Beleihung dieser
Art nur um Amortisationshypotheken handeln. Nehmen wir ein Beispiel an:
Da die Mietskasernen, abgesehen von einigen Ausnahmen der in fast fertigen
Straßen noch brachliegenden Bauplätze und sonst notwendigen Ergänzungen de»
Stadtbildes, wohl der Vergangenheit angehören dürften, soll hier das Zweifami»
lienhaus als Beispiel dienen, welches höchstens '/-, des Bauplatzes in Anspruch
nehmen darf. Der Bauplatz sei 600 lM K 25,00 — 15 000 Mk. Da der
Käufer den Bauplatz nur nominell erwirbt, d. h. kein Guthaben an dem Bauplatz
hat, so dürfte von Rechtewegen auch eine Umsatzsteuer nicht erhoben werden. Es
soll jedoch ein Kaufstempel von 1 Prozent in Anrechnung gebracht werden, also
150.- Ml.
Der Bau, 200 ym Keller, Erdgeschoß und 1. Stock, kostet . . 30 000.— „
Beleihungsspesen auf den Bau: ,
Beleihung mit 60«/» des Wertes ^ 18 000.— Mk. 1 «/, -^ 180.— ..
Gesamtbaukosten 30 330 Mk.
Hiervon ab: Die Hypothek von
verbleibt eigenes Kapital für 2 Familien. . 12 330.— Ml.
also eine erschwingliche Summe.
Die jährliche Verzinsung würde betragen:
2. Grund und Boden 5°/, 750.— Mk.
b. Hypothek 5°/, und 1 <>/<i Tilgung i 080.— ..
gesamter Zinsendienst also 1 830.— Mk.
Dazu eventuell die Verzinsung des eigenen Geldes 5°/, . . 616.50 „
2 446.50 Mk.
Nach altem System würden sich die Kosten unier Zugrundelegung der gleichen
Preise wie folgt stellen:
2. Grund und Boden 15 000.— Mk.
d. Umsatz 3 °/» 450.- ..
c. Baukosten 30 000.— „
6. Beleihungsspesen für I.Hypothek rund 60«/, von 45450 Mk.
-- 27 000 Ml.. Agent und Bank mindestens 2 «/,
Notwendiges Eigenkapital 18 990.— Mk.
Man sieht aus diesem kleinen Beispiel, daß sowohl die Kosten höher sind, vo.-
allen Dingen aber weit größere Eigenmittel erforderlich werden, um eine Heim-
stätte herzurichten. Die nähere Untersuchung wird aber noch weitere Vorteile de?

Reform ergeben. Zinsen und Unkosten sind ungefähr die gleichen. Aber im alten Falle müßte der Eigentümer alle 10 Iahre für Neubeleihung sorgen oder aber 27 000 Ml. amortisieren. Ferner ist es bei der Reform denkbar, daß auf dem-selben Grund und Boden sich beide Bewohner in die Aufbringung des Eigen-kapitals teilten und so jeder nur 6165 Mk. für eine Wohnung von 5 Zimmern bereitzustellen hätte. Auf alle Fälle leuchtet die wesentliche Erleichterung ein.
Noch deutlicher tritt der Vorteil der Reform bei höherem Bodenpreise in Er-scheinung. Nehmen wir ein Geschäftshaus in Berlin in garer Stadtgegend an. Der Boden soll hier mit 1500 Mk, angenommen werden.
Boden. Die Größe des Grundstücks 600 <zrn 5 1 500.— Mk. 900 000.— Mk.
Umsatz 1. 9 000.— ,.
?««/, Bebauung 420 5 1000.—Mk. 420 000.— „
I. Hypothek 60°/g der Baukosten mithin
252 000.— Mk., Beleihungsspesen 1«/, 2 520.— „
Gesamterfordernis der Baukosten usw. ... 431520.— Mk.
Hiervon ab: I. Hypothek auf Bau .... 252000.— „
Erforderliche eigene Mittel 179 520.—Mk.
Boden-Verzinsung 900000.— Mk. 5 5 «/, — 45000.—Mk.
Bau-Berzinsung 252 000.— Mk. s. 5°/, und 1 «/, Tilgung . 15120.— „
Eigenes Geld 179520.— Mk. ä 5°/, 8976.— ,.
Iährliches Zinserfordernis in Summa . . . 69 096.—Mk.
II. Altes System.
Grundstück 900 000—Mk.
Umsatzspesen 3°/, 27000— „
Baukosten 420 000— „
Ablösung 1 o/g, Baugeld 1 °/, etwa 16 000— „
I. Hypothek 60°/, von 1347 000 Mk. rd. 800000 Mk—2«/, 16000— „
Gesamtkosten 1379 000.-Mk.
ab I. Hypothek 800 000.— „
Erforderliche eigene Mittel 579 000.—Mk.
Es sind also statt 179 520 Mk. eigene Mittel nach früherem Schema S79 000 Mk. erforderlich und diese sind eher noch zu gering wie zu hoch gerechnet. Da aber eine derartige Summe meist nicht zur Verfügung steht, so muß eine II. Hypothek beschafft werden und diese kostet bei derartigen Geschäftsgrund stücken nicht allein Wucherzinsen und Provisionen, sondern wird usaneegemäß alle S Iahre fäqig, während die erste alle 10 Iahre zu prolongieren ist. Bedenkt man„ daß die II. Hypothek normaler Weise der ersten beträgt und ea. 6 bis 7 Prozent zu kosten pflegt — ler Saß über 5 Prozent wird meistens vorweg abgezogen — so entsteht abermals eine Perteuerung von 10—20 000 Mk. und der Eigentümer

hat immer noch eigene Mittel von 390 000 Mk. bis 400 000 Mk. zu investieren
und zwar bei höherem Zinsendienst.
Die notwendige Folge ist, falls er nicht sehr gute Mieten bekommt und in
5 Iahren mit Nutzen verkauft, daß es auch hier bei eintretenden Geldkrisen zur
Zwangsversteigerung kommt oder zu einem abermaligen Aderlaß bei der Prolon-
gation. Man sieht die ganze Unhaltbarkeit der Zustände, dabei haben wir den
schlimmsten Wucher bei Nachhypotheken, die sogenannten Hereingabegeschäfte,
noch gar nicht erwähnt.
Nur die Bodenreform in Gestalt der Reform des Real-
kredits kann den städtischen Grundbesitz retten.
Notwendig ist eine vollständige Trennung von Boden und Gebäuden. Der
erstere gehört der Allgemeinheit, das Gebäude bleibt Privatbesitz und kann ver-
äußert werden wie jede andere Ware. Der Umsatzstempel ist nur vom Gebäude
zu erheben.
Der Staat hat keinerlei Interesse daran, den Grundstücksverkehr zu be-
schränken. Im Gegenteil, es ist erwünscht, daß der intelligentere, strebsame Be-
sitzer den weniger intelligenten und trägen ablöst und neue Werte schafft. Aber
keinerlei Interesse hat die Allgemeinheit an der trägen privaten Bodenspekulation,
an dem Liegenlassen und Abwarten der Wertsteigerung. Dem wird mit der
Reform des Realkredits der Boden entzogen. Von Zeit zu Zeit, jedoch nicht in
zu kurzen Terminen, etwa alle 20—30 Iahre, könnte eine Nachschätzung des
Bodens stattfinden und dann auch die inzwischen nicht umgesetzten neubebauten
Grundstücke von der Bodenrente neu erfaßt werden. Beim Umsatz und bei Neu-
bebauung ist ja jedesmalige Beleihung des Bodenwertes möglich, also auch Er-
fassung des Wertzuwachses.
Der Erfolg der Reform ist in finanzieller Hinsicht für die Gemeinde be-
deutend. Aber auch in sozialer Hinsicht werden Wirkungen erzielt, die sehr beach-
tenswert sind. Man sehe sich die Umgebung einer Großstadt wie Berlin an.
Große weite ödländereien wird man bemerken, die keinerlei Bodenkultur auf-
weisen. Woher kommt das? Ganz einfach, die Bodenspekulanten haben einen
derartig hohen Preis für den Boden gezahlt, daß seine landwirtschaftliche Aus-
nutzung gegenüber den Zinsen des investierten Kapitals nicht ins Gewicht fällt.
Dieser Zustand wird sich aber bei einer gesunden kommunalen Bodenpolitik sofort
ändern und einen großen Teil Terrain wieder seiner landwirtschaftlichen Be-
stimmung zuführen. Zunächst wird schon die moralische Wirkung der offiziellen
Abschätzung nach dem wirklichen Wert manche Illusionen zerstören. Denn Speku-
lation ist zu 90 Prozent auf Hoffnungen und zwar meist auf trügerische auf-
gebaut, die durch das im Schwunge befindliche Hereingabegeschäft noch künstlich
genährt werden. Wenn nun durch die Tare festgestellt wird, daß vielleicht "/a der
sogenannten Bauterrains z. Zt. auf Iahre hinaus nur landwirtschaftlichen Wert
haben, so wird das dazu führen, daß die Bodenpreise für diese Terrains sinken.

Niemand wird sich z. B. einreden lassen, daß ein Terrain, welches von der Gemeinde mit z. B. 30 Pfg. per <M, also mit 750 Mk. pro Morgen vollwertig beliehen ist, nun auf einmal 3—10 000 Mk. pro Morgen Wert sein soll. Dem Terrain schwindel wird auf diese einfache Weise ein Riegel vorgeschoben, der sich nicht beseitigen läßt, denn jeder Käufer wird zunächst fragen: Wieviel Gemeinderente lastet auf dem Grundstück, und wird hiernach den Wert bemessen. Hier ist einzuschalten, daß der Boden grundsätzlich nur mit der Gemeinderente belastet werden soll und alledarüber hinaus bestehenden Belastungen lediglich Personalschulden werden. Mit dieser Maßnahme ist z. B. das Hereingabegeschäft — der schlimmste Auswuchs des Berliner Bodenwuchers — sofort beseitigt, denn auf Hereingabegeschäfte läßt sich nur ein Kapitalschwacher ein und die Sicherheit besteht zu °/i« in hypothekarischer Belastung seines Grundbesitzes.

Die von der Maßregel betroffenen Terraingesellschaften könnten durch Erhöhung ihres Aktienkapitals dem Mangel einer dinglichen Sicherheit abhelfen. Andererseits ist der Fortfall einer illusorischen Sicherheit für den Gläubiger ja auch unerheblich. (Im übrigen ließe sich auch durch Eintragung einer Vormerkung für den Verkaufsfall eine Sicherheit schaffen.) Nun kann es ja in Ausnahmefällen wohl vorkommen, daß ein solches Terrainstück durch irgend welche Zufälle einen höheren Wert bekommt und bessere Preise erzielt. Dem kann aber die öffentliche Bodenrente leicht folgen. Ein Beispiel möge den Fall erläutern :

In irgend einem Vorort siedelt sich ein großes Fabrikunternehmen an und kauft das Gelände, welches mit 30 Pfg. pro c>m Rente beliehen ist, zum Preise von 75 Pfg. an. Da durch die bauliche Ausnutzung der Bodenpreis ohne Zweifel eine Steigerung erfährt, so wird eine Neuabschätzung durch das Taramt erfolgen. Diese Schätzung ergibt, daß infolge vorzeitiger Baureife das Terrain einwandfreien Wert von 60 Pfg. pro c>m hat und in dieser Höhe mit Rente belieben werden kann und infolgedessen auch beliehen wird. Ist der Käufer nun der Ansicht, daß er 75 Pfg. zahlen kann, so bleibt es ihm unbenommen, der Terraingesellschaft 15 Pfg. pro s>m auszuzahlen und zwar für die Überlassung der Erlaubnis, ans diesem Teil des Terrains seine Gebäude errichten zu dürfen, und sich die etwaigen Meliorationen der Terraingesellschaft zu Nutze zu machen. Der Boden als solcher darf aber außer der Rente nicht belastet werden. Er bleibt Eigentum der Gemeinde und haftet für die Rente. Der Käufer hat lediglich das Recht, ihn mit Gebäuden gemäß der Bauordnung zu bestellen. Diese Gebäude kann er hypothekarisch belasten, nichts weiter.

Nehmen wir nun den Fall der Zwangsversteigerung.

Die Gemeinde hat ihr Recht auf die Bodenrente. Wird diese nicht pünktlich bezahlt, so kann sie Zwangsvollstreckung in das gesamte Vermögen des Schuldners, also auch des Hausbesitzers, betreiben. Wohlgemerkt, aber nur wegen der fälligen

Rente, nicht aber wegen des Kapitalbetrages. Die Untersuchung dieses Falles
ist wichtig und zwar in Bezug auf folgende Punkte:
1. Ist das Rentenkapital der Gemeinde und damit die Pfandbriefsicherbeir
gefährdet, d. h. ist die Rente selbst eintreibbar?
2. Ist das Brleihungskapital, welches der Hypothekengläubiger nach ver-
nünftigen Grundsätzen auf das Gelände geliehen hat, gesichert oder nicht? Von
der Beantwortung dieser Fragen hängt es ab, ob die Rentenbeleihung auf Grund
und Boden richtig ist, und zweitens, ob die Gebäudebeleihung für ein Kreditinstitut
eine dingliche Grundlage bildet, mit anderen Worten: Wird sich das Privatkapital
zu derartigen Beleihungszwecken bereitfinden?
Nehmen wir ein Wohnhaus gemäß unserem Beispiel an.
Der Grund und Boden ist belastet mit einer Nentenschuld von jährlich 750.— Mk.
Die Hypothek beirägt 18 000.— Mk. 5 6«/, 900— „
Die jährlichen Zinslasten also 1650.—Mk.
Die Miete für 2 Fünfzimmerwohmmgen ea. 2 800.— bis 3 000 Mk.
Beide, Mieter und Hauseigentümer, sind zahlungsunfähig geworden, also
der ungünstigste Fall. Die sofort einsetzende Zwangsverwaltung fübrl
innerhalb von 3 Monaten die Zwangsversteigerung herbei. An Rückständen sind
vorhanden:
!/« Iahr Bodenrente 187.50 Mk.
Zinsen der I. Hypothek von 3 Monaten 225.— „
Etwaige Steuern und Kosten der Zwangsversteigerung schätzungs-
weise höchstens 1000.— „
1 412.50 Mk.
Da bei Zwane,versteigerungen weder Hypotheken fällig gemacht, noch Umsatz-
stempel erhoben werden sollten, so würde das geringste Bargebot für ein der-
artiges Haus 1412,50 Mk. sein. Derartige Käufer sind aber wie Sand am Meer
vorhanden. Was ist denn die Veranlassung, daß bei unseren Subhastationen
solche Riesensummen verloren werden und der Kreis der Käufer so gering ist?
Es ist eine gänzlich veraltete, auf rein kapitalistische Interessen zugeschnittene
Zwangsversteigerungsordnung. Es können z. B. sämtliche Hypotheken fällig ge-
macht werden und sie werden es auch, wenn sich der Ersteher nicht vorher mit den
Gläubigern in Verbindung setzt und die nötigen Prolongationsspesen bewilligt;
das ist aber ein gegen die guten Sitten verstoßender Wucher. Dazu kommt, daß
sich auch Staat und Gemeinde an dem Unglück des Subhastaten und der aus
fallenden Hypotherengläubiger bereichern, indem sie vom Ersteher Stempel und
Umsatzsteuer verlangen. Auf diese Weise kann unter heutigen Verhältnissen ein
Grundstück in der Subhastation nur von einem sehr solventen Manne erstanden
werden und zwar nur unter Aufwendung erheblicher Unkosten.

Alle diese Umstände wirken unsozial und schalten den Minderbemittelten vom Eigenbesitz oollftändig aus. Unser Beispiel sollte tatsächlich nur beweisen, daß beide Kredite, sowohl die Bodenrente wie auch die Gebäudehypothek, nicht im Geringsten gefährdet seien. Tatsächlich wird der Fall, daß sowohl Mieter wie Besitzer gleichzeitig insolvent sind, kaum eintreten und ferner wird es dem Besitzer nicht schwer fallen, die geringe Summe von 412,50 Mk. an rückständigen Zinsen und Rente leihweise aufzubringen und die Versteigerung zu vermeiden. Hat die Einleitung der Zwangsversteigerung jedoch einen anderen Grund, z. B. den, daß der Besitzer sonst stark verschuldet ist, so ist jedenfalls die Sicherheit des Hypotbekenkredits gewahrt und es ist auch anzunehmen, daß bei einer Versteigerung noch erheblich über das geringste Bargebot hinausgegangen wird und nachstehende Gläubiger zum Teil oder ganz befriedigt werden. Notwendig ist es nur, daß der Grundsatz durchgeführt wird, daß sich niemand an dem Unglück eines anderen ungerechtfertigt bereichern sollte; und daß das unmöglich wird, dafür haben gesetzliche Bestimmungen zu sorgen.

Fassen wir die Grundsätze dieser Bodenkreditreform zusammen, so ergibt sich folgendes:

1. Trennung von Boden und Gebäude.
2. Belastung des Bozens mit einer unkündbaren fünfprozentigen Rente unter vollständiger Ausnutzung des taramtlich festzustellenden Bodenwertes. Darüber hinaus keine Beleihung des Bodens zulässig, da der Boden Allgemeingut ist.
3. Beleihungsmoglichkeit der Gebäude in Höhe von 60 Prozent, mit jährlicher Tilgung für Hypothekenbanken und ferner wie bisher für Privatpersonen und Institute.
4. Bei Zwangsversteigerungen kann die Hypothek als Tilgungshypothek nicht fällig gemacht werden, also Fortfall der Prolongationsspesen.
5. Zwangsversteigerungen müssen spätestens innerhalb 3 Monaten nach Antrag erfolgen. Stempel und Umsatzsteuer dürfen vom Ersteher nicht erhoben werden.
6. Bei jedem freihändigen Grundstücksverkauf findet eine Prüfung der Beleihungshöhe des Bodens statt. Die Gemeinde hat das Recht, den von der Rente noch nicht erfaßten Teil des Bodenwertes mit fünfprozentiger Rente voll zu beleihen, wobei ihr 7- des festgestellten Mehrwertes als Wertzuwachssteuer vom Verkäufer nach seiner Wahl in bar oder in Pfandbriefen zu zahlen ist. Dem Verkäufer steht der Anspruch auf Zahlung des festgestellten Mehrwertes in vierorozentigen Gemeinderentenbriefen zu.
7. In gewissen Zeiträumen (ca. 30 Iahren) findet Neuabschätzung des gesamten Bodenwertrt statt. Auf Grund dieser erfolgt die Neubeleihung und eine Besteuerung des Wertzuwachses nach Maßgabe der Bestimmungen unter Ziffer «.

Die Vorteile der Reform sind:

1. Allmähliche Beseitigung der Bodenspekulation mit gleichzeitiger Senkung der Preise für unbebautes Gelände.
2. Beseitigung des Bau- und Hypothekenwuchers, daher billigeres Bauen, billigere Baupreise und billigere Wohnungen.
3. Allmählicher und zwar kostenloser Erwerb des gesamten Grund und Bodens für die Allgemeinheit durch Übergang der Bodenrente auf die Gemeinde.
4. Dadurch große Einnahmen für die Gemeinde und Abbau anderer Steuern.
5. Möglichkeit auch für die Minderbemittelten, ein Eigentum zu erwerben, und dadurch Förderung der Volkegesundheit.
6 Vermeidung der Überproduktion an Wohnhäusern und der Verschwendung von Nationalveimögen.

Und das alles wird erreicht, ohne den Produzenten in irgend einer Weise zu schädigen, lediglich durch Beseitigung des schädlichen Boden- und Baukreditwuchers.

Zum Schluß .loch ein Wort über den ländlichen Grundbesitz. Hier liegen die Verhältnisse ganz anders als beim städtischen Grundbesitz, sodaß es zu schweren Eischütterungen führen würde, die für diesen soeben auseinandergesetzten Ideen schematisierend auf den ländlichen Grundbesitz gleichermaßen anzuwenden. Denn während der städtische Grund und Boden als solcher einen leblosen Körper darstellt, der seine Ausnutzung erst durch die Bebauung erlangt, ist der ländliche Grundbesitz ein lebendes Wesen, das dauernd bearbeitet, gehegt, gepflegt und verbessert werden muß, sollen ständige Erträge daraus erwirtschaftet werden. Würde man diesen Grund und Boden ähnlich wie oben den städtischen behandeln, so würde zweifellos binnen kurzem keiner der Nutznießer mehr die jetzige Inrensivität der Arbeit aufwenden, um möglichst hohe Erträge zu erwirtschaften. Es würden vielmehr dauernd Verschlechterungen eintreten, wie man das in Rußland bei der dort bis zur sogenannten Stolnpinschen Agrar-Reform üblichen Wirtschaftsform des „Mir" hat beobachten können.

Deshalb muß das Eigentum am ländlichen Grund und Boden grundsätzlich Privateigentum bleiben. Aber der Staat muß verlangen, daß aus diesem Grund und Boden das denkbar beste Ertrăgnis herausgewirtschaftet wird. Infolgedessen müssen einerseits unwirtschaftliche Großbetriebe, wie Latifundien und Fideikommisse, aufgeteilt werden, und andererseits muß ein Minimalertrag sachverständig festgelegt werden, den der Grundbesitzer zum mindesten erwirtschaften und verstenern muß, soll er nicht von Staatswegen seines Besitzes enteignet werden.

Sozialisierung von industriellen Betrieben.

Die menschliche Natur ist egoistisch. Auf diesen Umstand ist Rücksicht zu nehmen. Iede Art der Vergesellschaftung, die anf einer Ändernng der mensch-

lichen Natur basiert, ist unbedingt zu verwerfen, da sie Unmögliches verlangt. Es
ist ein bedeutender Unterschied zwischen Theorie und Praris, das gesteht sogar
Kautskn in verschämter Weise auf Seite 22.seiner Broschüre „Der neue Staat"
zu. Auch die Sozialisten der preußischen Regierung empfinden das Unangenehme
des menschlichen Egoismus und wettern gegen die hohen Lohnforderungen der
Arbeiter, werden aber wohl wenig dankbare Zuhörer finden. Will man nicht zu dem
probaten Mittel des englischen Oberbefehlshabers in Köln greifen, der durch
Zusicherung von Frontarbeit innerhalb 48 Stunden die Arbeitslosigkeit beseitigte
nnd den Stundenlohn auf 50 Pf. herabdrückte, so ist vielleicht folgender Weg
gangbar, der gleichzeitig ein „Zwischenglied" ü, lu Kautskn darstellt. Selbstüber-
zeugung der Arbeiter, d. h. Beteiligung der Arbeiter und Beamten am Gewinn
und an der Verwaltung. Das letztere ist eine Hauptsache. Gewährt den
Arbeitern Einblick in den Geschäftsbetrieb, gewährt ihnen ihren selbst erarbeiteten
Gewinn, also die Beteiligung am Erträgnis. Sie werden ihre Lohnforderungen
mit ihren Leistungen in Einklang bringen müssen, oder aber sie werden sich selbst
überzeugen, daß das Unternehmen ruiniert wird und ihnen binnen kurzem weder
Lohn noch Gewinn bezahlen kann.

Der oder die Unternehmer können verlangen, daß ihr Kapital zunächst ent-
sprechend verzinst wird, sagen wir mit 5 Prozent i>rn nuno. Der Überschuß ist
zwischen Kapital und Arbeit zu teilen. Die Verteilung unter die Arbeiter kann
nach Maßgabe der im Geschäftsjahre bezogenen Lohnsumme erfolgen. Die Frei-
zügigkeit der Arbeiter wird also nicht beschränkt. Es geht ihm, der seine Stellung
aufgibt, sein eventueller Gewinnanteil nicht verloren. Er hat aber ein persön-
liches Interesse daran, daß das Unternehmen verdient. Es ist, um die Produktion
zu heben und zu verhüten, daß der fleißige Arbeiter durch den weniger fleißigen
benachteiligt wird, die Akkordarbeit möglichst allgemein durchzuführen. (Taylor-
System.) Denn nur die Akkordarbeit in Verbindung mit der Gewinnbeteiligung
ist wahrhaft sozial. Die Lohnarbeit ist eine Prämie für Faulheit. Auch die
Arbeiter sind ebenso wie die „Ausbeuter" keine Engel, sondern Menschen mit allen
Vorzügen und allen Schwächen. Die Produktionshebung bei möglichst kurzer
Arbeitszeit ist aber eine Notwendigkeit für die Eristenz des deutschen Volkes.

Die Beteiligung an der Verwaltung kann in der Weise geregelt werden, daß
z, B. je ein Arbeiter- und Beamtenvertrauensmann dem Aufsichtsrat der Gesell-
schaft zugesellt wird, mit allen Rechten und Pflichten eines ordentlichen Mitgliedes
desselben. Handelt es sich um eine Privatfirma, so ist dieselbe leicht in eine Gesell-
schaftsform umzuändern. Also auch hier kein Hindernis. Die Vertrauensleute
haben die Verbindung zwischen der Geschäftsleitung und der Arbeiterschaft auf-
recht zu erhalten, Lohn und Gehaltsforderungen nach jeweilig vorhandenen Ver-
hältnissen zu regeln. Es ist dann anzunehmen, daß die Arbeiterschaft die nötige
Einsicht besitzt, nm dem Rate ihres Vertrauensmannes zu folgen und auch eventuell
Mitglieder, die sich den Interessen der Mehrheit nicht fügen wollen, auf höfliche,

aber bestimmte Art aus den Betrieben zu entfernen. Ist die Gesamtheit der
Arbeiter zugleich auch Mitunternehmer, so ist anzunehmen, daß das gegenseitige
Verständnis Kesser wird und auch der moderne Arbeiter die Richtigkeit der Fabel
des Menenius Agrippa begreifen wird, daß der Magen nicht allein genießt,
sondern auch arbeitet.
Dieser Vorschlag könnte als eins der Kautskyschen Zwischenglieder betrachtet
werden, bis der „Idealzustand" ähnlich wie die Quadratur des Zirkels erreicht ist.
Wir sind am Ende unserer Darlegungen. Schwer, furchtbar schwer ist der
Weg, den unser Volk gehen muß, um aus dem Zusammenbruch aller seiner LebenS-
grundlagen sich ein neues Dasein zu zimmern. Aber geht jeder von uns mit
ernstem Wollen an den Aufbau heran, dann wird auch einst über Deutschland
wieder die Sonne des Wohlstandes scheinen.

Generaldirektor Vogler- Dortmund:

Die Bedeutung der Arbeitsgemeinschaft.

In einer von Tausenden besuchten Versammlung in Dortmund sprach Herr
Generaldirektor Vögler über die Bedeutung der Arbeitsgemeinschaft und führte
ungefähr Folgendes aus:
Wir alle sind der Meinung, daß wir heute 1919 nicht dort anfangen können,
wo wir 1914 aufgehört haben. Aber die Frage ist, ob wir das zukünftige Arbeits?
Programm von oben her diktatorisch übernehmen sollen oder ob wir uns den
tausendfach verschiedenen Bedingungen der einzelnen Industrien anpassen sollen.
Durchdrungen von der Erkenntnis und der Verantwortung, daß die Wiederaus'
richtung unserer Volkswirtschaft d^ie Zusammenfassung aller wirtschaftlichen und
geistigen Kräfte und allseitiges einträchtiges Zusammenarbeiten verlangt, haben
sich die Organisationen der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und
Arbeitnehmer Deutschlands zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen.
Damit sind wir zu einer neuen Form der wirtschaftlichen Entwicklung gelangt.
Die Lehrmeinungen, die insbesondere innerhalb der Arbeiterschaft eine besondere
Bedeutung hatten, werden durch die Entwicklung überholt, auch wenn sie von
höchster Warte herab gelehrt werden. Das trifft heute für die Marxistische Auf,
fassung zu. Die von Marr prophezeite internationale Konzentration des Kapitals,
die internationale Solidarität der Arbeiterklasse ist nicht Wirklichkeit geworden.
Die Arbeiterschaft ist vielmehr in allen Ländern an der nationalen Entfaltung
der Produktivkräfte mehr als an der internationalen Solidarität interessiert. Die
Bedingungen, unter denen die nationale Volkswirtschaft arbeitet, macht sich in

der Lage der Arbeiterschaft viel mehr bemerkbar, als die internationalen Be-
Ziehungen sie auszugleichen vermöchten. Das zeigt die Lage, in der sich heute
Deutschland befindet, mit erschreckender Deutlichkeit. In dieser Erkenntnis
haben sich die Organisationen der Unternehmer und Arbeiterschaft zu gemein-
samer Arbeit an der Erhaltung der deutschen Wirtschaftskraft zusammen-
gefunden. Wir sehen heute Männer wie Legien, Schlicke, Hue, Stegerwald,
Hartmann, Höfle u. a. neben den führenden Köpfen unserer Industriellen gemein-
sam an der Arbeit. Damit soll einerseits dem Arbeiter die Förderung seiner
Lebensbedingungen gesichert werden, andererseits aber den Bedürfnissen der wirt-
schaftlichen Lage Deutschlands Rechnung getragen werden. Hier hat eine Samm-
lung der Geister stattgefunden, die als die besten aus dem gesamten werktätigen
Volk ausgewählt worden sind. Hier hat die Selbsthilfe des Volkes eingesetzt.
Keine Regierung, keine noch so wohlwollende Bürokratie kann uns aus der wirt-
schaftlichen Knechtschaft, in die uns das Kriegsunglück gestürzt hat, befreien: das
werktätige Volk muß sich selbst helfen! Kopfarbeiter und Handarbeiter müssen
zusammenwirken. Diese Zusammenarbeit soll in der Arbeitsgemeinschaft der
Arbeitgeber und Arbeitnehmer so durchgeführt werden, daß für die verschiedenen
Industrien Fachgruppen gebildet werden, in der die wichtigsten Fragen der Sozial-
politik ebenso wie die der Wirtschaftspolitik im Sinne sozialer Gemeinschaft ge>
regelt werden. Das bedeutet die Verständigung zwischen Unternehmer und
Arbeiter. Darin liegt die Anerkennung der Tatsache, daß der Kapitalismus auch
in Zukunft nicht zu entbehren ist. Es ist eben diejenige wirtschaftliche Betriebs-
form, bei der die „Wohlfahrt aller" am ehesten erreicht wird. Der Sozialismus
ist vielmehr eine sittliche Forderung, die mit kaufmännischen Grundsätzen garnichts
zu tun hat. Die geplante Bürokratisierung der Wirtschaft, die das Partei-
Programm der Sozialdemokratie vorsieht, wird nicht in der Lage sein, die Wohl-
fabrt aller in dem Maße zu verwirklichen, wie es dem Kapitalismus vor dem
Kriege bereits gelungen war. Durch den Krieg kamen wir in die unselige
Zwangswirtschaft, die Kriegswirtschaft hinein, von der der Geschichtsschreiber
einst sagen wird, daß sie nicht zuletzt an dem Zusammenbruch schuld ist. Man
will nun übergehen zur Vergesellschaftung und Sozialisierung. Uns kommen die
größten Zweifel, daß die Kräfte, die rege geworden sind, überhaupt noch zu
bändigen sind. Wirtschaftlich führen heißt täglich kämpfen. Dazu ist der Staat
nicht geeignet. Die täglich nen auftretenden Aufgaben kann wohl der einzelne, nie-
mals aber der Staat erfüllen. Das Beamtenheer würde ins Unermeßliche
wachsen; übermäßige Beaufsichtigung und Kontrolle verdirbt aber den Charakter.
Der deutsche Arbeiter, der Hand- oder Kopfarbeiter, will frei arbeiten. Die Aus-
wirkung der schöpferischen leitenden Persönlichkeit in der Selbstverwaltung der
Industrie hat vor dem Kriege zu Erfolgen und zu einer Lebenshaltung geführt,
wie sie dem langweiligen Apparat einer millionenfach gegliederten Bürokratie
nie möglich sein wird. Wo die Freiheit der Persönlichkeit dem Ganzen nützt, soll

man sie aus Vorliebe zum Parteiprogramm nicht ausschalten. Für diese Freiheit der Persönlichkeit des Kopfarbeiters sowohl wie des Handarbeiters im wirtschaftlichen und geistigen Leben Deutschlands wollen wir wirken. Die Geschichte wird dereinst diese Arbeitsgemeinschaft als Großtat ersten Ranges bezeichnen. Starker Unternehmerwille hat die Werke geschaffen, der Unternehmer war der Lehrmeister seiner Arbeiter. Mit der gewaltigen Entwicklung mußten weitgehende Veränderungen in diese Verhältnisse kommen. Eine Tatsache ist aber doch geblieben: daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer, daß Beamte, Leiter und Arbeiter eigentlich genau dasselbe wirtschaftliche Interesse haben, nämlich, daß ihre Wirtschaft blüht. Und diese abhanden gekommene Binsenwahrheit ist die Trägerin der neuen Arbeitsgemeinschaft. Wir wollen versuchen, in möglichst reibungslosem Zusammenarbeiten an den Wiederaufbau unserer Wirtschaft heranzugehen. Aber wir müssen bald mit dem Bau beginnen. Und den Grundstein zum Bau hoffen wir zu legen in der Nationalversammlung. Sie soll uns den Boden ebnen, dimil wir mit werktätiger produktiver Arbeit beginnen können. Die Gegenrevolution wird kommen, aber nicht mit der Waffe, sondern mit dem Geist. In diesem Sinne muß die Nationalversammlung wirken. Der Staatsumsturz entbehrt noch jeder Größe. Es wird die höchste Zeit, daß das Bürgertum anfängt, an den neuen Verhältnissen mitzuwirken. Wir wollen kein Freiheitsideal aufgestellt sehen, als könnte jeder tun und lassen, was er will; wir wollen eine Freiheit, die uns Zucht und Ordnung und starkes Recht bringt. Ich hoffe, daß die Nationalversammlung uns den Boden richtig ebnen wird. Ist das der Fall, dann wollen wir nicht Vergangenem nachtrauern, denn mit Trübsinn werten keine neuen Werte geschaffen, sondern nur durch harte und zielbewußte Arbeit aller, der Kopfarbeiter und der Handarbeiter. Wir müssen durch Arbeitspflicht zur Arbeitsfreude kommen, und kehrt erst die Arbeitsfreude wieder, dann winkt auch in der Ferne die Hoffnung, daß es dereinst mal wieder schön werden kann im deutschen Vaterlande.

Pfaffe-Hamburg:

Die wirtschaftliche Vorbeugung der Gefahr des Bolschewismus.

Wie in alter Geschichte Glaubensbekenntnisse mit Feuer und Schwert verteidigt und vielfach sogar erzwungen wurden, so glauben jetzt die Bolschewisten für ihre noch nicht anerkannten Ideale eintreten zu müssen. Eine neue Weltanschauung, geboren aus der ewig jungen Idee, die Welt zu bessern, egoistisch und altruistisch im innigen Zusammenhang, waren die großen Triebkräfte. Und immer sind die Bewegungen der Vorzeit aus der Tiefe der Volksmassen heraus geboren. Daß solche Bewegungen in der Vorzeit Iahrzehnte und Iahrhunderte brauchten, um sich durchzusetzen, lag in der überaus langsamen Nachrichtenübermittlung von Mund zu Mund. Heute fliegt eine neue Idee in 24 Stunden um den Erdball, streut ihren Samen in die Herzen und Hirne der Menge, wächst und wird genährt durch die Berichte von hunderte Millionen Eremplaren der Tagespresse. Eine derartig verbreitete Idee kann man nicht totschlagen. Wohl kann inan ihre Auswüchse mildern und ihre Tendenz biegsamer gestalten. Aber es ist notwendig, bei der Beurteilung von vollkommen neuen Gesichtspunkten auszugehen und auch innerlich die Schiffe hinter sich zu verbrennen. Die Begriffe sind auf den Kopf gestellt: Was gut war, ist böse geworden und umgekehrt.
Nur von diesen Gesichtspunkten aus ist die neue Bewegung, die in ihrer krassesten Form heute Bolschewismus genannt wird, zu bewerten. Und nur von diesen Gesichtspunkten aus hat es Zweck, neue Vorschläge für das Wirtschaftsleben und alles, was damit zusammenhängt, zu betrachten.
Aus einem großen in sich geschlossenen und befestigten Reiche, welches mit an der Spitze der Völker stand, ist ein ohnmächtiges, nur lose durch die Gewohnheit zusammengehaltenes Völkergebilde geworden, etwa einem armen, südamerikanischen Staate vergleichbar. Alle die Faktoren, die vor dem Zusammenbruch für das Wirtschaftsleben eines großen Staates maßgebend waren: gesunde Finanzwirtschaft, straff organisierte und ohne Stockung laufende Regierungsmaschinerie, ein bis ins kleinste funktionierender Handel, eine großzügig und tadellos funktionierende Industrie, sind mit zusammengebrochen. Aber viele der maßgebenden und als maßgebend betrachteten Staatsmänner wollen das Wirtschaftsleben nur nach den Grundsätzen wieder aufbauen, die unter den oben beschriebenen Voraussetzungen Geltung hatten. Die Staatsmänner und Volkswirtschaftler vergessen ganz, daß sie nur noch ausübende Organe sein können und auch das nur mit viel gutem Willen und der Fähigkeit, sich anzupassen.

Die wirtschaftliche Vorbeugung

Die Liebe geht durch den Magen! Ein verzweifeltes und bis ins Mark getroffenes Volk, durch Krankheit und Hunger getrieben, sich bis zur letzten Kraftanstrengung aufbäumend, will anders behandelt sein, als ein in ruhiger Beschaulichkeit dahinlebendes. Seine Willensäußerungen mit Gewalt unterdrücken zu wollen, bedeutet den Bau eines Hauses bei dem Dach zu beginnen. Dann schwebt das Gebäude in der Luft und stürzt immer wieder zusammen. Zuerst muß das Fundament gelegt werden, und das einzig feste Fundament heute heißt: „Nahrung, Nahrung um jeden Preis." Und: „gut und reichlich." — A?ns san» in coi-por« snu<i. Nur der gesunde Mensch — an Leib und Seele gesunde -— kann auf- und weiterbauen. Lange läßt sich mit einigermaßen gutem Willen der Magen betrügen durch schöne Gedecke, viele Teller und Schüsseln mit zum Teil undefinierbaren Lebensmitteln; aber die Zeit ist vorbei. Fett und Mehl, und was dazu gehört, müssen her. Volkswohl und Erhaltung der Art sind die brennenden Tagesfragen. Wenn ich den Tod durch Verhungern der Preisgabe mir wert gewordener Begriffe vorziehe, gut und wohl, dann bin ich vielleicht ein Held oder leide an einer Idiosynkrasie; aber diese meine Ansicht einem ganzen Volke aufzwing,en zu wollen, ist eine Unmöglichkeit.

Deutschland kann heute Nahrung bekommen. Aber nur unter bestimmten Bedingungen. Und diese Bedingungen sind denen ähnlich, die man einer südamerikanischen Republik stellen würde und stellt, wenn sie eine Anleihe aufnehmen will, d. h. gegen reale Sicherheiten: Gold, Silber, Papiere des das Geld oder Waren hergebenden Staates, Landkonzessionen, Verpfändung der Zölle, Verkehrswege ete. ete. Das ist demütigend für ein 65 Millionenvolk, wie es noch während des Krieges bestand. Das ist nicht demütigend für dasselbe Volk am Rande des Abgrundes. Noch wird durch das automatische Weiterlaufen der Maschine nach Abstellen des Dampfes eine Kraft vorgetäuscht, die nicht mehr vorhanden ist, aber bald ist die Maschine ausgelaufen, und dann erkennen ihre Maschinisten erst, daß kein Dampf und auch kein Brennstoff, um neuen zu erzeugen, zu beschaffen ist. Steht die Maschine aber erst einmal still, dann verrostet sie schnell und ist später sehr schwer wieder in Gang zu setzen. — Also, wenn wir nicht verhungern wollen, müssen wir die Bedingungen, welche uns gestellt werden, annehmen. Damit allein ist es aber nicht getan. Wir müssen auch vorbereitet sein, die Nahrung, die uns herangeschafft wird, in die Kanäle zu leiten, die sie bis durch die Verästelung allen zuführen. Dieses Kanalnetz kann aber nicht von heute auf morgen ausgebaut werden. Für ein neues ist es zu spät. Aber die Kanäle sind noch da, wenn sie auch jahrelang fast trocken gelegen haben.

Während des Krieges ist in Deutschland ein neues Kanalsystem in Arbeit genommen worden, welches besser und schneller funktionieren sollte als das alte. Großzügig geplant und an seinem Ausgangspunkt verschwenderisch aufgebaut, merkte es bald, daß ein Kanalsystem in einem großen Lande sich aus Uranfängen organisch entwickeln muß und weder durch Dekrete, noch durch reiche Geld-

mittel plötzlich aus dem Boden zu stampfen ist. Ich meine das System der Kriege-
gesellschaften. Sie waren und sind ein dem Staatsorganismus aufgepfropftes
fremdes Reis, welches nicht leben, aber auch nicht sterben konnte. Denn der ge-
sunde Saft fehlte, der einzig und allein Blüten und Früchte bringen kann. Sie
waren der Feigenbaum der heiligen Schrift, reich in ihrem Blätterschmuck äußeren
Glanzes, aber — ohne Früchte. Solange es galt, im Kriege die Gegner über
unsere Ernährungsschwierigkeiten im Unklaren zu lassen und dem Volke ein (ab-
solut ungenügendes) Existenzminimum an einzelnen Nahrungsmitteln zu geben,
hat der Berg Kriegsgesellschaften mit großem Geschrei ein Mäuslein geboren und
dieses Mäuslein, Rationierung genannt, mit vielemale Eigengewicht in Gold
bezahlt. Nach dem Vorbilde der Konsumvereine und der Großeinkaufsgesellschaft
Deutscher Konsumvereine mußten die Kriegsgesellschaften versagen, weil sie nicht
wie ihre Vorbilder im Wettbewerb der freien Kräfte sich organisch entwickelt
hatten und im Konkurrenzkampf aller geistigen Fähigkeiten das ABC des Handelns
von der Pike auf gelernt hatten. So mußten sie das werden, was sie sind: ein
Anachronismus im Staate. —

Deutschland braucht aber schnelle Mittel und Wege, um die Nahrung, die
es erhalten wird, allen zuteil werden zu lassen! ,'

Das alte Kanalsystem, legitimer Handel genannt, ist noch da. Es bedarf
nur des Hineinschüttens in den Hauptkanal, Importhandel genannt, und bald
werden sich Nebenkanäle und Kanälchen füllen und die Flut befruchtend über d,is
ganze Volk und Land spülen.

Das Hauptargument gegen den Handel ist seine Gewinnsucht. Vergessen
bei dieser Anklage wird aber stets, daß Auswüchse des Verdienstes nicht im legi-
timen Handel, sondern nur im Schiebehandel wuchern. Letzterer kann sich da-
gegen nur entwickeln, solange der altbewährte reelle Handel ausgeschaltet bleibt.
Sobald nämlich Ware greifbar ist und weitere Ankünfte zu erwarten sind, gleicht
eine freie Konkurrenz die Preise auch inbezug auf Qualitäten von selbst aus. Ob-
gleich die Gewinnsucht so alt wie die Menschheit ist, muß dieselbe doch soweit
beschnitten werden, daß sie dem Volke nicht mehr schaden nnd die Unzufriedenheit
nicht mehr schüren kann.

Also kann das Wirtschaftsleben einzig und allein durch den legitimen Handel
an Leib und Seele gesunden! Durch sofortige Einsetzung dieses Allheilmittels
einerseits und zur sicheren Unterbindung des durch falsche Operationen gezüchteten
Wuchers andererseits sind nur wenige vorübergehende Einschränkungen im Lan-
delsleben empfehlenswert und zwar nur, falls und solange das Ausland nicht in
der Lage sein sollte, durch völlig ausreichende Nahrungslieferungen der einwand-
freien Handelsnatur zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Kurz, für die Übergangswirtschaft dürften folgende konkreten Vorschläge,
die ich bereits im Mai 1916 an das Kriegsernährungsamt gab, noch heute eine
goldene Brücke zum absolut freien Handel bilden.

Importeure und Großhändler dürfen nur Zug um Zug an Klein-
händler mit einem Höchstnutzen von etwa je 5 Prozent weiterverkaufen.
Der Kleinhandel darf nur ein seinem früheren nachweislichen Be-
darf entsprechendes Quantum für einzelne Monate kaufen und darf auf seinen
Einkaufspreis plus Unkosten nur 20 Prozent Gewinn aufschlagen.
Makler, als welche auch Großhändler und Konsumvereine auftreten
können, dürfen für vermittelte Geschäfte nur vom Verkäufer etwa 1 Prozent
Provision beanspruchen.
Von dem Produzenten sowie vom Importeur zum Großhändler, zum Klein-
händler und zum Konsumenten darf keine Instanz eine zweite
Zwischenhand mit Ausnahme des Maklers dulden und ist der Hehler-
schaft schuldig, wenn er nicht Zuwiderhandlung sofort nach Kenntnisnahme zur
Anzeige bringt.
Strittige oder aufgeschossene Nahrungsmittelposten sind sofort durch
vereidigte Makler zum bestmöglichsten Weiterverkauf an eine folgerichtige
Handelsinstanz zu verkaufen und bleibt der als schuldig befundene Kontra-
hent für die Preisdifferenz haftbar.
Alle vorgenannten Handelskreise müssen jederzeit ge -
nauest eB uchungenmitBelegen über die Einkäufe und/oder Verkäufe
nachweisen können, damit die eingesetzten Kontrollkommissionen oder
Revisoren jederzeit festzustellen vermögen, ob die Beteiligten im Rahmen des ge-
setzlich erlaubten Verdienstes geblieben sind.
Regierungs-Handelsämter der einzelnen Bundesstaaten, sowie
Reichs- Handels- und Landwirtschaftsorganisationen, wie auch Bezirks-, Stadr-
und Ortsverwaltungen haben sich als Makler zu betrachten, welche die Ehren-
pflicht übernehmen, überall den Nahrungsmittelaustausch bestmöglichst zu fördern.
Alle Nahrungsmittelabschlüsse oder Läger, welche nachweislich eigenen Min-
destbedarf für festzusetzende Zeitläufte überschreiten oder aus strittigen Geschäften
übrig bleiben, sind ohne weiteres der Überwachungskommission anzuzeigen und
sind allmonatlich auf vorgedruckten Formularen Lagerbilanzen aufzustellen, aus
welchen das Plns und/oder Minus für gewisse Zeitläufte genau ersichtlich ist. —
,.8uiim cuieIiie" dürfte mit Vorstehendem gegeben sein, denn nicht nur der
Hunger des Volkes wird dadurch am besten und billigsten gestillt, sondern a'.'ch
unzähligen lahmgelegten Händlern und Mitarbeitern wird dadurch zunächst ein
Vegetieren ermöglicht, anstatt aufs Ungewisse weiter dem Ruin und absolut??
Verzweiflung entgegenzutreiben. Der eisernen Notwendigkeit fügt sich jeder
ehrbare Kaufmann gern, während er sich gegen willkürliche Unterbindung seiner
Eristenz nicht minder als der Arbeiter auflehnen muß.
Den Einfluß einer solchen schnellen und billigen Verteilungsweise der Nab-
rungsmittel und notwendigsten Rohstoffe auf Lohn- und Arbeitsverhältnisse über-
lasse ich dem logischen Gedankengange des Lesers.

der Gefahr des Bolschewismus Pfaffe
An dem Tage, an dem die ersten Lebensmittelschiffe landen, treten die Kriegs-
gesellschaften in Liquidation und bringen ihre Vorräte und Ankünfte zum selben
Preise, wie sie dem Auslande für die von ihm beschafften Nahrungsmittel bezahlt
werden, plus 5 Prozent auf den Markt und zwar an den berufenen Vertreter des
Großhandels, der seinerseits 5 Prozent aufschlägt und sie an die Detailkundschaft
weiterleitet. Alle Ablieferungen der im Lande erzeugten Nahrungsmittel haben
wieder an den legitimen Handel zu geschehen. Jede Beschlagnahme wird auf-
gehoben. Die weitere Zufuhr vom Ausland wird automatisch für Preisausgleich
sorgen. Der Schleichhandel stirbt aus Mangel an Hausierertum und Kundschaft
auo, resp. bringt auch seine Waren auf den regulären Markt, um einen Teil seiner
Verluste zu decken. Da der Initiative des legitimen Handels keine Schranken
gesetzt sind bezüglich seiner Ausdehnung, so liegt es an ihm, sich einen großen
Umsatz zu sehaffen. Das kann er aber nur (da er an die Preisabschläge ge-
bunden ist) durch Rührigkeit und Anspannung aller seiner Fähigkeiten. Wer da
nicht mit kann, dessen Umsatz schwindet, und er versucht, durch Herabsetzung seines
Aufschlages sich zu halten. Da dies nur zum Nutzen des Volkes sein kann, so ist
dagegen nichts einzuwenden.
Da der Wert des Handels in seinem organischen Aufbau, in seiner Organi-
sation besteht, die tausenderlei Kenntnisse und Fähigkeiten voraussetzt, und da
seine Fäden und Kanäle über Länder und Meere gehen und doch auch nicht das
kleinste Dorf im Inlande vergessen, so ist eine Sozialisierung, die anders als
durch die natürliche Entwicklung eintritt, undenkbar. Sie würde mit schnellem
Griff ein kostbares Gebilde zerstören, auf dessen Trümmerhaufen ein Volk zu
Grunde ginge. Der in den Kriegsgesellschaften verkörperte Staatssozialismus
bat das wohl zur Genüge bewiesen.
Die Entente hat größere Furcht vor dem Bolschewismus, denn vor dem
Militarismus. Der erstere ist eine Idee, die nicht mit Maschinengewehren aus-
zurotten ist; der letztere war ein Machtfaktor, welcher der Macht wich. Nun
wohl: hier ist ein Weg gezeichnet, um die Auswüchse des Bolschewismus zu be-
seitigen, die allein Gefahr bringen. Würde die Entente zum furchtbaren Versuch
greifen, den Bolschewismus durch Aushungerung eines unbeteiligten Volkes zu
bekämpfen, so würde sie nur das Gegenteil erreichen und ihn fördern.
Um den Bolschewismus auf das Mindestmaß zu unterdrücken, gibt es nur
das einzige Mittel, Nahrung und Robstoffe aller Art auf dem seimellsten Wege
durch den legitimen Handel zur Verteilung zu bringen.
Wird nicht auf diese Art das deutsche Volk zur Gesundnng gebracht, sondern
demselben die Möglichkeit unterbunden, ein nützliches Glied der großen Völker-
familie zu bleiben, so wird sich der Rückschlag auf die andern Glieder bald
geltend machen!

Präsident a. D. Dr. R. van der Borght:
Zur einmaligen Vermögensabgabe.

Der Gedanke, durch eine große einmalige Vermögensabgabe die Finanzen des Reiches zu erleichtern, ihm insbesondere die Abbürdnng eines nennenswerten Teiles der Kriegsschuld zu ermöglichen, hat an nicht wenigen Stellen Anklang gefunden. Amtliche und nichtamtliche Kreise glauben in dieser teilweisen Vermögenswegnahme — nach manchen Vorschlägen bis zu einem Viertel, nach anderen bis zu einem Drittel des Vermögens — das wirksamste Mittel zur Anbahnung einer Wiedergesundung unserer Finanzwirtschaft zu finden. Solche Gedanken sind nicht neu. Nach großen Kriegen sind sie wiederholt aufgetaucht, so nach dem spanischen Erbfolgekriege und nach den Napoleonischen Kriegen in England, nach dem Kriege von 1870/74 in Frankreich. Niemals ist es bisher zur Durchführung gekommen. Immer hat man, wenn man der Frage praktisch näher trat, die fast unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten der Durchführung und die nachteiligen Rückwirkungen auf die dauernde Gestaltung der Steuerkraft und des Wirtschaftslebens als ein unbedingtes Hindernis erkannt.

Die jetzige Belastung des Reiches mit Kriegsschulden und dauernden Ausgaben ist allerdings ungewöhnlich hoch unl zahlenmäßig jedenfalls mit nichts von alledem zu vergleichen, was frühere Geschlechter auf diesem Gebiet erlebt haben. An den allgemeinen Wohlstands- und Wirtschaftsverhältnissen und an der tatsächlichen Kaufkraft des Geldes gemessen mag freilich Englands Schuldenlast nach den Napoleonischen Kriegen (17 Milliarden Mark) dem damaligen Geschlecht nicht weniger drückend und erdrückend erschienen sein, als uns die heutige. Trotzdem ging es schließlich damals doch ohne die große Kürzung des Vermögens. Ietzt aber scheint die Stimmung in Deutschland anders zu sein, und die sehr ernsten Bedenken, die geltend gemacht sind, scheinen auf viele Freunde der Maßregel keinen so großen Eindruck zu machen, daß sie sich grundsätzlich von dem Gedanken der Vermögenewegnahme entfernen wollen. An dieser Stelle soll deshalb die grundsätzliche Seite der Sache nicht näher besprochen werden. Nur eine rein praktische Frage soll erörtert werden, eine Frage, an der auch der überzeugtest« Anhänger des Gedankens nicht vorübergehen kann, das ist die Frage: Ist der jetzige Augenblick geeignet, an die Verwirklichung des Gedankens heranzugehen?

Man muß hier wie bei so vielen anderen Fragen zwischen dem Grundsatz und dem Zeitpunkt unterscheiden: Eine wirtschafts- und finanzpolitische Maßregel kann grundsätzlich berechtigt sein und kann doch in einem gegebenen Zeitpunkt aus den triftigsten Gründen unzweckmäßig erscheinen.

Ein großes Vermögensopfer schmälert immer den Vermögensstamm in fühlbarer Weise. Das Opfer kann am ehesten ertragen werden, wenn es in eine

stark aufsteigende wirtschaftliche Entwicklung gestellt wird. Es kann unerträglich werden, wenn es verlangt wird in einem Zeitpunkt, da Wirtschaft und Wohlstand schwer heruntergedrückt oder gar zerrüttet sind. Wie steht es damit in Deutschland? Von den Kriegsgewinnlern abgesehen, hat der vierjährige Krieg der Wirtschaft des Landes schwere Einbußen gebracht und die Entwicklung des Wohlstandes stark beeinträchtigt. Große Zweige des Wirtschaftslebens, wie Seeschiffahrt, Außenhandel usw., sind völlig zum Erliegen gekommen und haben unter den heutigen Verhältnissen bitter wenig Auesicht, in naher Zeit wieder in die Höhe zu kommen. Andere Zweige haben gearbeitet, haben auch wegen der günstigeren Preise Gewinn erzielen können. Aber sie haben in Industrie und Landwirtschaft Raubbau treiben müssen. Anstatt ihren Gewinn in dei Betrieb zu stecken und ihn dadurch zu verbessern und zu größerer dauernder Leistungsfähigkeit zu führen, mußten sie, durch die Kriegsverhältnisse gezwungen, entweder ' den erzielten Gewinn nutzlos liegen lassen oder ihn durch zinsbare Anlagen hinüberretten in die Zeit, da die Wirkung des Raubbaus wieder beseitigt werden muß, um überhaupt eine gesunde Grundlage der Erzeugung zu gewinnen. Daher sind aus diesen Kreisen erhebliche Beträge in die Form der Kriegsanleihe übergeführt worden zu dem Zwecke und mit der Absicht, sie bei der Umstellung auf die Friedensarbeit zur Nachholung aller derjenigen Betriebsverbesserungen, Betriebsergänzungen und Betriebserneuerungen zu benutzen, die während des Krieges aus Mangel an Material und Arbeitskräften hatten unterbleiben müssen. Ietzt hätte von rechtswegen diese Umwandlung in sachliches Betriebs- und Anlagekapital erfolgen müssen; aber jetzt haben die Verhältnisse zu einer vollständigen Verschiebung geführt. Über allen wichtigeren Betriebszweigen schwebt das Damoklesschwert der Sozialisiernna,, schwebt der zerfleischende Geier immer erneuter, die Ertragsaussichten untergrabender Lohnsteigerungen und Streiks, schwebt der vernichtende Einfluß eines ungeheuren Tiefstandes der deutschen Valuta, der das Wiederaufleben der internationalen Beziehungen in Rohstoffeinfuhr und Fabrikatausfuhr in weite Ferne rückt, schwebt der zermürbende Mangel an Verkehrsmitteln, Verkehrsmöglichkeiten und Brennstoffen. Wer kann hente noch leugnen, daß Landwirtschaft nnd Industrie bei uns auf einem Tiefstand angelangt sind, der einem völligen Zusammenbruch verzweifelt ähnlich sieht und der, wenn er noch kurze Zeit anhält, in den endgültigen Niederbruch des deutschen Wirtschaftslebens ausmünden muß? Wo soll da die Kraft herkommen zu einem großen' einmaligen Vermögensopfer?

Auch beim städtischen Hausbesitz ist es nicht besser. Die ganze Kriegszeit belastet mit übergroßen Ausfällen durch Mietnachlässe und Mietstundungen, lange Zeit auch durch Leerstehen der Wohnungen und Läden, immer vertröstet auf die Zeit nach dem Kriege, wo auf irgend eine Weise für die in viele Millionen gehenden Kriegsverluste ein Ausgleich geschaffen werden sollte, sieht er jetzt nichts, aber auch garnichts geschehen, um diesen Ausgleich herbeizuführen. Im Augen-

blick hält ihn in einem Teile der Großstädte die Wohnungsknappheit noch einigermaßen aufrecht; aber das geht bald vorüber, weniger durch verstärkten Neubau — an den ist noch lange nicht in großem Stile zu denken —, als durch die Bevölkerungsflucht aus großen Städten, die bei längerer Fortdauer der ewigen Beunruhigungen durch Lohnkämpfe, Verkehrsstörungen, Kohlen- und Lichtmangel, Nahrungsmittelmangel u. dergl., ganz abgesehen von den zum Teil blutigen Straßenkämpfen, einsetzen muß.

Ein Volk, dessen Wirtschaft auf allen Gebieten so aufs schwerste bedroht oder schon erschüttert ist, kann in dieser Verfassung ein großes Opfer aus der Vermögenssubstanz nicht bringen!

Wollte man trotzdem mit allen möglichen Gewaltmitteln in naher Zeit dem deutschen Volke ein solches Opfer abpressen, was wäre die Folge davon? Nichts anderes als eine Erhöhung der Kriegsentschädigungslasten, die uns von unseren Gegnern zugedacht sind und gegen die wir uns nicht wehren können, weil wir unser gutes altes Schwert wegwarfen, noch ehe wir ein neues hatten. Die Einhebung einer solchen einmaligen Vermögensabgabe werden unsere Gegner als Beweis dafür ansehen, daß wir immer noch stark und reich genug sind, große Opfer zu tragen. Sie werden es uns einfach nicht glauben, daß wir uns das Opfer unter unsäglichen Schmerzen und Entsagungen und unter Verzicht auf den baldigen Wiederaufstieg unseres Wirtschaftslebens mühsam abgepreßt baben. Aus der Tatsache als solcher, daß das Opfer gebracht ist, werden sie den Schluß ziehen, daß man die Kriegsentschädigungsforderungen umso höher spannen könne. Was wir an Verminderung der Kriegsschuldenlast durch das einmalige Vermögensopfer gewinnen können, werden wir auf der anderen Seite durch Erhöhung der Kriegsentschädigung wieder verlieren. Ist ein Augenblick dieser Art der rechte, ein großes einmaliges Vermögensopfer zu verlangen?

Wenn ein solches Opfer auch unvermeidlich sein sollte, im Ernst kann man doch erst daran denken, wenn wir wissen, mit welcher endgültigen Last wir aus diesem unglücklichen Kriege hervorgehen werden. Das können wir aber erst wissen, wenn der Frieden geschlossen ist. Ietzt fehlt uns noch jeder Überblick darüber. Das allein schon muß uns davon abhalten, eine solche Maßregel in Angriff zu nehmen, solange wir den Frieden nicht wirklich erreicht haben.

Eine Vermögenswegnahme von dem Umfange, wie sie den Befürwortern der Maßregel vorschwebt, ist ein Eingriff von ungeheuren Wirkungen auf das ganze private wirtschaftliche Leben. Er darf nur gewagt werden, wenn die Staatsmaschine wieder einen geordneten Gang zeigt. Nur dann lassen sich die überaus großen technischen Durchführungsschwierigkeiten überwinden. Nur dann lassen sich die Härten, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten vermeiden, die an sich bei einer solchen Maßregel entstehen können. Nur dann besteht auch die volle Sicherheit, daß die der Privatwirtschaft entzogenen Vermögensteile ausschließlich zu dem Zweck verwandt werden, für den sie erhoben wurden. Wer kann be-

haupten, daß wir jetzt schon eine geordnete Staatsmaschine haben? Erst muß die Nationalversammlung die Reichsverfassung feststellen, erst muß sich auf Grund der Reichsverfassung eine gesetzmäßige Regierung gebildet haben, erst muß diese Regierung den ganzen Verwaltungsapparat auf die neuen Verhältnisse eingestellt und eingespielt haben, ehe die inneren Voraussetzungen gegeben sind, unter denen eine so tiefeinschneidende Maßregel überhaupt gewagt werden kann.

Das sind rein praktische Erwägungen. Sie können auch von denen nicht übersehen werden, die grundsätzlich der einmaligen Vermögenswegnahme zu-stimmen. Auch sie müssen sich sagen, daß die Maßregel verlegt werden muß auf den Zeitpunkt, in welchem alle inneren und äußeren wirtschaftlichen, politischen und verwaltungsmäßigen Vorbedingungen dafür gegeben sind, daß sie mit dem geringsten Nachteil verwirklicht werden kann, der möglich ist. Wird der Schritt dem Prinzip zuliebe voreilig und im unrichtigen Augenblick durchgeführt, so ist keine Macht der Erde imstande, zu verhüten, daß auf viele Iahrzehnte der deutsche Wirtschaftskörper in Unheilbares Siechtum versinkt. Das kann und darf nicht vergessen werden, und deshalb muß die Maßregel hinausgeschoben werden, bis wir im Innern geordnete Verhältnisse und nach außen hin wirklichen Frieden haben und unsere endgültige Kriegslast übersehen können.

Hans Brecht:

Vor neuen Aufgaben.

Der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit läßt sich auf keine Art beseitigen, weil nämlich, sobald der ideale Zustand erreicht ist, d'r immer weit vorauseilende Geist unversehens neue Ideale aus dem Nichts hervorgezaubert bat, und im Vergleich mit diesen erscheinen die eben erst erreichten. Fleisch und Blut gewordenen beinahe schon nicht mohr als Ideale. Der in einem Kaiser-reich lebende Staatsbürger erblickt zum Beispiel in der Republik ein Ideal; wird nun, ähnlich wie in Deutschland und Österreich, aus dem Kaiserreich eine Repu-blik, so ist eine nach der Auffassung des Staatsbürgers ideale Wirklichkeit ge-schaffen; bald aber — dieses „Bald" können in der Geschichte auch Iahrhunderte sein — regen sich neue Gedanken und neue Ideale werden als Ziele gesteckt, um welche die Edelsten wetteifern. Es mag in der Menschennatur begründet liegen, daß sie stets das, was sie umgibt, worin sie lebt, liebt, haßt, untergeht und neu aufersteht, also das Gegenwärtige, als rauhe, aller Güte, Schönheit und Liebe bare Wirklichkeit empfindet, während der tiefer blickende Forscher hierin lediglich eine S e l b stt ä n s ch u n g erblickt: Die Gestaltung unseres (gegenwärtigen)

Lebens würde manchen unserer Vorfahren als idealste Wirklichkeit erschienen sein (ausgenommen die letzten Iahre des Weltkrieges, die Begleiterscheinungen der Revolution und die Hungersnot), ja sie ist oft das positive Ergebnis früherer Kämpfe um soziale, politische oder sonstige Ideale, während die Nachwelt, uneingedenk der Vergangenheit, ihrer Leiden und Freuden, Schmerzen und Hoffnungen, den Blick in die Ferne, nach Morgenröten und seligen Inseln gerichtet hat.

Die Nutzanwendung: Das Ideal des ewigen Friedens und die realen politischen Verhältnisse der Gegenwart; Philosoph und Staatskünstler. Der Philosoph nämlich, die vornehmste und edelste Gattung Mensch, ist Lehrer, Erzieher und Reformator der Geister; er ist Arzt mit der Aufgabe, die seelischen Leiden und Gebresten der Menschheit zu mindern, zu heilen; er eilt der Geschichte Iahrtausende voraus, er gründet Staaten wie Thomas Morus oder Baeon und lebt seinen Idealen, die das Wohl der Mensächeit betreffen. Hingegen der Staatsmann trägt dem Gegebenen Rechnung, er ist eine Antonius-Natur
ssein Antipode: Tasso!), eine kriegerische Natur, ein rhetorisches und politisehes Genie wie Bismarck (dessen Politik ich deswegen noch keineswegs restlos billige). Ein objektiv urteilender Staatsmann wird die Wohltat des ewigen Friedens anerkennen, aber als nüchterner Verstandesmensch, der Welt, Menschen und Dinge nach ihrem praktischen Wert, ihren Leidenschaften, ihrer Selbstsucht und sonstig n Schwächen beurteilt, ist er überzeugt, daß jedes Beginnen, nach solcher Vollendung zu streben, gegenwärtig zwecklos wäre: so beschränkt sich seine Tätigkeit auf den Kreis der ihm auferlegten Pflichten, und diese sind zeitlicher Art. Wiederum kann dem Staatsmann die Herbeiführung eines größeren allgemeinen Wohlstandes, einer für die Nation günstigeren auswärtigen Lage und dergleichen sehr wohl als Ideal vorschweben, ein Ideal allerdings, dessen Wesen nicht philosophischer, sondern politischer Natur ist und den Sinn einer freiwillig gestellten, hohen, großzügigen Aufgabe hat.

Vornehmlich die Gegenwart mit ihrer wenig idealen Gestaltung (abgesehen von den Errungenschaften der Revolution!) stellt unserer Staatskunst derartige Aufgaben. Hierzu gehört zum Beispiel, die Loslösungsbestrebungeii der Einzelstaaten im Interesse der Reichseinheit zu verhindern. Ferner die gründliche Ausmerzung des Militarismus und Bildung einer neuen republikanischen Armee auf humaner Grundlage. Die bisher üblich gewesene Isolierung von Offizier und gemeinem Mann, die durch gesellschaftliche Vorurteile herbeigeführt wurde, hat einer gewissen kameradschaftlichen Annäherung zu weichen; bei aller Wahrung der Disziplin muß trotzdem die Härte des Dienstes durch größere außerdienstliche Freiheit, Erhöhung der Löhnung, gerechte und menschliche Behandlung ete. aufgewogen werden. Pflicht des Offiziers ist es, jedem Soldaten Freund und Ratgeber zu sein. Drittens: Aufklärung, m'cht Verwirrung noch Mißleitung der Massen! Das allgemeine Cl'aos bei Ausbruch d r R'vo-

lution wurde leider von unsauberen Elementen, die zweifellos sehr wenig mit den Spartakisten gemein hatten, zu persönlicher Bereicherung an fremdem Gut wahrgenommen. Die Republick war gegründet, die Militärpartei und damit der Militarismus beseitigt — was also galt es noch zu erkämpfen? An Stelle des Acht-Stunden-Tages etwa den Sechs-Stunden-Tag? Oder Erhöhung des Monatslohnes der Arbeiter auf Ministergehalt? Wohlgemerkt: die Lohnforderungen der Arbeiter waren zlim großen Teil berechtigt. Körrerlich schwere Arbeit kann nur geleistet werden bei ausreichender vollwertiger Nahrung. Infolge der außergewöhnlich hohen Preise gerade für die unentbehrlichsten Lebensmittel war der Arbeiter genötigt, mit entsprechenden Geldmitteln zu zahlen, und diese Mittel wiederum konnten erst erworben werden, wenn der Brotgeber den billigerweise geforderten, nötigen und den Verhältnissen entsprechenden Lohn bewilligte. Und er wurde bewilligt, weil er bewilligt werten mußte. Nun aber glaubten clni'ae Spekulanten unter den Arbeitern, die oft weniger gute Arbeiter waren als ihre vernünftigeren Genossen, immer höhere Forderungen stellen zu können, Forderungen, die so ertrem, so unvernünftig waren, daß selbst der radikalste Sozialist sie nicht gutheißen würde. Die Obmänner der Arbeiterschaft waren überzeugt, auf diese Weise unser allerdings noch recht fehlerhaftes kapitalistisches Wirtschaftssystem beseitigen oder doch nachhaltig schädigen zu können, während es ratsamer gewesen wäre, sie hätten ihren politischen Einfluß in anderer, ihnen mehr versprechender Richtung geltend gemacht; in der Richtung nämlich, dar von der Regierung nicht mir mit der „schärfsten Erfassung der Kriegsgewinne" begonnen, sondern daß jedem Kapitalisten, dem zukünftige Gewinnchancen sicher sind, das gesamte Vermögen, fließendes und festes, bis auf einen bestimmten Prozentsatz (bei Gütern zum Beispiel auf eine Anzahl Morgen) entzogen würde. —

Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich in der Revolution von 1918 nicht nur die Folge des militärischen Znsammenbruchs sehe, sondern sie gleichzeitig als einen Sieg der Sozialdemokratie bezeichne. Die bornierte, dünkelhafte, in aller Welt verhaßte Iunkerherrschaft war endlich zu Fall gebracht und dadurch dem Militarismus das Rückgrat gebrochen. Daß aber vier volle Iahre vergehen mußten, ehe der Deutsche aus seinem politischen Schlaf erwachte, daß erst Hungersnot, Verarmung, Siechtum und tausend andere Übel über ihn kommen mußten, ebe er mit dem Mut der Verzweiflung das schier Unglaubliche vollbrachte: seine Götzen zu entthronen — ist neuerdings ein Beweis seiner berühmten „Treue" und Schwerblütigkeit. Der 8. November wird in den Annalen der Geschichte einzig dastehen! Gewaltiges geschah, und wieder brauste ein „Ruf wie Donnerhall", aber es war der Ruf eines geknechteten, heimgesuchten Volkes nach Freiheit, Frieden und Brot! Vor einem halben Jahrhundert schon hatten die Throne in Deutschland gewankt; Gewalt und List, vom König selbst begünstigt, sollten noch einmal — zum letztenmal! — die Freiheit des

Volkes in Fesseln schlagen. Die Freiesten und Besten der Nation mußten häufig in schmachvoller Verbannung leben — man denke an Freiligrath — oder wurden, wie zum Beispiel Hoffmann von Fallersleben, ihres Amtes entsetzt oder, wie der Romantiker Kinkel, mit Zuchthaus „bestraft", weil sie für Freiheit und Recht kämpften. Der weltgeschichtliche Novembertag des vergangenen Iahres hat die Gekrönten „von Gottes Gnaden" jäh von ihrer Höhe herabgestürzt, und es war ein wahrhaft königliches Schauspiel, als fast zur selben Stunde all diese Herren des alten Regimes ihr Zepter bescheiden niederlegten.

Viel ist erreicht worden, was uns vordem zu erreichen unmöglich dünkte; doch neue Kämpfe um neue Ziele stehen uns bevor, ehe die volle Einigkeit des deutschen Volkes die gegenwärtige Periode zum harmonischen Abschluß bringt. Während wir einesteils sozial gesunden, sind anderntéils reaktionäre Kräfte am Werke (die früheren Konservativen unter dem Decknamen „Deutschnationale Volkspartei"), besteben noch immer jene unerhörten Standes-vorurteile, nach denen ein Sozialdemokrat unbedingt ein „schlechter Mensch", schlimmstenfalls ein „Vaterlandsverräter" sein muß. Wie unmenschlich sind solche Urteile, wie einseitig und niederträchtig!

Die Regierung, unter der Ägide Ebert-Scheidemann, ist bemüht, allen Anforderungen in sozialer Hinsicht gewissenhaft zu entsprechen. Die Bahn für den Tüchtigen ist freigemacht, und wer gewillt ist, trete in die Schranken! Die Lebensmittelnot kann selbstverständlich nicht von heut auf morgen gedeihlichem Wohlstand weichen; den Höhepunkt dürfte sie im nächsten Frühjabr erreichen, falls Amerika nicht inzwischen aushilft. Sollte jedoch die erwartete Hilfe in Form von Fett, Fleisch und Getreide nicht eintreffen und die einheimischen Produkte für die Ernährung nicht ausreichen, so warne ich, die Schuld der neuen Regierung zuzuschreiben: die Hungersnot ist allein die Folge unserer früheren Kriegspolitik.

»

Am 10. Ianuar 1919. Bürgerkrieg in Berlin, Kampf zwischen Spartakisten und Regierungstruppen, zahlreiche Opfer des Bruderkrieges, Spartakusunruhen im ganzen Reiche, die Proletarier für Liebknecht, Verurteilung seiner Tendenzen durch die Mehrzahl der Bürgerlichen und aller übrigen Stände: „Verbrecher", „Phantast", „Irrsinniger". Mir liegt es fern, für Liebknecht eine Lanze zu brechen, doch ist er weder verbrecherisch noch irrsinnig. In den Annalen dieser Revolution, die gegenwätrig noch ganz Deutschland im Tiefsten erschüttert, wird er als ein Mann bezeichnet werden, der mit zähester Ausdauer und härtestem Willen sein Ziel verfolgte, die kommunistische oder sozialistische Republik. Er übersieht nur eins: Sein politisches Programm ist zu weit» gehend, es steht in seiner ersten übereilten Gestaltung selbst mit dem, was nach der Revolution besteht und gilt, in allzu schroffem Widerspruch. Während

nämlich die Sozialdemokratie Bienenarbeit verrichtet, während sie mit unermüdlichem Fleiße langsam, doch siegreich ihrem Ziele zustrebt, versucht Liebknecht unter Ausnützung der militärischen Niederlage und der damit verbundenen revolutionären Gesinnung vieler Soldaten, ungeachtet des natürlichen Widerstandes aller übrigen Parteien, seine Forderungen mit Waffengewalt durchzusetzen. „Er hat alles gewollt und nichts erreicht", wird also die Zukunft lehren. Selbst ein v o r - läufiger Sieg der. Spartakisten wäre noch kein Beweis für die kommunistische Reife Mitteleuropas. Erst müßten die siegreichen Westvölker dem deutschen Beispiel folgen; dann hätte Liebknecht gesiegt. Man verstehe mich recht: Ich bin kein prinzipieller Gegner des Kommunismus und gehöre zu denen, die das Gute, Fruchtbringende des Sozialismus zu schätzen wissen; aber als Deutscher, der von Kindheit an unter Deutschen aufwuchs, der ihre Tugenden und Untugenden, ihren Hochmut und ihre Bescheidenheit, ihre Kultur und ihr Wissen, ihren Trotz und ihre Unterwürfigkeit, der, in einem Wort, ihre Seele gut ergründet zu haben glaubt — als Deutscher weiß ich nur zu gut, daß der Interessengegensatz — der politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche, soziale — ein viel zu großer ist, um über Nacht eine solche Umwälzung herbeiführen zu können, wie sie Liebknecht für möglich hält.

Am 16. Ianuar 1919. Liebkuecht ermordet, Rosa Luremburg, seine treue Gefährtin, von Fanatikern erschlagen. Ich bin überzeugt, daß beide nicht nur ein Opfer ihrer Überzeugung, sondern leider auch jenes in Deutschland nech immer gepredigten, mehr berüchtigten als berechtigten Antisemitismus geworden -sind. Insbesondere trieben deutschnationale Blätter antisemitische Propaganda ... Es ist ein Zeichen niedrigster Gesinnung, die Iuden, deren hohe Verdienste um Kunst und Wissenschaft für mich Grund genug sind, sie jedem tüchtigen Christen gleichzustellen, ihrer Abstammung wegen so gehässig zu verfolgen nnd die Massen gegen sie aufzuwiegeln. Hat man vergessen, d.iß Christus ein Iude war, und können nicht auch Iuden in christlichem Geiste leben? Weiß man, was Spinoza für die Philosophie bedeutet? Versteht man die Verdienste eines Heine um die Literatur, eines Mendelssohn um die Musik zu würdigen? Außerdem: diese Fragen stellt nicht etwa ein Iude, sondern ein, der Abstammung und dem Glauben nach, Christ und Germane, ein Mann, dessen Gesinnung eine humane ist und der den Mitmenschen nicht nach Abstammung und Herkommen, wohl aber nach Leistung, Fähigkeit und Charakter wertet.

Die Zersplitterung in Parteien verschiedenster Richtung besteht nach wie vor; teils haben sich neue Parteien gebildet, teils leben die alten unter neuen Namen fort; sie mußten es unbedingt sein. Der Staatsmann, dem es gelänge, diese sieben in eine oder zwei zusammenzuschmelzen, wäre ein Völker» schmied wie Bismarck — der Mann, der Deutschland erneut emporhöbe aus

Elend, Verzweiflung und Not, empor auf jene Höhe, die unser Volk schon ein>
mal erreicht hat, und die wiederzuerreichen es in Zukunft so würd,g und berufen
sein soll wie vormals! Nur im Zeichen der Einigkeit, des einen Willens
und Strebens sind wir groß! Man mache dem Spartakus-Bund Konzessionen^
stimme für Konfiskation aller dynastischen Vermögen, für Enteignung des Grund
und Bodens aller landwirtschaftlichen Groß- und Mittelbetriebe, Bildung sozia-
listischer Landwirtschaftlicher Genossenschaften unter einheit-
licher zentraler Leitung im ganzen Reiche; für Konfiskation aller Vermögen von
einer bestimmten Höhe an, die durch den Zentralrat festzusetzen ist, und man lehne
die Annahme derjenigen Forderungen ab, die unzweckmäfiig sind. Man bilde
aus den geeigneten Vertretern dieser Partei sowie aus den Vertretern der unal> -
häng igen Sozialdemokratie, der Sozialdemokratie und der Deutschen demo»
kratischen Partei die Große sozialistisch-demokratische Partei
und fasse die Deutschnationale Volkspartei, die Christlich-demokratische Volks»
Partei sowie die Nationaldemokratische Partei unter dem Namen einer Natio-
nalen Partei zusammen. Während die „Große" im Sinne des Er»
furter Programms wirkt, den sozialistischen Staat ausbaut, für Förderung der
Kultur und allgemeinen Wohlstand sorgt, soll die Nationale Partei die Kirche
vertreten — Kirche und Religion sind altbewährte Erziehungsmittel —, ihr Sub-
sidien zufließen lassen, soll sie bewährte Führer deutsche Interessen im Ausland
vertreten lassen, jedoch unter Kontrolle der Sozialistisch-demokratischen Partei . . .
Streiks werden nicht aufhören, solange die oft riesenhaften Privat«
vermögen der Großkapitalisten wiederum für Privat zw eck»
verbraucht werden, anstatt, zum Teil wenigstens, dem Wohle des Ganzen zu
dienen, solange sie nicht von Staatswegen konfisziert und ungefähr fünfzig bis
sechzig Prozent für Aufbesserung (nicht Vergeudung!) der Arbeitslöhne, Beam-
tengehälter und Hebung des vierten Standes verwendet werden. Betriebs»
kapital kommt bei der Konfiskation nicht in Frage. Schwächt die Regie-
rung die Privatvermögen nur unerheblich, so ist die Folge (unter anderen omi-
nösen Folgen) ein neuer, gewaltiger Aufstand des Proletariats, der nicht nur
die Reichen schädigen wird, sondern alles, was bisher im Organismus des
Staates ein nützliches Glied war, alle, die vom Staate lebten und für ihn wirkten,
die Führer in Kunst, Wissenschaft, Handel, Politik u. s. f.; eine Stagnation der
Kultur auf Iahrhunderte wäre möglich. Nun erst vollzöge sich die gefürchtete
Weltrevolution, der „Sklavenaufstand der Entrechteten".

Wie ich aber prinzipiell die ertremen Lohnforderungen mancher Arbeiter be-
kämpfe, so bekämpfe ich gleichzeitig die Grundsätze der Schwerindustriellen: den
Arbeiter auszubeuten, durch Verweigerung eines seinen Leistungen und seinem zu
gründenden Wohlstand entsprechenden Lohnes beständigen Druck auf ihn auszu»
üben, ihn in der Tat zu einem Sklaven des Kapitalismus zu machen, während
sie, die Besitzenden, für ihre eigenen (materiellen) Bedürfnisse keine Grenzen ge»

zogen haben. Was hat man bisher für notleidende Künstler, Akademiker und solche, die, gelehrte Autodidakten, zu Höherem streben, getan? Freiwillige Spenden verdienen höchste Anerkennung; erzwungene Vermögensabgaben für die strebende Intelligenz sind praktischer. —

Die Aufgaben unserer Friedenspolitik habe ich schon früher kurz angedeutet. Die „Versöhnung mit dem ehemaligen Gegner" erscheint trotzdem noch vielen Deutschen als ein absurder Gedanke: die Bitterkeit der Enttäuschten und ein gewisses »i-<»»5eiltiin6ut" der Herren von 1914, die ihren Sturz in erster Linie dem militärischen Sieg der Feinde zu „danken" haben. Auch ein Teil der Presse sündigt in diesem Geiste — Revanchepolitik anstatt Friedenspolitik — unentwegt weiter. Es ist nicht mehr zeitgemäß, von „unmenschlichen Waffenstillstandsbedingungen" der Franzosen, „Länderraub der Entente" und Ähnlichem zu berichten: als ob ein siegreicher Hohenzoller oder alldeutsche Bierbankstrategen mit dem statu» quo n„te sich begnügt hätten! Die Gefahr, die in jeder Revanchepolitik liegt, sollte niemals unterschätzt werden. Trieben wir sie unentwegt weiter, so gingen wir nach einigen Iahrzehnten von neuem jener politischen Gewitter' schwüle entgegen, wie sie für die letzten Iahre vor dem Kriege bezeichnend war. Ein Ausnahmefall wäre gegeben, wenn z. B. die Polen, unsere Erschöpfung zu eigenem Vorteil wahrnehmend, urdeutsche Gebiete annektierten:
alsdann wäre eine Politik mit dem Ziele der Wiedernahme Polens — ich ver» meide das Wort „Eroberung" — unvermeidlich. —

Der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit: letztere zeigt uns das hungernde, geschlagene, von inneren und äußeren Gefahren bedrohte Vaterland; doch dort, in weiter, leuchtender Ferne, noch Ideal, noch Traum, erblicke ich ein glücklicheres Deutschland, geachtet von den Völkern der Erde, gesegnet mit den Reichtümern aller Zonen und bewohnt von dem freiesten Volk der Welt. Wer aber führt uns einer solchen Zukunft entgegen?

Max Graf Bethusy-Huc: Erwerbsfremde.

In der unabsehbaren Unordnung, die nach dem Zusammensturz unserer Staats- und Wirtschaftsform hemmungslos einsetzte, ist die eine Erkenntnis unbestreitbar, daß unser aller Lebensanschauung sich von Grund aus neu einstellen muß. Auch an die Kreise, die heut die neue Zeit mehr feiern als begründen, wird die Not der Zeit herantreten. Die Schichten des alten Obrigkeitsstaats, die durch Iahrhunderte den Staatsdienst bevorzugten, stehen heute als Leidtragende in vorderster Reihe. Sie sind plötzlich verwaist, da ihre Lebensform unter dem Patronat des alten Staates stand. Bescheiden bezahlt, gesellschaftlich bevorzugt, blieben sie bei treuer Pflichterfüllung und politischer Abhängigkeit in wirtschaftlicher Unselbständigkeit. Der Erwerbssinn ist dureh Geschlechter bin verkümmert Dei materielle Rückhalt ist meist nur bescheidenes Spargnt, das durch die Entwertung der Zahlungsmittel, schon abgesehen von steuerlichen Eingriffen, in seiner Kaufkraft auf ein Bruchteil gesunken ist.

Die Erwerbsftände können sich mit entsprechenden Forderungen den Ausgleich zwischen alter Einnahme und neuer Ausgabe verschaffen, überholen ihn sogar zum Nachteil der Allgemeinheit, wie die derzeitigen Ausschreitungen der Lohnbewegungen erweisen. Der Rentner und Festbesoldete ohne Geschäftserfahrung ist der Entwertung seiner Einkünfte gegenüber vorerst hilflos. Ein Opfer seines blinden Vertrauens zur alten Gesellschaftsform, noch dazu des Übelwollens der neuen Richtung gewiß, muß er sich selbst heifen und sein Leben entsprechend umstellen. Große Teile unserer Soldaten- und Beamtensamilien, soweit sie nicht ihre Ersparnisse in der Kriegszeit aufgezehrt haben, sind in dieser Lage. Die drohende Verelendung zwingt sie, neue Lebens- und Erwerbsform zu suchen, um die Zukunft der Familie zum mindesten durch die Einführung der Kinder in das Erwerbsleben zu snlurn. Ie klarer und rascher der Ernst der Lage erkannt wird, desto ruhiger kann di. Umstellung erfolgen, ehe die letzten Mittel verbraucht sind. Gewiß werden tausend und abertausend Arbeiterfamilien beute ebenso vor der Frage der Erwerbslosigkeit stehen, aber gerechtes Urteil muß nigeben, dciß letztere durch Vergangenheit und Zusammenschluß besser gerüstet sind als die Schiffbrüchigen des Sturmes, in dem unser altes Staatsschiff zerschellte.

In zweiter Linie wird die Neugestaltung und Politisierung des Heer- und Beamtenwesens den Einzelnen zwingen, den Dienst zu verlassen. Wenn auch damit zu rechnen ist, daß die Gehälter künftig aufgebessert werden, so werden Auswahl und Lebensbedingungen für den militärischen Beruf so erbeblich verändert werden, daß die Wirkung fast einem Berufswechsel gleichkommt. W e uun immer die Verhältnisse sich gestalten und wie weit die Kräfte, bei denen die Familien-

fürsorge nicht gebieterisch die Umstellung auf Erwerbstätigkeit verlangt, das Verbleiben im Amt mit ehrlicher Überzeugung vereinbaren können, ist noch nicht zu übersehen. Eine Frage, die der einzelne nur für sich selbst beantworten kann. Der Unabhängige kann und soll abwarten, für die übrigen wird ein rascher Entschluß eine bittere Notwendigkeit sein.

Ein Erfordernis ist für alle gleich, wenn auch die Scheidenden vorerst allein die praktischen Folgerungen ziehen: ein gut Teil der alten Lebensanschauungen muß sich ändern. Wir wollen uns nicht verhehlen, viel Standesvorurteil und Standessitte galten als gegebene Größe, die tatsächlich nur äußeres Gewohnheitserbe sind. Der gute Wesenskern, die glaubensstarke Liebe und Treue zu Heimat and Berufspflicht kann sich dabei voll erhalten. Dieser Kern muß sogar in der Schicksalswende neu erstarken und sich in der innigen Berührung mit weiten Volkskreisen mehr als bisher segensreich durchsetzen. Aber ausschließlich diesem sittlichen Wert gebührt der Ehrentitel vornehmer Überlieferung, nicht dem zu toter Form erstarrten Beiwerk. Solche Selbstentäußerung wird erfolgreich dem Übelwollen der Gegenwart begegnen. So ngerecht die erregte Volksstimmung insbesondere der Gesamtheit des Offizierkorps gegenüber ist, so wenig darf man die Erfolglosigkeit einer Abwehr durch die Erinnerung an das Verdienst der Vergangenheit verkennen. Mitschuldig ist die frühere Abgeschlossenheit innerhalb der alten Gesellschaftsschicht und der Mißbrauch, der zum Schaden der altgedienten Familien von Neulingen im Beruf mit der Vorzugsstellung getrieben wurde. Dem Massenurteil gilt trotz des Volksheeres der Offizier und höhere Beamte schlechtweg als der Vertreter der Führung, der die Schuld am Unglück des Vaterlandes zugeschrieben wird, ohne zu bedenken, daß der Stand als solcher nur seinem Eide getreu und bis auf verschwindende Ausnahmen ganz unpolitisch seine Pflicht erfüllt hat.

Unfruchtbar bleibt jede Erkenntnis, wenn ans ihr nur Bitternis gewonnen wird — nein, der Unmut darf den festen Willen zur Selbsthilfe nicht lähmen. Der Beweis muß erbracht werden, daß die heute aus diesen Kreisen freiwerdende Kraft auch im bürgerlichen Leben ihren Mann stehen wird. So sollte sich jeder bescheiden, um mit vollem Selbstbewußtsein zu jedweder ehrlichen Erwerbsarbeit bereit zu sein und möglichst neue Fühlung mit dem arbeitenden Volke zu suchen. Zwitterstellungen, die den Schein gehobener Lebensführung wahren, aber in Wahrheit behelfsmäßig sind, können keinen dauerhaften Nutzen bringen. Die Kluft, die zwischen den Bernfsständen bestand und das Verderben unseres politischen Lebens war, muß verschwinden. An der Lösung dieses besten Zieles der Revolution werktätigen Anteil zu nehmen, ist eine Aufgabe, vornehm genug, um jedem neuen Beginnen einen ideellen Wert zu geben.

Das Wort, daß jede Arbeit den Mann ehrt, darf vor dem Unterschied nicht halt machen, der früher zwischen herrenmäßiger und anderer Beschäftigung be-

stand. Grundsätzlich muß die gesellschaftliche Wertung von der Art der Beschäf.
tigung und der politischen Gesinnung unabhängig sein, sofern beide pflichtgemäß
geübt und ehrlich bekannt werden. Eine solche neue Gesellschaftskultur würde
uns unschätzbaren Gewinn bringen. Der Beamte und Offizier, der ins bürger-
liche Leben tritt, mache sich zum Träger dieses Gedankens, beginnend damit, daß,
w? immer der alte Kamerad neue Arbeit findet, ob an leitender Stelle, im Hand'
werk, in geistiger oder Handarbeit, jeder erhobenen Hauptes sicher ist, an geselliger
Wertschätzung nichts zu verlieren. Diese Auffassung wird überall Anerkennung
und Nachahmung finden und die Gegensätze beseitigen helfen, die im Mangel
gegenseitiger Fühlung der Volkskreise beruhen. Nur der gesunde soziale Gedanke,
nicht der Notbehelf einer Fürsorge von Herr zu Arbeiter, kann die Auewüchse
eines verstiegenen Sozialismus auf immer unschädlich machen, ein Ziel, der Opfer
dieses Weltkrieges wert; auch die bescheidenste Mithilfe bedeutet somit letzten
Sinnes Ehrung der gefallenen Kameraden. Besonders der Bessergestellte betätige
diese Auffassung.
Das Streben nach gehobener Lebensführung und Arbeitsleistung bleibt unbe-
schränkt. Die Aussicht zu organischem Aufstieg bei bescheidenem und gründlichem
Anfang sei aber höher gewertet als der Zufallsgewinn eines mühelosen Beginns,
denn es handelt sich hier um das Vorbild und Ansetzen der jungen Kräfte, vor
allem um den Nachwuchs der Familien, um Entschlüsse, die auf Generationen
hin wirkungsvoll werden. Etwa mit der Rückkehr alter Verhältnisse zu rechnen
und gewissermaßen verschämt nach einem Unterschlupf zu suchen, wäre sinnlose
Vogelstraußpolitik. Engherzigkeit in der Berufswahl kann nur Schaden anrichten,
je freier der Kreis gezogen wird, desto sicherer wird der allgemeine Erfolg der
starken Persönlichkeit werden, die der Reichtum des alten Standes war. Die
Lage auf dem Arbeitsmarkt wird heut durch ständig wachsendes Angebot und
Beschränkung unserer Erzeugungsmöglichkeit wahrscheinlich auf lange hinaus be»
stimmt werden. Allgemeine Rückkehr zu Landwirtschaft und Siedlung kann sich,
wenn sie nutzbringend sein soll, nur langsam vollziehen.
Bei der geringen Erfahrung und dem gut Teil Wagemut, wie sie besonders
der soldatische Bewerber meist besitzt, ist die Einrichtung von gemeinnütziger
Organisation dringend geboten. Beratung von Sachverständigen in der Aus-
wahl neuer Lebenswege und Unterstützung in der Übergangszeit ist zweckmäßig so
zusammenzufassen, daß eine Verzettelung der Mittel ausgeschlossen wird. Als
Beiräte für alle Zweige des Erwerbslebens stehen die inaktiven und Reserve-
Offiziere, deren Mitglieder im bürgerlichen Leben stehen, zur Verfügung. Tat-
kräftig Hilfe ist ihre Ehrenpflicht, besonders derer aus vermögenden -Kreisen.
Die Mittel aus allen Besihtiteln der alten Gemeinschaft wie aus neuen Beiträaen
der Organisation müssen eine großes, einheitlich arbeitendes K^vital bilden. Die
Wabruna örtlicher Interessen stebt dem stllaemeinen In^re^e nach: 'uf ie
breiterer Grundlage der erforderliche Ausgleich je nach der Bedürftigkeit erfolgt,

desto gerechter wird er sein. Des Friedens Not fordert den Beweis vorbehalt-
loser Kameradschaft, um dem Schwachen den Wechsel moralisch und materiell
durch die alte Parole zu erleichtern: Einer für alle, alle für einen. Nichts wird
einer dahin zielenden Organisation ferner liegen dürfen als der Erhalt einer Ab-
sonderung oder Sonderstellung. Die Aufgabe besteht in der sachgemäßen Über-
führung der Kraft und des Wertes der alten Gemeinschaft in das bürgerliche
Leben, in dem der Verabschiedete mit seinen Angehörigen den Vollwert als werk-
tätiger Bürger vorbehaltlos suchen soll.
Die Wertschätzung, die das in höheren Bildungsstufen erworbene Wissen in
der Vergangenheit erfahren hat, wird durch eine lebendigere Ausgestaltung
unseres Schulwesens zur Erziehung und Auslese der kraftvollen Persönlichkeit
erhebliche Berichtigung erfahren. Die abgeschlossene akademische Bildung wird
stets die ihr gebührende Stellung wahren, aber auch nicht mehr einen alleinigen
Anspruch auf ganze Gruppen unserer Gesellschafts- und Staatsordnung haben.
Damit werden sich für die Erziehung der Kinder neue Gesichtspunkte ergeben, die
manches alte Bedenken auch in der Berufswahl beseitigen und die Berücksichtigung
der Fähigketten des einzelnen viel früher und weitgehender ermöglichen. Der
Torso sogenannter höherer Schulbildung zum Zwecke des Einjährigen und ähn-
liche Abstempelungen der Vergangenheit, die im wesentlichen mit Bildung nichts
zu tun hatten, sondern nur die höheren Schulen unnütz belasteten, werden fort-
fallen. Die Fachansbildung bis zur Weiterbildung des guten Handarbeiters soll
wieder mehr geachtet und gefördert werden. Der Weg nach oben muß der echten
Schaffenskraft, wo auch immer sie sich offenbart, freistehen, wenn sie sich auf dem
Wege der Erfahrung die nötigen Kenntnisse erworben hat.
Die Auffassung, das persönliche Verhältnis zum Arbeitgeber bedeute an
sich eine gesellschaftliche Unterordnung, besonders wenn diese Arbeit in der
Stufenfolge der Arbeitsleistung an niederer Stelle steht, wird sich durch die im
öffentlichen Recht zwischen Arbeitgeber und -nehmer gesicherte Machtverteilung
allmählich ändern. Kennzeichnend ist hente erst die materielle Folge in der unver-
hältnismäßig hohen Bezahlung der unteren Arbeitsstufen. Die selbstmöiderischen
Übertreibungen revolutionären Übermutes seitens einer Minderheit beschleunigen
die Rückkehr zur gesunden Vernunft. Wenn diese Hoffnung heute gewagt
klingt, so ist sie fest im gesunden Selbsterhaltungstrieb des Volkes begründet.
Ein Urteil über das heutige Treiben darf nie vergessen, was die Mehrheit des
Volkes im Kriege erduldet und erhofft hat. Die Wunden der Enttäuschung
bluten noch zu stark. Wenn die Macht der arbeitenden Massen, ihren äußeren
Lebensstand dauernd zu heben, sich lebendig erhalten will, so ist die Einkehr zu
gemeinnützigen und sittlichen Lebensanschauungen unerläßlich. Das Schicksal
der Welt wird nicht mehr in der Hand weniger Auserwählter, sondern in der
des einfachen Mannes liegen. Das ist keine Redensart des amerikanischen Präsi-
denten, sondern ein Gedanke, der zur Wirklichkeit empordrängt und letzten Endes

das Kriegsziel des Weltkrieges bedeutet. Davon wird auch unsere gesellschaftliche Lebensanschauung beherrscht werden. Das schwerste Gebrechen unserer alten Gesellschaftsformen war die Überschätzung des Reichtums an sich für den gesellschaftlichen Wert der Person. Von diesem Gebrechen waren die Kreise, von denen hier gesprochen wird, nach dem Vorbild höchster Kreise nicht frei.
Die Erkenntnis der kommenden Dinge ist die Forderung des Tages für weittragende Lebensenrscheidungen. Der freie Aufstieg vom Arbeiter aus über selbstgewählte Fortbildungsschulen wird bei uns keine Ausnahme mehr sein.
Ohne besondere Vorbereitung ist die sofortige Ausnützung jeder Arbeitskraft in der Handarbeit derzeitig unzweifelhaft die lohnendste. Andererseits kann die Gefahr, wie sie bei übereilter Anlage von Mitteln in Unternehmungen vorhanden ist, gar nicht groß genug eingeschätzt werden. Die Verlockungen treten an den Erwerbsfremden jetzt von allen Seiten heran, sei es, daß es sich um Ankauf von ländlichem Besitz mit kleiner Anzahlung oder um Beteiligung an gewerblichen Unternehmungen handelt, wobei noch feste Anstellungen im Austausch versprochen werden. Doppelte Vorsicht sei hier die Regel, der Versuch, rückwärts gewandten Blick und Urteil durch den Bruchteil einer sogenannten Selbständigkeit zu blenden, wird meist außerordentlich geschickt und leider oft erfolgreich gemacht.
Bei den vielfachen Beziehungen der Kreise zur ländlichen Bevölkerung wird die Tiedelungsfrage in allen Abstufungen vom Gutsbesitzer bis zum Kleinsiedler mit Recht bevorzugt. Hier muß das noch lebhafte Gefü'il für die alte patriarchalische Schichtung im Landleben vor der nüchternen Erkenntnis zurücktreten, daß die landwirtschaftliche Tätigkeit, ob groß oder klein, neben sehr ausreichenden Betriebsmitteln Erfahrung und mannigfaltige Kenntnisse verlangt, um ein nährendes Gewerbe zu sein. Kleine Besitzer werden nur danu eine billige Selbstversorgung finden, wenn sie selbst arbeiten können und wollen, also am letzten Ende auch Handarbeiter werden, wobei die Anpassungsfähigkeit des weiblichen Teils der Familie eine ausschlaggebende Rolle spielt. Iedenfalls muß der Vorteil der Selbständigkeit beim kleineren Besitz durch Arbeit erkauft werden. Von vornherein ist bei den heutigen hohen Preisen des Landes, die weit über den dauernden Ertragswerten liegen, nicht scharf genug vor kleinen Anzahlungen zu warnen.
Nur wer einschließlich seines Betriebskapitals sich annähernd schuldenfrei halten kann, wird auf die Dauer bestehen. Grundsätzlich muß eine längere Lehrzeit, für kleine Verhältnisse möglichst als landwirtschaftlicher Arbeiter, der endgültigen Siedelung vorangehen.
Die heutigen Verhältnisse im Handel und Gewerbe sowie die Überfülle in den freien Berufen dürften nicht als bestimmend dafür angesehen werden, das Land unbedingt zu bevorzugen. Familien, die in städtischen Lebensgewohnheiten wurzeln, werden sicher gut tun, mit der Bindung auf dem Lande, die gesunderweise als eine feste angesehen werden muß, sehr vorsichtig zu sein. Gar zu oft

pflegt die Beurteilung des Landlebens nach den Eindrücken eines gelegentlichen Landaufenthaltes vorzuherrschen.

So hervorragend wichtig für die Gesundung unserer Verhältnisse die sachgemäße Abwanderung aufs Land ist, unsere Volksernährung würde auf das schwerste gefährdet, wenn auch nur Teile unseres kostbaren Bodens in die Hand ungeeigneter Siedler kämen.

Auf Aussichten in Handel und Gewerbe näher einzugehen, führt selbstver- . ständlich zu weit. Die mannigfaltigen Wege sind auch im Dunkel der Zeit noch zu wenig übersehbar. Doch erscheint der Hinweis nicht überflüssig, auch hier mit einigen Gepflogenheiten früherer Zeit vorsichtig zu sein. Verabschiedete bevorzugten vielfach die Tätigkeit im Agenten- und Vermittlergewerbe. Der Grund des leichten Unterkommens war in der Hauptsache die Ausnutzung der gesellschaftlichen Beziehungen und des Vorteils gnter Formen. So achtbar der Beruf an sich gewiß ist, die gründliche Kenntnis dessen, was man anbietet und vermittelt, muß sehr genau genommen werden, wenn echte kaufmännische Ehrbegriffe gewahrt werden sollen. Ohne solche wird ein dauernder Erfolg nicht zu erlangen sein. Wenn Name und Person nur Ausbängeschild und blindes Werkzeug sind, so besteht eine doppelte Gefahr für sich und das Publikum, besonders wenn dieses, wie es nahe liegt, innerhalb der alten Kreise gesucht wird. Ietzt, nachdem das gesellschaftliche Übergewicht und die Beziehungen sich zu entwerten drohen, kann die Verantwortung nicht streng genug bedacht werden. Nichts würde dem Ansehen der Allgemeinheit jetzt abträglicher sein als eine leichtfertige Bevorzugung dieser Tätigkeit.

Gleichermaßen spielt der Wunsch nach einer Vertrauensstellung seit jeher eine große Rolle. Ausnahmeweise kann wohl eine solche durch persönliche Beziehungen ohne besondere Vorkenntnisse erreichbar sein. In der Regel werden abgeschlossene Kenntnisse und Erfahrungen, nicht nur gute Charaktereigenschaften Vorbedingung für das Vertrauen sein, wenn man von Stallungen wie Kassenbote und Wächter absieht, die der mit dem Wunsche verbundene Begriff im allgemeinen nicht einschließt. Als allgemeines Berufsziel für Anfänger wird also der Wunsch selten erfüllbar sein.

Über die Wahl des akademischen Studiums können nur Fähigkeiten und vorhandene Mittel entscheiden, da eine längere brotlose Wartezeit gewiß ist. Der Wettstreit wird sich hier wohl in äußerlich angenehmeren Formen abspielen, aber bei der zu erwartenden breiteren Konkurrenz auf allen Gebieten geistiger Tätigkeit wird der Maßstab für die nötigen Fähigkeiten und Mittel sich vergrößern, -der Beginn in vorgerückten Lebensjahren somit erheblich erschwert werden.'

Die Befürchtung daß, je weiter sich die neue Lebensstellung den unteren Stufen der Arbeitsleistung nähert, das Verhalten der alten Werktätigen zu den Neulingen im steigenden Maße übelwollend sein würde, ist bis zu einem gewissen

Grade gerechtfertigt. Wenn aber der Wille vorhanden ist, sich den vernünftigen Bedingungen der wirtschaftlichen Gemeinsamst einzufügen und in vorbehaltloser Achtung der fremden personlichen Überzeugung die eigene zu wahren, so wird diese Hemmung zum Vorteil der Allgemeinheit beseitigt werden. Der zahlenmäßige Zuwachs der neu konkurrierenden Kräfte wird letzten Endes so wenig beachtens-wert sein und sich von vornherein auf bestimmte Sondergebieie beschränken, daß der leider allmächtige Brotneid nicht mitzusprechen braucht. Nach diesen Zeiten der politischen Gährung ist außerdem damit zu rechnen, daß ein gut Teil der feind-seligen Stimmung durch den Abbau allzu hoher Gesellschaftsschranken aufhören wird, angriffslustig zu sein. Wenn trotzdem fremde Einflüsse auf schwache Ele-mente abfärben oder abschrecken, so wiegt der Gewinn, den stärkere Naturen durchsetzen, diesen Nachteil sicher auf, abgesehen davon, daß so radikale Ent-schlüsse wie der zum Aufstieg vom Arbeiter aus eine Willensstärke voraussetzen, die überall zum Erfolge führt.

Ein Weg, auch Schwächeren das Fortkommen zu erleichtern, ist die genossen» schaftliche Form von Arbeitsgruppen, sei es für landwirtschaftliche oder gewerb-liche Zwecke. Solche Gruppen werden sowohl vom Arbeitgeber eher beachtet werden, wie gegenüber den Mitarbeitern leichteren Stand haben. Kann die Gruppe so günstig zusammengesetzt werden, daß einzelne Mitglieder über Mittel verfügen, so besteht die Möglichkeit späterer gemeinschaftlicher Unternehmungen. Eine Form, die besonders für die Landwirtschaft, aber auch für kleinere Betriebe des anderen Wirtschaftslebens — man denke z. B. an die Feinindustrie, das mechanische und das Kunsthandwerk — aussichtsreich sein dürfte. Die Be-mittelten, die nur eine Lehrzeit für künftiges Unternehmertum durchmachen, haben selbst das größte Interesse daran, dieses Genossenschaftswesen zu fördern und können so mit der kameradschaftlichen Hilfe den späteren eigenen Vorteil ver-binden.

In diesen Ausführungen sind gewiß viel Binsenweisheiten nochmals aus-gesprochen, aber wer das praktische Leben kennt, wird zugeben, daß in solchen Zeiten, im Chaos ganz neuer Gedanken gar zu leicht die einfachsten Lebensregeln gegenüber abenteuerlichen Plänen vernachlässigt werden. Aus dem ruhigen Zins-empfänger nnd Festbesoldeten kann leicht über Nacht, im begreiflichen Wunsche, baldmöglichst sein altes Gleichgewicht wieder herzustellen, der Spekulant wider Willen werden.

Nur die vollerwerbsfähigen Kräfte, deren Pflicht die Selbsthilfe ist, sinc hi<?r in den Kreis der Betrachtung gezogen worden. Ehrenpflicht des Staates ist, allen, deren Erwerbstätigkeit im Staatsdienst und durch Alter beschränkt wurde, ebenso den Witwen und Waisen die feste Zuversicht zu geben, daß ihre Ansprüche, welche Parteien auch immer am Staatssteuer stehen, nicht nur dem Buchstaben der Verpflichtung nach erfüllt, sondern auch den zeitlichen Lebens-

bedingungen angepaßt werden. Keineswegs soll die loyale Haltung dieser Kreise gegenüber der Neuordnung dabei als ein Verdienst hingestellt werden. Sie entsprang nur der Einsicht, zum Besten des geliebten Vaterlandes so und nicht anders handeln zu müssen, aber der soziale Gedanke im neuen demokratischen Staate würde sich selbst verleugnen, wenn er dieser Ehrenpflicht gegenüber auch nur einen Zweifel aufkommen ließe.

Frihgeorg Dietrich, Naunhos.

Unser Kennen.

Wir wußten so viel und waren so stolz darauf. Aber vor lauter „Kenntnissen" drangen wir nicht durch bis zu „Erkenntnis"! Nun wir an den Trümmern unserer Weltanschauung stehen, entdecken wir freilich, daß unser eingebildeter Weitblick nichts anders ist als ein Traum des ewig schlafenden Michels. Wir reiben uns die Augen und suchen als gründliche Deutsche eine Erklärung dafür, daß alle unsere Voraussetzungen sich als Trugbilder erwiesen. Nicht nur die Hoffnungen und Berechnungen, nicht nur die anscheinend so logischen Folgerungen fielen zu einem Häuflein Asche zusammen, auch was wir von der Gesinnung der Mitwelt zu wissen glaubten, waren Scheinannahmen. Wir kannten trotz aller Kenntnisse weder uns noch die andern! Fürsten und Heerführer, Staatsmänner und Statistiker sahen sich getäuscht. Und nicht durch andere, sondern durch sich selbst. Wir hatten alle lustig darauf los spekuliert und wähnten uns so sicher in den Folgerungen, daß nur dadurch die gänzliche Zerfahrenheit bei dem Zusammenbruch erklärbar wird. Wie klammerten wir uns kindlich an das Rechtsempfinden der Welt und sogar unserer Feinde! In naivster Vertrauensseligkeit suchten unsere Staatslenker Schutz und Fürsprache bei unsern zwar zuerst heimlichen, aber darum nicht weniger erbitterten Widersachern. War tas zur Not entschuldbar durch die romantische Auffassung, die durch alle unsre politischen und anderen Maßnahmen ging, so durfte uns, wenn wir schon vom Ausland nichts wußten, das eigene Wirtschaftsleben doch keinesfalls so gänzlich unergründet sein, wie es in Wahrheit den verantwortlichen Stellen gewesen sein muß. Es ist schwer hier nur Selbsttäuschung als Entschuldigung annehmen zu müssen. Und doch ist auch hier die Schuld einzig der mangelnden Erkenntnis zuzuschreiben. Das gleiche Nichtverstehen ließ die Herrschenden noch in letzter Stunde dem Volke Opfer zumuten, die statt der harmloser Weise erwarteten Begeisterung nur zu Erbitterung der ausgehungerten Massen führen mußten. Wir wollen nicht untersuchen, ob bei richtiger Erkenntnis der Sachlage und der Stimmung sich nicht hätte ein geeigneterer Zeitpunkt zur Beendigung der Kämpfe

finden lassen, schlechter konnte der Ausgang keinesfalls sein. Und so viel ist heute wohl auch den Törichtsten unter uns klar, daß die Berechnungen der privilegierten. Staatsweisen, die man uns vorsetzte, samt und sonders Makulatur waren. Prüfen wir sie jetzt an der Hand der Ereignisse nach, so zeigt sich eine geradezu schreiende Unkenntnis oder absichtliche Entstellung. Nie sinnlos müssen in diesem Lichte die Maßnahmen der Zerstörung unersetzbarer Werte erscheinen; wenn nicht eben die absolute Unkenntnis als Entschuldigung herangezogen werden kann, ist der Haß der Gegner fast berechtigt. Aber man glaubte an die Möglichkeit, den meerfreien Feinden den Weg nach England und dem festländischen Europa abschneiden zu - können. Man lehrte uns, über die kühlen Berechnungen der Feinde uns zu entrüsten oder sie zu belächeln, die sich doch im Laufe der Begebnisse fast restlos erfüllt haben. Die gleiche Unkenntnis malt sich in den letzten verzweifelten Versuchen, durch wortreiche Besuche industrieller Unternehmen die immer noch angenommene Stimmung aufrecht zu erhalten. In rückfälliger Theatralik scheute man sogar nicht davor zurück, ein öffentliches, feierliches Gelöbnis derselben Klassen zu fordern, die längst bereit waren, auf ein gegebenes Zeichen die zu stürzen, die noch so weit davon entfernt waren, sie zu verstehen. Auch hier Ver blendung durch Unkenntnis! Und doch wäre es falsch, die Person Wilhelms des Zweiten, ja selbst seine befugten und unbefugten Ratgeber allein dafür verantwortlich zu machen. Unser Nichtkennen war so allgemein, daß niemand frei davon war und leider auch jetzt noch ist. Wie zeterten die Gegner des alten Regimes darüber, und was bewiesen sie bei der überstürzten Abschließung des Waffenstillstandes anderes als die gleiche, unbefangene Auffassung? Die Schicksalsschläge hatten niemand klüger gemacht. Man warf die Karten offen auf den Tisch und wiegte sich in der Hoffnung auf nie vorhandene Großmut! Und siehe! Das Volk war sogleich bereit zu jubeln und spürte den Fuß nicht, der sich ihm in den Nacken setzte. Und sind wir nun klüger, da man uns so grausam die Binde von den Augen riß? Zeigt nicht der Weg, den die Umgestaltung unserer Verhältnisse wandelt, das gleiche Nichtverstehen des anderen? Noch immer regieren die Parteien an einander vorüber. Man hofft, vermutet und erwartet, aber die Mühe gibt sich keiner, den erst ergründend kennen zu lernen, den man zur Mitarbeit bestimmen will. Trotz aller neuzeitlichen Drapierung hausen wir nach wie vor in Wolkenkuckucksheim. Erst wenn wir bereit sind, nicht die eigene Meinung als die einzig richtige zu betrachten, und uns entschließen, aus Wunsch und Willen der anderen zu lernen, was an der unseren verbesserungsfähig ist, kann auf allmähliche Genesung gerechnet werden. Bis dahin werden wir den bequemen schlafenden Michel der Welt in Reinkultur bewahren. Denn das, was wir vielleicht selbst für Erwachen hielten, war wie das Tun des Hypnotisierten, das vergessen ist, wenn der zwingende äußere Wille aufhört.

Rudolf Klein Diepold:

1914 — 1918.

Überblicken wir heute das Erlebnis, das seit den Augusttagen 191t hinter
uns liegt, so müssen wir zugeben, daß es wohl das Gewaltigste ist, dessen im Lauf
der Geschichte seit Iahrtausenden ein Geschlecht Zeuge sein durfte. Dazu kommt,
daß es in seiner Ungeheuerlichkeit wohl Anfang, nicht Ende zu haben scheint:
überstürzten sich die unerhörten Ereignisse des Geschehens von den glänzendsten,
nie dagewesenen Heldentaten, deren man unsere Zeit und unser Geschlecht nicht
mehr für fähig gehalten hätte, an bis hinab in seinen Begleiterscheinungen zur
bittersten Not derart, daß dem Miterlebenden kaum Besinnung blieb, den Opfern
den gebührenden Lorbeer zu winden, so sieht er sich nun am Ende des Krieges,
der gleichsam über Nacht sich in die alles verändernde Revolution verwandelte —
in dieser Gestalt seine Träger anf andere Weise erreichen zu lassen, was in
jener nicht gelang — vor so unermeßliche Aufgaben gestellt, daß der leitender.
Gesamtheit die Möglichkeit zu schwinden scheint, an jene ersten Zustände über-
haupt noch Fühlen und Denken zu setzen. — Dabei kann man folgende seltsame
Beobachtung machen: es gibt heute kaum noch einen, der begeistert vom Kriege
lals solchem) spräche; und doch loderte die Flamme in jenen Augusttagen uner-
warteter Weise bis tief aus den Kreisen hervor, die in ihrem Dichten und Tratten
strts andere Bahnen wandelten. Demgegenüber muß es Wunder nehmen, daß
die innere Größe und Bedeutung des verwandelten Krieges, der Revolution, ihrer
iiefen Bedeutung nach, wahrscheinlich ihrer Vollzugsorgane wegen, aus einem
Widerstreben gegen alle Unordnung und Umsturz, wie der für jeden Einzelnen
damit verbundenen Nachteile, nur von verhältnismäßig Wenigen geahnt und voll
empfunden wird. Und doch zeigt sich in dieser neuen Gestalt dis Erlebnis in
einer noch ungeheureren Form, indem sich in ihm das innere Walten der Ge
schichte wie unter dem Zwange der Vorsehung offenbart, (dem wir nicht entrinnen
können), und das Wollen und Handeln der Menschen, so groß und so klein es
uns scheint, als Äußerungen von langsam gewordenen Kräftesummen, deren jene
sich nun bei der Entladung bediente, die Menschheit auf ihrem Gange voranzu-
bringen, der von einzelnen großen Geistern früh erkannt, von der Menge und
ihren skrupellosen Führern teils blind nnd verständnislos, übereilt herbeigewünscht,
von anderen aus Trägheit verleugnet wurde. —

Betrachten wir die Vorgänge, in deren vulkanischem Ausbruch wir mitten
darin stehen, von diesem Standpunkt, so ergibt sich folgendes: In den Tagen
der Mobilmachung traten die wundervollsten Eigenschaften unseres Volkes ans
Licht; aus allen schlug das Gleiche: wir sahen und fühlten uns als „Volk",
nicht mehr als neidvolle Klassengegensätze von Besitzenden und Proletariern; das

Beste, uns allen Gemeinsame, leuchtete hervor unter dem Druck einer Idee und einte uns in ihrem Zeichen; so ließ sie Viele vergessen machen unter dem dadurch hervorgerufenen und gesteigerten Gefühl des eigenen Wertes, daß sie in einer Richtung wirkten, die nicht die ihrige war und von der sie als Schicksals-Träger und Geschichts-Werkzeuge auch wieder abfallen mußten, während sie in .den Kreisen ihrer eigensten Organe jene zahlreichen, im Lauf der Iahre angesammelten Züge an Nachteilen überstrahlte und vorübergehend aufhob, die sich in der Folge als verhängnisvoll erweisen sollten, indem sie teils als Hybris die Menge ölendete und schwächte und den einzelnen die Kräfte mehr und mehr statt im Dienste der Sache unter dem Deckmantel der Phrase eigennützig verwenden ließ; von Anbeginn jedoch nur die Dämonisch-Negativen abseits blieben. — Daß die Idee an sich — der nach genauer Betrachtung nicht mehr die Zeit gehörte, die vielmehr durch einen traditionell mit ihr verbundenen Volksteil und eine Gruppe (im Grunde nicht zu diesem zählender und von seiner Wirksamkeit ausgeschlossener) theoretischer Idealisten hochgehalten wurde — sich damals auf die Spitze trieb und als notwendige Summe der zusammengesetztesten politischen, völkischen und wirtschaftlichen Kräftelagerungen nach einer kurzen glänzenden militärischen Entladung zusammenbrechen sollte, konnte in den Tagen noch keiner weder klar sehen, noch mit Recht behaupten. —

Überschlagen wir die Einzelheiten. Die Tage der Mobilmachung verliehen unserem Volke einen Zng von Größe, wie, damals selbst von weit links Stehenden zugestanden, seit Armins Taten nicht: wie kleinlich deshalb, in der Folge sie und ihre geistigen Motoren herabwürdigen zu wollen: es war das letzte große Aufleuchten eines Volkes im Wesen und der Kraftwürde seiner Vergangenheit. Ein Heldentum ohnegleichen entfaltete sich unter jener heute verlästerten Idee des Nationalismus und Militarismus. Der Soldat, der uns im Frieden eine sinnlose Zwittereristenz dünkte, schien über Nacht als Vollzugsorgan geschichtlicher Gesetzmäßigkeiten dem Begriff seiner Existenzberechtigung die letzte Verkörperung und Ausbildung gegeben zu haben. Es folgten jene ersten unerhörten Waffentaten. Wie unter den Sturmzeichen der Nemesis schnitt der Sensenwagen vernichtender Armeen dahin; Städte, Fluren und Völker niederlegend. — Und mit solch ungeahntem Gelingen entwickelten sich in Kopf und Herz zwei Regungen, aus jenem über Nacht geboren und zugleich miteinander im Streit. Das Herz sprach: du unterwirfst fremde Völker, beraubst sie ihrer Freiheit, dafür sind die Zeiten für immer dahin; und der Verstand erwiderte: wir rüsteten über die Iahre, allerdings nicht zu diesem Zweck, vielmehr zum Selbstschutz; aber wenn wir es nicht zu erobernder Kraftentfaltung taten, so war es vielleicht die Folge von Unbedachtsamkeit? Denn: tun wir es nicht, so tut es der Feind; noch ist es Zeit; Macht geht vor Recht! — Warum nicht — wenn sich in diesem Augenblick die Möglichkeit bietet — die Grenzen des alten Germanenreiches wieder aufrichten! — Und wieder regte sich im Herzen die mahnende Stimme: es ist ein

Rückfall in die Zeiten des Heidentums. Aber der Verstand erwiderte aufs neue: Dehnen wir unsere Macht nicht aus, so tut es Rußland! — Und unter diesem Zwiespalt von Gefühlsrausch und mahnendem Gewissen — wobei dieses in der Öffentlichkeit seine Zunge durch die kleinen Geister der Verneinung zumeist fand — taumelte das deutsche Volk dahin in der Rolle des tragischen Helden, der kindlich handeln muß, weil seinem Tun kein klarer Plan zugrunde liegt, nicht zu-grunde liegen kann, da er unter zwingenden Machten handelt; der sich in sein Schicksal verstrickt fühlt und sie zu Ende führen muß, ob er will oder nicht. Denn all die Faktoren, die am Werke waren, die sowohl, die ihm durch immer neue glänzende Siege das nahe Ufer zeigten, wie jene heimlichen, mit bohrenden Hebeln das innere Zerstörungswerk betreibenden, waren notwendig, naturbedingt und konnten nicht ausgeschaltet werden: sie alle, so entgegengesetzter Natur sie waren, wirkten in einer Richtung, einem Ziele zu! —

Es kam der russische Zusammenbruch. — War er unser Werk? So sagen die Militärs. — Ein Fingerzeig der Vorsehung, raunte die Stimme des Herzens; denn trotz unserer Siege muß der Boden dort vorbereitet gewesen sein und der russische Riesenleib scheint von der Geschichte-Waltung zu dem traurigen Objekt einer Versuchsstation für unsere Zukunft ausersehen worden. —

Inzwischen wuchs uns mit jedem Siege ein neuer Feind — die Rolle, in die wir uns über Nacht nur zu rasch gefunden, ließ unsere unverbrauchten Kräfte in verhängnisvoller Richtung wirken; es sollte nicht sein. Die Welt konnte es nicht dulden. Aus dem an sich glänzenden Prinzip einer vergangenen Zeit, das zu unserem Schutz sich krankhaft vergrößerte, alle Seelen- und Geisteskräfte in seiner Richtung absorbierend — erwuchs uns die eigene Vernichtung. Der Geist der Geschichte duldete seine Wirksamkeit nicht mehr. Mögen wir hundertmal und mit Recht sagen: wir hätten den Krieg nicht zu verlieren brauchen, hätten wir Politiker gehabt; die Antwort lautet: wir hatten keine Politiker, weil der Militär- und Beamtenstaat unser Menschentum aufgezehrt und an Stelle der geistigen Überzeugung im öffentlichen Leben die Phrase gesetzt hatte und an Stelle der seelischen Genügsamkeit und moralischen Duldsamkeit das materielle Strebertum: darüber täuschte uns das glänzende Aufflackern der Augusttage und der schmäh-liche Zusammenbruch der Heimat, durch die dämonischen Geister der Negation geschürt, ist nur das andere Gesicht der Maske, unter der im Frieden unsere Gesamtheit fortlebte, und so eine natnrbedingte Notwendigkeit, der wir nicht ent-rinnen konnten. Wer sagt: es hätte anders kommen können, wenn Dies und Das nicht gewesen wäre, der rechnet mit Einzel-Faktoren und übersieht nicht den Zusammenhang.

So sind wir, um es in e i n Wort zu fassen, am preußischen Geiste zusammen-gebrochen; der, so herrlich er an sich und in seinen glänzendsten Tagen war, in seiner letzten Form das „deutsch e" Wesen verkümmern ließ. Preußen in

dieser Form war ein Anachronismus. Das Bismarck-Reich ein Heidenstaat, von
ihm, dem Iunker-Genie, in selbstherrlicher Gewalt zusammengeschweißt. Der
Kaiser-Traum eine überlebte Romantikeridee, die in ihrem letzten Träger zu der
unnatürlichen Mischung von mittelalterlichem Absolutismus und Ballin-Frelind
führen mußte; rein kulturell jener unkünstlerischen Wiederbelebung der deutschen
Renaissance verwandt, die mit der Reichsgründung einherging. So lebten wir
seit dieser von Iahr zu Iahr mehr, vor allem aber seit Bismarcks Sturz von der
Phrase, und sie endete im Zusammenbruch. — Kam er unerwartet? Wäre er
zu verhindern gewesen? Die Frage wurde schon mit Nein beantwortet. Denn:
das Positiv und Negativ unserer Kraft war gleich naturbedingt, nicht auszu-
schalten und schien im höheren Dienste der Geschichte zu wirken. Wir mußten
uns zu Tode siegen, um der Geschichtsentwicklung neue Bahnen zu weisen, und
niemand mehr als die Sozialisten, diese oft unwürdigen Träger durch große
Genien in die Welt gesetzter Ideen, bätten mehr Ursache als andere dem Milita-
rismus dankbar zu sein, denn ohne ihn ständen sie heute nicht am Morgen ihrer
Zukunftswelt. Nur aus seiner Asche konnte der Phönir steigen, und so ging denn
die rätselhafte Verwandlung gleichsam über Nacht vor sich. Ein Funke entzündet
sich in Kiel und überspringt wie beim Präriebrand das ganze Land, das schon
am nächsten Tage auflodert und für den, der eine ahnende Seele hatte zu fühlen,
verjüngt dastand: man wollte den Militarismus erschlagen und in neuer Gestalt
traten seine Glieder als die kindlichen Boten des Heils wie ein Naturphänomrn
vor uns hin: Matrosen, Soldaten! Wo nahmen sie nur die Gabe her, ihre
Rolle zu vollführen? Man stoße sich nicht an unzureichende Träger, an
Unwürdige, daran, daß Vieles als Einrichtung vorübergehender Natur ist:
das Ganze wirkt in seiner Großartigkeit als ein Vorgang, wie die Menschheit
ihn seit Iahrtausenden nicht erlebte: das Volk in seinen elementarsten Gliedern —
Matrosen, Soldaten — nimmt über Nacht sein Schicksal in die Hand und wird
zum Eckstein des neu zu errichtenden Baues. Man wird erinnert an die Zeit,
da nazarenische Fischer und Teppichwirker in der Sprache des Heils redeten,
deren Verwirklichung die Menschheit nun einen Schritt näher geführt werden
soll. Einst waren es geistige Theoretiker, die an der Spitze der Revolutionen
standen, diesmal nahm das Volk sie selbst in die Hand. Es war, wie wenn die harte
Larve platzt und der Schmetterling emporsteigt. Wir stehen am Morgen einer Welt-
revolution und niemand wird sie aufhalten. Die alten Werte sind zerbrochen; wir
fühlten alle ihre Last, aber wer hätte vermuten dürfen, sie vernichtet zu sehen,
zumal beim Anblick der Unzulänglichkeit derer, die bisher gegen sie loszogen. Es
mußte die Natur zu Hilfe kommen und sie an sich selbst zu Grunde gehen lassen.
So erleben wir die Revolution von 1918 als den positiven Pol der Volkserhebung
von 1914. Eine Transmutatio der gleichen Kräfte. — Unerwartet kam der
Zusammenbruch doch als der letzte und plötzliche Springpunkt innerer Notwendig»
keil. Die Krise beim Fieberkranken verwandelt die Situation im Nu. Die Ge-

schichte kennt kein „wenn". Und die neue deutsche Mission in ihrem Aufbau beginnt nicht, wie wir 1914 wähnten, mit dem lorbeerumkränzten Schwert in d^r Hand, vielmehr auf einem mit einer ungeheuren Buße beladenen inneren Reinigungswege des Geistes, der von jeher allein den seelischen Aufstieg des Einzelnen und der Völker verbürgte und an dessen Ende das deutsche Volk stehen soll in neuer Stärke.

Professor Dr. Carl Koehne:

Blau und Rot als Farben der Revolution.

Seit wir den 9. und 10. November dieses Iahres erlebt haben, ist jedem Deutschen zu vollem Bewußtsein gekommen, daß Rot die Farbe der Revolution bildet. Wir sehen rote Abzeichen und Banner, und die Zeitung der radikalsten Revolutionäre nennt sich „die rote Fahne". Dagegen dürfte man sich wundern, daß in der Überschrift dieses Aufsatzes auch B la u als Farbe der Revolution bezeichnet wird. War doch Blau seit Friedrich Wilhelm I. die Farbe, in der sich die preußischen Könige am häufigsten der Öffentlichkeit zeigten, und bis zur Einführung des Feldgrau auch die Farbe der meisten Regimenter des preußischen Heeres!

Indessen gab es eine Zeit, in welcher nicht Rot, sondern Blau das Symbol der Revolution bildete, die an Aufständen reiche Periode des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit. Eine sich als „Reformation Kaiser Sigmunds" bezeichnende Schrift eines Augsburger Pfarrers von 1348, welche den Wünschen der ärmeren städtischen Bevölkerung den besten Ausdruck verleiht, auf der die Herrschaft der Zunftmeister schwer lastete, verkündet, daß das Wappen eines Kaisers Friedrich, der, durch einen Aufstand der Massen auf den Thron gelangend, die Welt reformieren solle, „von blauer Himmelsfarbe" sein werde. Diese bedeutet nach jener Quelle „die Liebe zu der steten Ewigkeit der Himmel". In ähnlicher Weise ließ Iohann Larion in seiner 1524 veröffentlichten Weissagung den von ihm prophezeiten Zukunftskaiser, welcher ein Kaiser der armen Leute sein werde, „in blauen und weißen Farben" erscheinen. Dem entspricht, daß die aufständischen Bauern zu Untergrombach in Baden 1502 beschlossen, sich eine halb weiße, halb blaue Fahne anfertigen zu lassen.

So tritt uns in der mystisch demagogischen Literatur des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit und in den von ihr hervorgerufenen Volksbewegungen, da damals religiöse Gedankengänge zur Aufstachelung der Massen benutzt wurden, die religiöse Symbolik der blauen Farbe entgegen. Von jeher spielt

nämlich gerade diese Farbe, welche an die Himmelsbläue, ihre Spiegelung in der Meerestiefe und die blauen Gipfel ferner Berge erinnert, in der Mythologie und Religion eine hervorragende Rolle. Wie in Indien und Ägypten verschiedene Götter oder ihre Kleidung die Farbe des unbewölkten Himmels zeigten und wie der ursprünglich auf Bergesgipfeln verehrte Zeus azurblau dargestellt wurde, so war im Mittelalter das Blau des Obergewandes Christi alte Malertradition, und auch der Nimbus der Engel trug die gleiche Farbe.

Den erwähnten Tatsachen entspricht auch, daß im 15. und 16. Iahrhundert die Handwerksgesellen, als sie eigene Genossenschaften zur Wahrnehmung ihrer Standesinteressen gründeten und vielfach übereinstimmende Trachten und Abzeichen anlegten, sich nicht selten der blauen Farbe bedienten. Schon im IaKre 1486 bestimmten eine große Anzahl ober- und niederrheinischer Städte gemein» sam, daß nicht mehr als drei Gesellen gleiche Mäntel, gleiche Hosen oder andere Erkennungszeichen tragen sollten. Dasselbe wurde 1463 in Straßburg verordnet. So fand das Sprichwort „Gleiche Brüder, gleiche Kappen", das auch in der Form „Gleiche Brüder, gleiche Röcke, gleiche Herden, gleiche Böcke" vorkommt, gerade bei Handwerksgesellen Anwendung.

An manchen Orten hat sich die blaue Farbe als Snmbol der die Gesellen gleicher Handwerke einigenden Genossenschaften lange erhalten. So mußte sich noch im 19. Iahrhundert bei der Steinhauer- und Maurergilde zu Braunschweig jeder zünftige Gesell beim Arbeiten eine blaue Schürze vorbinden, und bei dem Zimmerhandwerk in Wolfenbüttel hatte sich der Lehrling bei der Einschreibung in die Zunft in ihrer Herberge mitblauer Iacke angetan einzufinden. Mit blauer Schürze versehen, meldete sich in Braunschweig auch der zum Gesellen erklärte Lehrling bei seinem Polier; bei seinem Eintritte in den Gesellenverein erhielt er von diesem eine Pfeife, an welcher ein Blumenstrauß mit blauen Bändern befestigt war, und bei dem Tanze, den die Gesellenschaft der erwähnten Handwerke am zweiten Quartalstag abzuhalten pflegte, waren die Teilnehmer mit blauen Bändern angetan. Endlich sei nur noch erwähnt, daß die „Umschaugesellen", nämlich diejenigen, welche für zugewanderte Berufsgenossen eine Arbeitsstelle suchten, bei den Klempnern in Magdeburg bis 1806 blaue Mäntel trugen.

Längst war damals die symbolische Bedeutung der blauen Farbe vergessen. Eine andere hatte sich zum Symbol der Revolution entwickelt, das Rot. In vielen Volkskreisen und auch in angesehenen wissenschaftlichen Werken findet man die Anschauung, daß jenes Rot vom Blute herstamme, ohne welches die Freiheit nicht errungen werden könne. Indes ist dies Symbol ohne Zusammenhang mit jenem „ganz besonderen Safte" durch zwei historische Vorgänge entstanden.

Zur Zeit der Unruhen, welche im Sommer 1790 eine große Zahl französischer Provinzialstädte heimsuchten, beteiligte sich an einem Aufstande in Nancy auch das aus Deutschschweizern bestehende Regiment Chnteauvienr. Nach der blutigen Bewältigung des Aufstandes wurden die an ihm beteiligten Schweizer von einem

aus Landsleuten bestehenden Kriegsgerichte zur Galeerenstrafe verurteilt, welche sie zu Brest verbüßen mußten. Indessen gab ihnen schon im September 1791 eine allgemeine Amnestie die Freiheit zurück, und der Iakobinerklub der genannten Stadt feierte sie durch besondere Ehrenfeste. Im Triumph wurden dann diese Schweizer, deren Zahl nur noch 41 betrug, in der Uniform der Nationalgardisten, aber mit der roten Mütze der Galeerensträflinge auf dem Haupte, nach Paris geführt. Die dortigen Iakobiner nahmen ihnen, indem sie ihnen Bürgerkronen reichten, ihre Mützen vom Kopf und setzten diese sich selbst auf. Wenige Tage darauf bildeten, als man zu Ehren der Schweizer, denen ihre Heimatkantone die Rückkehr für ewige Zeiten verboten hatten, ein großes Fest auf dem Marsfelde veranstaltete, die nun auf Piken gesteckten Galeerenmützen den Hauptschmuck der Feier. Seitdem galt das Aufsetzen dieser roten Kopfbedeckung als Bekenntnis zum Iakobinertum und behauptete sich als Abzeichen der Revolution, übrigens zum großen Ärger Robespierres.

Außer der roten Mütze der Insassen des Bagnos hat noch ein anderer Umstand — zunächst in Frankreich — die rote Farbe zum Kennzeichen radikaler Gesinnung gemacht. Als am 21. Oktober 1789 die Konstituante die Nationalgarde verpflichtete, aufständische Volkshaufen mit der Waffe auseinanderzusprengen, stellte sie gleichzeitig fest, daß eine Ansammlung dann als aufständisch zu betrachten und zu behandeln sei, wenn sie sich nicht nach dem Entfalten einer roten Fahne sofort zerstreue. Dies bewog die Führer solcher Volkshaufen, welche die jeweils herrschende Regierung stürzen wollten, ihnen selbst mit roten Fahnen voranzuziehen, um ihren Anhängern dadurch zu zeigen, daß das Entfalten jener Danner seitens ihrer Gegner keinen Eindruck auf sie machen dürfe.

In Frankreich behielt die rote Farbe auch nach dem Ende der großen Revoliition die Bedeutung eines Kennzeichens der radikalsten Partei. Nicht wenig mochte dazu beitragen, daß dort auch andere Parteien den Massen verständliche Tvmbole besaßen, nämlich die Legitimisten in dem Weiß der Lilie, des alten Wappens der Bourbonen, die Anhänger Louis Philippes und später die gemäßigten Republikaner aber in der Trikolore. Dagegen bildete in der Schweiz in der ersten Hälfte des 19. Iahrhunderts Rot noch die Farbe der Aristokratie, und auch in Deutschland wurde es in jener Zeit noch nicht als Symbol radikaler Gesinnung gebraucht. Erst dadurch, daß die französischen Sozialisten in der Revolution von 1848 sich rote Fahnen auf ihren Demonstratlonszügen vorantraoen ließen und man deshalb geradezu zwischen der von dem Proletariat« gewollten „roten" und der „honetten" Republik unterschied, welche die bürgerlichen Radikalen erstrebten, ist das Rot mit der allmählichen Ausbreitung des Sozialismus über alle Länder zur Farbe seiner Anhänger geworden.

P. Hoche:
Schulerziehung nach dem großen Kriege.

Wenn wir uns auch in Deutschland eines reich gegliederten Schulwesens erfreuen konnten, so werden wir doch in Zukunft gerade einer besseren Organisation unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, hauptsächlich inbezug auf die Volksschule, die wir mehr an die höhere Schule anzugleichen hätten und deren wirklich begabten Schülern mehr als bisher der Weg zu einer ihren Fähigkeiten entsprechenden Ausbildung zu ebnen wäre. Wie steht es aber mit unsern Schulerziehungszielen selbst? Bedürfen auch sie einer Abänderung? Oder haben sie sich als gut und untadelig erwiesen? Wenn wir den Krieg als eine Probe auf die bisherige Erziehung betrachten dürfen, dann haben wir keinen besonderen Anlaß, auf sie zu schmälen. Sie hat sich wohl bewährt, zum großen Teile ist es ja nur ihr zu verdanken, wenn wir in den vier Iahren die bekannten Riesenleistungen vollbrachten. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß bei uns alles ideal war. Wenn wir einen großen Vorsprung vor andern Völkern besaßen, so bestand er darin, daß bei uns von der Schule infolge eines Schulzwanges, der kaum noch nötig war, eben alle Volksglieder, nicht nur wie oft anderwärts die obersten Schichten erfaßt wurden. Aber schon vor dem Kriege wurden viele Stimmen laut, die an das Gute in unserer Schule das vermeintlich Bessere zu setzen trachteten, und in Zukunft werden wir nns erst recht darauf gefaßt machen müssen, daß Reformen zu noch besserer Erziehung als bisher von Berufenen und Unberufenen einsetzen werden.

Einer, der das Volksschulwesen genau kennt, der Rektor Christian Ufer ist mit einer besonderen Schrift, „Schulerziehung nach dem großen Kriege"*), an die Öffentlichkeit getreten, um seine Ansichten über die neuen Aufgaben unserer Schule, besonders der Volksschule auseinanderzulegen. Er spricht zuerst von der Gliederung unserer Schule und betont im Sinne der neuesten Bestrebungen das Recht der Tüchtigen ebenso wie das der Schwachen, die man heute vor jenen etwas zurücksetzt. In maßvoller Weise weist Ufer aber auch auf die Bedenken hin, die in umstürzenden Forderungen liegen und die schließlich auch gegen die Einheitsschule sprechen, die allerdings trotzdem nun wohl ihre Verwirklichung im neuen Deutschland finden dürfte.

Einverstanden kann man mit dem Verfasser auch durchaus sein, wenn er einer sorgfältigeren körperlichen Erziehung das Wort redet. Was er über Schule

') Tas anziehend geschriebene Buch Ufers ist in Leivzig bei Veit H Co. erschienen als 2. Bund der von Nast. Schmid und Max Brahn herausgegebenen Schriftenreihe: Tas neue Teutschland in Erziehung und Unterricht. Preis 4,20 W., 25 Prozent Teumngsaufschlag.

und Gesundheit, insbesondere über den Einfluß der Schule auf die Ernährung, die Kleidung, die Körperübungen, hauptsächlich das Spiel sagt, das kann man getrost unterschreiben. Deutschland braucht doch in Zukunft vor allem lebenstüchtige Menschen. Die erste Voraussetzung für die Tüchtigkeit ist aber die körperliche Gesundheit. Die geistige Bildung tut uns gewiß not, aber ihr Wert wird umso illusorischer, je mehr ihr Träger ein geschwächter Körper ist. In den letzten Iahrzehnten vor dem Kriege trieben wir tatsächlich einen ausgeprägten Kultus des Geistes und vergaßen darüber nur zu oft des Leibes. In Zukunft wollen wir deshalb nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis harmonisch erziehen.

Interessant ist, wie Ufer die Forderungen für die geistige Erziehung und das praktische Leben ausführlich behandelt. Er beruft sich dabei recht eingehend auf die Lehren des englischen Philosophen Spencer. Nach ihm erhalten die einzelnen Unterrichtsfächer ihren Wert und ihre Anordnung durch ihren Nutzen für das praktische Leben. In erster Linie sollte daher die Physiologie stehen. Die Lehre vom Bau, vom Leben und der Pflege des menschlichen Körpers ist für jeden gleich wichtig zu seiner unmittelbaren persönlichen Selbsterhaltung. Die Kenntnis über sich selbst ist in jeder Beziehung grundlegend für das menschliche Leben. In zweiter Linie kämen Mathematik und Naturkunde, die den Menschen in dem ungeheuren Reiche der Natur, die er sich ja doch dienstbar machen will, heimisch machen soll. In die große Gemeinschaft der Menschen soll ihn als drittes Fach die Geschichte hineinführen. Freilich wird es nicht unwesentlich anders aussehen als bisher. Man sollte mehr „angewandte" Geschichte treiben, sowohl mit Bezug auf die inneren wie äußeren Verhältnisse des Staates, also kurz gesagt, „den Geschichtsunterricht politisieren", und man wird diesen Ausdruck ruhig passieren lassen, wenn man darunter einen bisher schon geforderten staatsbürgerlichen Unterricht versteht, der nicht nur belehrt, sondern das Gewordene verstehen lehrt und sittlich erzieht. Um Zeit zu sparen, soll der Geographieunterricht teils dem Geschichts-, teils dem Naturgeschichtsunterricht angeschlossen werden. Dieser Forderung möchte mit Entschiedenheit zu widersprechen sein. Für unser wirtschaftliches Leben ist der Geographieunterricht von größter Wichtigkeit.- Wir verlangen ihn gesondert erteilt und mit dem Zweck, mehr als bisher die welt- und volkswirtschaftlichen Zusammenhänge aufzudecken. Auch er sollte wie die Geschichte „politisiert" werden. Endlich verlangt der Verfasser eine gründliche Ausbildung im mündlichen wie schriftlichen Gebrauch der Muttersprache, auch hierbei sich in der Hauptsache auf den Nützlichkeitsstandpunkt stellend, und ohne genug Rücksicht auf die hohen sittlichen und Geschmackswerte zu nehmen, die gerade durch den Unterricht in der Muttersprache gewonnen werden können und sollen.

Es ist ja selbstverständlich, daß wir unsere zukünftige Erziehung noch mehr als bisher auf das wirkliche Leben beziehen. Es war eine alte Klage der letzten Jahrzehnte, daß wir so vieles lehren mußten, was ganz ohne Lebenswert war.

Darum wollen wir die Stoffpläne gern neu sichten. Aber man verfahre dabei auch nicht einseitig. Ich will nicht behaupten, daß der Verfasser sein Erziehungsziel einseitig vom Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachtet, aber er konnte und mußte noch schärfer betonen, daß die deutsche Erziehung nicht nur dem Nutzen, sondern auch der Schaffung einer ideellen Gedankenwelt dienen müsse. „Die Quelle der deutschen Wissenschaft ist das Suchen nach der Wahrheit um ihrer selbst willen gewesen." Wir waren das Volk der Dichter und Denker. Wir erwachten in ' dem vergangenen Iahrhundert und begannen unsere reiche Gedankenwelt auch zu veräußerlichen. Daher der ungeheure Aufschwung in den letzten Iahren vor dem Kriege. In Zukunft wollen wir uns vor jeder Einseitigkeit hüten. Das Streben nach einer idealen Gemüts- und Gedankenwelt ist urdeutsch und wir können es, ohne uns selbst untreu zu werden, nimmer unterbinden. Aber es allein läßt uns in dieser Welt nicht bestehen, wir müssen unser Gedankenreich auch veräußerlichen, müssen treiben, was uns die Welt der Wirklichkeit erkennen und erobern läßt. Erst in der Synthese beider Richtungen liegt das rechte Erziehungsziel der deutschen Zukunft.

C. A. Blatter:

Rooscvelt.

Zu dem trefflichen englischen Essayisten A. G. Gardiner, dem Verfasser der vielgelesenen biographisch-kritischen Studie „IliIIai-» ut ^oci«tv", sagte Theodor Roosevelt einst: „Der erfolgreichste Politiker ist derjenige, der das, was jedermann denkt, am häufigsten und lautesten sagt." Dieser knappe Satz ist die politische Biographie Roosevelts in einer Nußschale. „Er lag", um Gardiners Worte zu gebrauchen, „stets mit dem Ohr am Boden, um Weg und Richtung des Marsches der millionenfüßigen Menge zu erlauschen und von fernher ihre Schlachtrufe auf» zufangen." Dann ging er dorthin, wo der Streit tobte, stellte sich mit seiner großen Trommel und anfeuernden Reden an die Spitze, und die großen Bataillone folgten ihm. Ist das Land kriegerisch gestimmt? Roosevelt schwingt sich in den Sattel, ruft seinen Rauhreitern zu, ihm zu folgen, und sprengt mit ihnen an die Front, unter den begeisternden Klängen des Rauhreiter-Liedes:

Fordert das Land die Unterdrückung des Trustunwesens? Roosevelt zieht in den Krieg gegen die „reichen Verbrecher". Ist der Unwille des Volkes über richterliche

Mißgriffe und Unehrlichkeit emporgelodert? Roosevelt ruft am lautesten von
allen nach dem „re<.-aN", nach dem Gesetz über sofortige Absetzbarkeit belasteter
Richter. Ist im Weltkriege die Volksstimmung den Deutschen feindlich? Roosevelt
wird nicht müde, das „amerikanische Gewissen" aufzurütteln, es zu ermahnen,
daß es seine unentrinnbare Pflicht ist, Deutschland den Krieg zu erklären. Wo
auch immer „tke ci'<nvd", die Menge, war, da stellte Roosevelt sich ein, um die
Führung zu übernehmen, den ei.v. den Kriegeruf auszugeben. Und da
vielleicht in keinem Lande der Welt die Emotion eine so große Rolle in der Politik
spielt wie in Amerika, wo, sei es in den inneren oder äußeren Angelegenheiten,
immer „etwas los" ist, so konnte es nicht ausbleiben, daß Roosevelt jahrzehnte-
lang die bekannteste, augenfälligste, am meisten umstrittene, geräuschvollste und
pittoreskste Persönlichkeit Amerikas war.
Er war dabei auch, was seine zahlreichen Feinde auch immer sagen mögen,
ein Mann von reicher Begabung, ein klarer und kluger Kopf, ein reger Geist.
Daneben eine Energie, wie sie selbst in Amerika nicht zu den Alltäglichkeiten ge-
hört. Hätte sich zu all diesen Eigenschaften eine angemessene Quantität staats-
männischer Begabung gesellt, so wäre Theodor Roosevelt den Größten beizuzählen
gewesen. Aber da er kein Staatsmann war, trieben seine Gaben, seine Energie,
sein Ehrgeiz ihn mit der Notwendigkeit des Naturgesetzes in das Betätigungs-
gebiet des Volkstribunen, des Demagogen, des „politioinn". Auf diesem Gebiet
war er freilich ein unerreichter Meister. Nur wer die sinnverwirrende Kompli-
ziertheit der amerikanischen politischen Technik, des Wahlbetriebes, des Ringens
um das „Lettin^ tdei'e", um das Ziel-Erreichen, wer die verblüffenden Listen, »
Tücken und Tricks der Parteimaschinerie, die tausend täglichen Sorgen und
Arbeiten des „purt? mnnliMi-" aus eigener Beobachtung kennen gelernt hat,
kann ermessen, was es heißt, sich vom kleinen politischen Anfänge.- ohne Namen
und Anhang zum anerkannten Parteiführer und von da aus z.im höchsten Amt
hinaufzuarbeiten. Roosevelt aber hat noch mehr als das erreicht. Er ist auch
nach seiner siebenundeinhalbjährigrn Präsidentschaft eine beherrschende Figur im
politischen Leben der Vereinigten Staaten geblieben. Von den Ex-Präsidenten
seiner Generation war er der einzige, der dies von sich sagen konnte. Rutherford
Hanes, Chester Arthur, Grover Cleveland, Benjamin Harrison waren, nachdem
sie das Weiße Haus verlassen hatten, einfache Bürger geworden und blieben es
bis zu ihrem Tode. William Taft hat sich gleichfalls von der akt'v?n Politik zu-
rückgezogen und ist seit 1912 in der Öffentlichkeit nur als Begründer der
„Ix'»«ne knr tke Lnfnie-^m^nt nf I^aro" und hie und da als Redner hervor-
getreten. Anders Roosevelt. Er hat den Panzer nicht einen Augenblick abgelegt.
Er ist in den Sielen gestorben. Er wollte zum dritten Male President werd n,
und er hat, um dieses Ziel zu erreichen, erst die amerikanische, dann die ginze
Welt mit seinen Reden und Schriften, mit dem Lärm seiner unaufhörlichen
Polemik, mit dem Kampf um die Volkstümlichkeit erfüllt. ..'rne <"ttlnnel" blieb

auch nach seinem zweiten Präsidentschaftstermin, nach seiner Wahlniederlage
von 1912 ein maßgebender Faktor in der Politik seines Landes. Es gab keine
Tagesfrage, zu der er nicht in seiner aggressiven, explodierenden Art Stellung
nahm, kein Tagesstreit, bei dem nicht das ganze Land, Freund und Feind, irgend
eine Kundgebung aus ()vsrer La? erwartet und vernommen hätte. Das lag
nicht nur an seiner nicht gewöhnlichen politischen Virtuosität — „politisch" im
amerikanischen Sinne —, sondern an seiner ganzen durch und durch amerikanischen
Art, sich zu geben, an der Eigenart seiner Persönlichkeit, die für seine Landsleute
etwas stark Faszinierendes hatte; denn er kam ihrer Vorliebe für d,is „Demo-
kratische" (so nennt man drüben die mehr als ungezwungene, derb volkstümliche
Ar't des Gehabens und der Redeweise) auf ganzem Wege entgegen. Der Ameri-
kaner liebt vor allem das Geräuschvolle, das laut Schallende; und Teddy war ein
lebendes Megaphon. Sein bloßes Flüstern klang wie grollender Donner; und
wenn er, was häufig genug geschah, seine Stimme sehr laut erschallen ließ, sy
hörte man ihn vom Broadway bis zum Goldenen Horn. Ieder Amerikaner kannte
ihn — wer kannte Hanes oder Arthur oder Harrison? — wie die Kinder „rnnck
-nicl ^n<1v" kennen, den englisch-amerikanischen Kasperle, an dem Klang seiner
Schläge, an dem Falsett seiner Stimme, am Weiß seiner Zähne. Sein breites
Lächeln war sprichwörtlich geworden wie der Fettwanst Falstaffs. Das große
demokratische Herz Amerikas bebte vor Wonne, wenn Teddy eine seiner derben
Redensarten losließ, von denen jede in den Spruchscksatz des Amerikaners über-
gegangen ist. Schade, daß sie sich in der plumpen deutschen Sprache so schlecht
wiedergeben lassen. Als er 1908 durchsetzte, daß William H. Taft, damals sein
intimer Freund, die Präsidentschafts-Nomination erhielt und dann auch zum
Präsidenten gewählt wurde, sagte er zu den Zeitungskorrespondenten: Kave
Kenten tdero to a kr«,22le" (ungefähr: Wir haben unsere Gegner zu Brei ver-
hauen). Übler Iargon, gewiß, aber trotzdem — oder besser gesagt: gerade des-
halb — bei seinen Landsleuten von zündender Wirkung. Und als 1912 die
früheren Freunde sich als erbitterte Feinde gegenüberstanden und Roosevelt sich
anschickte, die zweite Präsidentschafts-Kandidatur Tafts zu bekämpfen, sagte
Roosevelt: ..5lv Knt is in tke iin^" — ein den Preisborern entlehnter Aus-
druck: Mein Hut ist im Ring, das heißt, jetzt kann's losgehen. Oder:
I Kuve Kacl n KnIIv time" (Iungens, ich habe ein glorreiches Gaudium gehabt),
als er von seiner afrikanischen Iagderpedition heimkehrte. Welche noch so. starke
Parteimaschine kann drüben einem Manne erwas anhaben, der zu den Zeitnngs-
leuten ,,Kovs" sagt und zu den Amerikanern in der bildreichen Sprache der
Kneipen oder des Faustkämpfers spricht? „Er gibt sich ganz wie unsereiner, er ist
der echte Mann aus dem Volke, herzlich, offen, ehrlich, ungeschminkt." Wie oft
hat man drüben dieses Urteil über Roosevelt gehört! Aber auch wenn sein Zor?,
überschäumte, wenn er nicht nur seine Gegner, sondern (wie er es 1912 und in
den darauf folgenden Iahren tat) seine eigene Partei mit wilden Schmähungen

überhäufte, so galt das den Amerikanern nur als ein neuer Beweis für seine Gradheit, seine wackere Unerschrockenst. Die republikanischen Parteigenossen, die ihn 1912 im Stiche ließen und Taft nominierten, hat er in unzähligen Artikeln und Reden Gauner und Lügner gescholten, die ganze Partei einen „Ananias-Klub". Einem Reporter, der ihn in jeuen Tagen ausfragen wollte, rief er zu: „Ihr Chefredakteur ist ein infamer Schuft und unverschämter Lügner. Iawohl, Herr, das ist er. Sie können freilich nichts dafür. Haben Sie die Güte, ihm das zu sagen. Und jetzt legen Sie los, nnd ich will sehen, was ich für Sie tun kann." Der Chefredakteur verklagte Roosevelt —? I wo, er veröffentlichte diese schmeichelhafte Äußerung in größter Aufmachung, ohne ein Wort des Konu mentars, auf der ersten Seite des Blattes. Und darunter das Interview. Da ist es freilich keine Kunst, offen und unerschrocken zu sein.

3s hat Leute gegeben, die sowohl die urwüchsige Bonhomie der Redeweise wie die fast animalische Wildheit der Zornausbrüche Roosevelts für Mache, für politische Kunstgriffe hielten, von einem weltklugen Politiker geschickt der Eigenart seiner Umwelt angepaßt. Dem Fernstehenden ist es schwer, zu entscheiden, ob diese Behauptung zutrifft. Merkwürdig ist jedenfalls, daß Roosevelt auch einem anderen Wesenszuge seiner Landsleute bei passender Gelegenheit Rechnung zu tragen pflegte: dem religiösen. Teddy hat sich nicht selten dem Volk im härenen Gewande e'I's Frommen, des Predigers gezeigt. Als er 1912 die „Unabhängige Partei" gründete (die 1916 ein so klägliches Ende nahm), klang seine erste Rede wie ein kirchlicher Sermon; nnd als diese Partei ihr,- Konven^on hielt, um ihn als Präsidentschaftskandidaten aufzustellen, ließ er die Versammelen die Hymne: „Vorwärts, ihr christlichen Streiter" singen und führte den Clor mit seiner Stentorstimme. Er hat 1916 auch ein Buch predigtartiger Aufsätze veröffentlicht, deren Tendenz sich zum großen Teile gegen Deutschland richtete.

Als Grover Cleveland Präsident war, begegnete ihm, der mit einem Freunde spazieren ging, Theodor Roosevelt, damals Kommissar für Zivildienstreform. „Sehen Sie," sagte Cleveland zu seinem Freunde, „dieser hier ist der beste Politiker in Washington." Der beste Politiker: das heißt in Amerika, der Mann mit dem stärksten Ellenbogen, der gröbsten Fiber, der undurchdringlichsten Haut, der kräftigsten Lunge. Die Politik ist allerorten ein rauhes Handwerk, für weiche Gemüter und rücksichtsvolle Menschen ganz ungeeignet. Ganz besonders ist aber in Amerika eine dicke Verhärtung aller edleren Anlagen erforderlich, wenn man es als ..i'nlilll-illn" zu etwas bringen will. In jenem Lande mit seiner beispiellosen Vitalität, der nationalen Unausgeglichenheit seiner vielen Fremdvölker, seinen unermeßlichen Reichtümern, seinem Mangel an Tradition, seiner politischen Ungebundenheit und seiner wirtschaftlichen Sklaverei ist das politische Leben rauh, heftig, leidenschaftlich erregt. Ein glühender Lavastrom kocht unter der Oberfläche, auf der sich über kurz oder lang soziale Riesenkämpfe abspielen werden. Das Volk schreit nach einem Befreier aus der Übermacht einer Kapitals-Oligarchie

und ihrer politischen Werkzeuge. Es ist nur zu willig, sein Ohr Männern wie Theodor Roosevelt zu leihen, die ihm in der Sprache und der Denkweise des Volkes sehr laut und sehr oft Hilfe und Befreiung versprechen. Es hort ihn donnernde Anklagen gegen die Trusts schleudern, gegen die Partei-Konventikel, die die ganze politische Maschinerie in ihren Händen haben. Roosevelt hat seine sozialen Versprechungen nicht erfüllt. Er zog als streitbarer Kämpe gegen die Trusts ins Weiße Haus, hat aber als Präsident keinen ernsthaften Schritt gegen sie unternommen, hat vor allem ihr stärkstes Bollwerk, den Hochschutzzoll, unangetastet gelassen; und noch während seiner Präsidentschaft unterhielt er engste Beziehungen zu den Trustgrößen, namentlich zu Pierpont Morgan und zu Harriman, von denen er, beziehungsweise seine Partei, in der Kampagne 1904 Mahlgelder annahm. Er kündigte einen erbarmungslosen Krieg gegen die Korruption der „Bosse", der Parteimaschine an, führte ihn auch eine Zeitlang tapfer durch, erlahmte aber auch hierin sehr bald. Wer von Kapitalisten, die er öffentlich bekämpft, insgeheim Wahlgelder annimmt, ist kein Reformator der politischen Sitten. Dagegen hat er die Erwartungen erfüllt, die von ganz entgegengesetzter Seite auf ihn gesetzt wurden: von den Imperialisten Amerikas. Seine Politik des ',di« stwk". des dicken Knüppels, hat im Verein mit der Dollar-Diplomatie von Wall Street die Vormundschaft der Nordamerikanischen Union über ganz Mittel- und einen Teil Südamerikas in die Wege geleitet. Der Geist, der von ihm ausging, hat in weiten Kreisen seines Volkes jene Seelenveranlagung gezeugt, die letzten Endes zur Beteiligung Amerikas an dem Weltkriege führte.

Sein imperialistisches Vermächtnis hat Theodor Roosevelt als Präsident in die Worte gekleidet, an die jetzt, anläßlich seines Ablebens, ganz gewiß jede amerikanische Zeitung erinnert hat:

„Wir haben keine Wahl, wir Volk der Vereinigten Staaten, darüber, ob wir eine große Rolle in der Welt spielen wollen oder nicht. Das ist uns vom Schicksal, vom Gang der Ereignisse vorgezeichnet. Wir müssen diese Rolle spielen. Alles, was wir bestimmen können, ist, ob wir sie gut oder schlecht spielen werden."

Ernst Altkirch:
Evremond und Spinoza.
Mar Liebermann zugeeignet.
Fortsetzung.
In der weißgetünchten Kammer, in die sie jetzt eintraten, stand am Fenst.r
ein mäßig großer eichener Tisch, auf dem Manuskriptblatter vor einem zinnernon
Schreibzeug lagen. Im Leuchter daneben steckte eine frische Fettkerze, Wie ein
wunderliches Spielzeug sah eine in einem länglichen Glase voll Wasser hockende
Mißgestalt aus, das sogenannte „Cartesische Teufelchen".
Fast die ganze Breite der Wand nahm ein fünffächriger Schrank ein, den
Dktav-, Quart» und Foliobücher in Pergament» und Schweineledereinbänden
füllten, ein stattlicher und kostbarer Bücherschatz. Er ließ die sonstige Ärm-
lichkeit der Kammer ganz vergessen, — rote, verblichene Gardinen, hinter denen
das Bett stand, eine farbige Truhe, die abgebrauchte Werkbank mit Gerätschaften
zum Schleifen optischer Gläser und drei Binsenstühle, die gerade hinreichten,
Spinoza und seinen beiden Gästen Sitze zu bieten.
Simon richtete die Grüße aus, die ihm von den Amsterdamer Freunden auf-
getragen waren. „Auch Herr van Blyenbergh, dem ich auf der Börse begegnete,
läßt Euch grüßen. Er wundert sich, von Euch auf seine letzten Briefe noch keine
Antwort erhalten zu haben."
Spinoza seufzte. „Der gute van Blyenbergh ist ein gar wunderlicher
Heiliger. Aber im Ernst gesprochen, lieber Simon, du weißt, wie langmütig ich
bin. Dieser Dortrechter Getreidemakler, an dem ein Theologe verloren ist, treibt
es jedoch zu arg. Seine ellenlangen Briefe mag ich kaum mehr lesen. Ich habe
einen Mohren gewaschen! In den nächsten Tagen soll er meine Antwort er-
halten; daran wird er, so hoffe ich, sein Genüge finden und keine Lust verspüren,
mich weiter zu quälen,"
Zwischen seinen kräftigen, gewölbten Brauen, die zusammenstrebten, um die
schöne lichtvolle Stirn zu tragen, zeigte sich eine Furche, die erst verschwand, als
Simon im salbungsvollen Predigerton deklamierte: „Ihr lieben Leute, hört mich
an! Ich habe zwei Hauptregeln, von denen ich mich beim Philosophieren leiten
lasse. Die erste Regel heißt Klarbeit und Bestimmtheit meiner Verstandesbegriffe,
die zweite das geoffenbarte Wort Gottes. Vermöge der ersten suche ich ein
Freund der Wahrheit, vermöge beider aber ein christlicher Philosoph zu sein!"
De Vries hatte diese Worte mit solcher Komik gesprochen, daß die drei
Männer sich einem herzlichen Gelächter überließen. Dann sagte Evremond: „D!e
Stimme kenne ich! Gehört sie nicht dem trocknen Gesellen, der in Ri?uwertszs

Vuchladen unter seinem Hute die Spaßen so lange hütete, bis er dem Bilde des. verehrten Mannes seinen Bückling machte?"
„Meine Freunde," schnitt Spinoza dieses Gespräch ab. „Ihr stimmt mich nicht fröhlich, wenn Ihr mir noch mehr von einem Toren erzählen wollt. Lassen wir ihn, um so mehr, als ich fühle, daß er eines Tages versuchen wird, sich an mir zu rächen . . . Sprechen wir von Wichtigerem. Ich höre so viel von unserer Flotte, aber nichts Gewisses. Auch Herr Hungens, der mich gestern abend be-suchte, um mich einen Brief Robert Boyles lesen zu lassen, den er gerade erhalten, zeigte sich sehr besorgt. Das Volk fängt an, Schlimmes zu argwöhnen; es ver-mag keinen Grund dafür zu finden, warum man die wohl ausgerüstete Flotte nicht in See stechen läßt. Und wirklich scheinen die Dinge nicht im rechten Fahr-wasser zu sein. Ich fürchte, daß die Unsrigen allzu weise und vorsichtig sein wollen. Es hat bereits, wie ich weiß, an drängenden, zur Eile mahnenden Briefen des Herrn de Witt nicht gefehlt, der sogar daran denkt, sich als Ab-geordneter der Stände auf die Flotte zu begeben . . . Die Götter mögen es zum guten Ende lenken!"
De Vries warf vertrauensselig ein: „Herr van Wassenaer war stets vor» sichtig und schlau wie eine alte Wasserratte. Das ist gute holländische Art! Als ich Amsterdam verließ, wurde er von vielen gelobt, daß er sich wegen des widrigen Windes und der stürmischen See an der Küste halte."
Spinoza sah Simon mit einem langen Blick an. Er schien mächtig bewegt von einem vorausgeahnten schweren Geschick. Es jedoch wie von sich wegweisend, streckte er die Hände aus und sprach mit ruhiger und fester Stimme: „Mich soll alles dieses Menschliche nicht zum Lachen noch zum Weinen reizen, sondern viel-mehr zum Philosophieren und die menschliche Natur besser zu erforschen."
Simon griff nach Spinozas Hand, um sie an seine Lippen zu drücken.
Jener aber wehrte ihm, strich über sein weiches Haar und sagte liebreich: „Mein guter Simon, du darfst lachen und weinen!"
Der junge de Vries brach in Tränen aus. Durch die Pest und den Krieg war über ihn großes Unglück gekommen. Er hatte in kurzer Zeit die Mutter und einen Bruder verloren. Spinoza führte ihn zu seinem Stuhl, ließ ihn sich setzen, und während er einen Arm um ihn schlang, wartete er schweigend voll zärtlichem Mitgefühl, bis Simon den Schmerzensausbruch überwunden hatte.
Es klopfte an der Tür. Frau Tndeman steckte ihr volles Gesicht herein, und ihre Augen flackerten munter wie die Herdflamme, die sie soeben verlassen hatte. „Zu Tisch, meine Herren, zu Tisch!" rief sie geschäftig. Sie drehte sich wie eine junge Dirne um sich selbst, daß die Röcke flogen, dann öffnete sie weit die Tür, und die drei Männer mußten ihr folgen.
In der Küche stand der gedeckte Tisch. Was der Geschirrschrank an schön bemalten Tellern und Schüsseln aufbewahrte, prangte auf dem blütenweißen Tischtuch. Von einem gesottenen Hecht, der junges Grün im offenen Maul trug,

stieg eine feine Dampfwolke auf, in einer Schüssel lagen große, scharlachrote
Erdbeeren, und in bauchigen Krügen schäumte das braune Dünnbier.
Nach dem Essen öffnete Frau Margarita die Arbeitsstube ihres Mannes,
wo einige gute Ölgemälde hingen. Hohe Stühle mit gewebten Kissen umgaben
den runden Eichentisch, und in einem schweren Schrank, dessen Gesims ein ge-
schnitzter Heiland mit der Weltkugel zierte, befanden sich die dicke, in Holzdeckel
gebundene Familienbibel und Herrn Tydemans Malergerät. Durch blanke
Fensterscheiben sah man in den blühenden Garten, und die breitästigen Linden
vor dem Hause erfüllten mit ihrem grünen Schatten das Gemach. Spinoza
wandte sich zu Frau Tydeman: „Meine Freunde gelüstet es hier nach einer
Pfeife Tabak und einer Partie Schach!"
Sie ging, um Pfeifen und das Schachbrett zu holen, aber mit einem leisen
Schrei blieb sie an der Treppe stehen, da sie den Ratspensionär zur Hauspforte
hereintreten sah. Er schlug den Kragen seines Mantels zurück und warf diesen
wie eine lästige Hülle vor sich, so daß Frau Tydeman schnell zufassen mußte, um
ibn aufzufangen. Die Worte blieben ihr vor Ehrerbietung in der Kehle stecken,
sie riß nur als eine eifrige Dienerin die Tür zum Männerstübchen auf, und
Johann de Witt sprang wie ein ungestümer Iüngling mit beiden Füßen über
die Schwelle.
„Zürnt nicht dem Störenfried!" rief er. „Der schöne Tag hat mich her-
gelockt. Nach schwerer Nachtarbeit und ein paar Stunden Wegs kreuz und quer
durch den Haager Busch fühle ich mich so munter wie ein Füllen und spüre
einen rechtschaffenen Hunger!" Er lachte laut und fröhlich, worauf er, zu Frau
Tydeman sich kehrend, hinzufügte: „Keine Umstände, liebe Frau, ein Stück Brot
und Käse mit Milch, das soll mir vortrefflich schmecken!"
Er nahm neben Spinoza Platz, und Evremond staunte, da er die beiden
Männer bei einander sitzen sah, wie ähnlich sie sich waren. Man hätte sie für
Brüder halten können, die nur der Altersunterschied trennte. Beide hatten ein
längliches und gebräuntes Gesicht, dunkel leuchtende Augen, starke, edelgebogene
Nasen und ein festes Kinn; nur war Iohann de Witt braun von Augen und
Haaren, hatte ein Bärtchen auf der Oberlippe, und sein Antlitz war von blühen-
der Gesundheit und einer eckigen Schärfe, während Spinozas Antlitz seelenvoller,
feiner, von der Feinheit alter Rasse, und blutlos durch Leiden war.
Während der Ratspensionär mit dem gesunden Hunger eines an einfache
Kost gewöhnten Mannes aß, schwieg er beharrlich und blickte nur lächelnd von
einem zum andern. Er schien sich an dem weißen, lockeren Landbrot und der
Satte Milch, die er mit beiden Händen zum Munde führte, als an einer besonders
herrlichen Gottesgabe zu erfreuen. Er trank die würzige Milch, ohne abzusetzen,
in sich hinein, und als er die geleerte Schale auf den Tisch stellte, sagte er ge-
lassen: „Das hat geschmeckt! Könnte man anderes auch so mit Behagen in den
Schlund hinuntergießen, man erlebte mehr Freude an der Welt . . . Ihr seht

mich an und erwartet, daß ich Euch eine gute Botschaft verkünde. Nun wohl! Die Staaten haben gestern abend dem Flottenkommandanten, Herrn von Wassenaer, den strengen Befehl erteilt, die britische Küste aufzusuchen, um einen Kampf, unter welchen Umständen es auch sei, zu wagen!" Er hatte diese Worte mit Hast hervorgestoßen. Scharf betonend fügte er hinzu: „Der Raschhandelnde war noch immer im Vorteil. O, daß mein herrlicher de Ruyter am Platze dieses Zauderers stände!"

Spinoza reichte ihm die Hand: „Wir wollen unsere Hoffnung auf Euch setzen!"

Der Ratspensionär lächelte bitter und erhob sich. „Ach, liebe Freunde, Sporn und Peitsche, nichts anderes bin ich! Doch nun verzeiht, wenn ich Euch bitte, mir eine kurze geistige Erholung zu gönnen; sie tut mir not. Ich führte kürzlich mit Herrn de Spinoza ein Gespräch über Kegelschnitte. Es würde mir heute das innigste Vergnügen bereiten, es auf eine halbe Stunde fortsetzen zu dürfen. Das wollet mir gestatten." Er verneigte sich höflich gegen Evremond und de Vries, worauf er Spinozas Arm ergriff und mit ihm das Zimmer verließ. Sie stiegen die Treppe zum oberen Stockwerk hinauf, und der junge Philosoph öffnete dem wissensdurstigen Staatsmann seine Arbeitskammer.

De Vries lauschte, bis ihre Schritte auf der Holzstiege verklungen waren. Er faltete die Hände und blickte in den Garten.

Evremond klopfte ihm auf die Schulter und erweckte ihn mit seiner gütigen, tiefen Stimme: „Mein Herr Träumer, das Schachbrett und die Pfeifen warten auf uns."

VII.

Am Abend des dreizehnten Iunius verbreitete sich im Haag das Gerücht, daß es an der britischen Küste, auf der Höhe von Lowestoft, zu einem Zusammenstoß zwischen den Niederländern und Engländern gekommen wäre.

Aber erst am anderen Morgen drangen Nachrichten in die Stadt, die die Menschen aus den Hänsern trieben, und ihr Iammergeschrei: „Unsre Flotte ist geschlagen!" erfüllte die Gassen.

Hatte der Satan den Engländern beigestanden und ihnen zum Siege verholfen? Doch hört zu: Der Teufel war vielmehr bei den Niederländern, denn das Mißtrauen aller Offiziere gegen den alten Oberbefehlshaber, der in kopfloser Gekränktheit den Angriff befohlen, hatte sich zu einer Aufregung gesteigert, die an Meuterei grenzte. Die sieben Geschwader, in die die Flotte eingeteilt war. handelten daher so wenig gemeinsam, daß jeder Unterbefehlshaber und sogar jeder Kapitän auf eigene Hand den Kampf führte.

Die Engländer durchbrachen mit großer Gewalt die niederländische Schlachtlinie, wobei die Schiffe Jorks und Wassenaers miteinander ins Gefecht kamen.

Auf Pistolenschußweite, backgebraßt, beschossen sie sich stundenlang, eingehüllt in die gelben Rauchwolken der feuernden Kanonen.
Als die gleichbürtigen Gegner zuletzt eine Entscheidung erzwingen wollten, wurde der Herzog von Jork verwundet, und sein Schiff entging nur mit knapper Not der Gefahr, geentert zu werden. Da kam ihm das Geschick zu Hilfe. Aus der Pulverkammer des schwer beschädigten Fahrzeugs Wassenaers loderte eine grelle, schreckliche Flamme empor, worauf mit dumpfem Knall de?s Schiff in der wunden Breitseite auseinanderbarst. Das Meer wurde davon so heftig auf- gewühlt, daß die Brandung hoch über die kämpfenden Schiffe hinwegschlug. Die wogende See bedeckte sich mit Wrackholz und Leichen.
Den Niederländern erstarrte das Blut, und abergläubisch, wie Schiffsvolk ist, erschraken sie aufs höchste, als an Deck des Admiralsschiffes, bevor es unter- ging, eine große, schwarze Katze erschien und mit Gefauch über Bord sprang. Die niederländischen Schiffe wandten sich zur Flucht. Nur einige Kapitäne, junge Heißsporne, hielten noch stand, die jedoch den Engländern nicht gewachsen waren. Ihre Vernichtung und die Verfolgung der fliehenden Schiffe brachten dem Feinde einen vollständigen Sieg.
Tromp deckte den Rückzug und rettete sich mit sechzig Schiffen nach der Insel Terel, Evertsen mit zehn nach der Maasmündung, andere erreichten das Vlie. Die brennenden und zerstörten Schiffe, die auf dem Meere zurückblieben, erleuchteten düster die Nacht, und am geröteten Himmel verblaßte der Glanz der Sterne. Auf den blutgefärbten Wogen aber trieben mehr als zweitausend Tete.
Dänische Fischer, die sich in der Nähe befunden hatten, landeten am anderen Morgen im Hafen von Scheveningen. Sie hatten Schiffbrüchige, holländische Offiziere und Matrosen, an Bord, auch einen englischen Feldscher, dem von einem niederstürzenden Mast die Beine zerschmettert waren. Man hatte ihn auf- gefischt, freundlich behandelt und in Decken gehüllt. Als man ihn an Land trug, drängte sich der Pöbel heran, schmähte und bespie ihn; und die dänischen Fischer konnten ihn kaum vor Mißhandlungen schützen.
Ungeheuer war die Wut und Empörung im ganzen Lande. Das englische Besitztum an Schiffen, Speichern, Waren in Amsterdam und Rotterdam wurde vom Ianhagel in der folgenden Nacht vernichtet und in Brand gesteckt.
Als Evertsen, der neue Oberbefehlshaber, in Briel an Land ging, empfing ihn eine tausendköpfige Menge, Verwünschungen gegen ihn und den toten Wassenaer ausstoßend. Obwohl er von Offizieren und Matrosen umringt war, bemächtigte man sich seiner, stieß ihn von einer Brücke ins Wasser und hätte ihn elendig ertrinken lassen, wenn nicht einige Kapitäne ihn gerettet und ihre Pistolen in die tobende Menge abgefeuert hätten.
Um das Volk zu beruhigen, wurde Evertsen im Haag gefangen gesetzt und vor ein Kriegsgericht gestellt. Er wurde zwar freigesprochen, aber er mußte den

Oberbefehl über die Flotte niederlegen. Die schuldigen Kapitäne wurden hart bestraft.
In diesen schweren und kummervollen Tagen hatte nur einer, Iohann de Witt, von seiner unbeugsamen Natur aufrecht erhalten, den Mut nicht verloren und Unmenschliches vollbracht, wobei er sich keine Stunde Schlaf gönnte und Speise und Trank kaum über seine Lippen kam. Er war auf die Insel Terel geeilt und hatte sich in einem Fischerkahn zu der einlaufenden Flotte rudern lassen, um sie gegen die ihr nachfolgenden Engländer verteidigen zu helfen. Er beunruhigte den Feind derart, daß er sich zurückzog.
Dieser bescheidene Erfolg richtete die Herzen wunderbar auf; Starrheit und Qual wich von den Gesichtern, Glanz kam wieder in die Augen, neuer Mut Kob die Brust der Männer, und wie Ein Mund gelobte sich laut das ganze Volk, die Flotte alsobald wieder auszurüsten und in See zu bringen, um den Feind von neuem aufzusuchen.
Bevor der Ratspensionär den Haag verlassen hatte, war er seinem Herzen gefolgt, das ihm eingab, sich mit Spinoza zu unterreden und seinen klugen Rat zu hören. Er sandte noch in der Nacht zu ihm einen Boten. Spinoza machte sich sofort auf und kehrte vor Tagesanbruch nach Voorburg zurück. Nur der treue Schreiber de Witts wußte davon, daß die beiden Männer über eine Stunde in einem abseitigen Kabinett ihre Gedanken ausgetauscht hatten. Als der Ratspensionär danach in sein Arbeitsgemach zurückkehrte, wo Regenten und Kuriere seiner warteten, befremdet über seine lange Abwesenheit, war ein tiefes Leuchten in seinen Augen und eine große Heiterkeit auf seiner Stirn. Sein ganzes Wesen verriet eine Festigkeit und Bereitschaft, daß sich alle vor ihm tief verneigten und mit ehrfürchtigem Schweigen ihm huldigten.
De Witt, in seiner Tracht von schwarzem Samt, die ihn königlich kleidete, lächelte und sprach: „Geehrte Herren, ich habe Trost und Kraft bei meinem Gott gesucht und bin nun so wohlgemut, wie ich es nie in meinem Leben war. Diese verlorene Schlacht wird uns nicht schaden, dafür verbürge ich mich. Ietzt an die Arbeit!" Die Anwesenden vernahmen nicht ohne Erstaunen und mit einer gewissen Genugtuung die Worte des Ratspensionäirs, dessen freie und duldsame Anschauungen den meisten von ibnen ein Ärgernis gaben, und die nun im Stillen bei sich dachten: Wahrlich, ihm hat Gott seine Macht gezeigt und ihn am tiefsten gedemütigt.
Die Nacht war warm und bell. Im silbernen Dunst hing der Mond über der weiten Ebene. Erst als der Morgen graute, wurde es kühl, und von den Wiesen erhob sich die Feuchtigkeit in weißen Nebelschwaden. Spinoza hatte sich nur leicht bekleidet auf den Weg gemacht, um besser und freier ausschreiten zu können. Trotzdem war er in Schweiß geraten, und auf dem Heimwege, ohne Mantel, fröstelte ihn. Dennoch überließ er sich zuerst nur der tiefen Seligkeit des Bewußtseins, dem Freunde in entscheidender Stunde Halt und Hilfe geboten

zu haben, daß er sogar den breiten Filzhut abnahm und barhäuptig dahinschritt, von erfrischenden Lüften umkost, und von der heiteren Milde der schönen Nacht erregt. Aber als er Voorburg im Morgengrauen fast erreicht hatte, fror ihn plötzlich so stark, daß er in Ängsten vorwärts eilte und qualvoll hustend sein Haus betrat, mit beiden Händen das Kleid über der Brust zusammenziehend, als vermöchte er sie auf diese Weise zu schützen.

Frau Margarita erwartete ihn. Als der Kerzenschein auf sein feuchtes, blutleeres Antlitz fiel, worin die Augen groß und fieberhaft glühten, entfuhr ihr ein Ausruf des Schreckens. Spinoza aber suchte sie, ohne zu sprechen, mit erhobener Hand zu beruhigen, stützte sich auf ihren kräftigen Arm, da er zu schwach war, die steile Treppe allein hinaufzusteigen, und legte sich sofort zu Bett.

In schwerer Erschöpfung schlief er bis zum Mittag. Nach dem tiefen Schlaf fühlte er sich gestärkt, erhob sich, aß von einem Huhn und trank etwas Rotwein dazu, worauf er sich ans Fenster setzte. Aber das Buch, das er vom Schreibtisch nahm, entfiel mehrmals seinen Händen. Während jedoch sein Haupt gegen dir Rückenlehne des Stuhles sank, blickten die Augen klar und heiter über die weite, wolkenbeschattete Ebene dorthin, wo das Meer daran grenzte.

Gegen Abend überfiel ihn ein heftiges Fieber. Mit seinem Zustand vertraut, bat er Frau Tydeman, nach seinem Arzte Lueas im Haag zu schicken. Als dessen schwerfällige Karosse zu vorgerückter Stunde vor dem Hause Tydemans hielt, sprang der ein wenig behäbige Medikus, so schnell ihn seine Beine trugen, zur Tür hinaus, worauf er einer verschleierten Dame aus dem Wageninnern half. Frau Margarita küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand und schluckte dabei die aufsteigenden Tränen tapfer hinunter.

Erst am Lager des Kranken lüftete die Dame ihren Schleier. Mit mütterlicher Sorge beugte sie sich über Spinoza und legte ihre feine Hand auf seine glühende Stirn. Eine Weile verstummte der fiebernde Mund.

„Mein Gemahl wird aufs höchste erschrecken, wenn er erfährt, daß Herr de Spinoza schwer erkrankt ist. Was soll ich ihm mitteilen?" fragte die Dame und drückte ihr Taschentüchlein gegen die Augen.

Lueas bewegte den kahlen Kopf hin und her und stieß einen Seufzer aus.

„Meine gnädige Frau Wendela, schreibt zunächst nicht Eurem Gemahl, der jetzt an anderes zu denken hat, sondern Herrn Simon de Vries. Ich wüßte niemanden, der unfern Freund Spinoza besser pflegen könnte. Eine ante Pflege wird ihn wieder gesunden lassen."

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
d s ch
a
u

Karl-May-Iahrbuch 1919.*)

Von Univ.-Prof. Dr. Konrad Guenther.

Zum zweiten Mal erscheint das Karl-May-Iahrbuch. Es wurde geschrieben, als Deutschland noch stark und unbesiegt in voller Waffenrüstung den Feinden gegenüber stand, und der Stolz auf diese deutsche Kraft spricht aus seinen Zeilen. Vor allem gilt das von zwei fortreißenden Kriegserzählungen, von denen die eine in Frankreich spielt und Hauptmann Dr. Eichacker zum Verfasser hat, während die andere von Hauptmann Tzschirner-Vey uns in die Wüste bei Palästina führt. Beide Verfasser sind Verehrer von Karl May und verkörpern die Tatkraft, das schnelle Zugreifen und das deutsche Bewußtsein des Helden der Neiseerzählungen Mays. Ja, sie finden auch des öfteren Gelegenheit, darauf hinzuweisen, wie sehr die Abenteuer der Mayschen Bücher aus dem Leben gegriffen sind, da sie

*) hemusaeaeben von vr Rudolf Neissel und Fritz Barthel. 2. Jahrgang. 1.—t. Tausend. Preis kart. Ml. 5.—. Breslau 1918. Schleiche Buchdruckern, Kunst- und Verlaasanstalt v. S. Zchottlaender A..O.

sich in diesem Kriege so oft wiederholten. Die zweite Erzählung atmet auch die Umwelt Mays, sie schildert voller Farbenpracht die Wüste und ihre Poesie und könnte geradezu Mays Erzählungen als Fortsetzung in der Wirklichkeit angeschlossen werden. Man kann einen solchen Vergleich im Jahrbuch selbst ziehen. Denn hier finden sich zwei Erzählungen Mays aus dem Orient, die in der bekannten Weise den Sieg der edlen Tat feiern und die Wüste mit gewohnter Anschaulichkeit schildern. Außerdem bringt das Buch eine längere Erzählung Mays, die aus dem Gleise des Reiseerzählers fällt. Sie stammt aus dem Jahre 1881 und handelt vom alten Dessauer und den schlesischen Kriegen. Wie uns das erste Jahrbuch erzählt hat, lag die Gestalt dieses originellen Feldherrn aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen May am Herzen; er wollte ihr eine größere Arbeit widmen, ist dann aber davon abgekommen. Das vorliegende Stück ist durchaus lesenswert, frisch und

anschaulich erzählt und zeigt, wie schon der früher veröffentlichte„Kaperkapitän", daß May auch auf dem historischen Gebiet Gutes leistet.

So kommt auch in dieser Arbeit
der patriotische Gedanke zur Geltung,
der alle Werke Mays auszeichnet. Und
gerade dieser Gedanke ist es, dessent-
wegen wir zufrieden sein können, daß
die Reiseerzählungen immer noch ihre
alte Anziehungskraft behalten haben.
Wenn der Krieg für uns einen trau-
rigen Ausgang genommen, wenn wir
an seinem Ende von Taten und Ereig-
nissen horten, die für uns Deutsche
beschämend waren, so war ganz gewiß
oft genug der Grund, daß das Bewußt-
sein deutscher Stammesangehörigkeit,
deutscher Ehre und Pflicht niekt tief
genug ins Volk gedrungen war und
ist. Hier waren nicht nur der Lehrer
zu wenig, sondern es fehlte vor allem
an der Förderung derer, die sich der
wichtigen Aufgabe gewidmet hatten.
Gerade May ist nun wie wenige ge-
eignet, patriotisches Selbstgefühl ins
Volk zu tragen, denn dieses will, ge-
rade so wie die Iugend, keine trockene
Lehren anhören, sondern frische Ur-
sprünglichkeit erleben, der man nicht
auf Schritt und Tritt die erzieherische
Absicht anmerkt. May hat diese Ur-
sprünglichkeit, und die Erfahrung zeigt
es denn auch überall, er wird vom
Volk und von der Iugend mit Feuer-
eifer gelesen; da aber in jedem seiner
Werke immer wieder der Deutsche auf
Grund seiner Kraft, seines Rechts und
seiner Güte siegt, muß die deutsche
Selbsterziehung in der obengenannten
Grundlage Wurzel fassen. Hätte man
sich das immer vor Augen gehalten,
dann hätte man dcn Siegeslauf der
Reiseerzählungen nicht durch Angriffe
auf die Persönlichkeit Mays zu
buch wieder den Nachweis bringt, wie
unberechtigt jene Angriffe waren. Vor
allem lernen wir durch zwei Aufsätze
von Dr. E. Schmid und Dr. N. Beissel
endlich die Stellen in Mays „Kolportage-
romanen" kennen, auf Grund derer
man ihm jenen Hauptvorwurf machen
zu müssen glaubte, er habe gleichzeitig
mit seinen „frommen Reiseerzählungen"
„unsittliche Schundromane" geschrieben.
Zunächst erschienen die letzten bereits
in den 80er Iahren, die Reiseerzählun-
gen kamen später. Dann aber sind
der „unsittlichen" (besser gesagt: ver-
fänglichen) Stellen so wenig, daß man
sie, ohne die Bücher wesentlich zu
ändern, leicht herausstreichen kann, und
endlich möchte man, wenn man sie

nun gar in ihrem Wortlaut liest, lachen,
so fadenscheinig ist ihre Unmoralität.
Kitschig lind jene Romane vielleicht in
vielen Punkten, das mag sein, aber
von „unsäglich schmutzig" kann keine
Rede sein, jene Stellen werden ihrem
Inhalt nach von Tausend anderen, die
in unserer Literatur unbeanstandet da-
stehen, weit übertroffen. Zum Über-
fluß geht aus den Darlegungen des
Iahrbuchs von neuem hervor, daß sie
offenbar nicht von May geschrieben,
sondern später hineingebracht, wurden,
und an May bliebe dann nur der Vor-
wurf hängen, die Korrekturen nicht
sorgfältig gelesen zu haben.*)
Nein, Mays Verfehlung liegt offen-
bar nicht in seiner schriftstellerisehen
Arbeit, in dieser hat er sich und die
Leser immer nur höher zu bringen
versucht; seine Iugendsünden aber hat
er gebüßt. Wenn ein Verschulden
irgendwo zu suchen ist, dann könnte
hemmen versucht, Angriffe, die für die ^)es nur darin liegen, daß May, als
Erzählungen mal sicher auf keine jugendliche oder überschwengliche Leser
Qeise Geltung hatten.
Da aber Sachlichkeit noch immer
selten ist und derer, die zwischen dem ' ') Im übrigen sind diese umstrittenen Werke
Dichter und seinem Werk unterscheiden ^ Mischen °us dem Buchhandel vey^
... ^ . „ der Man-Berlaq hat ihre Rechte vom blchengeii
konnen, noch n'cht allzuviele sind, ist / z^er mrückgekaust, um sie später in einwand-
es gut, daß auch dieses zweite Iahr-L. freier Fassung selbst herauSzugrben.

ihn mit dem Helden seiner Erzäh-
lungen gleichsetzten, nichts tat, um diesen
Glauben zu berichtigen, ja sogar hie
und da Hinweise anbrachte, die ihn
stärken mußten. Das hebt ein Aufsatz
von dem bekannten Dichter Dr. Karl
Hans Strobl über „Das Tragische im
Karl-May-Problem" mit Recht hervor.
Später hat er dann versucht, seine Ge»
stalten allegorisch zu deuten, seine Leser zu
überzeugen ist ihm aber ebensowenig ge-
lungen, wie die Aufforderung, nun zur
Entlastung und allseitigen Befreiung sein
ganzes Leben klipp und klar aufzudek-
ken, Erfolg hatte. Er scheute sich,
wieder rückblickend sich in die Tiefe zu
begeben, aus der er sich emporgerungen
hatte. Sicher ist aber an der Verfol-
gung Mays ein gut Teil das beschä-
mende Bewußtsein schuld, Dinge ge-
glaubt zu haben, die bei einiger Ein-
sicht als unmöglich erkannt werden
mußten. Man fühlte sich eben „herein-
gefallen". Mit Humor hätte man sich
darüber hinwegsetzen sollen, etwa in
der Weile, wie sie im Jahrbuch eine
köstliche Geschichte von Richard v. Kralik
berichtet, wo eine fröhliche Faschings-
gesellschaft im Jahre 1898 in Wien
Mays Gestalten persifliert und ihn zu
seiner eigenen Freude damit neckt.
Hübsche Aufsätze über Karl Mays
Einfluß als einesIung und Alt fesselnden
Schriftstellers bringen noch Geheimrat
Univ.-Prof. Dr. D. Sehling, Hauptmann
Dr. Eichacker, Dr. Charlotte Bühler,
Prof. Dr. Gurlitt, ferner ein Ober-
sekundaner A. Wagner und Lisa Winkler,
die auch noch ein Bruchstück eines
dramatischen Versuchs ;ur Wiederbe-
lebung Mayscher Gestallen anfügt.
Neuere Angriffe auf den Dichter weisen
F. Barthel in der Einleitung und
F. Prüfer zurück, während Dr.Buchenau
die Lebensdaten des Verstorbenen in
kurzer Zusammenfassung bringt. Mays
Witwe berichtet dann noch über Mays
Diener im Orient und gibt eine er-
greifende Schilderung von der Armut
des Weberhäuschens und seiner Haus-
haltung, in dem May aufwuchs.
Illustrationen und Gedichte Mays be-
leben diese Schilderungen. Endlich
weist Dr. Dimmler auf die Bedeutung
der Kolonisation für die überschüssige
deutsche Volkskraft hin und empfiehlt
die Reiseerzählungen zur Anstachelung
dieses Gedankens.
Alles in allem muß gesagt werden,

daß das Jahrbuch überaus lesenswert ist. Und wenn es den Zweck hat, die Ehre eines Angegriffenen herzustellen, so ist das ein gutes Unternehmen. Um so mehr ist es das, als May, wie oben gesagt, den deutschen Gedanken verbreitet hat und wir jetzt mehr als je für unsere deutschen Männer eintreten müssen. Über vier Jahre lang ist die Welt auf alles Deutsche eingestürmt, da müssen wir selbst um so mehr darauf bedacht sein, uns keine unserer Stützen zu schädigen, und müssen uns freuen, wenn eine, die als innerlich morsch bezeichnet wurde, doch stark und zukunftskräftig wieder hervortritt.

Literarische Runt schau.

Von Prof. Nr. HeinrichBrömse.

„Der Mensch erlebt im Grunde immer dasselbe, er merkt es nur nicht immer." Dies Wort, das eine bequeme Rechtfertigung für Stumpfheit und Übersättigung, aber auch eine geistvolle Umschreibung dafür sein kann, daß man im Grunde nur sich selbst erlebt und durch alle Erlebnisse immer näher und tiefer zu sich selbst kommt, dies viel» sagende Wort, leicht hingeworfen in der Novelle „Der Geheimniekrä-
m e r" von RaoulAuernheimer (Berlin, S. Fischer, 1919), wird durch das eigene Schaffen seines Urhebers bestätigt. Nicht bekümmert durch die

Stürm: 5er Zeit, lebte in ihm — und
nicht allein in ihm — das Wienertum
in der deutschen Literatur weiter, welt-
männisch und gemütlich zugleich, voll
witziger Einfälle und gelassener Spötte-
rei, die das Kleine niemals zu schwer,
das Große manchmal zu leicht nimmt. Zu
den hübschen Einfällen Auernheimers
darf man auch den Leitgedanken seiner
neuen Novelle rechnen. Ein Krämer
wird durch das Tagebuch eines verstor-
benen Priesters, das zufällig in seinen
Besitz kommt, zu einem gefürchteten und
umworbenen Mann, da es die Beicht-
geheimnisse der Kleinstadt enthält. Alle
Verfehlungen im privaten und öffent-
lichen Leben sind ihm preisgegeben, und
es hängt nur von seiner Gnade ab, ob
sie auch andern preisgegeben werden
sollen. Die Verwirrung, die hierdurch
unter den Leuten angerichtet wird, die
Versuche, seine Gunst zu erwerben und
ihm womöglich die gefährliche Waffe zu
entwinden, und endlich sein durch poli-
tische Mittel bewirkter Sturz werden
unterhaltend und mit seelenkundiger
Treffsicherheit dargestellt. Man muß
auch anerkennen, daß die Erzählung
über den Einzelfall hinaus sinnbildliche
Kraft hat, daß sie nach einem häufig
wiederkehrenden Ausdruck „nun cnrn-
<tella vir.»" ist. Nicht ganz das
gleiche Lob kann man der Schilderung
des Helden spenden. Er bleibt eine
schwankende, unbestimmte Gestalt, bos-
haft nnd tückisch, aber zugleich von
einem gewissen Idealismus erfüllt, der
ihn angeblich dazu treibt, die ihm vom
Schicksal verliehene Gewalt nur mit
menschenfeindlichem Behagen zu ge-
nießen, ohne sie für seine Zwecke auszu-
nutzen. Allein die Grenze wird nicht
innegehalten, und trotz aller Bemühun-
gen in Einzelzügen bleibt sein Seelen-
bild, das schließlich doch die Hauptsache
ist, in der Grundanlage unsicher. Kul-
turgeschichtlichen Reiz hat die politische
Umwelt: das österreichische Venetien
kurz vor dem Kriege mit Italien im
Iahre 1866. Der Stil ist sachlich, ge-
lassen, wohl berechnet und angemessen
für den tragikomischen Inhalt, nur
selten durch unnötiges Witzeln verun-
ziert.

In Norditalien spielt auch die No-
velle „Casanovas Heimfahrt"
von Arthur Schnitzler (Berlin,
S. Fischer, 1918). Indem der Ver-
fasser den Schatten des vielgewandten

und verruchten Abenteurers heraufbeschwört, weiß er Zeit- und Orts farbe mit erstaunlicher Einfühlung zu treffen, und die Form des Vortrags, meist im Ton kühler Sachlichkeit, an den Höhepunkten voll glänzender Redekünste, ist bestechend. Aber sie kann bei genauerer Überlegung doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese Geschichte voll aufregender Streiche und jäher Schicksalswendungen im Kern brüchig ist. An entscheidenden Stellen fehlt die innere Notwendigkeit, und statt sieghafter Leidenschaft oder bezaubernder Anmut herrscht im Grunde, mit bunten Lappen aufgeputzt, unendliche Roheit.

Noch etliche Iahrhunderte zurück, auch nach Italien, auch zu einem unbedenklichen Lobredner der Liebe und Schönheit, aber zugleich einem der größten Liebesdichter aller Zeiten führt uns das schöne Werk „DieGedichte des Properz. Mit einer Einleitung. Deutsche Nachdichtung vo,i Paul Mahn" (Berlin, Verlag der Täglichen Rundschau, 1918). Die umfangreiche Einleitung gibt zugleich gelehrten und unterhaltenden Anschluß über Art und Zeit des Dichters. Die Übertragungen sind flüssig, sprachgewandt und, nach Stichproben bemessen, sinngetreu. Zur Wiedergabe der Distichen hat der Übersetzer reimlose fünffüßige Jamben mit abwechselnd weiblichem nnd männlichem Ausgang gewählt. Dies auf die Dauer etwas eintönige Versmaß scheint mir kein passender Ersatz für das Distichon z» sein. Es hat zu wenig Gliederung,

wirkt nicht lebhaft, nicht musikalisch genug, um sich namentlich für läigere lnrische Gedichte zu empfehlen.

GerhardTischer veroffentlicht ein „Weihespiel für da? deutsche Volk in fünf Aufzügen", „Elsaß" (München, I. F. Lehmanns Verlag, 1918). Ludwig der Vierzehnte raubt in schnö dem Rechtsbruch das schöne Land; das Volk spaltet sich in Parteien; Französlinge, unterstützt von kirchlichen Eiferern, ebnen den Feinden den Weg, Deutschgesimite unter Führung des Grafen Rüdeger Eckebrecht von Dürckheim ringen in leidvollem Kampf um ihre Heimat. Das Werk, weniger ein geschichtliches Drama als dramatisierte, etwas opernhaft ausgeschmückte Ge» schichte, ist von edler Gesinnung erfüllt und pocht oft mit schmerzlichen Schlägen an unser Innere?. Im ganzen ist es nicht zu künstlerischer Gestaltung und Abrundung gelangt.

Griechische Sage und Geschichte ist im Laufe des Weltkrieges wiederholt als dichterisches Gleichnis in Werken für die Bühne neu belebt und nach v r- schiedener Richtung verwertet worden. Die Kämpfe um Trosa und Thebn wurden zu schmetternden Anklagen gegen den Krieg benutzt, die Schlachten der Griechen mit den Persern zu Sinnbildern des Kampfes um Freiheit und Vaterland. Als Nachzügler erscheint ein Schauiviel „D e m o sth e n e s". von Karl L. A. S ch m i d t (München, I. F. Lehmanns Verlag, 1918), das die Parteikämpfe in Athen vor der Kriegserklärune, an Philipp von Mazedonien darstellt, aber im Gewande der alten Geschichte die Schicksale unserer Zeit und unseres Volkes schildern will. Es ist von gleicher vaterländischer Gesinnung erfüllt wie das eben benannte Werk, unterscheidet sich ' >n ihm aber durch Knappbeit und Klarheit, auch durch eine gewisse Nüchternheit. Es ist ein politisches Lehrgedicht, das aus meist wohlgeseyten Gesprächen besieht, von dem man aber nicht immer den Eindruck empfängt, daß es ein Ge^ dicht ist.

Es ist kein neuer Gedanke, Robinsons einsames Leben, sein Planen, Cr. finden. Schaffen für die Erziehung auszunutzen, ia, es zu einem Bilde von d.i Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu machen. Ein merkwürdiger Znfall will es, daß zu derselben Zeit zwei neu-

artige Robinsonaden ans Licht treten,
die beide zugleich erzählen und belehren
wollen. Zur Abfassung der einen.
„Meister Robinson" (Berlin,
Wien, Ullstein u. Co., ^19), haben sich
Artur Fürst und Alerander
Moszkowski verbunden. Zugrunde
gelegt wird die altverirai'te Geschieht-.',
die nach bewährtem Muster ein Vat.'r
seinen Kindern erzählt, aber sie wird
ans Ende des neunzehnten Iahrhunderts
vorgerückt und zu einem Bildungsgang
durch Naturwissenschaft und Technik sn
ausgiebig benutzt, d^ß zwischen all den
Belehrungen mancher '.'rser gewiß mir
der kleinen Ursula oft ungeduldig nach
den Schicksal>'n des Helden fragen
wird. Es grenzt ans Wunderbare, wis
alles die Verfasser an de>- Hand der be-
kannten und neu erdachter Abenteuer :u
lehren bemüht sind. Zoologie, Pb'.sik.
Astronomie, Naturwissenschaft im wei-
testen Sinne vereinigen sich mit Unter-
weisungen über Handwerk und Technik
zu einer überreichen Fü!l> des Wissens.
Von einfachen Wetten. Pflanzen^ nnt
Tierbeobachtungen geht es bis zum
Seismographen, zum Darwinismus,
zum Generationswechsel, 'eon den ersten
Handgriffen des Zimmermanns und
Töpfers bis zur Funke' u legraph'e und
Luftschiffahrt. Auch schwierige Fragen
werden verständlich gemacht, gute An
regungen werden gegeben, aber das
Buch ist mit einer zu schweren Last be-
laden, die Belehrungen machen sich zu
breit, laufen zu oft lose neben der Er-
zählung her, und es ist zu befürchten,
daß Leser, die nicht ausgesprochene

Neigung für die behandelten Gegenstände haben, bald erlahmen werden, zumal da die eigentliche Erzählung etwa» trocken geraten ist.

„Die Höhlenkinder im Heimlichen Grund" von A. Th. Sonnleitner (Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagsbuchhandlung stecken sich in der Belehrung nicht so hohe Ziele, erfüllen aber dafür ihre Absicht um so besser. Aus dem Helden sind hier zwei Kinder geworden, die am Ende des achtzehnten Iahrhunderts in eine einsame und völlig abgeschlossene Alpenlandschaft verschlagen werden und hier unter viel schwierigeren Bedingungen als Robinson und auch als dessen Nachfahr bei Fürst und Moszkowski ihr Dasein aufbauen im Kampf mit Hunger und Frost und mannigfachen Gefahren. Wenn man der Ein» bildungskraft des Verfassers einige Zugeständnisse zu machen bereit ist, wird man anerkennen, daß hier ein vorzügliches Werk gelungen ist. Die Erzählung ist nicht nur spannend, sondern auch dichterisch wertvoll, und alle Belehrung ergibt sich zwanglos und anschaulich aus ihr, ja, sie ist überall unmittelbar in Handlung umgesetzt. Auch Erwachsene können ihre helle Freude an dem schönen Buch haben und es für immer liebgewinnen. Sehr zweckmäßig und reizvoll sind durchweg die von Fritz Iaeger entworfenen Bilder, die zu großem Teil als eigenartige Randzierde dienen.

Iün Svensson (Nonni) erzählt in dem Büchlein „Aus Island" (Freibung im Br., Herder) schlichte Iugenderlebnisse und Erinnerungen aus seinem Heimatlande, an denen sich namentlich jugendliche Leser erfreuen können.

Die Becksche Verlagsbuchhandlung in München läßt ihren rühmlich bekannten Büchern über Goethe und Schiller ein zweibändiges Lessingwerk von Waldemar Öhlke folgen, das jenen an Wert gleichkommt. In der Fülle des Stoffes geht es über sie hinaus, denn in dem Titel „Lejsing und seine Zeit" bedeutet der Zu» sah zum Namen des Dichters kein nebensächliches Anhängsel, sondern einen so wesentlichen Teil des Ganzen, daß er streckenweise den ersten Rang beansprucht. Der zeitgeschichtliche

Hintergrund, von dem sich die Gestalt
des Helden abhebt, ist so weit genom
men, mit einer so großen Reihe von
Figuren, Landschafts- und Zeitbildern
ausgefüllt, so sorgsam und liebevoll be-
handelt, daß die Darstellung eine Kul-
turgeschichte Deutschlands zur Zeit,
man könnte fast sagen: unter der Re-
gierung Lessings bildet. Um nur einiges
aus diesem Reichtum herauszuheben:
Universität und Theater in Leipzig, dae-
öffentliche Leben in Berlin, Hamburg
und Braunschweig, Dichterschulen und
Gelehrtenzünfte, Bibliothelswesen, Zeit-
schriften, die theologischen und philo-
sophischen Kämpfe, das Verhältnis der
Fürsten zum Volk und zum geistigen
Leben, kurz das ganze Zeitalter der
Aufklärung von Friedrich dem Großen
bis zum Tagesschriftsteller, von d:n
Akademien bis zur schöngeistigen Tee
gesellschaft zieht in fesselnden Bildern
an uns vorüber. Der Verfasser be-
gnügt sich dabei nicht mit den schon
erschlossenen Quellen, sondern benutzt
zur Beleuchtung der Verhältnisse und
Menschen eine Menge neu hervorgehol-
ter Urkunden, Briefe, Tagebücher, von
denen er eine stattliche Auslese in den
Anmerkungen abdruckt. Wie im Zeit-
geschichtlichen, so ist der Verfasser auch
im Leben und Schaffen Lessings überall
zu den Quellen zurückgegangen. Wo er
frühere Untersuchungen benutzt, ge-
schieht es mit dem prüfenden Blick und
der sicheren Hand des Kenners. So ist
durch gewissenhafte Verwertung der ge-

samten Lessingliteratur und durch neue eifrige Forschung ein Bild des großen Mannes zustandegekommen, das neben den früheren Darstellungen in Ehren besteht und an kulturgeschichtlicher Weite sie alle übertrifft. Besonders eingehend ist alles Lebensgeschichtliche im engeren Sinne behandelt, so etwa die Geschichte der Familie Lessing, so mit Benutzung neuer Quellen des Dichters Verhältnis zum Hause Reimarus, seine Ehe, seine letzten Lebensjahre. Auch die Würdigung des Schaffens wird weiteren Leserkreisen jedenfalls alles Wünschenswerte bieten. Die Hauptwerke werden klar und gründlieh besprochen. Ihr besonderer Inhalt wird gewürdigt, ihre Stellung in der Geistesarbeit ihres Schöpfers, ihr Zusammenhang mit der Kultur seiner Zeit gezeigt. Besonders gelungen sind die Abschnitte über die Dramen, glänzend beispielsweise der über „Emilia Galotti". Von den Prosawerken wird „Laokoon" verhältnismäßig knapp, die „Hamburgische Dramaturgie" in wohl geglückter Abrundung behandelt, sehr ausführlich die Reihe der theologischen Streitschriften. Die Anordnung des Stoffes deckt sich nicht immer mit der Zeitfolge, sondern wird zum Teil durch Rücksichten auf ihren Inhalt oder durch den Aufbau des vorliegenden Werkes bestimmt. Einige Verschiebungen erscheinen gewaltsam. Gern würde man am Schluß der gediegenen und fesselnd geschriebenen Erörterungen eine ausführlichere zusammenfassende Würdigung der gesamten Persönlichkeit sehen.

Die ersten beiden Bände des von Julius Zeitler herausgegebenen Goethe-Handbuches sind an dieser Stelle gewürdigt und empfohlen worden.*) Soeben erscheint der Schlußband (Stuttgart, I. B. Metzler, 1918). Er verdient das gleiche Lob und eine

") Nord und Süd. Iumheft 1918.

besondere Anerkennung für das reichhaltige Gesamtregister, das alle sachlichen, örtlichen, persönlichen Beziehungen übersichtlich zusammenstellt. Unter den Beiträgen des vorliegenden Bandes, von denen auch die größeren nicht weitschweifig, auch die kleineren nicht unbedeutend sind, mögen einige besonders genannt sein, die recht ins Innere der Welt Goethes führen: die allgemeineren über Naturforschung,

Okkultismus, Poesie, Produktions-
weise, Religion, Stoff, Gehalt und
Form, Verskunst, die Erörterungen über
einzelne Werke: Reineke Fuchs, Stella,
Torquato Tafso, Werthers Leiden,
Westöstlichen Divan, kenien und die
vortrefflichen .Einzelausfübrungen zu
Faust, über Persönlichkeiten: Radel,
Schiller, Wieland, endlich die etwas
spärlichen Hinweise auf Sprachliches.
Der Hauptanteil entfällt mit Recht auf
Lebensgeschichte und Dichtung. Natur»
und Kunstwissenschaft sind hinreichend
ausgiebig, Philosophie und Religion,
wie mir scheint, nicht erschöpfend ae»
nug, zum Teil auch etwas einseitig be-
handelt. Gewiß kann noch manches in
den drei Bänden ergänzt, verbessert,
ausgeglichen werden, aber im ganzen ist
hier unter schwierigen Zeitverhältnissen,
ohne Unterstützung durch Stiftungen
oder gelehrte Gesellschaften ein Werk
zustandegekommen, das der deutschen
Kultur Ehre macht, das nicht nur den
Forschern ein unentbehrliches Hilfs-
mittel, sondern auch allen ernsthaften
Mitgliedern der großen Goethegemeinde
ein sehr nützlicher Ratgeber sein wird.
Eine „poetische Studie" von Ru-
dolf Küster würdigt sehr eingehend
„Goethes „Fischer" (Das Wasser
rauscht', das Wasser schwoll)' (Bres-
lau, Priebatsch, 1918). Der Verfasser
erblickt in den Worten der Wasserfrau
die Mahnung, „der schönen Einhe't
aller Wesen sich eingedenk zu halten
und dadurch Genesung von der Selbst-
sucht und den Frieden wunschloser Ge>

Wundheit zu finden". Der Fischer werde durch diese Offenbarung überwältigt und seinem irdisch selbstischen Sonderdasein entrückt. Geläutert schwinde er «ls Mensch dabin, um, selig im Ganzen aufgehend, die Erlösung von Selbstsucht und Verstandeskultur im liebend umfaßten All zu finden. Demgegenüber ist doch wohl daran festzuhalten, daß der Gedanke sittlicher Läuterung allerdings im weiteren Ausblick der ahnungsreichen Ballade liegen mag, daß ihr Kern aber ein naturmystisches Gefühl ist, das sich als Naturmythologie verkörpert. Im einzelnen enthalten die Ausführungen des Verfassers über Geist und Stil des Werkes manche feine Bemerkung.

Lirerarwissenschaftliche Rundschau.

Von ttr. M. Strauß (Worms).

Clara Viebig, „Töchter der Hekuba" (Berlin, Egon Fleische! K Cie. M. 5.).

„Ein Roman aus unserer Zeit" heißt der Untertitel und doch ist es kein Kriegsroman im eigentlichen Sinn. Keine Schlachtenbeschreibung, nicht das Leben im Unterstand, keine Verherrlichung des Heldentums auf, über oder unter der Erde, und doch ein ergreifendes Kriegsbuch. Und auch Heldenschicksale erleben wir, aber dieses Heldentum ist ein passives und d e Heldin ist die deutsche Frau, die in einer großen Anzahl wahrheitsgetreuer Typen, von der Generalin bis zur Fabrikarbeiterin, an uns vorbeizieht. Es ist ein „Chor klagender, trauernder, Hschlagener Mütter, sie raufen die Haare, sie schlagen die Brüste, ihr Weh-Geheul steigt auf zum Himmel, gleich stark, gleich furchtbar wie zu Zeiten von Hekuba." Denn so wie Hekuba, des Priamos Gattin vor Troja ihre Söhne fallen sieht, einen nach dem andern, so erleben oder befürchten auch all die Frauen des Romans den Untergang ihrer Söhne, Gatten, Verlobten. Nur eine Frau konnte dieses Buch schreiben und nur Klara Viebig mit ihrer Wirklichkeitstreue, die gleichwohl eng verbunden ist mit einem warmen Herzen, mit einem alle Leiden verstehenden Mitgefühl und — was manchen Besprechungen des Romans gegenüber betont werden muß — mit einer echten Vaterlandsliebe. Gewiß malt die Viebig grau in grau, in epischer Breite

schildert sie die Sorgen, Quälereien
des Alltags, aber eine ihrer prächtigsten
Gestalten, die Generalin von Vogt, er-
klärt ausdrücklich: „nur keinen Frieden
aus der inneren Not heraus, nur keinen
Frieden machen müssen nach außen,
weil die drinnen nicht mehr wollen",
und die Dichterin ruft ihren Ge-
schlechtsgenossinnen eindringlich das
„Durchhalten" zu. Ohne Pathos
erzählt sie uns von so mancher kum-
mervollen Nacht, ohne Schönfärberei
berichtet sie von so manchen Schatten-
seilen im Leben der Daheimgebliebenen,
vom Leichtsinn und der Gefallsucht der
Frauen, von der Vernachlässigung der
Kinder, von der Gemeinheit der Män-
ner. Auf dieser Gegenüberstellung be-
ruht die Kompositionstechnik der Er-
zählung und ihre Einheit bildet weniger
das eigentliche Geschehen, die Hand-
lung im technischen Sinn wie die allen
Szenen gemeinsame und sie so verbin-
dende Stimmung. Gewiß ist das Buch
kein Roman im eigentlichen Sinne; es
ist der Dichterin auch gar nicht um die
Entwicklung von Einzelpersonen und
Einzelschicksalen zu tun. Als ein Doku-
ment von größter Bedeutung für künf-
tige Zeiten werden die Töchter der
Hekuba von bleibendem Werte sein,
ähnlich wie in Frankreich Barbusses

„F e u e r", und auch im Gesamtwerk der Dichterin der Kinder der Eise l", des „Absolvv t e" und des „S chlafenden Heeres" bedeutet unsere Erzählung zweifellos den Höhepunkt.

5 5 5

OttoRung, „Geheime Mächte", ein Nvvellenbuch (G. Kiepenheuer). Wir lesen so oft von der deutschfeindlichen Stimmung der gebildeten Kreise Dänemarks, daß wir uns doppelt freuen, wenn wir auf einen dänischen Dichter stoßen, der ganz in deutschem Wesen und Fühlen wurzelt. Nur scheinbar im Widerspruch hiermit steht die Tatsache, daß Otto Rung von Strindberg und Wilde beeinflußt ist, denn des ersteren tiefbohrendes, nach den letzten Dingen suchendes Ringen ist ebenso germanisch wie des letzteren romantische Phantastik. Und deutsch ist auch die Doppelseele Rungs: Geist und Erscheinung suchen bei ihm nach Verbindung; so schildert er z. B. die Seele des Technischen, so entdeckt er die hinter der Materie waltenden „Geheimen Mächte" (dies ist der Titel seiner neuesten bei G. Kiepenheuer in Weimar erschienenen Novellensammlung). Man hat Rung mit seinem Landsmann Ioh. V. Iensen verglichen und wirklich haben beide manches gemeinsam: den Sinn für das Phantastisch-Rätselhafte, die Neigung, auch im rein Stofflichen das Fremde, außerenropäischen Kulturen Angehörige aufzusuchen, die Freude, Unmögliches als möglich, ja als durchaus glaubhaft zu schildern. Aber Iensen ist der Besonnenere, Kältere, Rung ist leidenschaftlicher und doch überzeugender. Bei alledem ist seine Technik auch in den „Geheimen Mächten" durchaus überlegt, sie ist von vorbildlicher Knappheit, kein Wort zu viel, keins zu wenig, alles steht an seinem Platz. Dabei versteht Rung, der Gefahr dieser abkürzenden Technik zu entgeben, die die Droste einmal mit den Worten bezeichnet hat: „ich möchte kurz sein und werde dunkel". Die „Geheimen Mächte", von denen der Dichter erzählt, sind Willensmächte, die mit unabwendbarer Suggestivkraft auf eigenes oder fremdes Leben einwirken: da ist der Machtwille eines amerikanischen Weizenkönigs im Kampf mit dem Rächerwillen eines Vertreters der hungernden Massen, da ist der

Lebenswille eines berühmten Arztes,
der mit dem Tod um das Leben seines
Sohnes ringt, da ist der Opferwille
des ersten Erfinders eines Flugzeuges,
da werfen wir einen Blick in das
Leben des sittlich und wirtschaftlich
beruntergekommenen Ägyptens, das
uns in entzückenden Landschaftsbildern
mit der Glut der Flaubertschen Reie-
briefe geschildert wird. Alles diek>
glüht von pulsierendem Leben, be-
kundet fieberndes, atemraubendes Tem-
perament, aber gebändigt von dem
Willen zur Form. Dieser Formwille
ist allerdings bis jetzt nur den Novellen,
nicht auch den Romanen Rungs zu-
gute gekommen; ob hier eine Gebiets-
grenze vorliegt, wird die Zukunft
weisen.

5 5

Barbusse, H., „Das Feuer"
lVerlag der Europäischen Bücher, Mar
Rascher, Zürich.)

Dieses berühmteste Buch der fran-
zösischen Kriegsliteratur, das jetzt eine
Verbreitungsziffer von mehreren hun-
derttausend Stück hat, ist für uns
Deutsche von ganz besonderem Inter-
esse. Der ungeheure Erfolg des Buches
beweist nicht nur die Kriegsmüdigkeit
weiter Kreise Frankreichs, sondern ist
um so bezeichnender, als er einem
Buche gilt, das sich von jeder Beschimp-
fung und Herabsetzung des Feindes
freihält. Barbusse macht keinen Unter-

schied zwischen Deutschen und Franzosen, er kennt nur heldenmütig kämpfende und leidende Menschen, die sich für ihr Vaterland opfern und die auf ihr bürgerliches Leben wie auf ein verlorenes Paradies zurückblicken. Es ist daher begreiflich, daß die chauvinistische französische Hetzpresse einen Feldzug gegen das Buch eröffnet hat, der indes nur zu seiner Verbreitung beigetragen hat. Die Helden dieser Erzählung sind die Leute einer Korporalschaft und auch sie nicht als einzelne Persönlichkeiten, der Held ist vielmehr der Soldat als solcher, das Heer, so wie etwa in Hauptmanns „Webern" die Masse der Weber der eigentliche Held ist. Die Scharfe der Beobachtung und die unerbittliche Wahrheitstreue erinnern an Zola; nicht verschwiegen darf aber werden, daß die sich häufenden Schilderungen der Mühsale im Schützengraben und beim Angriff auf die Dauer gar zu trostlos wirken. Aber doch legen wir die Erzählung aus der Hand mit dem Gefühl, daß hier ein Mitkämpfer diese Dantesche Hölle unserer Zeit beschrieben hat, tiefgebeugt und zerschmettert von all dem Elend, das über die Welt gekommen ist und Freund und Feind gleich trifft. Iedenfalls gehört Barbusse gleich Romain Rolland zu den wenigen Franzosen, die auch den Gegner verstehen und in ihm den leidenden Mitmenschen erblicken.

5 5 5

Eugen Demolder, Ein Märchen an der Scheide. (Gg. Müller, München. M. 3, geb. M. 4,50.)

Schon Demolders erstes Buch „Der Weg der Dornen" zeigte uns des Dichters leidenschaftliches und doch inniges Heimatsgefühl, seine Fähigkeit, Menschen und Landschaft sich durchdringen und ineinander aufgehen zu lassen. Aber im übrigen, welch ein Unterschied zwischen jenem Rembrandtroman und dem neuen Buch. Dort eine Durchschnittserzählung, unsicher im Aufbau, hier ein Werk aus einem Guß, voll blühender Lyrik und märchenhafter Phantasie. Diese Märchenstimmung ist durchzogen von einem manchmal stark naturalistischen Realismus, wie ihn de Zosters Uylenspiegel zeigt, und der auf Rabelais zurückgeht. Dieser das Buch durchziehenden Doppelstimmung, dem Wechsel zwischen Lyrischem und Herbrealistischem entspricht der Grund-

gedanke der Erzählung: der Flame
trägt, seiner Abstammung und Ge-
schichte entsprechend, zwei Seelen in
sich, denn das Blut der Spanier und
der Niederländer vereinigte sich nicht
i.ur auf dem Schlachtfeld, und aus der
Verbindung der Krieger von Toledo
und Saragossa mit den Frauen Flan-
derns erwuchsen die Frauen, deren
rosig schimmernde Haut Rubens und
deren ebenholzschwarzes Haar Goya
gemalt haben. Und so ist Flandern das
Land mit zwei Seelen, der trüben
Nordlandstimmung und der geheimnis-
vollen Sehnsucht nach dem Licht und
der Klarheit des Südens; diese
Sehnsucht der jungen Gräfin Wal-
burga nach dem Lande ihrer Träume,
ibre Wanderung nach dem Sü^en und
ihre Vereinigung mit dem spanischen
"rinzen erzählt uns Demolder in einer
solch stimmungs- und schwungvollen
Weise, mit einer so starken, Himmel
und Hölle umfassenden Phantasie (auch
der Tod und der Teufel treten auf),
daß er bis zum Schlusse fesselt. So fest
und sicher seine Gestalten auch ge-
zeichnet sind, so bleibt die Märchen-
stimmung doch dadurch gewahrt, daß es
nicht das Licht der Außenwelt ist, das
diese Gestalten umflutet, daß es viel-
mehr aus ihnen herausleuchtet wie aus
den Bildern des größten Holländers
und sich gerade hierdurch der Schleier
des Geheimnisvollen über Land und
Menschen legi. Die Übersetzung von
Stefanie Strizek ist einwandfrei.

Rundschau

Theater-Rundschau.

Von vi'. Assaf Ciffrin.

. . . Von einigen Bühnenwerken,
die nicht Eintageleben führen . . .

Aus der Zeit gleichsam entwachsen, über sie hinwegweisend in die größte, tiefste Ahnung, mit dem Licht der ewigen Lampe des Menschentums übergossen. Nur weniges von solcher Wurzel und von solchem Wuchs, unter diesem Zeichen prangend, steht vor uns. Es flackert hochauf — Brand wird, Brand muß in Bälde werden.

Im „Deutschen Theater" glüht diese ewige Lampe. Und aus tiefsten Zeichen, wonnigen Wehen, entstehen Gebilde, die auf den Gipfel des Kunstausdrucks weisen.

Tolstois: „Und das Licht scheinet
in der Finsternis."*)

Des Großen, des Einsamen Geist (der hier streng dogmatische) ist es, der mehr leuchtet, als die in tiefstem Erlebnis wurzelnde Flamme des Menschengefühls wärmt. Das Geistige, nicht der Geist an sich, erklimmt die höchsten Grate. Bewegt sich dicht an der Vernunft vorbei — an ihrvorbei.

Die Menschen sind nach ihren Elementen differenziert — und nur das Vorherrschende in ihnen leiht ihrem Wesen Berechtigung inmitten dieser begrifflichen Gebilde. Vom Erdhauch — obwohl viel vom Erdgeruch die Rrde ist — ist wenig zu spüren. Und weil dieses Drama (das unvollendet blieb) durchgeistigt ist, die Menschen nur Träger von Begriffen sind, klar abgezirkelt durch begrifflich-dogmatische Klassifizierung, daher konnte es nur das Spiel von wunderbaren Darstellern sein, die ihr eigenes Menschentum an den Tag brachten, das erwärmte — und in das knisternd dogmatisch starre Gefüge des Nur-Geistigen geleitete . . . Und die herrlich lebendige Arbeit eines Reinhardt — und schließlich noch: unsere Erinnerung, die immer wieder pochte und sagte: Ähnliches sprach schon einmal aus dem „Lebenden Leichnam" (an der gleichen Stätte, mit den gleichen Menschendarstellern!). Und so scheint's der nächste Gipfel seit dem „Lebenden Leichnam" zu sein. Nur im Spiel indes ein Gipfel.

Aus dem Innersten dröhnten geradezu die geistigen Schmerzen, stöhnte die Tortur eines Menschheithirns. Allein

') Verlag Ladyschnikow, Berlin.

dieser Schmerz des Geistes macht nicht
heiß, macht nicht kalt. — Nur in den
rein menschlichen Zügen (diese Fülle
rührendster Gesichte boten die Spieler
Lueie Höflich und Alexander Moissi
selbst, mild unterstrichen durch die das
Menschliche herausarbeitende Regie-
kunst Reinhardts), in ihren Zügen
lagen die Gefühlsausklänge des Dich-
ters des „Lebenden Leichnam".
Tolstoi sagt hier etwa: die weiß-
gleißende Welt ist Finsternis, das Licht,
das da hineinleuchtet, bin ich, will ich
Euch sein! Und zeigt aber weder
Finsternis noch Licht durch Menschen,
sondern durch eine fast bis zur Unkennt-
lichkeit des Menschlichen gesteigerte
Geistigkeit. Die Menschen des Dramas
sind nicht schlecht, die Menschen in der
Handlung sind nicht gut — keineswegs
— sie denken nur (schlecht und gut
in den von Tolstoi gewollten Gedanken-
gängen).
Das Werk ist in der Hauptstraße
rein geistig, darum nicht erschütternd,
nur in den Seitengäßchen ist es mit
menschlich warmem Blut und Gefühl
von Erdenkreaturen gefüllt.

Aus gleichem Stoff und von ganz ähnlicher Struktur istFritzvonUnruhs „Das Geschlecht""), das die Gesellschaft das „Junge Deutschland" im „Deutschen Theater" gab. Aus hartem Stoff gehauen — und nicht geschnitzt. Wer so aus dem Vollen hauen kann, ist unter den Schaffenden der Besten einer. (.Darüber später noch mehr im Rahmen jüngster dramatischer Dichtung.) Der Wurf ist geistig vollendete, zu Ende gehandelte Weltanschauung, stofflich, menschlich embryonal. Gewaltig und verwirrend, groß und undurchsichtig. Geistig, geistig nur, kaum menschhaft; nur wenig Irdisches lugt aus dieser insgesamt grandiosen Geistigkeit.

Wiederum bewies der junge Regisseur Heinz Herald neben dem lobenswerten Mut, den Versuch zu wagen, etwas so starr Geistiges vermenschlichen zu helfen, ein großes Können im Anpacken und Ausbilden nahezu ätherisch-geistiger Gebilde. Das Knirschen, das Eisenfresserische des Poems, dünkt mich, war unnötig allzusehr gemindert worden. Herald führt als Romantiker Regie — und sein Blick ist nur auf das Große, die geistige Quintessenz gerichtet. Sein Kunstausdruck ist romantisch in jeder Faser. Diese seine produktive Regieeigenheit, die intuitiv das ätherischste Gebilde zu umfassen (und um» zugestalten!) die Fähigkeit hat, harrt auch „dankbarerer", großer Aufgaben. Der Zug ins Große im Kunstausdruck, die romantisch-produktive Färbung und der gestaltende Schwung sind ihm eigen.

Georg Kaiser zeichnet im Stil des Wedekind und Shaw. Und um so zeichnen zu können, sucht er das Gebiet, das ihm diesen Stil geradezu vorschreibt. „DerBrand im Opern ha us"*')

') Verlag ,Mrt Wolff. Leidig.

") Verlag S. Fischer. Berlin.

birgt im Hintergrunde, hinter roten Gardinen, den Brand — im Kern eine harmlose Liebes-, Hintergehungs- und Versöhnungsepisode. Ursache, Verkettung des Ganzen bleiben verhüllt. Das Ganze ist in den Rauch des Brandes getaucht und die Einzelzüge, die Einzelbegriffe sind nur schwer erkennbar. Außen Feuer. Innen Kälte. Außen Brand, Lohe — innen Schnee, Eis. So macht Kaiser sich dem Blick offenbar.

„Ich wußte nicht, daß Du mich

liebst" — „Du warst nicht da, nur
Dein Schein war da!", so spricht die
kleine aus enger Lebenszelle in die
Überfülle, das Raffinement des Schönen
hineingezerrte Sylvette, die durch den
Genuß des Leckermahls zur Betrügerin
wird, zu ihrem Herrn Gemahl, dem
Herrn von 3. Und aus ihr spricht
echte Kaiser'sche Auffassung und drama-
tische Gestaltungsweise. — Dieser
Hauch bildet den Lebensäther für das
ganze Hin und Her der zwei Menschen.
Und am Schluß gebärdet sich das kleine
Menschlein gar heroisch — indem es
sich in den Brand hineinstürzt.
Wäre einzelnes an der Symbolik
offenbarer, klarer, so könnte man eine
Aufwärtsentwicklung in Kaisers Dich-
tung erblicken. — Und Kaiser i st —
vielleicht bis heute zu sehr mit dem
Hirn allein — Dichter.
Sein Herz blutet nicht, wenn er an-
klagt und geißelt, es lacht nicht, wenn
er sich moquiert, sein Auge wird nicht
feucht, wenn er den Brand in anderer
Herzen schildert. Kaiser bleibt starr,
maskiert, mit LebensweisheiL drapiert.
Das ist seine Schwäche — und seine
Eigenart, die heute so stark packt. Ge-
org Kaiser wird darum zu dem formal
Größten gelangen — ohne uns in
seinem Tempel erwärmen zu können.
Er besitzt unzweifelhaft das Geniale im
Erschauen und Erfassen des Wesent-
lichen, Stilisierten aus einem Dutzend-
gespräch, Begriffsgefecht oder Dutzend-

herzen. Er wird auch darum der gespieltesten einer sein — vielleicht morgen schon —, ohne daß die meisten dabei auch nur sich Mühe geben, seine Eigenart zu begreifen. Hirn, Dynamiker, Hirn: der Dramatiker der mechanisierten Zeit. Er trägt diesen Stempel.

Das »Kleine Schauspielhaus" übergab Kaiser selbst die Regie. Der Rahmen war echt, klar, ohne zu packen. Es liegt nun einmal an den furchtbar kalten, wie von Wassersträhnen überrieselten Wänden des Hauses. In den Kammerspielen wäre die Konstitution zur wärmeren Auffassung von vornherein gegeben. Der Raum gehörte zur Regie. Die Spieler regten sich und flogen wie im Spuk. Im Spiel Iohanna Terwins (Sylvette) lag etwas vom Gigantisch-Grotesken in dem Sich-plötzlich-Aufrichten einer der Glut des Krematoriumofens anvertrauten Leiche: Augenblicksgröße, die in Asche zer, fällt! . . . „Brand im Opernhaus."

Die Iüngsten kommen durch Rudolf Laucckners herrlich warmen „Der Sturz pes Apostel Paulus" zu Wort. — Es gelangen Stern heims „Tabula rasa" in diesen Tagen im „Kleinen Theater", Björnsons „König" demnächst im „Lessing-Theater" zur Aufführung. Darüber nach der Aufführung.

Die Iüngsten pochen mutig ans Tor — ... und es hallt wider . . .

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
Herausgeber und Chefredakteur: Pros. Dr. Ludwig Skiin in Berlin XV iv, Lütiomuler 5z. Telefon Ami >nirinr!i Nr, i>W > — DeranIworilicher RedaKteur: Or.SnIviu? Bruck In Breslau —Allein>Der««ung für Ungarn:
lSrill'Ich« K. K. Hosb„chiiandlung lZ, DenKS,, Budopell V, Doro,rnn'U!eza 2. — Verlag und Druck der Schleichen «uchoruckierei v S, Schonlaender, Ä,.<ö„ Breslau III,